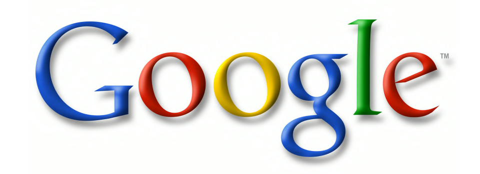


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

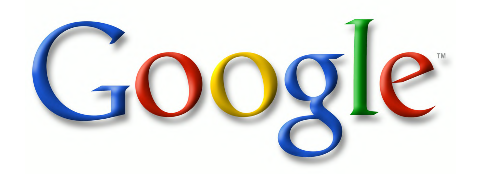
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

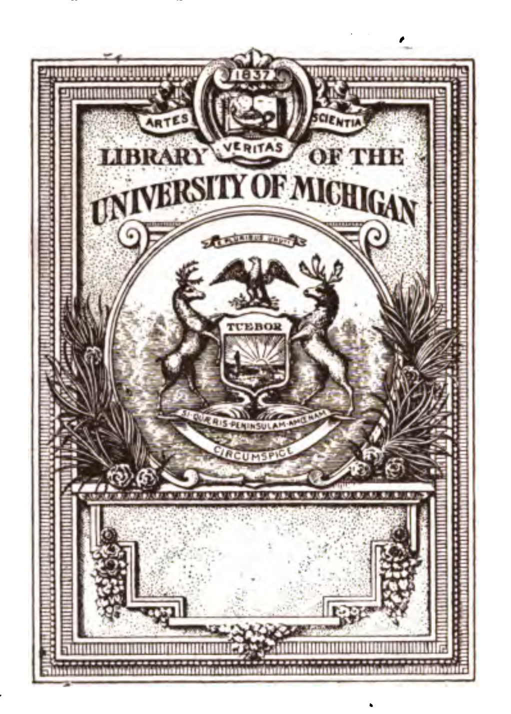
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

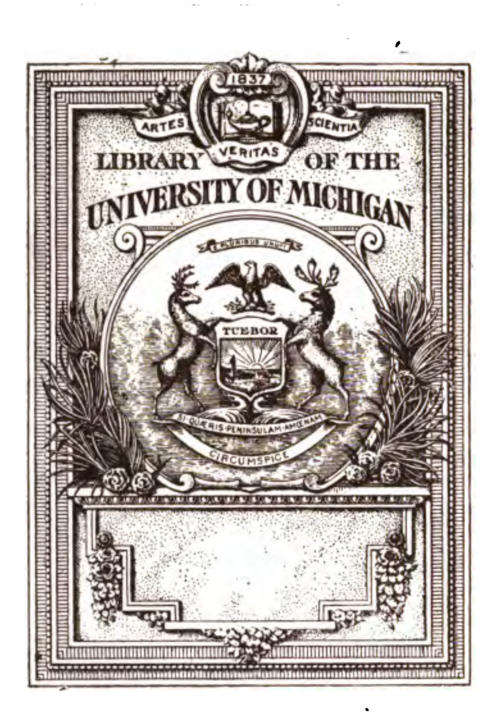
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

610.5
Z5
a63


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

610.5
Z5
a63

Zeitschrift

für die

Anthropologie.

In Verbindung mit den Herren
Amelung, Beneke, Bergmann, Ennemoser, v. Eschenmayer, Grohmann, Groos, v. Gruithuisen, Haindorf, Hayner, Heinroth, Henke, Heusinger, Hoffbauer, Hohnbaum, Horn, Jacobi, Pienitz, Romberg, Ruer, Schelver, Schneider, Vering, Weiß und Windischmann

herausgegeben

von

Fried. Nasse.

Jahrgang 1826.

Leipzig,
bei Carl Cnobloch.
1826.

Zeitschrift
für die
Anthropologie.

In Verbindung mit den Herren
Amelung, Beneke, Bergmann, Ennemoser, v. Eschenmayer, Grohmann, Groos, v. Gruithuisen, Haindorf, Hayner, Heinroth, Henke, Heusinger, Hoffbauer, Hohnbaum, Horn, Jacobi, Pienitz, Romberg, Ruer, Schelver, Schneider, Vering, Weiß und Windischmann

herausgegeben
von
Fried. Nasse.

Jahrgang 1826.

Leipzig,
bei Carl Cnobloch.
1826.

Zeitschrift

für die

Anthropologie.

In Verbindung mit den Herren
Amelung, Beneke, Bergmann, Ennemoser, v. Eschenmayer, Grohmann, Groos, v. Gruithuisen, Haindorf, Hayner, Heinroth, Henke, Heusinger, Hoffbauer, Hohnbaum, Horn, Jacobi, Pienitz, Romberg, Ruer, Schelver, Schneider, Vering, Weiß und Windischmann

herausgegeben
von

Fried. Nasse.

Jahrgang 1826.

Leipzig,
bei Carl Cnobloch.
1826.



Zeitschrift

für die

Anthropologie.

In Verbindung mit den Herren
Amelung, Beneke, Bergmann, Ennemoser, v. Eschenmayer, Grohmann, Groos, v. Gruithuisen, Haindorf, Hayner, Heinroth, Henke, Heusinger, Hoffbauer, Hohnbaum, Horn, Jacobi, Pienitz, Romberg, Ruer, Schelver, Schneider, Vering, Weiß und Windischmann

herausgegeben

von

Fried. Nasse.



Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Seite

Drittes Heft.

Seite

Viertes Heft.

Seite

Ueber den Ursprung der Sprache.

Von

Nasse.

Die Geschichte weiß nicht von ihrem eigenen Anfang; auch nicht mit dem kleinsten Lichtstrahl erhellt sie jenen Akt der menschlichen Seele, welcher, von allen, deren die Kraft des Menschen fähig ist, der lichtzeugendste, der Sprache ihr Entstehen gab. Und so müssen wir denn, wenn wir Aufschluß suchen über jenen Akt, der, wie oft auch schon erwogen, doch immer aufs Neue uns zu Fragen anregt und zu Versuchen sie zu lösen, auf andere Hülfen der Forschung bedacht seyn, die, wenn sie uns auch keine Gewißheit geben, (was ja auch geschichtliche Ueberlieferung nicht zu leisten vermöchte,) uns wenigstens zu einer auf Wahrscheinlichkeit gegründeten Entscheidung zu führen im Stande sind.

Wollen wir die Gegenwart zu Hülfe nehmen, in ihr nach einer sich noch jetzt wiederhohlenden Sprachentstehung uns umsehend, so suchen wir auch hier vergebens. Ueberall finden wir nur Sprachüberlieferung, nirgends mehr eine Aufschluß gebende Sprachentstehung. Auch die ersten Fortschritte der schon begonnenen Erfindung sind uns verborgen, da die Rauhheit der Sprachen wilder Völker, wenn sie auch gewöhnlich für den Aufgang der Bildung dieser Sprachen gedeutet wird, auch dem Niedergang derselben angehören kann.

Die Laute der Affekte lösen die Aufgabe ebenfalls nicht. Diese Laute sind der Ausdruck getrübter Seelenzustände; sie

bringen nur gewaltsam in einzelnen Vokalen, höchstens in abgerissenen Sylben aus der aufgeregten Brust. Die Sprache in ihrer edleren Erscheinung, wie die ältesten auf uns gekommenen Ueberlieferungen sie uns darlegen, zeugt dagegen von nichts weniger, als von solchen verworrenen, gewaltsam sich aussprechenden Zuständen, und selbst die rauhen Laute der Wilden sind nach allem, was genaue Beobachter davon berichten, von dem Schrei der Freude und des Schmerzes durch Zusammenhang und Mannichfaltigkeit gar sehr verschieden.

Und so wären wir ohne Hülfe, bliebe nicht noch ein lichter Punkt uns übrig. Gibt es gleich kein Entstehen der Sprache mehr, so entsteht doch ein der Sprache wesentlich Aehnliches noch täglich vor uns und in uns, und an dem können wir lernen. — Der Ausdruck menschlicher Regungen in der Musik erhellt uns den Ursprung der Sprache.

Beide, Musik und Sprache, sind in der Zeit erscheinende Aeußerungen der psychischen Thätigkeit. Vor allem ist die Musik, welche zu ihrem Ausdrucksmittel die Stimme hat, der Sprache wesentlich verwandt. In beiden wirkt ein Hauch aus der Menschenbrust; beide sind sich in den Organen, welche diesen Hauch zu Stimme und Sprache bilden, nahe befreundet; beide verschlingen sich innig, ja für den Ausdruck menschlicher Regungen nothwendig, zum Gesang.

Die Verschiedenheiten, die zwischen der Musik und der Sprache obwalten, trennen zwar beide als verschiedene Formen der psychischen Aeußerung; Musik und Sprache bringen nicht unter gleichen Umständen aus der Brust; der Hauch zur Musik wird anders modificirt als der zur Sprache; die Musik verlangt gemessene Töne, die Sprache nicht; die Musik liebt ein beträchtliches Steigen und Fallen der Stimme, die Sprache nicht; die Musik drückt, wie man sagt, bloß Gefühle aus, die

Sprache auch andere psychische Regungen; die Sprache ist zum Mittel der Bezeichnung von Begriffen geworden, die Musik nicht; die Ausdrucksmittel der letzteren sind allgemein geltende, sogenannte natürliche, die der Sprache hingegen, wie man gewöhnlich annimmt, nur auf Uebereinkunft beruhende (willkührliche); es fragt sich indeß, wiefern diese Verschiedenheiten wesentlich scheidende seyen. Wir müssen, ehe wir weiter schreiten, auf diese Frage näher eingehn.

Daß die Regungen der Affekte, welche die Brust nicht verschließen, sondern sie treiben sich in Worten und Tönen Luft zu suchen, bald durch diese, bald durch jene laut werden, hängt offenbar weniger ab von einem innern Verhältnisse des von diesen Affekten Betroffenen als von einem äußern. Die Freude, die Trauer des Einsamen ergießt sich in Gesang; auch der Furchtsame singt, wenn er allein ist. Dagegen veranlaßt uns die Gegenwart von Menschen, unsere Regungen durch Sprache auszudrücken. Das ist das natürliche Verhältniß; wer in der Einsamkeit spricht, wer Anderen seine Empfindungen vorsingt, der ist aus diesem Verhältniß herausgetreten. Auch das Singen im naturgemäßen Chor, wie ihn die Kirche am vollkommensten darstellt, geschieht noch ohne eine Absicht, ohne eine Richtung des Singenden auf Andere. Hat nun gleich das Schauspiel Selbstgespräche, die Oper Duette und Terzette, und manche von großer Schönheit, so beweiset das nicht gegen die im Vorigen aufgestellte Scheidung, da die Kunst sich für ihre Zwecke ein anderes Verhältniß der Dinge schafft und das Natürliche nicht ihr Maaßstab ist. Indem sie indeß singen läßt, was im natürlichen Verhältniß gesprochen wird, oder anderntheils die Töne des Trauernden in Selbstgespräche verwandelt, zeigt auch sie, daß Sprache und Musik nicht wesentlich von einander verschieden sind.

Die Organe, die beim Sprechen und Singen thätig

sind, bilden anatomisch und physiologisch ein nah Verknüpftes. Bei der Stimme fällt nur das Mehr der Thätigkeit in den Kehlkopf; die Theile der Mundhöhle und die Nasenhöhle wirken bei ihr mit; sie geben dem Ton nach Maaßgabe der verschiedenen Richtung, in der er aus der Stimmritze tritt, eine verschiedene Leitung, sie modificiren ihn durch ihre Gestalt, durch ihr ganzes räumliches Verhältniß. Und wenn dies auch für die Stimmen der Thiere weniger gelten sollte, für die, in der sich menschliche Regungen ausdrücken, ist es außer Zweifel.

Die gemessenen Töne der Musik eignet sich die Sprache an in der Deklamation, welche nach ihren verschiedenen Abstufungen zwischen der gewöhnlichen Rede und dem schon der Musik angehörenden Recitativ wechselt. Daß aber das Steigen und Fallen der Stimme nicht unumgänglich zur Musik erforderlich sey, zeigen so manche Gesänge (man denke nur an Mozarts Komthur und an Reichardts Erlkönig), die anhaltend bei einem und demselben Tone verweilen, so wie umgekehrt die singenden Sprechweisen der Kinder und manche Provinzialdialekte lehren, daß ein solcher Wechsel der Stimme auch aus der Sprache nicht ausgeschlossen sey.

Um uns zu überzeugen, daß die Sprache, ausser durch den Sinn ihrer Worte, auch durch ihre bloßen Laute Gefühle ausdrücke, brauchen wir uns nur daran zu erinnern, wie sicher wir in dem Weichen und Harten, dem Leisen und Starken, dem Fallen und Sinken der Rede eines Menschen, der eine uns fremde Sprache spricht, auch durch das bloße Gehör Stille des Gemüths und Aufregung, Freundlichkeit und Abneigung zu erkennen im Stande sind. Andrerseits leuchtet ein, daß ein Phantasiespiel mit Tönen, daß eine kunstreiche Verschlingung von musikalischen Sätzen, daß eine Fuge nicht bloß Gefühle ausdrücke. Ja in den sogenannten musikalischen Mahlereien, wo Raumverhältnisse

durch Töne geschildert werden sollen, oder der Komponist durch musikalische Instrumente die Laute von Thieren mit der Absicht, auf das Vorbild hinzuweisen, nachahmen läßt, sind offenbar als Bezeichnungen von Vorstellungen zu betrachten, die mit denen, welche die Sprache enthält, dem Wesen nach übereinkommen.

Daß nun aber die Laute der Sprache, und nicht die der bloßen Stimme, zum Mittel des geselligen Verständnisses geworden, kann darum seinen Grund nicht in einer wesentlichen Verschiedenheit beider haben, weil sich die schon von Leibnitz *) behauptete Möglichkeit einer Sprache in Tönen schwerlich in Zweifel stellen läßt. Allerdings sind die Sprachlaute vielfältiger als die Stimmlaute, und jene verstatten darum eine größere Mannichfaltigkeit und dadurch eine größere Bestimmtheit des Ausdrucks und eignen sich deshalb mehr zu einem solchen Mittel des Verständnisses als diese; ja es ist möglich, daß die Natur die Organe der Mundhöhle geradezu zu jenem Geschäft bestimmt habe, wie sie dieselben denn auch in wahrscheinlicher Andeutung eines nach Aussen gerichteten Zwecks mehr nach Außen gelegt hat; alles dieß gibt jedoch begründeter Weise keinen wesentlichen Unterschied, sondern, wie auch schon Leibnitz es erkannt hat, nur eine Abstufung gradweise verschiedener Tüchtigkeit.

Was endlich den Unterschied in der natürlichen und

*) „Il faut considérer", heißt es in den Nouveaux essais sur l'entendement humain, Buch 3, Kap. 1, §. 1. „qu'on pourroit *parler*, c'est à dire se faire entendre par les sons de la bouche sans former des tons articulés, si on se servoit des *tons* de la Musique pour cet effet; mais il faudroit plus d'art pour inventer un *langage des tons*, au lieu que celui *des mots* a pû être formé et perfectionné peu à peu par des personnes, qui se trouvent dans la simplicité naturelle."

nicht natürlichen Beziehung der in der Musik und in der Sprache gebrauchten Mittel betrifft, so wird bei der Behauptung dieses Unterschiedes etwas als entschieden vorausgesetzt, was noch Gegenstand der Untersuchung ist. Wollten wir auch absehen von der Verschiedenheit der Musik bei verschiedenen Völkern, so wie von der Ungleichheit in dem musikalischen Ausdruck derselben Handlungen, derselben poetischen Stoffe durch verschiedene Tonsetzer, so ist es ja eine, wenn auch oft wiederhohlte, doch immer noch unerwiesene Lehre, daß die Sprache zu dem, was sie bezeichnet, auch da, wo sie aus ihrer natürlichen Quelle stammt, nur in einem zufälligen Verhältniß stehe. Eben auch der vorliegende Aufsatz ist noch damit beschäftigt, über diese Frage Aufschluß zu suchen.

Und so hätten wir denn wohl Grund, für Sprache und Musik eine Gleichung des Wesens festzustellen, auf der wir fortbauen dürfen. — Wiefern vermag nun die Erfindung der einen die der anderen zu erläutern, wiefern können wir hier aus dem Gegenwärtigen das Vergangene erkennen?

Unsere Gleichung würde sich wieder aufheben, wenn sich uns hier, in dem verschiedenen Zeitverhältniß der Erfindung der Sprache und der Musik, ein wesentlicher Unterschied beider darstellte. Betrachten wir indeß diese Verschiedenheit näher, so zeigt sich bald, daß sie theils nur wieder eine des Grades, theils nur eine von äußeren Bedingungen abhängige ist.

Wenn unsere Kinder uns auch nicht lehren können, welches die älteste Sprache sey, weil die Voraussetzung unbegründet ist, daß die Menschen der frühesten Zeit den späteren Geschlechtern geistig gleich gewesen seyen, (was denn auch jenen Experimenten des Königs Psammetichos von Aegypten, von denen Herodot erzählt, auch wenn sie minder umsichtig angestellt wären, die Beweiskraft nimmt), so zeigen sie uns doch Versuche zur Selbsterzeugung von Worten, die

wohl mehr Beachtung verdienten, als ihnen bisher zu Theil geworden. Es gibt der kleinen Sprachkünstler, die für die Benennung ihrer Bedürfnisse eine besondere Erfindsamkeit zeigen, und so lange, als es nur eben gelingen will, an ihrem selbsterzeugten Eigenthum festhalten *). Noch erfindsamer sind bekanntlich die Kleinen in der Verbindung von Worten zu Sätzen, in der sie sich nicht selten ihre Wärterinnen zu Nachahmern gewinnen.

Worterfindungen von Seiten der Erwachsenen sind zwar bei vorgeschrittener Entwickelung der Sprache selten, fehlen aber doch nicht ganz. Häufiger sind freilich neue Wortzusammensetzungen, neue Wortbiegungen, wie deren unter anderen die bekannten Versuche, die deutsche Sprache zu reinigen, einige unter uns in Umlauf gebracht haben; sie sind indeß nur im weiteren Sinne Spracherfindungen zu nennen. In neuen Verknüpfungen von Worten zu Sätzen wagt am meisten der Dichter, und oft mit großem Erfolg für die Lebendigkeit des Ausdruckes und gern billigender Aufnahme; indeß bildet auch er nur schon vorhandenen Stoff um.

Daß es andrerseits auch in der Musik eine Ueberlieferung gebe, zeigen die Reminiscenzen in unseren modernen

*) Unstreitig ist es der Art und Weise, wie der Vokal A gebildet wird, ganz gemäß, daß die Kinder in ihren Laut- und Worterzeugungen ihn vorzugsweise gebrauchen, wovon schon die bekannten Mamm und Papp Beweise sind. Ein kleiner Knabe, den ich näher zu beobachten Gelegenheit hatte, und der an seinem Idiom, das seine Wärterin ihm abgelernt hatte, besonders lange fest hielt, hatte fast ausschließlich Worte mit diesem Vokal: ein Löffel hieß ihm Pamm, Fleisch Marks, Kartoffeln nannte er Bla-Bla. Wie interessant müßte ein Wörterbuch der Kindersprache seyn, zumal eins der Kindersprache von mehreren Völkern!

Tonstücken nur zu oft. Ganze melodische Sätze wandern von einem Komponisten zum andern; und mit den Harmonieen-gängen des erfindungsreichen Geistes schmücken sich die Bedürftigen, die doch auch gern Komponisten seyn wollen. Indeß gibt es auch für den an Erfindung reichen Geist in der Musik eine Ueberlieferung: wenn auch sonst nichts, so überkommt er wenigstens die zwölf Töne mit ihren Oktaven.

Und so wäre denn auch hier nur eine Gradverschiedenheit. Aber auch diese hängt bloß von einem äusseren Verhältniß ab: wären Töne statt den Lauten der Sprache das Mittel des geselligen Verständnisses geworden, so würde der Erfindung in jenen, wie jetzt der in dieser eine Schranke gesetzt seyn. Wer durch Zeichen mit einem Anderen Gedanken austauschen will, muß diejenigen gebrauchen, die diesem bekannt sind. Erfindungsversuche verwirren b nur, es gilt allein dem Hergebrachten zu folgen. So wird das Kind, wenn es eben die ersten Versuche gemacht hat, sich selbst eine Sprache zu bilden, gar bald gezwungen, die seiner Aeltern einzulernen; die neuen Wörter der Erwachsenen finden höchstens in einem engen Kreise von Familiengliedern, von Zuhörern und Lesern eine ohnehin meist nur vorübergehende Beistimmung. Was in der Verknüpfung von Worten zu Sätzen die Kinder versuchen, müssen sie ebenfalls bald der Sprechweise der Erwachsenen aufopfern, und was der Dichter wagt, wie eng muß es sich an das Hergebrachte anschließen, wie anstößig ist jede Abweichung, in der er nur eben über die Gränze des leichten Verständnisses hinausschweift! Daß dennoch im Laufe der Jahrhunderte die Sprachen sich verändern, ist keineswegs mit diesen Erfahrungen der Gegenwart in Widerspruch; könnten wir abrechnen, was an jenen Veränderungen bloß auf passive Weise durch den Einfluß fremder Völker, durch Annahme fremder Sitten, durch Vernachlässigung im Sprechen

zu Stande kam, so dürfte für den Antheil freier Spracherfindung an ihnen wenig übrig bleiben.

Auch wo die Musik nur noch vermittelst äußerer Hülfen erfindet, unterscheidet sie sich in der Freiheit ihrer Hervorbringungen beträchtlich von der Sprache; wie aber gegen die bloß reproduktive Einbildungskraft und den bloß ordnenden Verstand die zeugende Phantasie, so tritt die, welche eines rein-menschlichen Ursprungs ist, in der Kraft der Erfindung gegen die Sprache auf. Außer den zwölf Tönen und deren Oktaven bedarf sie, wo ihr lauterer Quell sich ergießt, nichts anderes Gegebenes; aus diesen einfachen Elementen erhebt sie sich in denen, die von ihrer Schöpfungskraft zu zeugen vermögen, zu dem lebendigsten und mächtigsten Ausdruck der tiefsten Regungen der Seele.

Die Richtungen, die Formen, in denen die Musik erfindet, sind zwar wieder dieselben, in denen es auch die Sprache vermöchte. Wie die Töne der Stimme, bieten auch die Laute der Sprache zu gleichzeitigen und zu aufeinanderfolgenden Verknüpfungen sich der Phantasie dar; aber die Sprache muß ihrer Bestimmung aufopfern, was die Musik frei verfolgen kann.

Mehrere ungleichartige Sprachlaute, von verschiedenen Personen zugleich hervorgebracht, können sich in einer und derselben Gehörvorstellung vereinigen; eben so verschiedene Worte von mehreren Personen zugleich gesprochen. Aber dort ist noch keine Sprache und hier wird sie, indem sie ihre Verständlichkeit verliert, wieder aufgehoben. Die Musik erfindet dagegen auf demselben Wege, auf dem die Sprache als Verständigungsmittel untergeht, eine neue Welt, die Harmonie. Sie schafft sich in dieser aus den ihr gegebenen Tönen eine reiche Zahl vorher nicht dagewesener, an Macht des Ausdrucks gesteigerter; sie vereint das Reich des Klanges mit dem der Töne. Und je lebendiger die, welche in ihr zeu-

gen, von ihrem Geiste erfüllt sind, desto reicher und ausdrucksvoller gehen diese Schöpfungen aus ihnen hervor.

Hat sie nun schon in dem Gebrauch der einfachen Elemente zur fortschreitenden Entwickelung eine weite Erfindungsbahn vor der Sprache voraus, so dehnt sie, mit solchen Mitteln bereichert, den Kreis ihres freien Wirkens ins Unendliche aus. Sie bildet Melodie und Harmonie in den mannichfaltigsten Weisen, läßt beide gesondert und läßt sie vereint wirken. Wie weit sie die Gränzen ihres reichen Gebietes auch hinausrücken wolle, es steht ihr keine andere Schranke entgegen, als die der in ihr schaffende Geist sich selbst setzt.

Statt daß endlich die Sprache in dem, was sie ausdrücken will, sich an ein Zeitmaaß, wie Verständlichkeit und Herkommen es fordern, binden muß, hat die Musik bei der freien Erfindung ihres melodischen und harmonischen Stoffes auch die unbeschränkte Macht, welchem Zeitgesetz sie ihn unterordnen will. Sie selbst schafft sich dieses Gesetz, hebt es wieder auf und wechselt mit neuen nach ihrem Gefallen. Ja während sie ein von ihr gewähltes befolgt, beschränkt dieß ihre Freiheit doch so wenig, daß sie innerhalb der Gränzen desselben wieder ein anderes, und selbst ein jenem widerstrebendes, aufstellen und nach diesem, mitten in jenem, ihre Reihen führen kann.

So untrennbar ist von der Musik die Freiheit, daß sie auch den Erfindungsgeist der Sprache steigert, einen Theil der Banden, welche dieser auferlegt sind, löset, wenn beide im Gesang sich mit einander verbinden. Schon die freiere Behandlung der Wortbiegungen und Wortverbindungen, welche dem Dichter verstattet ist, gibt hiervon Zeugniß; der Sprache ist das Herkömmliche aber zu werth, als daß sie sich zu einer solchen Hintansetzung desselben verstehen könnte; jene Gunst muß also anderswoher, sie muß daher stammen, wo das Hergebrachte nur ein sehr Untergeordnetes, wo freie

Produktion hingegen das Erste ist, aus derjenigen Ausdrucksweise der Seele, zu welcher der Dichter unabläßig hingezogen wird, die auch an seinen Hervorbringungen in der Sprache einen wesentlichen Antheil hat, aus der Musik. Im Gesange wagt es die Sprache sogar, mehrere Laute, ja selbst mehrere Worte zugleich vernehmen zu lassen, freilich jedesmal mit mehr oder weniger Beschränkung ihrer Verständlichkeit, aber von ihrer Gefährtin dazu fortgezogen. Sie wagt es lange Sylben um ein Mehrfaches zu verlängern, und läßt wohl gar, denen, die über sie wachen, zum Aergerniß, lange kurz nehmen und kurze lang. Trennungen, Verknüpfungen und Wiederhohlungen von Sätzen, wie sie dem Dichter in ihr verpönt sind, erlaubt dem Musiker der Gesang ohne Widerrede. Er führt die Rhythmen des Dichters in eine die Eintheilung der Zeit mannichfaltiger und freier behandelnde Ordnung ein; er bildet, wo die in den Worten des Dichters ihm überlieferten Rhythmen seinen Zwecken nicht genügen, andere, so wie, wo sie fehlen, neue; er erhebt endlich durch die harmonische Ausführung des Gesanges das Werk des Dichters aus der Beengtheit einfach fortschreitender Sylbenreihen in eine Sphäre des Ausdrucks, wo jede Beziehung eines Wortes, ja selbst eines Lautes, die der Dichter nur eben anzudeuten vermochte, in neben einander fortschreitenden Rhythmen und sich vereinenden Tönen dem Hörer klar und bedeutsam wird.

Wo sind nun aber die Quellen der Musik, und wiefern geben sie Andeutungen über die der Sprache?

Was Platon im Kratylos den Sokrates sagen läßt, daß die Tonkunst die Dinge nachahme, müssen wir, auch wenn wir das Wort Nachahmung in seinem engeren Sinne nehmen, als richtig anerkennen. Die Musik ahmt alle Töne und Laute nach, welche außer ihr in der Natur zu vernehmen sind.

Laute oder zum Theil auch Töne außer der Musik er-



zeugen 1) die Naturelemente in ihrem Aufruhr, 2) die Thiere durch ihre Stimmen, 3) die Affekte und 4) die Sprache des Menschen. Von allen diesen finden wir in der Musik offenbare, obschon im Grade verschiedene Nachahmungen, wobei die Töne als solche wiederhohlt, die Laute und Schälle aber meist erst in Töne übersetzt werden.

Die Nachahmung von Lauten der Elemente kommt in der Musik sehr häufig vor und unsere Ouverturen und Symphonieen erinnern an diese Laute nur zu oft. Da das Heulen und Sausen des Windes zuweilen deutlich ein Stück der Skale schleifend, d. h. ohne Ausscheiden gesonderter Töne, auf- und absteigt, so lag die Nachahmung hier nahe; veredelt, obgleich unverkennbar, finden wir sie denn auch bei ausgezeichneten Komponisten, so in Mozart's Don Juan, Andante der Ouverture, Takt 23–26, und im Finale des zweiten Akts, Andante Takt 30 und folgende. Wie oft der Donner in der Musik nachgeahmt worden, ist allbekannt. Da die Musik Instrumente hat, in denen der Ton schon nahe an Schall angränzt, so werden ihr Nachahmungen der Art durch diese Mittel leichter, wo sie dann freilich aber auch auf der Gränze steht, wo die Kunst der Töne ein Ende nimmt.

Da manche Thiere schon wirkliche Töne hervorbringen, so liegt die Aufforderung, diese zu wiederhohlen, der Musik noch näher, als jene Nachahmung der Laute der Elemente. Auch gelingt es ihr durch ihre Mittel den Gesang mehrerer Vögel mit beträchtlicher Annäherung an das Vorbild nachzubilden, und es sind bekanntlich in neuerer Zeit mehrmals dergleichen Nachahmungen in Instrumental- und Gesangwerken, wenn auch nur zum Scherz, aufgeführt worden. So grundlos nun auch die noch neuerdings von Busby (Geschichte der Musik, Bd. 1, S. 5) wiederhohlte Behauptung ist, daß der Mensch seinen ersten musikalischen



Unterricht von den Vögeln erhalten habe, so sind doch eben jene Spielereien in Haydn's Jahrszeiten, in v. Beethoven's Pastoralsymphonie, in M. v. Weber's erstem Ton ꝛc. nicht bloß Beweise, daß der Mensch in seinen musikalischen Hervorbringungen die Töne der Thiere nachzuahmen sowohl fähig als geneigt sey, sondern sie verrathen uns zugleich, wie ähnlich viele hergebrachte melodische Figuren, die wir anhören, ohne dabei an eine Nachahmung von Vogelstimmen zu denken, jenen zum Scherz ersonnenen sind, bei denen wir durch die Worte des Textes, durch Anmerkungen des Tonsetzers oder auf irgend eine andere Art darauf aufmerksam gemacht werden, daß in ihnen Gesangsweisen der Thiere dargestellt seyen.

Daß manchen, den Aufruhr der Seele ausdrückenden Tonverbindungen, dem Komponisten bewußt oder unbewußt, die Laute der Affekte ein Vorbild gewesen seyen, läßt uns das Stöhnen der Angst, das Wimmern der Klage, der Schrei des Schmerzes, die wir so deutlich in ihnen vernehmen, in keinen Zweifel ziehn. Am wenigsten gibt die Musik der letzten Zeit, in der die Nachahmung der Affektlaute besonders beliebt geworden zu seyn scheint, zu diesem Zweifel Raum, in unseren Opern-Finales, ja selbst in manchen Chören unserer modernen Cantaten und Oratorien hört man, selbst durch das Gebrause der wild stürmenden Instrumente hindurch, diesen Schrei des Schmerzes, der Angst, wie den der Scheiternden auf sturmbewegtem Meere, um Hülfe rufen. Da keine andere Quelle der Musik, sey es der nachahmenden oder der nichtnachahmenden, diese Töne mit einer solchen, wenn auch die Gränzen der Darstellung des Schönen überschreitenden Naturwahrheit zu erzeugen im Stande wäre, so werden wir für den Ursprung derselben nothwendig auf jene Affektlaute hingewiesen, denen sie so unverkennbar ähnlich sind.

gen, von ihrem Geiste erfüllt sind, desto reicher und ausdrucksvoller gehen diese Schöpfungen aus ihnen hervor.

Hat sie nun schon in dem Gebrauch der einfachen Elemente zur fortschreitenden Entwickelung eine weite Erfindungsbahn vor der Sprache voraus, so dehnt sie, mit solchen Mitteln bereichert, den Kreis ihres freien Wirkens ins Unendliche aus. Sie bildet Melodie und Harmonie in den mannichfaltigsten Weisen, läßt beide gesondert und läßt sie vereint wirken. Wie weit sie die Gränzen ihres reichen Gebietes auch hinausrücken wolle, es steht ihr keine andere Schranke entgegen, als die der in ihr schaffende Geist sich selbst setzt.

Statt daß endlich die Sprache in dem, was sie ausdrücken will, sich an ein Zeitmaaß, wie Verständlichkeit und Herkommen es fordern, binden muß, hat die Musik bei der freien Erfindung ihres melodischen und harmonischen Stoffes auch die unbeschränkte Macht, welchem Zeitgesetz sie ihn unterordnen will. Sie selbst schafft sich dieses Gesetz, hebt es wieder auf und wechselt mit neuen nach ihrem Gefallen. Ja während sie ein von ihr gewähltes befolgt, beschränkt dieß ihre Freiheit doch so wenig, daß sie innerhalb der Gränzen desselben wieder ein anderes, und selbst ein jenem widerstrebendes, aufstellen und nach diesem, mitten in jenem, ihre Reihen führen kann.

So untrennbar ist von der Musik die Freiheit, daß sie auch den Erfindungsgeist der Sprache steigert, einen Theil der Banden, welche dieser auferlegt sind, löset, wenn beide im Gesang sich mit einander verbinden. Schon die freiere Behandlung der Wortbiegungen und Wortverbindungen, welche dem Dichter verstattet ist, gibt hiervon Zeugniß; der Sprache ist das Herkömmliche aber zu werth, als daß sie sich zu einer solchen Hintansetzung desselben verstehen könnte; jene Gunst muß also anderswoher, sie muß daher stammen, wo das Hergebrachte nur ein sehr Untergeordnetes, wo freie

und so ließe sich der Fall wenigstens denken, daß nicht bloß einzelne Tonstücke, sondern alle musikalischen Hervorbringungen eines Volkes dieses Ursprungs wären.

Die Anwendung des im Vorigen Festgestellten auf den Ursprung der Sprache ergibt sich von selbst. Daß die Nachahmung von vernommenen Lauten an der Bildung von einer Menge von Worten Antheil habe, ja dieser Bildung allein zum Grunde liege, ist so unverkennbar und auch so allgemein anerkannt, daß der Beweis aus der Analogie der Musik hier unnöthig ist, sondern umgekehrt die Nachahmung in der Musik, wäre sie nicht aus unmittelbarer Nachweisung erkennbar, mittelst der Analogie der Sprache bewiesen werden könnte. So nahe schließen sich hier und überall Musik und Sprache nach ihrem Wesen an einander an, so vollkommen bewährt sich die Gleichung, die der vorliegenden Untersuchung zur Basis dient.

Die Quellen der Nachahmung sind für die Sprache (außer der hier wegfallenden aus ihr selbst) dieselben, wie für die Musik. Weil indeß die Sprache nachzuahmende Laute nicht erst, wie die Musik, zu übersetzen brauchte, so mußten dieselben in ihr im Allgemeinen deutlicher erkennbar bleiben, da hingegen Töne in ihr sowohl unvollkommener nachzuahmen als schwieriger zu erkennen sind. Und so ist denn auch eine Menge von Dingen in vielen Sprachen aufs offenbarste nach den Lauten, welche diesen Dingen eigen sind, benannt; auch viele Thiere führen Namen aus dieser Quelle, da hingegen vielleicht keines nach seinen Tönen benannt ist. Daß Worte aus Affektlauten seltener sind, ist wohl eine natürliche Folge des den Zuständen des Affekts fremden Bezeichnungsgeschäfts der Sprache; indeß fehlen solche Worte nicht ganz und unter anderen sind die deutschen: Aechzen, Wehklagen, Wuth, Jubel ꝛc. und die lateinischen vagio, jubilo, nicht zu gedenken der Ach und O und vae und io; die doch auch schon

Die musikalische Nachahmung der Sprache erkennen wir am leichtesten da, wo Töne und Worte sich vereinigen, im Recitativ. Im Recitativ wiederholt sich das Abgebrochene, Nichtgemeßene, in dem Stande der Stimme mehr Gleichmäßige der Sprache; in ihm wagt es die Musik, gegen ihre sonstige Natur auch Gleichgültiges mit Tönen zu begleiten. Aehnliche abgebrochene, wenig rhythmische melodische Folgen, die sich nur in einem beschränkten Umfang von Tönen bewegen, und die den minder aufmerksamen Hörer nicht selten glauben machen, daß jemand bei oder zwischen der Musik gesprochen habe, hat nun auch die Musik ohne Verbindung mit Sprache, und diese sind für sie, was das Recitativ für jene zusammengesetzte ist: Nachahmungen der Sprache, so weit diese sich in Worten und nicht schon in Affektlauten ausdrückt.

Da alle melodische Verbindungen ihren Rhythmus haben, so müssen auch die, welche die Musik von Aussen aufnimmt, den ihrigen mitbringen. Die Laute der Elemente, die der Affekte und die Worte mit ihren Verbindungen enthalten wenigstens Andeutungen dazu, welche die Musik, indem sie das Nachgeahmte in Töne übersetzt, dann mehr oder weniger entwickelt. Daß Zeiteintheilungen ohne Inhalt von Aussen her ihr angeeignet würden, wie man es wohl von den Zeitmaaßen im Fallen der Tropfen, in dem Gange und Sprunge der Thiere rc. behauptet hat, haben wir keinen Grund anzunehmen.

Wie mannichfaltig der Menschengeist nun auch das so Empfangene verknüpfe und weiter entwickele — und er müßte seine Natur verläugnen, wenn er das nicht thäte, — der Stoff in diesen Verknüpfungen und Entwickelungen bleibt doch ein nachgeahmter. Das Entstandene kann dann wieder nachgeahmt und hierbei wieder in fortgehender Reihe mit immer steigender Mannichfaltigkeit variirt werden.

Und so ließe sich der Fall wenigstens denken, daß nicht bloß einzelne Tonstücke, sondern alle musikalischen Hervorbringungen eines Volkes dieses Ursprungs wären.

Die Anwendung des im Vorigen Festgestellten auf den Ursprung der Sprache ergibt sich von selbst. Daß die Nachahmung von vernommenen Lauten an der Bildung von einer Menge von Worten Antheil habe, ja dieser Bildung allein zum Grunde liege, ist so unverkennbar und auch so allgemein anerkannt, daß der Beweis aus der Analogie der Musik hier unnöthig ist, sondern umgekehrt die Nachahmung in der Musik, wäre sie nicht aus unmittelbarer Nachweisung erkennbar, mittelst der Analogie der Sprache bewiesen werden könnte. So nahe schließen sich hier und überall Musik und Sprache nach ihrem Wesen an einander an, so vollkommen bewährt sich die Gleichung, die der vorliegenden Untersuchung zur Basis dient.

Die Quellen der Nachahmung sind für die Sprache (außer der hier wegfallenden aus ihr selbst) dieselben, wie für die Musik. Weil indeß die Sprache nachzuahmende Laute nicht erst, wie die Musik, zu übersetzen brauchte, so mußten dieselben in ihr im Allgemeinen deutlicher erkennbar bleiben, da hingegen Töne in ihr sowohl unvollkommener nachzuahmen als schwieriger zu erkennen sind. Und so ist denn auch eine Menge von Dingen in vielen Sprachen aufs offenbarste nach den Lauten, welche diesen Dingen eigen sind, benannt; auch viele Thiere führen Namen aus dieser Quelle, da hingegen vielleicht keines nach seinen Tönen benannt ist. Daß Worte aus Affektlauten seltener sind, ist wohl eine natürliche Folge des den Zuständen des Affekts fremden Bezeichnungsgeschäfts der Sprache; indeß fehlen solche Worte nicht ganz und unter anderen sind die deutschen: Aechzen, Wehklagen, Wuth, Jubel ꝛc. und die lateinischen vagio, jubilo, nicht zu gedenken der Ach und O und vae und io, die doch auch schon

zeichnungsmitteln gebraucht werden, unverkennbar dieses Ursprungs.

Haben wir im Vorigen die äußeren Bedingungen der Nachahmung in Musik und Sprache betrachtet, so gilt es nun, auch auf die inneren, auf die in dem Menschen liegenden, einen Blick zu werfen. Es fragt sich, welcher Zustand der Seele derjenige sey, in dem eine solche Nachahmung zu Stande kommt.

Gewiß ist die Nachahmung, wie F. A. Carus (Psychologie Bd. 1, S. 508) es bereits ausgesprochen hat, nicht immer ein geistig träges, den Nachahmenden fast bloß zum Spiegel brauchendes Wiederhohlen eines Aeußeren, sondern sie kann auch in einem hohen Grade freithätig, sie kann durch das Streben, einem Vollkommenen gleich zu werden, veredelt seyn. Je geistiger der Gegenstand, der nachgeahmt wird, je mehr die Nachahmung freie Thätigkeit fordert, je weniger in ihr bloß ein Aeußeres wiederhohlt wird, einen desto höheren Rang werden wir ihr zuerkennen müssen, so wie anderntheils einen um so niedrigeren, je mehr sie von allem diesem das Gegentheil ist, von welchem Grundsatz wir denn hier und in der Folge auf unseren Gegenstand Anwendung zu machen haben.

Die verschiedenen Akte, die an der Nachbildung von Lauten und Tönen in der nachahmenden Musik und Sprache Antheil haben, sind aufmerksames Wahrnehmen des Aeußeren, Wirksamkeit des der Seele eigenen Nachbildungstriebes, Umbildung des Wahrgenommenen in eine Vorstellung, welche das Mittelglied wird zwischen der Wahrnehmung und der Anregung der körperlichen Organe, die das Nachgebildete zur Aeußerung bringen, und Thätigkeit dieser Organe zur Hervorbringung des nachgebildeten Lautes oder Tons.

Ob die Fähigkeit zur Nachahmung von Laut und Ton,

Und so ließe sich der Fall wenigstens denken, daß nicht bloß einzelne Tonstücke, sondern alle musikalischen Hervorbringungen eines Volkes dieses Ursprungs wären.

Die Anwendung des im Vorigen Festgestellten auf den Ursprung der Sprache ergibt sich von selbst. Daß die Nachahmung von vernommenen Lauten an der Bildung von einer Menge von Worten Antheil habe, ja dieser Bildung allein zum Grunde liege, ist so unverkennbar und auch so allgemein anerkannt, daß der Beweis aus der Analogie der Musik hier unnöthig ist, sondern umgekehrt die Nachahmung in der Musik, wäre sie nicht aus unmittelbarer Nachweisung erkennbar, mittelst der Analogie der Sprache bewiesen werden könnte. So nahe schließen sich hier und überall Musik und Sprache nach ihrem Wesen an einander an, so vollkommen bewährt sich die Gleichung, die der vorliegenden Untersuchung zur Basis dient.

Die Quellen der Nachahmung sind für die Sprache (außer der hier wegfallenden aus ihr selbst) dieselben, wie für die Musik. Weil indeß die Sprache nachzuahmende Laute nicht erst, wie die Musik, zu übersetzen brauchte, so mußten dieselben in ihr im Allgemeinen deutlicher erkennbar bleiben, da hingegen Töne in ihr sowohl unvollkommener nachzuahmen als schwieriger zu erkennen sind. Und so ist denn auch eine Menge von Dingen in vielen Sprachen aufs offenbarste nach den Lauten, welche diesen Dingen eigen sind, benannt; auch viele Thiere führen Namen aus dieser Quelle, da hingegen vielleicht keines nach seinen Tönen benannt ist. Daß Worte aus Affektlauten seltener sind, ist wohl eine natürliche Folge des den Zuständen des Affekts fremden Bezeichnungsgeschäfts der Sprache; indeß fehlen solche Worte nicht ganz und unter anderen sind die deutschen: Aechzen, Wehklagen, Wuth, Jubel ꝛc. und die lateinischen vagio, jubilo, nicht zu gedenken der Ach und O und vae und io, die doch auch schon

Tönen durch Kinder und Erwachsene zeigen, wobei sich indeß eine Uebereinstimmung in der Richtung der psychischen Thätigkeit nicht verkennen läßt. Es bleibt nur die Frage, wiefern diese Richtung eine gezwungene oder eine frei bestimmte sey, eine Frage, die denn freilich ein Grundverhältniß unseres Gegenstandes angeht.

Der Musiker ahmt gezwungen nach, wenn sich in seiner Seele Eindrücke von Gehörerregungen forterhalten haben, die nun, wenn er komponirt, ihm unbewußt in seinem Werke wiederklingen; er ahmt nach mit frei nachbildender Thätigkeit, wenn er darauf ausgeht, diesen oder jenen Gegenstand nach dessen Naturtönen in seinem Werke aufzuführen. Dort beherrscht ihn, ohne daß er es weiß, der Nachhall eines Sturmgeheuls, eines Angstgeschreis; hier wählt er mit Bedacht zur Darstellung des Nachtigallgesangs Flötentöne, zur Nachahmung des Donners Paukenschall. Und diesem analog wird auch der Sprechende, wenn er das Heulen, das Brausen, das Donnern nach ihren Lauten benannte, ebenfalls nur, von den Eindrücken beherrscht, nachgeahmt haben, frei hingegen, wo kein solcher ergreifender Eindruck ihn bestimmte, wie wir Alle noch jetzt nach Willkühr für einen tönenden Gegenstand, z. B. für ein neues Instrument, einen den Ton dieses Gegenstandes nachahmenden Namen bilden können.

Die Umbildung des Gehöreindrucks in eine zu den Körperbewegungen auf Laut und Ton in Beziehung stehende Vorstellung wird erleichtert sowohl körperlich durch die physiologische Verknüpfung der Gehör-, Sprach- und Stimmwerkzeuge, als psychisch durch die nahe Beziehung zwischen einer Sinnesvorstellung und einer dem Inhalt nach gleichen Vorstellung auf Bewegung.

Allerdings werden sich Ton und Laut leichter in ihr Gleichartiges umbilden lassen (Ton in Ton, Laut in Laut),

als in ihr Ungleichartiges, (Ton in Laut und Laut in Ton), wie denn jenes selbst die Thiere können; indeß bleibt zwischen diesem Ungleichartigen noch immer eine nahe Beziehung. Dafür sprechen theils jene schon angeführten Gründe, theils beweist hier die bekannte Erfahrung, daß Kinder, welche Instrumentaltöne nachahmen wollen, dieß aber durch Singen noch nicht zu thun vermögen, doch diese Töne in Sprachlaute zu übersetzen schon fähig sind.

Es ist nicht nachzuweisen, daß bei der Nachahmung von Lauten, aus welchen Worte entstanden, diese Nachahmung jedesmal in der Absicht geschehen sey, um an den Lauten in der Folge den Gegenstand, der diese Laute hervorbringt, zu erkennen, und es gibt auch hier schwerlich einen wesentlichen Unterschied zwischen der Nachahmung in der Musik und der in der Sprache. Auch in jener werden zuweilen Laute wiederhohlt, um einen Gegenstand, Windsgeheul, Donner, Thierstimmen ꝛc. damit zu bezeichnen; indeß sind ihre meisten Wiederhohlungen von Naturtönen unabsichtliche, mit keinem Bewußtseyn des nachgeahmten Gegenstandes verbundene. Und daß auch die meisten in die Sprache aufgenommenen Schallnachahmungen ihrem Ursprung nach von gleicher Art gewesen sind, macht sowohl der wenig zur Reflexion geneigte Zustand der Verwunderung, worin sich derjenige befinden mußte, der zum erstenmal das Sausen des Windes, das Rollen des Donners, das Brüllen eines Löwen, oder auch selbst minder ergreifende, jedoch sehr seltsame Laute, wie das Blöken des Schaafs, das Bellen des Hundes, das Plätschern eines Bachs vernahm, als auch die Wortbildung aus Lautnachahmung in der Sprache unserer Kinder in beträchtlichem Maaße wahrscheinlich.

Damit die Organe, welche der Stimme und Sprache dienen, das in der Seele Vorhandene zur Aeußerung zu bringen fähig seyen, ist eine bestimmte Art ihrer Bildung und

ein entwickelter Grad ihrer Beweglichkeit erforderlich, ohne welche zwar die Vorstellung des Tones, des Lautes, die von der Aeusserungsfähigkeit unabhängig ist, aber nicht die ihr entsprechende Verrichtung jener Organe vorhanden seyn kann. An die Begünstigung des Menschen schliesst sich die der zur Nachahmung von Tönen oder Sprachlauten geschickten Thiere, wo denn die in dieser Fähigkeit ausgezeichneten auch in jenen Bedingungen besonders begünstigt sind, wie die Sangvögel durch die Zahl der Muskeln des ihre Stimme bildenden Organs und die ihnen mit dem Menschen gemeinschaftliche Faltenbildung der inneren Haut dieses Organs, der Papagey durch seine fleischige Zunge &c.; nur daß der Mensch vor allen Thieren, wenigstens für die Nachahmung von Sprachlauten, den Vorzug hat, so wie er auch vor allen ausschließlich sich der Gabe erfreut, daß er für das, was er zwar in der Vorstellung besitzt, aber durch seine Stimm- und Sprachwerkzeuge nicht zu äußern vermag, andere Aeusserungs-Mittel zu Hülfe nehmen kann, für Töne musikalische Instrumente, für Worte und Töne zugleich die Stimmen anderer durch seine Bezeichnungsmittel geleiteter Menschen.

Prüfen wir nun die sämmtlichen hier aufgeführten Funktionen, welche bei der Nachahmung von Laut und Ton wirksam sind, in Hinsicht ihres psychologischen Werthes, so ist nicht zu verkennen, daß alle keinen ausgezeichneten Grad psychischer Entwickelung, keine vorzügliche Energie der Seele in Anspruch nehmen. Der Gegenstand der Nachahmung wird bloß, sofern er einen einzelnen Sinn erregt, nicht nach seiner Gesammterscheinung aufgefaßt, und so, mit einem einzigen Merkmale, braucht er nur in der Seele fortzuwirken. Er bleibt dabei bloß Gegenstand der wahrnehmenden Thätigkeit; Gefühl und Phantasie und die Durchdringung beider im Gemüth kann er ganz unangeregt lassen. Auch wo Verwunderung das Anregende der Nachahmung ist,

braucht noch kein Affekt, keine tiefere Bewegung der Seele zugegen zu seyn. Gerade daß wir in rohen Sprachen besonders viel schallnachahmende Worte finden, hingegen wenig und selbst gar keine in anderen bei Völkern mit menschlicheblleren Gefühlen, spricht gegen den Zusammenhang dieser Gefühle mit einer solchen Sprachbildung. Die Musik deutet auf Aehnliches hin; je vollkommner ihr die Nachahmung von Thiertönen gelingt, desto mehr verschwindet in ihr der Ausdruck des Menschlichen, ja diese Nachahmung entwürdigt die Menschenstimme, wie denn unstreitig dies fühlend, auch noch kein Komponist versucht hat, jene Töne anders als durch Instrumente nachmachen zu lassen. Das Absichtliche in solchen Nachahmungen hebt diese zwar aus der Region des thierischen Wirkens heraus; es läßt indeß den Akt der vorstellenden Thätigkeit, auf dem sie beruhet, unverändert und ist obendrein, wie wir schon vorher gesehen haben, viel seltener als das Unabsichtliche, Gezwungene. Was nun aber auf solche Weise nur die nach Aussen gerichtete Wirksamkeit der Seele berührt, was so nahe an einen psychischen Mechanismus gränzt, kann für sich allein wenig geeignet seyn, die sittliche oder auch nur die ästhetische Bildung des mit diesen Verrichtungen Beschäftigten zu fördern.

Betrachten wir die nachahmende Musik und Sprache nun noch endlich nach dem, was sie zu leisten im Stande sind, und denn zunächst den Grad von Genauigkeit, womit die Nachbildung in beiden geschehen kann, so stellt sich von selbst dar, daß Ton durch Ton und Laut durch Laut sehr vollkommen zu wiederhohlen seyn müßten, wenn die Musik den Naturvorgängen alle Töne, und die Sprache alle Laute nachzubilden im Stande wäre. Da dieß aber nicht der Fall ist, so bleibt schon hier eine gewisse Breite der so oder anders versuchten Nachahmung und somit des Hinzuthuns der Erfindung. Wo Ton in Laut, oder Laut in Ton übersetzt werden

soll, wird der Spielraum der Versuche noch viel größer. Und dadurch ist denn hier und dort die Möglichkeit gegeben, daß eine Musik, daß eine Sprache, die beide nur aus dem einzigen Quell der Nachahmung ihren Ursprung hätten, doch in ihrer Ausbildung durch andere Menschen, durch andere Völker eine sehr beträchtliche Verschiedenheit der melodischen Verbindungen und der Worte zeigen könnten.

Weil aber sowohl die auf Nachahmung beruhenden melodischen Verbindungen als die so entstandenen Worte doch immer noch, wenn auch dunkel, an den Gegenstand, von dem sie stammen, erinnern werden, so gewinnen sie dadurch, wenn ihr Vorbild es begünstigt, eine große Kraft des Eindrucks. Diese Kraft steigt, wenn der Gegenstand, auf den die Erinnerung hindeutet, nur so weit in ihr hervortritt, daß sein Bild noch mit dem Schein der Fantasie, der es umleuchtet, zusammenfließt. Und so trifft dann der Laut der Elemente, der Laut des Affekts, wenn wir ihn in der Musik vernehmen, unsere Brust gewaltig, und die Effekttöne unserer Symphonieen und Opern sind wohl alle dieses Ursprungs. Wir werden hier unwiderstehlich fortgerissen in die Erinnerung an jene schauerlichen Scenen der Natur, an jene Quaalen der menschlichen Brust, denen die Laute, worauf diese Töne hindeuten, angehören; ja es ist nicht mehr Erinnerung, es ist eine in den Tönen erneuerte Gegenwart, was uns so ergreift. Die Musik vermag hier mehr als die Sprache, weil die Steigerung der Stimme, das Dunkel aus der nichtvollständigen Uebertragung des Lautes in Ton, und der Umstand, daß ihre Darstellungen uns ungewohnter bleiben, ihr zu Hülfe kommen; indeß wenn auch uns Erwachsenen die Worte, welche den Schall von ergreifenden Gegenständen nachahmen, durch den Gebrauch abgestumpft sind, so brauchen wir uns nur der Zeit unserer Kindheit zu erinnern, um aus ihr, obgleich auch hier wieder mit abgestumpfter

Empfänglichkeit, nachzufühlen; mit welcher Kraft sie uns damals trafen. Selbst der, welcher ein solches Wort einem ihm allmählig bekannter gewordenen Laute nachbildete, kann die Macht dieses Lauts weniger empfunden haben, als das Kind die des nachgebildeten Wortes empfindet, wenn der Schauer der Erinnerung durch die hinzutretenden Gestalten der Phantasie noch ergreifender wird.

Schiene nun auch eine solche Energie nachgebildeter Tonfolgen und Worte für die Musik- und Sprachbildung nicht ungünstig, und könnte auch jene, der Nachahmung eines und desselben Gehörgegenstandes frei stehende Mannichfaltigkeit, bis auf einen gewissen Punkt einer solchen Bildung förderlich seyn, so bleibt doch für das, was diese Nachbildung zu leisten im Stande seyn würde, darin ein Hauptgebrechen übrig, daß dieselbe auf einen geschlossenen Kreis von Gegenständen beschränkt ist und obendrein von Gegenständen, die in dem Bereich eines einzigen Sinnes liegen. Die weite und reiche Sphäre der menschlichen Fassungskraft wird in dieser Beschränkung der Musik und der Sprache auf den kleinsten Raum eingeengt; in welchem sich beide eben dürftig erhalten können, und nachdem ihnen dieser an Ton und Laut hergegeben, was sie sich aus ihm anzueignen vermögen, sind sie gezwungen, sich für allen ferneren Gewinn von Material abzuschließen und von nun an alle ihre Kraft auf das Verknüpfen und Umändern dieses so sehr beschränkten Stoffs zu verwenden. Läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß es eine Musik, daß es eine Sprache aus bloßer Nachahmung von Tönen und Lauten geben könne, wie wenig für menschliche Gefühle genügend müßte jedoch eine solche Musik, wie dürftig, wie gezwungen, wie beziehungslos zu dem, was für die Sinne außer dem Gehör und für die Seelenthätigkeit jenseits der äußern Sinne zu bezeichnen ist, müßte eine solche Sprache seyn!

Die Erfahrung legt es nun eben dar, daß es musikalische Hervorbringungen, daß es Bestandtheile der Sprachen gibt, die nicht aus Ton- und Lautnachahmungen entstanden sind. Für die Sprache hat dieß eine solche Gewißheit, daß jedes Wort zum Beweis dafür überflüßig ist; in Betreff der Musik haben zwar einige nicht unwahrscheinlich gefunden, daß den ersten Gesangversuchen des Menschen der Gesang der Vögel ein Vorbild gewesen sey; sucht man aber nach den Gründen, die diese Meinung unterstützen sollen, so findet man entweder gar keine oder nur sehr hinfällige, die dem, was für das Gegentheil dieser Meinung spricht, auf keine Weise das Gegengewicht zu halten im Stande sind. Wo ist der Beweis, daß der Mensch, als er zuerst die Erde begrüßte, zu der Erzeugung von Gesang aus dem Quell der eigenen Brust nicht eben so fähig, nicht eben so angeregt war, als irgend eines seiner Mitgeschöpfe? Oder hat etwa eines eine Musik geschaffen wie er? Was war das für eine Kraft in ihm, die ihn bloß zum Nachahmen der Vogelstimmen und nicht eben so gut zum frei begonnenen Gesang aus Regungen, deren nur er fähig ist, antrieb? Wenn er, wie Busby a. a. O., lächerlich genug, meint, Elemente unserer Tonleiter von der Amsel und dem Kukuk lernte, und also hierbei fühlte, was das nachahmenswerthe Rechte sey, warum zeugte er aus diesem sichern Gefühle nicht selbst? Hat er etwa das nur nachher gekonnt und bloß da nicht, als die Nähe seines Ursprungs und das Gefühl der frisch und reich empfangenen Lebensgabe seine Kraft erhöhen und sein innerstes Wesen mit Freude und Dank erfüllen mußte? Wie kommts, daß keine Sage alter Völker von einem solchen Ursprunge der Musik auch nur die mindeste Andeutung gibt? Wie kommts, daß Töne, welche der Mensch gleich anfangs von der Amsel und dem Kukuk gelernt haben soll, dennoch in der früheren Musik fehlen, wenigstens lange Zeit für keine Conso-

nanzen galten? Dieses und Anderes wäre doch erst ins Klare zu bringen, bevor eine Meinung, die den Menschen, der eben aus Gottes Hand hervorging, zum Lehrling der Thiere macht, nur eben glaublich scheinen könnte. Gewiß hat der Mensch einen Theil seiner Musik aus Nachahmung, wenn auch aus keiner so beschränkten, als die Stimmen der Vögel sie darbieten, und auch noch die jetzige Musik gibt davon Zeugniß; aber es fehlt aller Beweis, daß er, als seine Brust sich zum erstenmal in Gesang ergoß, mit dieser Nachahmung begonnen habe.

Daß die Musik, der Anlage und Wirksamkeit nach, welche wir jetzt in der menschlichen Natur kennen, nicht jenes Ursprungs zu seyn brauchte, daß es im Menschen für sie eine Quelle gibt über aller Nachahmung, zeigt uns jeder Blick auf solche musikalische Hervorbringungen der Vergangenheit und der Gegenwart, in denen auch der nach Beweisen von Nachahmung aufs sorgfältigste Suchende diesen höhern Ursprung anerkennen muß. Der Ausdruck zärtlicher Empfindungen der Liebe, der Sehnsucht und Klage, noch mehr der des Sturms aufgeregter Leidenschaften kann vielleicht noch in Naturlauten sein Vorbild haben; nicht aber der des Innigsten und Edelsten im Menschen, der Ausdruck der dankerfüllten Freude und der anbetenden Ehrfurcht und der tiefen das Herz zerknirschenden Reue. Das haben die Elemente nicht und die Thiere nicht, das gibt kein Affektlaut, und die Sprache besitzt es nur in Worten, nicht, wie die Musik, in Tönen. Schon die Melodieen, die diesem Ausdruck dienen, verläugnen den Ursprung aus solchem niederen Quell; aber auch der Möglichkeit dieses Ursprungs entrückt ist das, was diese Melodieen trägt, hebt und verknüpft, das edelste Besitzthum der Musik, die Harmonie.

Mögen solche aus der Tiefe der menschlichen Brust sich ergießende Tonweisen auch schon in den ältesten Zeiten da gewesen seyn, mag die Entdeckung der Harmonie den

alten Völkern oder dem Dienst der christlichen Religion zukommen, wir wissen, daß diese, ohne alle nachahmende Richtung aus der Seele quillenden Schöpfungen, die nach der Natur der ihnen zum Grunde liegenden Regungen besonders derjenigen Musik angehören müssen, welche dem Gottesdienst geweiht ist, sich bis auf unsere Zeit überall wiederhohlt haben, wo Regungen jener lauteren Art und die Weihe der Tonkunst in einer Menschenbrust zusammentrafen. Zeugniß davon geben die Blüten eines unvergänglichen Ursprungs, welche in reichem Kranze die Werke eines Palestrina, Allegri, Marcello, Leo, Seb. Bach und Fasch, so wie, wenn auch gemischter, die eines Händel, E. Bach, Graun, Mozart, v. Beethoven, Fesca und Anderer schmücken.

Je inniger das Gefühl und je wahrhafter der Geist der Tonkunst es durchdringt, desto reiner ist sein Ausdruck; jeder Laut spricht da zur Seele. Indeß können auch leichtere Regungen, wenn die Gabe der Tonkunst sie begleitet, in einer Sprache durch Töne, die der Seele ursprünglich ist, sich vernehmen lassen; nur mischt sich da schon eher bloß Entlehntes und Ungehöriges, bloß Ausfüllendes oder höchstens Ausschmückendes hinzu. Die Figuren, die Passagen, die das Absichtliche verrathenden harmonischen Künsteleien in so manchen für die Kirche bestimmten Kompositionen, zumal der neueren Zeit, liefern hinreichende Beweise hiervon.

Wo die Regung der Seele fehlt, da fehlt auch der Ton, welcher von der Seele zeugt. Es kann da viel von Anderen geistreich Entlehntes und Variirtes seyn; die Musik aus Nachahmungen der Naturlaute hat da ebenfalls ein großes Feld; und wenn dies Alles passend gebraucht und gestellt ist, so kann es auch dem Sinne gefallen, die Aufmerksamkeit aufrufen, die Phantasie zu Bildern anregen, aber es behält doch eine nicht wegzudrängende Aehnlichkeit mit ei-

ner auf Anordnung und Zusammenhang des Inhalts, Periodenbau und Wohlklang und selbst auf Effekt künstlich verfertigten Rede, welche, die Reihe der Gedanken und Bilder hierhin führend und dorthin, stundenlang dauern kann, ohne auch nur ein einzigesmal in einem wohl Empfänglichkeit darbietenden Hörer das Gefühl dessen lebendiger zu machen, was dem Menschen sein Eigenthümliches ist, was ihn wenigstens vorübergehend löset von seinen abwärts gekehrten Neigungen und Richtungen, was ihn anknüpft an eine höhere Welt.

Steht es nun dergestalt außer Zweifel, daß wir in diesem hier Bezeichneten eine Musik anerkennen müssen, die ihren Ursprung allein in der Seele des Menschen hat, so fragt sich, wie die oben aufgestellte Gleichung von Musik und Sprache in dieser Stellung unseres Gegenstandes fortzuführen oder zu beschränken ist. Es gilt auch hier die Hauptvergleichungspunkte vollständig durchzugehen.

Betrachten wir zuerst den psychischen Zustand, welcher dieser Musik ihr Entstehen gibt, so finden wir für dieses Entstehen in einer zur musikalischen Produktion gestimmten Menschenkraft zwei Hauptfaktoren thätig, Gefühl und Phantasie, die in derselben unstreitig jedesmal beide mitwirken, wenn auch nicht immer in gleichem Maaße *). Diese beiden Wirkungsweisen der Seele regen einander an, steigern einander, bleiben aber dabei immer in einen und denselben Akt musikalischer Hervorbringung verschlungen.

Die psychische Regung, welche ihren Ausdruck in Tönen sucht, kann entweder vom Gefühl oder von der Phantasie, oder von beiden gemeinschaftlich aus ihren Anfang nehmen.

*) Von welcher Differenz dann drei Hauptklassen musikalischer Produktionen, die erste mit vorwaltendem Gefühl, die zweite mit vorwaltender Phantasie, und die dritte mit gleichmäßiger Vereinigung beider, psychologisch abzuleiten sind.

Die Betrachtung der beiden ersten Fälle erläutert hinreichend den letzten.

Eine willkührlich oder zufällig herbeigeführte Gedankenfolge hat in einem mit musikalischer Produktionskraft Begabten ein Gefühl der edleren, der reineren Art erregt. Dieses Gefühl ergreift die Seele, läßt jedoch, seiner edleren Natur gemäß, den ihr einwohnenden Trieb zu bildender Thätigkeit frei. Indem dieser Trieb bei steter Fortdauer des Gefühls und innig an dasselbe geknüpft, allmählig mächtiger wird, beginnt in der Seele, ihr unwillkührlich, eine von ihr zugleich empfundene Vorstellungsreihe von Tonverbindungen, ein inneres, die Töne noch in rein geistiger Gestalt vernehmendes Hören, der eigentliche zeugende Akt des schaffenden Geistes der Musik, der dem Gefühl dienenden Phantasie des Tonkünstlers. Dieß Hören bildet seiner Führerin aufs genaueste nach; es muß ihr folgen, weil es durch sie bedingt wird; es ist zugleich der Willkühr entzogen, weil es, sobald diese eingreift, mit seiner Grundbedingung gemeinschaftlich sogleich aufgehoben wird. Indem nun das Werk des Tonkünstlers sich nach diesem inneren Hören bildet, gibt es jeder Gefühlsregung ihren bestimmten Tonausdruck, der in jedem entsprechend gestimmten Gefühl gleiche Regungen, wie die, aus denen er stammt, hervorruft.

Beginnt anderntheils der hervorbringende Akt von der Phantasie aus, so muß, wenn nicht blos ein Phantasiespiel in Tönen zu Stande kommen soll, erst wieder das Gefühl in Mitwirkung gezogen werden. Die Phantasie wirkt hier erst als Veranlassung der Gefühlsregungen, wird dann aber ihrerseits wieder von diesen bestimmt; jenes noch nach dem für alle Menschen geltenden Verhältniß, dieses hingegen in der besonderen bildenden Funktion des Künstlers. Indem nun hierbei die eine Thätigkeit genau der andern entspricht, muß jedes, was die Phantasie lebhaft beschäftigt, und so denn auch die An

schauung äusserer Gegenstände, vermittelst der dem Inhalt der Phantasie entsprechenden Gefühlserregung in adäquaten Gehörbildern seinen Abdruck, und nachher in dem nach diesem zu Stande gebrachten Werke, seinen Ausdruck finden. Es bildet sich hier eine Uebersetzung der Anschauung in Töne; es ist das, was Platon im Kratylos eine Nachahmung nennt, in einem weiteren und offenbar von ihm auch gemeinten Sinne.

Wie ergreifend, wie wahr der Ausdruck von Gefühlsregungen seyn könne, zeigen die Werke ausgezeichneter, nicht blos mit Phantasie, sondern eben auch mit Gefühl begabter Tonkünstler. Diese melodischen Folgen, diese Harmonieengänge, diese Rhythmen schliessen uns das Innerste des Zustandes auf, dessen Erzeugniß sie sind. In den musikalischen Hervorbringungen, zu welchen die Anregung von der Phantasie ausgeht, tritt zwar der Gefühlsausdruck weniger hervor, sie scheinen mehr unmittelbare Uebersetzungen in Töne zu seyn; wenn aber die Seele nicht die Bedeutung des Bildes und die Beziehung der Töne zu demselben fühlte, so könnten die Nachbildungen, welche die Töne von den Bildern der Außenwelt, und für manche Fälle so sprechend, darbieten, unmöglich zu Stande kommen. Was die Musik auch hier zu leisten vermag, weiß jeder, der sich der Schilderung von Kämpfen, von wogenden Wellen, vom Erwachen des Morgens, vom Sterben rc. erinnert, die, in genialischen musikalischen Produktionen, Gefühl und Phantasie befriedigen, wenn sie gleich, bloß von der letzten fortgeführt, zu bloßen Tonspielereien werden können.

Die Hinweisungen, die uns dieß alles für die Erkenntniß des Ursprungs der Sprache gibt, sind so gebietend, daß wir wohl nicht unterlassen können, auf sie zu merken. Wenn sich dem Musiker, der für seine Gefühle, für seine Anschauungen einen Ausdruck in Tönen erfindet, in jenem inneren Hören, statt der Töne, Laute darböten, so würde er für diese Gefühle, für diese Anschauungen eine Sprache in Worten erfinden.

Daß sich ihm aber nicht Laute, sondern Töne darbieten, braucht von keiner wesentlichen Verschiedenheit dessen, was in seiner Seele vorgeht, herzurühren; und schon das allein, daß er für seine Gefühle nach einer ihn allein befriedigenden Aeußerung strebt oder daß er sie mit Beziehung auf Andere äußert, kann diese Verschiedenheit bedingen.

Daß die Laute, aus denen die Sprache geworden, ursprünglich in einem wesentlich andern Verhältniße zur Seele des Spracherfindenden hätten stehen müßen, wie jetzt die Töne zur Seele des erfindenden Musikers, ist durch nichts zu erweisen. Beide, die Laute und die Töne, bilden nahverwandte Vorstellungen des innern Gehörs; für beide gehen diese Vorstellungen in verwandte körperliche Anregungen über; für beide können diese Vorstellungen lange in der Seele bewahrt werden, bevor sie in diese Aeußerungen übergehn.

Jeder mit Ausdruck Redende zeigt, daß in der Sprache, obgleich ihre erfindende Kraft jetzt für Wortbildung gebunden ist, noch fortwährend ein Bestreben sey, wenigstens in der Art der Betonung dieser Worte den Forderungen der innern Regungen Genüge zu leisten. Wie der Musiker, wenn er sich für das in seiner Seele Vorgehende den angemessenen Ausdruck in Tönen erfindet, diese Töne verschiedentlich modificirt, so gibt auch der Sprechende seinen Lauten eine verschiedene Höhe und Tiefe, eine verschiedene Zeitdauer, einen verschiedenen Grad von Stärke oder Schwäche, Härte oder Weichheit, Bindung oder Abstoßung. Und wie in der Sprache ein wichtiger Theil des Ausdrucks in diesen der Erfindung frei gebliebenen Bestimmungen des Aeußerungsmaterials liegt, so verhält es sich in wesentlicher Uebereinstimmung auch so für die Musik.

Wie hier die Sprache sich der Musik nähert, so nähert sich andererseits diese jener, wenn sie sich dazu versteht, irgend eine Tonverbindung, möge diese nun ursprünglich sich auf

eine innere Regung beziehen oder nicht, als etwas Fixirtes, als etwas durch Uebereinkunft, durch Herkommen, dem psychischen Ausdruck Entzogenes zu behandeln. Es gab bekanntlich für den Uebergang in die Cadenz, für den Schluß von Arien rc. solche in Ueberlieferung übergegangene Tonformeln, und gibt deren noch, die wie herkömmliche Sprachformeln zu bloßen Zeichen geworden sind. Nur die immer wieder zu dem Quell des Schönen und Wahren in der eigenen Brust zurückkehrenden ächten Künstler schützen die Musik davor, daß keine solche Satzungen in ihr Wurzel fassen; der Haufe der gern Nachtönenden könnte es sonst leicht dahin bringen.

Wie die erfindende Musik für die Gefühle einen unvermittelten psychischen Ausdruck hat, so auch die Sprache. Verrichtungen des Vorstellungsvermögens benennt nicht bloß die unsrige, sondern benennen auch andere Sprachen weit mehr mit abgeleiteten Worten; die Ausdrücke für die Gefühle sind hingegen weit häufiger Wurzelworte. Diese beachtenswerthe Uebereinstimmung zwischen Musik und Sprache besteht, wenn man auch Bedenken tragen sollte, die in verschiedenen Sprachen für manche von diesen Worten Statt findende Verwandtschaft zwischen den durch dieselben bezeichneten Gefühlen und der Rauhheit oder Mildheit ihrer Laute für mehr als zufällig zu halten.

Nicht minder finden wir Sprache und Musik auch in ihrem Verhältniß zu den Wahrnehmungen, welche die Sinne außer dem Gehör der Seele zuführen, übereinstimmend. Wie die Musik durch ihre Töne nur Wahrnehmungen von Gegenständen des Gesichts und (obschon seltener und schwieriger) des Gefühls schildert, so hat auch die Sprache nur für die Ueberlieferungen dieser beiden Sinne ursprüngliche Ausdrücke, für Geruch und Geschmack hingegen bloß abgeleitete. Wie ferner gewisse Tonverbindungen bestimmten Bildern von Gesichtsgegenständen zusagen, so zeigt sich ein ähnliches Ver-

hältniß der Sprache zu bestimmten Sinneswahrnehmungen auch in gewissen Buchstabenverbindungen, wie unter andern die Worte, die im Deutschen und im Lateinischen mit dem Laut Str anfangen, davon einen Beleg geben. Wie endlich die Musik in ihren Tönen das Maaß der Bewegung des Gegenstandes nachbildet, so liebt das auch die Sprache in ihren Lauten, wie im Deutschen die Worte Schnell, Rasch, Blitz, Langsam rc. davon ein Beispiel sind.

So zur weiteren Beachtung der Analogie zwischen den Erfindungen der Sprache in Tönen und der Sprache in Lauten veranlaßt, gewinnen wir, indem wir diese Analogie ferner verfolgen, immer mehr Zeugnisse für sie. Die Betrachtung, wie zur Erfindung der Musik eine besondere Geistesgabe nöthig ist, wie die Musik und wie die Sprache sich zum Gehör verhält, wie die Thiere sich in Tönen und Lauten dem Menschen gleich oder verschieden zeigen rc., alles dies liefert Resultate, die hier sich unter einander verknüpfend zusammentreten.

Auf welchen Eigenthümlichkeiten von Gefühl, Phantasie und Stimmung des Gehörsinns auch die schaffende Kraft des Musikers beruhen möge, wir wissen, daß diese Kraft in Tausenden von Menschen fehlt, während Einer neben den Tausenden sie zur Gabe erhalten hat. Jene alle können nur nachahmen, es gäbe für sie höchstens nur eine Musik aus Nachbildung der Naturlaute; aber jener Begabte und wer mit ihm sich gleicher Gabe erfreut, erfindet für die übrigen. Wie ungleich in der Entwickelung auch diese Kraft erscheine, ob sie da ist oder nicht da ist, bildet doch eine unvertilgbare Gränzscheidung.

Die Anwendung von diesem auf die Erfindung der Sprache bietet sich von selbst dar. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die Kraft, deren die Seele bedarf, um für Gefühle und Wahrnehmungen einen Ausdruck in Sprach-

eine innere Regung beziehen oder nicht, als etwas Fixirtes, als etwas durch Uebereinkunft, durch Herkommen, dem psychischen Ausdruck Entzogenes zu behandeln. Es gab bekanntlich für den Uebergang in die Cadenz, für den Schluß von Arien ꝛc. solche in Ueberlieferung übergegangene Tonformeln, und gibt deren noch, die wie herkömmliche Sprachformeln zu bloßen Zeichen geworden sind. Nur die immer wieder zu dem Quell des Schönen und Wahren in der eigenen Brust zurückkehrenden ächten Künstler schützen die Musik davor, daß keine solche Satzungen in ihr Wurzel fassen; der Haufe der gern Nachtönenden könnte es sonst leicht dahin bringen.

Wie die erfindende Musik für die Gefühle einen unvermittelten psychischen Ausdruck hat, so auch die Sprache. Verrichtungen des Vorstellungsvermögens benennt nicht bloß die unsrige, sondern benennen auch andere Sprachen weit mehr mit abgeleiteten Worten; die Ausdrücke für die Gefühle sind hingegen weit häufiger Wurzelworte. Diese beachtenswerthe Uebereinstimmung zwischen Musik und Sprache besteht, wenn man auch Bedenken tragen sollte, die in verschiedenen Sprachen für manche von diesen Worten Statt findende Verwandtschaft zwischen den durch dieselben bezeichneten Gefühlen und der Rauhheit oder Mildheit ihrer Laute für mehr als zufällig zu halten.

Nicht minder finden wir Sprache und Musik auch in ihrem Verhältniß zu den Wahrnehmungen, welche die Sinne außer dem Gehör der Seele zuführen, übereinstimmend. Wie die Musik durch ihre Töne nur Wahrnehmungen von Gegenständen des Gesichts und (obschon seltener und schwieriger) des Gefühls schildert, so hat auch die Sprache nur für die Ueberlieferungen dieser beiden Sinne ursprüngliche Ausdrücke, für Geruch und Geschmack hingegen bloß abgeleitete. Wie ferner gewisse Tonverbindungen bestimmten Bildern von Gesichtsgegenständen zusagen, so zeigt sich ein ähnliches Ver-

gen, wo er desselben mehr bedurfte, in Tönen für seine Regungen den Ausdruck suchte.

Wie genau das Verhältniß von Tönen und Lauten bei denjenigen Thieren, welche, wie mehrere Singvögel, beide besitzen, sich an das Resultat der im Vorigen betrachteten Analogie anschließe, leuchtet von selbst ein, da sich wohl nicht mit Grund zweifeln läßt, daß beide bei denselben nicht aus psychischen Regungen hervorgehen und zum Theil auch dazu dienen, diese Regungen anderen Thieren zu erkennen zu geben. Die den Sprachorganen des Menschen analogen Theile wirken auch bei jenen Lauten mit, und die Aehnlichkeit ihres Produkts mit den Sprachlauten ist bekanntlich in dem Nachsprechen von Worten durch Papageyen, Raben 2c. nicht gering. Und eben so ist wohl nicht in Zweifel zu ziehen, daß auch diejenigen Thiere, denen bloß Laute verliehen sind, diese ebenfalls zum Ausdruck psychischer Regungen gebrauchen.

Daß die Sprache, wenn sie sich nach der Art der Musik zur Seele verhält, bei einem in mehreren Individuen, Familien, Völkern wesentlich gleichen Ursprung doch vielgestaltig seyn könne, macht eben wieder die hier betrachtete Analogie deutlich. Die Musik der Griechen, obgleich gewiß auch zum Theil wenigstens aus Regungen der Seele entsprungen, zeigt sich uns nach Allem, was wir Begründetes von ihr wissen, verschieden von unserer jetzigen, und selbst verschiedene Jahrhunderte und Völker der neueren Zeit verhalten sich, obschon in der mit der Musik so eng verknüpften Religion übereinstimmend, hier beträchtlich verschieden. Von welcher Modifikation der geistigen und körperlichen Entwickelung diese Erscheinung auch abhängen möge, sie ist für den Gegenstand, der uns hier beschäftigt, von entschiedener Bedeutung.

Das Ergebniß der hier betrachteten Analogie gewinnt noch an Werth, wenn wir uns der Einwürfe erinnern, welche sich anderen Versuchen, den Ursprung der Sprache zu

deuten, so entscheidend entgegenstellen. Da es unnöthig ist, das gegen diese Versuche schon anderweitig Gesagte zu wiederhohlen, so mögen die beachtenswertheren unter ihnen hier nur kürzlich mit der Ansicht von der Entstehung der Sprache, worauf uns die im Vorigen betrachtete Analogie führt, in Vergleich gestellt werden.

Versteht man unter göttlicher Mittheilung der Sprache eine von Gott verliehene Fähigkeit des Menschen zur Spracherfindung, so ist diese Mittheilung eben das, was sich uns auch als das Resultat jener Analogie ergeben hat. Soll sie aber ein durch überirdische Wesen dem Menschen gegebener Sprachunterricht seyn, so werden wir durch diese Deutung theils in eine Region geführt, wo alle menschlich-wissenschaftliche Untersuchung aufhört, während wir hingegen, jener Analogie folgend, auf psychologischem Boden bleiben, theils gelangen wir dort in ein so verwirrendes Gedränge zwischen den Forderungen, wie eine aus solchem Unterricht stammende Sprache beschaffen seyn müßte, und der Betrachtung, was auch die ältesten bekannten Sprachen menschlichen Bedürfnissen gemäß sind, so wie zwischen der Annahme, der Mensch habe anfangs Unterricht bedurft, und der Erfahrung, wie er sich jetzt in allen irdischen Dingen selbst forthelfen muß und forthelfen kann, und endlich zwischen dem Streben nach einem psychologischen Aufschluß über den Ursprung der Sprache und jener den Gegenstand in Dunkel hüllenden Ausweichung, daß wir gern anderswo Hülfe suchen, wo noch eine zu finden ist.

Glauben wir diese Hülfe da zu finden, wo uns gelehrt wird, die Sprache habe, wenigstens für den Theil ihres Inhalts, der sich auf Gegenstände des äusseren Sinnes bezieht, ihren Ursprung aus der Auffassung von Merkmalen, die der Mensch dann an Lautwahrnehmungen seines innern Gehörs knüpfte und vermittelst dieser in der Erinnerung festhielt, so verstricken wir uns in neuen Zwiespalt. Je weniger

wir indeß einer Lehre beipflichten können, welche für eine und dieselbe Stufe menschlicher Entwickelung zwei verschiedene Sprach-Entstehungsweisen, eine aus Gefühl und eine aus Reflexion, so wie ein Besinnen nach Merkmalen vor der Bedingung eines solchen Besinnens, der Sprachbildung, anzunehmen genöthigt ist, desto mehr muß sich uns das Bedürfniß aufdrängen, da das Rechte zu suchen, wo diese Widersprüche sich lösen oder vielmehr gar nicht vorhanden sind, wo dem sich Sprache erfindenden Menschen das Gefühl allein als Führerin erscheint und die Besinnung von Merkmalen erst als nächste Folge dieses in der Seele Licht schaffenden Akts.

Wie nothwendig eine auf Nachahmung von Naturlauten beruhende Sprache noch eine andere mache, die auch einen Ausdruck für alles übrige hat, was in der Seele nicht Wahrnehmung von Naturlauten ist, braucht kaum noch erwähnt zu werden. Jeder Versuch, die in den Sprachen gebildeter Völker für die nichtsinnlichen Regungen der Seele, so wie für die Wahrnehmungen des Gesichts, des Gefühls rc. vorhandenen Ausdrücke auf Schallnachahmungen zurückzuführen und dadurch den Menschen für seine Empfindungen auf etwas herabzusetzen, worauf selbst die Thiere für die ihrigen nicht beschränkt sind, weißt durch sein Mislingen auf jene Aufgabe hin, für welche denn eben eine Entstehungsweise der Sprache, wie die im Vorigen durchgeführte Analogie sie wahrscheinlich macht, die Auflösung bietet.

Die Vergleichung von Musik und Sprache ist allen diesen anderweitigen Lehren von dem Ursprung der letzteren geradezu entgegen. Wohl glauben wir den schaffenden Geist eines die Seelen der Menschen durch seine Harmonieen erhebenden Tonkünstlers von einer höhern Kraft angeregt; aber von einem Musikunterricht, durch überirdische Wesen den Menschen gegeben, ist nichts bekannt. Eben so wenig können wir der Reflexion, so gewiß sie auch bei der Erzeugung

der auf Nachahmung beruhenden Musik und bei der äussern Anordnung der höheren, zuvor in der Seele entstandenen, mitwirkt, einen Antheil an diesem Entstehen selbst, an der zugleich zeugenden und wahrnehmenden Thätigkeit jenes innern Hörens zuschreiben. Wohl sind Töne und auch Akkorde durch Nachdenken erfunden worden; aber diese Töne waren bloße Erzitterungen von Saiten und Stäben, bevor das Gefühl eines Menschen sie zu seinem Ausdruck gebrauchte; diese Akkorde hatten nur ein wissenschaftliches Interesse, bevor sie, durch das Ausdrucksbedürfniß des schaffenden Tonkünstlers von Neuem erfunden, in ihm zu geistigen Wiederklängen seines Gefühls wurden. Wie sehr endlich die aus Empfindung entstehende Musik den Versuchen, sie aus der die Naturtöne nachahmenden abzuleiten, widerstehe, davon brauchen wir hier, nach dem darüber schon oben Verhandelten, nur zu schweigen.

Scheint nun durch das Vorige einiger Grund gewonnen, um dem Satze zu vertrauen, daß die noch fortwährend sich wiederhohlende Erzeugung der Musik die längst vergangene der Sprache erläutere, so mögen wir jetzt nach diesen Vorausbegründungen mit wenigen Zügen uns entwickeln, in welcher Art der Mensch zu jener Zeit, wo die Sprache in ihm entstand, ihrer theilhaftig ward. Von den hierbei zu betrachtenden zwei Entstehungsweisen, der aus dem Ausdruck von Regungen der Seele und der aus Nachahmung, gedenken wir erstlich jener, dann dieser.

Mit leiser Gefühlserregbarkeit und mit der Kraft begabt, die Regungen der Seele mit dem innern Gehör in Lauten zu vernehmen, wie der Musiker diese Regungen mit diesem Sinne in Tönen vernimmt: so war der Mensch in jener Zeit, als in ihm die Sprache entstand, die er aus sich selbst hat. Was in seinem Gefühl vorhanden war, war es auch in jener Wahrnehmung: Regungen aus freithäti-

gem Ursprung (Handlungen der Seele) und Regungen aus Wahrnehmungen äusserer Gegenstände, beides gleich früh und auf wesentlich gleiche Weise.

Vernahm er diesen Laut auch anfangs nur dunkel und leise, in der Wiederhohlung gleichartiger Regungen mußte derselbe ihm immer klarer und lebendiger werden. Nun dieser Wahrnehmung Herr geworden und zugleich von dem Triebe bewegt, seine Gefühle Anderen mitzutheilen, versuchte er es, jenes innerlich Vernommene auszusprechen, vielleicht erst mit unvollkommenem, nachher mit vollkommnerem Gelingen, und das Wort drang aus seiner Brust, aus deren Regungen es entstanden war.

Wie bestimmt, wie gesondert das Gefühl war, das er aussprach, so bestimmt, so gesondert mußte auch der Ausdruck seyn, worin dasselbe sich aussprach. In der Ordnung, in der Verbindung, wie die Gefühle, so mußten auch ihre Aeußerungsmittel in den Worten sich an einander reihen. Das hierdurch in seiner Entwickelung geförderte logische Vermögen kam nun hinzu und verknüpfte diese Mittel noch nach seiner Weise.

Der so Sprechende ward verstanden, weil die, zu denen er sprach, in seinen Lauten nur den Wiederklang derer hörten, die sich bei gleichen Regungen in ihrer eigenen Brust vernehmen ließen. Je mehr die Gefühle übereinstimmten, desto leichter war das Verständniß, ohne daß es doch in dem Grade, als sich Abweichungen in jenem einstellten, schwieriger ward, da nun schon Gewohnheit und Uebereinkunft zu Hülfe kamen.

Ganz anders gelangte der Mensch zur Sprache, indem er diese durch Schallnachahmungen bildete. Der Laut eines Thiers, das Geräusch der bewegten Elemente erregt sein Aufmerken, erregt seine Verwunderung; mit dem Laut, mit dem Geräusch prägt sich das Bild dessen in seine Seele, was

mit jenem zugleich seine übrigen Sinne traf. Vom Erstaunen oder auch von dem Bedürfniß, das Vernommene Anderen auszudrücken, getrieben, versucht er nun das nachzuahmen, was ihn am meisten überrascht hat und was er auch am leichtesten nachzuahmen fähig ist, und er findet Verständniß, wenn jene Anderen den Gegenstand ebenfalls schon vernahmen. Auf diese Weise kann nach und nach alles Schallende der Sprache gewonnen werden, wenn auch in einem verschiedenen Grade des Gelingens der Nachahmung und der davon abhängenden Bezeichnung. Auch für Nachahmungen nichtschallender Gegenstände, ja selbst für nicht von außen bedingte Regungen der Seele mögen sich hier dadurch Bezeichnungen gewinnen lassen, daß die schallnachahmenden Worte verändert oder unverändert für Wahrnehmungen und Regungen gebraucht werden, die nicht mit den durch Schallnachahmungen bezeichneten Wahrnehmungen in Vorstellungs-Verknüpfung stehen; die Verständlichkeit durch diese Mittel wird aber sehr bedingt seyn.

Die dem Menschengeiste eingeborne ordnende Thätigkeit muß auch hier hinzukommen, um das so gewonnene Sprachmaterial zu stellen und zu verknüpfen. Zwar ist des Materials hier weniger; bei der Art, wie es entstanden, bedarf es aber auch weit mehr der ordnenden Nachhülfe.

Vergleichen wir nun die beiden hier einander gegenüber gestellten Entstehungsweisen, so bieten sie uns, wie verschieden sie auch sonst sind, doch wenigstens in dem ihnen beiden gemeinsamen Triebe des Menschen sich mitzutheilen und zwar durch Thätigkeit der Sprachorgane sich mitzutheilen, Uebereinstimmung dar. Indeß ist schon diese Richtung auf die Sprachorgane bei beiden nicht gleichen Ursprungs: bei der Schallnachahmung knüpft sich die Sprachentstehung nothwendig an einen vorausgegangenen Gehörreiz; bei der Sprache aus Gefühlsausdruck ist hingegen ein solches Verhältniß

so wenig erforderlich, daß sie, wäre die Gefühlsregung nur hinreichend vorhanden, ohne alle sinnliche Anregung zu Stande kommen müßte.

Fast schon Verschiedenheit ist ferner das Verhältniß, daß beide, Sprachentstehung aus Gefühlsausdruck und Sprachentstehung aus Schallnachahmung, bei den Thieren etwas Aehnliches haben. Denn so häufig wir auch genöthigt sind, die Laute und Töne, welche die Thiere hören lassen, als einen ihnen eigenthümlichen Ausdruck der Empfindung zu betrachten, so selten haben wir doch Ursache, diese Töne und Laute auf Nachahmungen zurückzuführen, so daß demnach die Sprache aus Gefühlsausdruck weit mehr ihr Analogon bei den Thieren findet als die aus Nachahmung.

Was nun die Verschiedenheit beider Sprachentstehungsweisen, zunächst für die ihnen zum Grunde liegenden Bedingungen, betrifft, so bildet hier der verschiedene Seelenzustand, den die eine und den die andere erfordert, den vollsten Gegensatz beider. Die Sprache aus psychischem Ausdruck bedarf zu ihrem Entstehen eine Zartheit des Gefühls und eine Bestimmtheit in der Beziehung seiner Regungen zu jenen Produktionen der Phantasie, die wir im Vorigen ein inneres Hören genannt haben, daß man mit Recht zweifeln könnte, ob der Mensch einer an solche Bedingung geknüpften Spracherzeugung fähig sey, wenn wir nicht in bemerfindenden Tonkünstler einen nah verwandten Vorgang anzunehmen gezwungen wären. Von dieser Erregbarkeit des Gefühls, dieser besonderen Produktionsrichtung der Phantasie und dieser innigen Verschlungenheit beider braucht dagegen in der Seele des blos Schallnachahmenden nichts vorhanden zu seyn, und schon eine psychische Rohheit, die sich nur noch eben in den Gränzen der Menschennatur hält, ist zu einer solchen Sprachbildungsweise tüchtig.

Daß dennoch ein Aehnliches, wie die Sprachbildung

aus Gefühlsausdruck, bei den Thieren vorkommt, beweist keineswegs für die Gleichheit der Bildungskraft beim Menschen und bei den Thieren; denn sind auch dem Thiere seine Töne und Laute ein psychischer Ausdruck, wie der Mensch ihn in den seinigen hat, so drückt es doch in ihnen nur seine, eine thierische, Empfindung aus, der Mensch hingegen in den von ihm hervorgebrachten die seinige, eine menschliche.

Den Affektlauten, welche die nachahmende Sprache bloß nachbildet, zeigt sich die aus Gefühlsausdruck entstehende wenigstens insofern verwandt, als dort und hier Gefühlsregungen das Bedingende sind. Für wie wichtig man indeß diese Verwandtschaft zu halten geneigt sey, es bleibt doch immer ein großer, nicht zu beseitigender Unterschied zwischen einem getrübten Seelenzustande und einem klaren, so wie zwischen einem Produkt, wie eine der größten Mannichfaltigkeit des Ausdrucks fähige Sprache es darstellt, und einem Affektschrei, wodurch denn auch jeder Schluß von dem bei einem Affekt in der Seele Vorgehenden auf die psychischen Bedingungen der Sprachbildung unsicher wird, gesetzt auch, daß jemand in dem Aufruhr der Seele, aus dem Affektlaute hervorbrechen, der genaueren Selbstbeobachtung fähig wäre.

Daß die Erzeugung der Sprache aus dem Ausdruck von Gefühlsregungen kein freier psychischer Akt seyn könne, liegt in der Natur der bei dieser Erzeugung vorzugsweise thätigen Seelenfunktion, des Gefühls, welches hier der Phantasie als Führerin dient. Jede musikalische Hervorbringung, welche kein bloßes Phantasiespiel ist, fordert das Nämliche. Sofern nun die Schallnachbildung in der Erzeugung der nachahmenden Sprache auch willkührlich geschehen kann, ist hier ein Unterschied; dagegen kommen, wo bei dieser Nachbildung ein Affekt, wie Verwunderung, Staunen rc. mit im Spiel ist, beide Sprachentstehungsweisen in der Gebundenheit der Produktion einander wieder nahe.

... Regungen der aus, die eine oder
... Sprache betrifft, so bieten
... Verschiedenheiten dar. Die Sprache
... Gefühlsregungen wird vom Anfang
... wie auf irgend eine Weise, von aussen
... her, anregt, zu benennen im Stande
... hingegen nur die Wahrnehmungen
... Es wird ferner die Gefühlssprache
... der nachahmenden unterscheiden, daß jene
... Regung nur einen einzigen Ausdruck ha-
... diese aber für einen Gegenstand ihres Kreises ver-
... sich einander mehr oder weniger nähernde, was
... ungeachtet sie einen viel weitern Umfang hat, doch
eine grössere Bestimmtheit verleihen muß. Noch mehr wird
aber die Sprache aus Gefühlsausdruck der nachahmenden an
Verständlichkeit dadurch vorgehn, daß in jener jeder Laut
ein Gegenklang dessen ist, welchen der, an den er gerichtet
wird, bei gleichen von Innen oder Aussen in ihm herbeigeführ-
ten Regungen früher in sich selbst vernahm.

Fragen wir nun, wie diese beiden Arten der Sprach-
entstehung, wenn sie, wie die Betrachtung der vorhande-
nen Sprachen es wahrscheinlich macht, im Laufe der Men-
schengeschichte beide Statt fanden, sich neben und nach ein-
ander verhalten konnten, so gibt uns die im Vorigen erör-
terte Verschiedenheit der psychischen Bedingungen derselben
wohl ein begründetes Recht, die Möglichkeit beider in dem-
selben psychischen Bildungszustande entschieden zu läugnen.
Sie müssen also, wenn in denselben Individuen, zu ver-
schiedenen Zeiten, oder wenn zu derselben Zeit, in verschie-
denen Individuen Statt gefunden haben.

Fanden sie in denselben Individuen zu verschiedenen
Zeiten Statt, so konnte das nicht geschehen, wenn nicht zu-
vor in diesen Individuen eine wesentliche Veränderung des

Seelenzustandes zu Stande gekommen war. Entstand die Gefühlssprache zuerst, so mußten die ursprünglichen psychischen Regungen wenigstens sehr schwach geworden seyn, bevor die nachahmenden Worte Aufnahme finden konnten. Entstand umgekehrt die nachahmende eher, so mußte, bevor eine Gefühlssprache hinzukommen konnte, der Seelenzustand sich veredelt haben; die in der ursprünglich rohen fehlenden Ausdrücke wurden nun ergänzt, ja vielleicht selbst Worte aus Schallnachahmung durch welche aus Gefühlsausdruck verdrängt. Fanden endlich beide Entstehungsweisen in verschiedenen Individuen getrennt Statt, so konnten ihre Produkte sich nachher durch das Ineinanderwirken von Familien oder Völkern vermischen, wobei denn Anzahl, Bildungsgrad, so wie Herrschafts- und Dienstverhältniß der hier auf einander Wirkenden das Vorschlagen der Mischung nach der einen oder andern Seite bestimmen mußte.

Haben wir in unserer Betrachtung bis hieher zwei Sprachentstehungsweisen zum Gegenstand gehabt, die sowohl den ihnen zum Grunde liegenden psychischen Zuständen als ihren Leistungen nach, sich einander geradezu entgegengesetzt sind, so gilt es nun, auch das Mittlere zwischen diesen Aeusserſten, das beide zwar nicht Vereinigende aber doch Verkettende, nicht außer Acht zu lassen. Wie es einen verschiedenen Grad der Erfindungskraft für die Musik gibt, so muß es einen solchen auch für die Sprache geben. Wie es ferner in der musikalischen Erfindung von der Zartheit des Gefühls abhängt, ob der rechte Ausdruck getroffen wird oder nur einer, der diesem mehr oder weniger nahe kommt, so wird es sich auch in der Zeugung der Sprache auf solche Weise verhalten müssen. Wie es endlich einen Zustand des Tonkünstlers gibt, wo dieser geneigt ist, sowohl den Ausdruck seiner Gefühle als die Nachahmung von Naturlauten in sein Werk aufzunehmen, wie eine Menge von Musik-

Was anderntheils die Leistungen der auf die eine oder die andere Weise entstandenen Sprache betrifft, so bieten sich auch hier wichtige Verschiedenheiten dar. Die Sprache aus dem Ausdruck von Gefühlsregungen wird vom Anfang an Alles, was die Seele auf irgend eine Weise, von aussen her oder aus ihr selbst her, anregt, zu benennen im Stande seyn, die nachahmende hingegen nur die Wahrnehmungen schallender Gegenstände. Es wird ferner die Gefühlssprache sich dadurch von der nachahmenden unterscheiden, daß jene für jede psychische Regung nur einen einzigen Ausdruck haben kann, diese aber für einen Gegenstand ihres Kreises verschiedene, sich einander mehr oder weniger nähernde, was denn jener, ohngeachtet sie einen viel weitern Umfang hat, doch eine größere Bestimmtheit verleihen muß. Noch mehr wird aber die Sprache aus Gefühlsausdruck der nachahmenden an Verständlichkeit dadurch vorgehn, daß in jener jeder Laut ein Gegenklang dessen ist, welchen der, an den er gerichtet wird, bei gleichen von Innen oder Aussen in ihm herbeigeführten Regungen früher in sich selbst vernahm.

Fragen wir nun, wie diese beiden Arten der Sprachentstehung, wenn sie, wie die Betrachtung der vorhandenen Sprachen es wahrscheinlich macht, im Laufe der Menschengeschichte beide Statt fanden, sich neben und nach einander verhalten konnten, so gibt uns die im Vorigen erörterte Verschiedenheit der psychischen Bedingungen derselben wohl ein begründetes Recht, die Möglichkeit beider in demselben psychischen Bildungszustande entschieden zu läugnen. Sie müssen also, wenn in denselben Individuen, zu verschiedenen Zeiten, oder wenn zu derselben Zeit, in verschiedenen Individuen Statt gefunden haben.

Fanden sie in denselben Individuen zu verschiedenen Zeiten Statt, so konnte das nicht geschehen, wenn nicht zuvor in diesen Individuen eine wesentliche Veränderung des

Seelenzustandes zu Stande gekommen war. Entstand die Gefühlssprache zuerst, so mußten die ursprünglichen psychischen Regungen wenigstens sehr schwach geworden seyn, bevor die nachahmenden Worte Aufnahme finden konnten. Entstand umgekehrt die nachahmende eher, so mußte, bevor eine Gefühlssprache hinzukommen konnte, der Seelenzustand sich veredelt haben; die in der ursprünglich rohen fehlenden Ausdrücke wurden nun ergänzt, ja vielleicht selbst Worte aus Schallnachahmung durch welche aus Gefühlsausdruck verdrängt. Fanden endlich beide Entstehungsweisen in verschiedenen Individuen getrennt Statt, so konnten ihre Produkte sich nachher durch das Ineinanderwirken von Familien oder Völkern vermischen, wobei denn Anzahl, Bildungsgrad, so wie Herrschafts- und Dienstverhältniß der hier auf einander Wirkenden das Vorschlagen der Mischung nach der einen oder andern Seite bestimmen mußte.

Haben wir in unserer Betrachtung bis hieher zwei Sprachentstehungsweisen zum Gegenstand gehabt, die sowohl den ihnen zum Grunde liegenden psychischen Zuständen als ihren Leistungen nach, sich einander geradezu entgegengesetzt sind, so gilt es nun, auch das Mittlere zwischen diesen Aeussersten, das beide zwar nicht Vereinigende aber doch Verkettende, nicht außer Acht zu lassen. Wie es einen verschiedenen Grad der Erfindungskraft für die Musik gibt, so muß es einen solchen auch für die Sprache geben. Wie es ferner in der musikalischen Erfindung von der Zartheit des Gefühls abhängt, ob der rechte Ausdruck getroffen wird oder nur einer, der diesem mehr oder weniger nahe kommt, so wird es sich auch in der Zeugung der Sprache auf solche Weise verhalten müssen. Wie es endlich einen Zustand des Tonkünstlers gibt, wo dieser geneigt ist, sowohl den Ausdruck seiner Gefühle als die Nachahmung von Naturlauten in sein Werk aufzunehmen, wie eine Menge von Musik-

stücken, zumal der neueren Zeit, von einem Zustand der Art Zeugniß geben, so dürfen wir, bei der übrigen Analogie von Musik und Sprache, Gleiches auch für diese erwarten.

Aus einem psychischen Zustande, in welchem die Gefühlsthätigkeit, die in ihrem Ausdruck durch die Organe des Lautes die Sprache bildet, zwar noch vorhanden, aber nur in mässigem Grade entwickelt und deshalb auch für die Phantasie minder sicher leitend wird, aus diesem Zustande geht eine Sprache hervor, muß eine hervorgehen, die, zu dem, wodurch sie angeregt wird, nur in einer unbestimmten Beziehung stehend, auch nur mit einem mittleren Grade von Bestimmtheit ihren Gegenstand bezeichnet, die deshalb, um verstanden zu werden, der äusseren Nachhülfe und der Eingewöhnung bedarf, und die sich, wo der Gefühlsausdruck nicht genügen will, oder auch wohl selbst neben diesem, der Schallnachahmung hingibt. Mit der Sprache, welche sich aus einem reinen, sicheren Gefühlsausdruck bildet, wird die hier betrachtete zwar das gemein haben, daß auch sie, wenigstens für den größten Theil ihres Inhalts, auf Gefühlsregungen beruht; aber wo jene den einen richtigen Ausdruck nie fehlend trifft, werden dieser, zu grosser Beschränkung ihrer Verständlichkeit, sich mehrere darbieten, und nach dem Wechsel der ihr zu Grunde liegenden Zustände immer andere. Anderntheils wird sie mit der aus Schallnachahmung entstehenden darin übereinkommen, daß beide, im Vergleich gegen die edlere Gefühlssprache, für ihre Entstehung einen roheren psychischen Zustand voraussetzen, so wie daß beide in ihrem Ausdruck unbestimmt sind; indeß fordert die hier betrachtete Sprachentstehung doch einen entwickelteren Seelenzustand als die aus Schallnachahmung, auch wird sie dieser an Umfang vorstehn, wenn gleich an Verständlichkeit nachstehn müssen.

Da für diese Art von Sprachentstehung ebenfalls ein eigenthümlicher psychischer Zustand Bedingung ist, so wird auch sie mit jenen beiden andern Arten in demselben Individuum nicht zugleich Statt finden können, obschon ein allmähliger Uebergang des einen Zustandes in den zunächst an ihn angränzenden auch einen Uebergang der Sprachbildung nicht unmöglich macht. Wo ihre in verschiedenen Individuen, Familien, Völkern erzeugten Produkte sich unter einander mischen, werden wieder Verhältnisse, wie die schon oben erwähnten, über die Art und den Grad der Mischung den Ausschlag geben.

Daß sich aus den hier betrachteten drei Sprachentstehungsweisen alles, was eine durch Laute geschehende Sprache darzubieten vermag, ableiten läßt, ist ein Erfahrungsbeweis für die Vollständigkeit des in ihnen Aufgestellten. Eben dafür spricht auch die Analogie der für die Musik vorhandenen Erfindungsweisen. Und endlich läßt sich psychologisch darthun, daß die Sprache nur aus Regungen des Gefühls oder aus Wahrnehmungen des Ohrs ihren Ursprung nehmen kann.

Welcher Entstehungsweise dieser oder jener Bestandtheil einer Sprache angehöre, ist zwar nicht immer deutlich erkennbar in ihm ausgedrückt; indeß bezeichnen die Worte aus Schallnachahmung ihren Ursprung offenbar genug, und so müssen denn die übrigen den ihrigen aus dem Ausdruck von Gefühlsregungen haben. Ungewiß bleibt nur, ob dieser zur Sprache gewordene Ausdruck der eine treffende war, oder ein bloß dem rechten sich annähernder: eine Ungewißheit, die wir nicht zu heben im Stande sind, weil jenes leise Wahrnehmungsvermögen für die Beziehung der Gefühlsregungen zu den Sprachlauten in uns nicht mehr vorhanden, weil dasselbe im Laufe der Zeiten, wo der Mensch in der Sprache nicht mehr erfand, sondern nur wiederhohlte, ihm verloren gegangen ist.

Wo sich uns indeß eine Sprache darstellt, die, obschon in jetziger Zeit durch das Herkommen in ihrer Erfindungskraft gebunden, doch durch ihre Worte und deren Biegungen und Bindungen den Ausdruck menschlicher Regungen noch immer leicht macht, die der Schallnachahmungen so wenig enthält, daß dieselben sich schon durch ihre geringe Zahl als etwas ihrem übrigen Inhalt Fremdartiges zu erkennen geben, da haben wir Recht die so vollendete aus dem reinsten Ursprung, der für die Sprache in der hervorbringenden Kraft des Menschen gegeben ist, abzuleiten; für eine solche gilt es, was Platon zuerst als Aufgabe für die Untersuchung über menschliche Sprachentstehung aufstellte, wo er, wie sein im Geiste der Erkenntniß mit ihm innig verbundener deutscher Commentator und Uebersetzer es zusammenfaßt, »in der physiologischen Qualität der Laute den Grund alles Bedeutsamen in der Sprache nicht etwa als Nachahmung des Hörbaren sondern als Darstellung des Wesens der Dinge aufzusuchen gebietet«, und was nach ihm treffliche Forscher unserer Zeit, wie Leibnitz, Herder, F. Schlegel von den psychologischen Bedingungen der Sprachentstehung lehrten, und was auch die vorliegende Untersuchung als ihr Hauptergebniß gewonnen hat. Und je mehr wir dies höchste Werk menschlicher Kraft zu betrachten uns angelegen seyn lassen, je vernehmlicher uns sein Entstehen wird, desto herrlicher erscheint uns in diesem Werke die von Gott begabte Natur des Menschen, desto ehrwürdiger die Reinheit des Gefühls und die Klarheit des Geistes, die ein solches Werk forderte.

Da das Rechte nur eines ist, des Unrechten aber ein Mehrfaches, so haben wir hierdurch ein wenigstens bis auf einen gewissen Grad brauchbares Mittel, um das, was aus der höheren Gefühlssprache stammt, von dem zu scheiden, was aus der niederen ist. Allerdings mag dieselbe Empfindung, in der Sprache, wie in der Tonkunst, für verschiedene

Personen eine gewisse Breite in der Art ihres Ausdrucks zu- lassen; wo indeß verschiedene Sprachen dieselbe Empfindung mit ganz ungleichen, nicht aus einander ableitbaren Ausdrücken bezeichnen, da läßt sich wohl mit Grund vermuthen, daß diese Ausdrücke entweder sämmtlich oder wenigstens alle bis auf einen nur aus jenem unvollkommneren, zwischen zwei Aeussersten in der Mitte stehenden Sprachursprung stammen, welchem Merkmal zufolge denn auch der größte Theil der Wörter, welche die Sprache der Kinder, unabhängig vom Einfluß der Erwachsenen und nicht-schallnachahmend, enthält, zu dieser Art von Entstehung gehören muß, wie dieß auch eben die beigemischten Schallnachahmungen und die Abweichung des Menschen von seinem früheren Zustande wahrscheinlich machen.

Die Verschiedenheit der vorhandenen Sprachen, unter denen es welche gibt, die alle Merkmale einer menschlich-edlen Abkunft an sich tragen, und wieder andere, die sowohl durch ihre Untüchtigkeit für den zarteren Gefühlsausdruck, als auch durch die Menge der in ihnen vorhandenen schallnachahmenden Worte, ihren niederen Ursprung unverkennbar bezeichnen, läßt schwerlich mehr zweifeln, daß es verschiedene Sprachentstehungsweisen gegeben habe. Wohl hat man es versucht, und es läßt sich immer wieder von Neuem versuchen, wie weit das Geschäft, auch die verschiedensten Sprachen auf einen Stamm zurückzuführen, gelinge; aber bisher ist noch immer Verzweiflung, die unlösbare Aufgabe zu lösen, das Ergebniß gewesen, und es ist kein Grund da, für die Zukunft einen bessern Erfolg zu hoffen. Wer aber auf dieses Mißlingen nun sofort den Ausspruch stützen wollte, es müsse, wie verschiedene Sprachentstehungen, so auch verschiedene Anfänge des Menschengeschlechts geben, der übereilte sich doch wohl. Denn es steht der Möglichkeit durchaus nichts Entscheidendes entgegen, daß nicht für die verschieden-

sten Sprachentstehungsweisen; die Erzeuger aus einem einzigen Menschenpaar entsprossen seyen.

Nimmt man eine Ursprache an, so wird diese, so lange die Ueberlieferung in einer Kette fortgeht, allerdings bis in die spätesten Generationen als Grundgewebe durchschimmern müssen. Aber diese Kette kann abreißen und dann eine neue Sprachbildung zu Stande kommen. Indem wir der Analogie von Musik und Sprache, die uns im Vorigen leitete, hier noch einmal gedenken, mögen wir uns erinnern, daß es für den Menschen Bedrängnisse der Seele und des Körpers gibt, welche in ihm alle Neigung, ja man darf wohl sagen, die Kraft selbst, sich durch Gesang zu äußern, aufheben. Es ist ferner bekannt, daß die Versetzung in fremde Klimate einigen Thieren die Stimme raubt, möge hierbei nun wieder körperliches und psychisches Leiden, oder möge hier noch ein anderes Verhältniß wirken. Es fehlt endlich nicht an Fällen, wo Menschen nicht bloß das Vermögen, die Worte auszusprechen, sondern auch das, sie sich vorzustellen, auf eine Zeitlang und wohl selbst für die ganze Lebensdauer durch Krankheit verloren. Und so ist es denn wohl denkbar, daß für eine Familie, die durch Versetzung in ein fremdes Klima von den übrigen Menschen getrennt und dabei durch hinzugekommene Krankheit auf jene Weise betroffen worden, die Kette der Ueberlieferung, wodurch sie an die Ursprache geknüpft war, zerriß und dann späterhin in den Abkömmlingen dieser Familie, wenn in diesen das Vermögen zu sprechen wieder erwachte, eine nach dem Gefühls- und Geisteszustand, worin dieselben durch jene Bedingungen versetzt worden, eigenthümliche Sprache entstand. Wie die so zu Stande gekommene Sprache sich dann in der Folge mit andern mischen, diese sie, und sie diese verändern konnte, bedarf keiner weitern Ausführung, und eben so versteht es sich von selbst, daß das, was auf eine solche Weise

einmal geschah, sich zwei- und mehrmal wiederhohlen konnte, immer zu neuen Sprachbildungen von verschiedener Beschaffenheit Gelegenheit gebend.

Da die Gründe, welche man gegen eine sogenannte Ursprache aufgestellt hat, theils zu der im Vorigen durchgeführten Ansicht in keiner Beziehung stehen, theils auf dem Wege, den uns unsere Untersuchung führte, beseitigt worden sind *), so mögen wir nun wohl noch der Frage gedenken, welche Entstehungsweise denn derjenigen Sprache zuzuschreiben sey, die dem Menschengeschlecht die erste gewesen. Ohne hier diese Frage, welche unserer eigentlichen Auf-

*) M. s. z. B., was einer der entschiedensten Gegner der Ursprache, der sinnreiche v. Kempelen in seinen Pensées sur l'origine des langues, die den zweiten Abschnitt seines höchst lehrreichen Werks vom Mechanismus der Sprache bilden, §. 23. dieses Abschnitts gegen eine solche Ursprache geltend macht, wo er sagt: »Les défenseurs de la langue primitive et innée devroient du moins nous indiquer laquelle de nos langues vivantes s'accorde le mieux avec cette langue primitive. Si elle est innée à l'homme, comment a-t-il pu la perdre ou la changer? qui est ce qui peut changer la circulation de son sang? la langue innée seroit-elle moins l'ouvrage du Créateur, moins durable que le battement de notre pouls! Si l'homme, cet être destiné à vivre en société, étoit sorti de la main du Créateur pourvû d'une langue tout achevée, il auroit naturellement conservé ce don comme toutes ses autres qualités corporelles et il l'auroit propagé avec son espèce comme les animaux leurs cris. Un homme, errant dès son enfance seul dans les forêts, devroit savoir la langue innée au point qu'aussitôt qu'il rencontreroit un autre homme, il pût lui parler sans avoir appris le langage de celui-ci, également inné et commun à tous les hommes: le coq chante encore aujourd'hui comme il a chanté il y a mille ans, le perroquet blanc crie encore son Cacatou comme le premier jour de sa Création.«

nicht als ein nothwendig bestimmtes Object denken; dieß letztere wäre ihr höchster Widerspruch mit sich selbst; sie würde so auf keine Weise sich, sondern nur immer etwas Anderes, das nicht Seele, sondern bloße Sache, oder etwas Materielles wäre, vorstellen. In dieser Freiheit besteht ihr Leben, ihr Wesen, und Alles ist ihr nur insofern lebendig, inwiefern sie sich selbst in ihm findet oder denkt, inwiefern es ihr ähnlich ist, d. h. Freiheit oder Selbsthandeln ausdrückt. Ohne die Freiheit leuchtete ihr keine Vernunft, welche sie zur Sittlichkeit und Religiosität erhebt. Gäbe es jedoch in dem menschlichen Gemüthe kein niederes Begehrungsvermögen, so hätte das obere (die praktische Vernunft) keinen Gegenstand, an welchem sich die Sittlichkeit entwickeln könnte, und so würde der endliche Geist sich selbst seiner Freiheit nicht bewußt werden.

Was nun die theoretische und die praktische Seite, das Erkenntniß- und das Begehrungsvermögen, vermittelt und verknüpft, scheint das Gefühlvermögen zu seyn. Die Erkenntniß nämlich bestimmt das Begehren, Wollen und Handeln durch die sinnlichen, ästhetischen, intellectuellen, moralischen und religiösen Gefühle. Die Erkenntniß wirkt Gefühle. Aber nicht allen Gefühlen geht deshalb Erkenntniß voraus, sondern die Seele fühlt auch Triebe der Natur und des Geistes, ehe sie ihre Bedeutung, ehe sie überhaupt noch erkennt. Mit dem Gefühlvermögen hängt aber wieder einerseits Einbildungskraft, andrerseits Urtheilskraft, in Hinsicht des Schönen und des Erhabenen, so wie Verstand und Vernunft in Hinsicht des Guten und Wahren, genau zusammen. Alle Neigungen, wie alle Entschlüsse des Willens, setzen Einbildungskraft (oder Phantasie) voraus, um ihre Gegenstände oder ihr Ziel vorzustellen. Selbst die Vernunft kann der Thätigkeit, die wir der Einbildungskraft oder Phantasie

Schon während die ursprünglich dem Menschen verliehene Kraft der Spracherzeugung noch bestand, konnte sie, durch andere Gefühlsregungen, durch andere Veranlassungen dieser Regungen bestimmt, sich mit einigen Abweichungen äußern, wie unsere Tonkünstler, obgleich noch fortwährend Erfinder, schwerlich solche Choräle hervorbringen würden, wie jene des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Jene Kraft schwand dann, sie blieb nur als eine, unvollkommnerer Aeußerungen fähige, übrig, weil bei dem vorhandenen Wortvorrath sie nicht mehr geübt ward, weil der Gebrauch der Worte die Gefühle, aus denen diese stammten, schwächte, oder auch vielleicht, weil der Mensch sittlich ein Anderer ward. Veränderte dann der Gebrauch die Worte, führten andere Gefühle andere Biegungen, andere Verbindungen ein, kamen fremde Einmischungen hinzu, so ward nun nach und nach, nachdem die erfindende Kraft gesunken war, auch das Erzeugniß derselben entstellt.

Wie ergiebig die menschliche Natur gewesen, um die Zahl der Sprachen aus wenigen Stämmen zu vervielfältigen, erweist schon die Geschichte. Seit einem Jahrtausend zeigt sich in dieser Vervielfachung zwar ein Stillstand, ja die Zahl der Sprachen ist durch Vermengung der Völker, durch Unterdrückung des einen durch das andere, wieder geringer geworden; aber einem Geschlecht, das die Gegenwart nur oft irrend, und die Vergangenheit nur in Vermuthungen erkennt, steht es sehr wenig an, darauf Schlüsse zu bauen über das Zukünftige. Ist man indeß geneigt, in jener Erscheinung einen Grund für die Annahme zu finden, daß es mit der Zeit noch wohl zu einer Universalsprache kommen könnte, welche wie die Ursprache wieder alle Menschen vereinte, so wollen wir unseren Nachkommen nur wünschen, daß diese Universalsprache von keiner Universalmonarchie nach römischer, französischer oder einer ähnlichen Façon begleitet seyn möge.

gabe schon ferner liegt, ausführlich behandeln zu wollen, mögen wir sie doch in Beziehung zu unserem Gegenstand kürzlich erwägen.

War dem Menschen die vollkommnere Gefühlssprache nicht die erste, so muss die menschliche Verständigung mit der Nichtverständigung begonnen haben. Wenn nun auch der Glaube an eine so seltsame Einrichtung seine Anhänger gefunden, so steht ihm doch Alles entgegen, was der Lehre von einer anfänglichen Rohheit unseres Geschlechts zuwider ist. Wäre unter den Sprachen, denen wir ein hohes Alterthum beizulegen genöthigt sind, neben mehreren rohen auch nur eine einzige, von einem edlen Ursprung zeugende, so würde diese schon einen wichtigen Beweis darbieten gegen jene Lehre. Denn, wenn auch der Mensch, wie er statt des Höheren das Niedere zu ergreifen geneigt ist, wohl schallnachahmende Worte in eine edle Gefühlssprache einmischen konnte, so ist es doch wenig wahrscheinlich, daß ein Volk, welches einmal eine rohe Sprache besaß, diese in eine edle von ganz anderer Natur hinübergebildet habe. Nicht minder spricht gegen die Meinung, daß der Mensch mit einer rohen Sprache begonnen habe, die Analogie dessen, was nicht bloß die Sagen der Griechen, sondern auch die anderer Völker von dem Ursprung der Musik lehren, der in ihnen entweder höheren Wesen selbst, oder wenigstens dem Einfluß dieser Wesen auf den Menschen zugeschrieben wird.

Daß nun unsere heilige Urkunde, die mosaische Ueberlieferung vom Ursprunge der Sprache, ebenfalls dem Menschen eine ursprünglich edle Sprache beilege, zeigen die bekannten Worte 1 Buch Mos. Kap. 2, V. 19 u. 20 deutlich. Nicht bloß den stimmbegabten, sondern auch den lautlosen Thieren gibt der Mensch ihren Namen, »einem jeglichen Vieh, und dem Vogel unter dem Himmel und dem Thier auf dem Felde.«

Schon während die ursprünglich dem Menschen verliehene Kraft der Spracherzeugung noch bestand, konnte sie, durch andere Gefühlsregungen, durch andere Veranlassungen dieser Regungen bestimmt, sich mit einigen Abweichungen äußern, wie unsere Tonkünstler, obgleich noch fortwährend Erfinder, schwerlich solche Choräle hervorbringen würden, wie jene des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Jene Kraft schwand dann, sie blieb nur als eine, unvollkommnerer Aeußerungen fähige, übrig, weil bei dem vorhandenen Wortvorrath sie nicht mehr geübt ward, weil der Gebrauch der Worte die Gefühle, aus denen diese stammten, schwächte, oder auch vielleicht, weil der Mensch sittlich ein Anderer ward. Veränderte dann der Gebrauch die Worte, führten andere Gefühle andere Biegungen, andere Verbindungen ein, kamen fremde Einmischungen hinzu, so ward nun nach und nach, nachdem die erschaffende Kraft gesunken war, auch das Erzeugniß derselben entstellt.

Wie ergiebig die menschliche Natur gewesen, um die Zahl der Sprachen aus wenigen Stämmen zu vervielfältigen, erweist schon die Geschichte. Seit einem Jahrtausend zeigt sich in dieser Vervielfachung zwar ein Stillstand, ja die Zahl der Sprachen ist durch Vermengung der Völker, durch Unterdrückung des einen durch das andere, wieder geringer geworden; aber einem Geschlecht, das die Gegenwart nur oft irrend, und die Vergangenheit nur in Vermuthungen erkennt, steht es sehr wenig an, darauf Schlüsse zu bauen über das Zukünftige. Ist man indeß geneigt, in jener Erscheinung einen Grund für die Annahme zu finden, daß es mit der Zeit noch wohl zu einer Universalsprache kommen könnte, welche wie die Ursprache wieder alle Menschen vereinte, so wollen wir unseren Nachkommen nur wünschen, daß diese Universalsprache von keiner Universalmonarchie nach römischer, französischer oder einer ähnlichen Façon begleitet seyn möge.

Idealem und Realem. Die eine ihrer Handlungen führt sie auf die andre, einer ihrer Zustände auf den andern. Sie *empfindet* und *schaut an* durch den *Sinn*, mittels dessen sie in Verbindung mit Objecten tritt, und Etwas außer sich in sich aufnimmt. Aber um sich Empfindung und Anschauung *anzueignen*, um zu *wissen*, *daß* sie empfindet und anschauet, ist ihr eine neue höhere Thätigkeit nöthig, welche sich auf die vorige und den durch diese bewirkten Zustand bezieht, nämlich das *Denken*. Hierdurch lernt sie das Empfundene und Angeschaute *verstehen* und *begreifen*, und man nennt das Vermögen hierzu, die Fähigkeit sich der Empfindung und Anschauung *bewußt* zu werden, — folglich sich selbst vom Gegenstande zu *unterscheiden*, das Empfundene und Angeschaute als *Object* zu bestimmen oder zu fixiren, (mithin dem *Subjecte* entgegenzustellen) — den *Verstand*. Nun ist das Object in einen *Begriff* aufgenommen. Eine neue Seelenthätigkeit sondert in dem Gegenstande des Begriffs als in einem Ganzen die Theile, bezeichnet jenen durch Merkmale, und erkennt dem Ganzen diese oder jene Bestimmungen, Eigenschaften und Verhältnisse zu, verbindet also die Vorstellung der Sache im Ganzen und Allgemeinen, als Subject, mit der Vorstellung irgend eines Einzelnen und Besondern darin, oder hält die ursprüngliche Vorstellung mit dem Begriffe, das Urbild mit dem Abbilde zusammen; d. h. die Seele *urtheilt*, sie bestimmt, entwickelt, verdeutlichet ihren Begriff, und wird sich so genau und deutlich dessen bewußt, was zu demselben gehört oder demselben fremd ist. So steigt die Verrichtung der Seele vom Empfinden und Anschauen zum Denken und Urtheilen, und ihr Vermögen von der Sinnlichkeit zum Verstande und zur Urtheilskraft in stetigem Zusammenhange empor. Eine Handlung reiht sich an die andre, um das *Bewußtseyn* immer mehr zu entwickeln;

auf den wir in Absicht der Seele und ihrer Bestimmungen geführt werden, scheint *Thätigkeit* und *Empfänglichkeit*, *Trieb* und *Sinn*, *Handeln* und *Leiden*, *Wirken* und *Afficirtwerden* zu seyn. Die Seele findet sich in ihrem Handeln nicht immer frei, sondern großentheils beschränkt durch Bedingungen, die zum Theil außer ihrem Wesen zu liegen scheinen; und sieht sich an gewisse *Gesetze* gebunden. Sie entdeckt an den Wirkungen, an welchen sie ihres Lebens, ihres Handelns und Bestimmtwerdens inne wird, gewisse *Regeln*, etwas Bleibendes oder Wiederkehrendes, und sie erscheint sich so in mannichfaltigen *Formen*, wodurch sie auf gewisse *Grundbestimmungen* und *Grundvermögen* ihres Wesens geleitet wird. Sie entdeckt auch im Fortgange ihres Daseyns, daß sie nicht blos dasselbe noch ist, was sie einst war, sondern daß sich mehr oder etwas Andres mit ihr vereinigt hat, daß sie jetzt mehr umfaßt, mehr vermag, als zuvor; kurz sie wird sich der *Entwickelung* ihres Seyns, ihrer Natur, ihrer Vermögen und Kräfte, bewußt. An dieser Entwickelung drängen sich ihr Unterschiede auf; sie erscheint ihr als eine *innere* und als eine *äußere*, als eine *freie* und eine *nothwendige*. Ihr Handeln überhaupt zeigt ihr Verbindung und Trennung, Zusammenfassung und Unterscheidung, Verschmelzung und Auflösung, Unterordnung und Absonderung. Alles dieß führt den denkenden Geist darauf, *verschiedene Vermögen* in sich vorauszusetzen, welche unter äußern und innern Bedingungen zur Thätigkeit kommen. Indem sich die Seele so aus sich selbst entwickelt und bildet, bestimmt sie sich selbst verschiedene *Handlungsweisen*, *Formen* der Thätigkeit, *Gesetze* des Wirkens: es entsteht ihr vorzüglich die Unterscheidung zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, Innerem und Aeusserem, Form und Materie, Unendlichem und Endlichem, Geist und Körper, Subjectivem und Objectivem,

Idealem und Realem. Die eine ihrer Handlungen führt sie auf die andre, einer ihrer Zustände auf den andern. Sie empfindet und schaut an durch den Sinn, mittels dessen sie in Verbindung mit Objecten tritt, und Etwas außer sich in sich aufnimmt. Aber um sich Empfindung und Anschauung anzueignen, um zu wissen, daß sie empfindet und anschauet, ist ihr eine neue höhere Thätigkeit nöthig, welche sich auf die vorige und den durch diese bewirkten Zustand bezieht, nämlich das Denken. Hierdurch lernt sie das Empfundene und Angeschaute verstehen und begreifen, und man nennt das Vermögen hierzu, die Fähigkeit sich der Empfindung und Anschauung bewußt zu werden, — folglich sich selbst vom Gegenstande zu unterscheiden, das Empfundene und Angeschaute als Object zu bestimmen oder zu fixiren, (mithin dem Subjecte entgegenzustellen) — den Verstand. Nun ist das Object in einen Begriff aufgenommen. Eine neue Seelenthätigkeit sondert in dem Gegenstande des Begriffs als in einem Ganzen die Theile, bezeichnet jenen durch Merkmale, und erkennt dem Ganzen diese oder jene Bestimmungen, Eigenschaften und Verhältnisse zu, verbindet also die Vorstellung der Sache im Ganzen und Allgemeinen, als Subject, mit der Vorstellung irgend eines Einzelnen und Besondern darin, oder hält die ursprüngliche Vorstellung mit dem Begriffe, das Urbild mit dem Abbilde zusammen; d. h. die Seele urtheilt, sie bestimmt, entwickelt, verdeutlichet ihren Begriff, und wird sich so genau und deutlich dessen bewußt, was zu demselben gehört oder demselben fremd ist. So steigt die Verrichtung der Seele vom Empfinden und Anschauen zum Denken und Urtheilen, und ihr Vermögen von der Sinnlichkeit zum Verstande und zur Urtheilskraft in stetigem Zusammenhange empor. Eine Handlung reiht sich an die andre, um das Bewußtseyn immer mehr zu entwickeln;

und es ist stets der nämliche Geist, welcher sich so in stetiger Thätigkeit äußert, und sich seine Welt bestimmt, indem er an ihr seine Natur, seine Gesetze ausdrückt, und den sinnlichen Stoff, womit seine Regsamkeit begann, durch seine Urformen sondert, vereinigt, wechselseitig bezieht, neu gestaltet und veredlet. Anfangs vom Einzelnen gefesselt und in das Ganze verloren, kennt er sich selbst noch nicht, und wird auf thierische Weise vom Sinnenreize blind bewegt. Wenn aber das Sinnliche begriffen und verstanden ist, so erscheint sich die Seele schon als erkennendes Wesen, und mit dem Verstande gelangt sie auch zur Selbsterkenntniß. Zwischen dem Sinn und Verstande aber scheint das Handeln der Seele als Einbildungskraft zu schweben. (Denn diese bezieht sich) zunächst auf das Ursprüngliche, was der Seele gegeben ist, was sie in sich findet oder außer sich schauet, ehe sie noch sich selbst gefunden hat, d. h. auf innere Empfindungen und äußere Anschauungen. Die Einbildungskraft faßt dies Mannichfaltige in Bilder, und bildet oder prägt sie der Seele ein, so daß sie theils zur Erinnerung dienen können, theils auch dem Verstande zu Statten kommen, um seine abgesonderten und allgemeinen Begriffe zu skizziren oder mit Grundrissen für die Urtheilskraft zu versehen. Die Einbildungskraft schöpft ihren Stoff aus dem Vorrathe der Sinne; da aber ihre Thätigkeit über das Empfinden, Anschauen und eigentliche Wahrnehmen hinausgeht, nicht durch die objectiven Gränzen der Wirklichkeit gebunden ist, so vermag sie den sinnlichen Stoff zu neuen Formen zu benutzen, ihn in neue Gestalten beliebig zu verarbeiten. Indem sie so im Reiche der Freiheit und der bloßen Möglichkeit schwebt, kommt sie noch andern Seelenthätigkeiten entgegen, welche ein von der Wirklichkeit nicht begränztes Gebiet fordern, und in der Sphäre der Zukunft, der Mög-

lichkeit und des Uebersinnlichen ihren Spielraum finden. Diese Thätigkeiten schreibt man dem niederen und höheren Begehrungsvermögen zu, wodurch die Seele sich hier als frei der Natur entgegenstellt, und ein inneres Gesetz ihres freien Handelns anerkennt, dort aber die Abhängigkeit ihres Zustandes in den Gefühlen der Lust und Unlust von zum Theil ihr fremden Bedingungen nicht verleugnen kann. In diesem Gegensatze entwickelt sich vollends ihr Selbstbewußtseyn nicht blos zur Klarheit, sondern auch zur Deutlichkeit. Das Leben der Seele, oder vielmehr, da sie im Grunde lauter Leben *), das Leben selbst ist, ihr Wesen ist eine stete Thätigkeit, welche für sie selbst in der Zeit in einzelne an einander hängende, nah oder fern auf einander bezogene Handlungen sich theilt. Jedoch ist nicht nothwendig jedes Handeln in ihr und für sie selbst ein Bewußtes; denn damit sie sich ihrer Thätigkeit erst bewußt werde, ist in ihr ein neues Handeln nothwendig. Dadurch wird sie sich selbst Gegenstand, und immer erweitert sich ihre Sphäre durch ihre eigene Wirksamkeit. An dem, was ihr im Handeln entsteht, erkennt sie erst sich und die Welt. So können wir das Leben der Seele stufenweise verfolgen, und ungefähr in folgenden Momenten bezeichnen, welche ihr ganzes Wesen bilden: sinnliches Fühlen und Begehren, Empfinden und Anschauen, Wahrnehmen, Verstehen, Erkennen, Urtheilen, Begreifen, Wissen, Denken, Glauben, geistiges Fühlen und Streben. Allgemeine Thätigkeiten, welche das Erkennen und Urtheilen und selbst das geistige oder sittliche Streben und Wollen betreffen, bestehen in Re-

---

*) »Unsere Seele«, sagt F. H. Jakobi, »ist eine gewisse bestimmte Form des Lebens«.

zuschreiben, bei ihren *Idealen* und im Gefühle des *Erhabenen* nicht entbehren. Die Urtheilskraft aber wirkt sowohl im *ästhetischen*, als im *sittlichen* Gefühle, um das *Schöne* und das *Gute* zu bestimmen, so wie sie in *intellectueller* Hinsicht nach der Idee der Vernunft über das *Wahre* den Ausspruch thut.

---

2. Allgemeine Anmerkung über die Seelenvermögen und insbesondere über die Einbildungskraft.

Wenn man fragt: woher hat die Seele diese Triebe, diese Fähigkeiten und Kräfte? so ist die natürlichste Antwort: sie besteht selbst in nichts anderm, als in diesen Trieben, Fähigkeiten, Kräften, oder sie ist die Quelle, der Vereinigungspunkt derselben, und ohne dieselben wäre sie nichts, als ein leeres, unbestimmtes Subject *). Die Seele offenbart sich nur durch solche Aeußerungen, denen wir Triebe, Fähigkeiten, Vermögen zum Grunde legen. Sie erscheint sich selbst in solcher Mannichfaltigkeit, welche in ihr stets den letzten Vereinigungspunkt findet. Der Unterschied, den wir in den Vermögen und Trieben der Seele annehmen, beruht (so scheint es wenigstens in vielen Fällen) auf der Richtung und Anwendung, auf dem Verhältniß und Umfange und den Graden ihrer Wirksamkeit. Das Wesentliche, das gleichsam Angeborne bleibt dasselbe, zeigt sich aber dem Alles versinnlichenden und zertheilenden Blick in verschiedener Gestalt und Ausbreitung, und nimmt manches von außen an, wodurch zufällige Unterschiede entstehen.

---

*) Hiermit wird der Lehre von der göttlichen Abkunft der Seele nicht zu nahe getreten, sondern vielmehr der tiefste Gehalt des Begriffs von ihr so bestimmt, daß die religiöse Ansicht desselben dadurch nur gewinnen kann.

nicht als ein nothwendig bestimmtes Object denken; dieß letztere wäre ihr höchster Widerspruch mit sich selbst; sie würde so auf keine Weise sich, sondern nur immer etwas Anderes, das nicht Seele, sondern bloße Sache, oder etwas Materielles wäre, vorstellen. In dieser Freiheit besteht ihr Leben, ihr Wesen, und Alles ist ihr nur insofern lebendig, inwiefern sie sich selbst in ihm findet oder denkt, inwiefern es ihr ähnlich ist, d. h. Freiheit oder Selbsthandeln ausdrückt. Ohne die Freiheit leuchtete ihr keine Vernunft, welche sie zur Sittlichkeit und Religiosität erhebt. Gäbe es jedoch in dem menschlichen Gemüthe kein niederes Begehrungsvermögen, so hätte das obere (die praktische Vernunft) keinen Gegenstand, an welchem sich die Sittlichkeit entwickeln könnte, und so würde der endliche Geist sich selbst seiner Freiheit nicht bewußt werden.

Was nun die theoretische und die praktische Seite, das Erkenntniß- und das Begehrungsvermögen, vermittelt und verknüpft, scheint das Gefühlvermögen zu seyn. Die Erkenntniß nämlich bestimmt das Begehren, Wollen und Handeln durch die sinnlichen, ästhetischen, intellectuellen, moralischen und religiösen Gefühle. Die Erkenntniß wirkt Gefühle. Aber nicht allen Gefühlen geht deshalb Erkenntniß voraus, sondern die Seele fühlt auch Triebe der Natur und des Geistes, ehe sie ihre Bedeutung, ehe sie überhaupt noch erkennt. Mit dem Gefühlvermögen hängt aber wieder einerseits Einbildungskraft, andrerseits Urtheilskraft, in Hinsicht des Schönen und des Erhabenen, so wie Verstand und Vernunft in Hinsicht des Guten und Wahren, genau zusammen. Alle Neigungen, wie alle Entschlüsse des Willens, setzen Einbildungskraft (oder Phantasie) voraus, um ihre Gegenstände oder ihr Ziel vorzustellen. Selbst die Vernunft kann der Thätigkeit, die wir der Einbildungskraft oder Phantasie

Vorstellungskraft, die das Wesen der Seele ausmacht. Diese wesentliche und ursprüngliche Kraft ist an und für sich unbestimmt, wird aber, durch ihre und ihres Körpers Zustand, auf dieses Gegenwärtige, dieses oder jenes Vergangene, und dieses oder jenes Zukünftige, auf eine begreifliche Weise gerichtet und angewiesen. In so weit sie auf das Gegenwärtige bestimmt ist, nennt man sie Empfindungsvermögen, auf das Vergangene (und Abwesende) Einbildungskraft, und auf das Zukünftige Vorsehungsvermögen. Warum ist die Einbildungskraft auf das Vergangene gerichtet? Weil die wesentliche Kraft der Seele das Vergangene sowohl, als das Gegenwärtige und Zukünftige, in sich begreift, und weil wir sie nicht anders Einbildungskraft nennen, als insoweit sie durch die bestimmenden Ursachen sich Etwas vorstellt, das ihr zu einer andern Zeit gegenwärtig gewesen. Die Einbildungskraft ist ja kein für sich bestehendes Ding, sondern an und für sich schon eine Bestimmung der ursprünglichen Vorstellungskraft, die wir mit einem besondern Namen eine Kraft, aber nur in einem gewissen uneigentlichen Verstande, nennen. Auf gleiche Weise könnten wir jedem andern Vermögen, z. B. dem Vermögen die Farbe zu unterscheiden, einen besondern Namen geben, und uns hernach verwundern, daß dieses besondere Vermögen auf die Unterscheidung der Farben gerichtet ist.«

---

3. Versuch, die Gesetze der Seelenthätigkeit im Begehren zu entwickeln.

1. Die Seele kann sich ihrer selbst nur im Wechsel von Vorstellungen bewußt werden. Aber sie strebt, das Mannichfaltige zu vereinigen. Ursprünglich fließt sie noch

So läßt sich vielleicht das Wesen der Seele auf Thätigkeit und Empfänglichkeit zurückführen, und die erstere als freie und als nothwendige oder gemischte, als unbegränzte und begränzte, unbestimmte und bestimmte, so wie die Empfänglichkeit als innere und äußere unterscheiden, und daraus Verstand, Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gefühl- und Begehrungsvermögen herleiten. Das Handeln der Seele auf sich selbst gibt Bewußtseyn; ihr Handeln auf etwas Anderes Empfindung, und beides vereinigt, Erkenntniß. Sie wiederhohlt ihre Thätigkeitsart, und so entsteht, unter gewissen Bedingungen, Gewohnheit, Fertigkeit, Erinnerung. Sie findet Gränzen ihres Handelns: so empfindet und erkennt sie; oder sie strebt in Begehren und Wollen über die Gränze hinaus, und im freien Hinausgehen über die Schranken, und im eigenen Bestimmen der Gränzen stellt sie Abwesendes, Entferntes, Vergangenes, Mögliches und Zukünftiges vor. Ihre Triebe, Fähigkeiten oder Kräfte werden gereizt, geweckt, und nun entwickeln, entfalten, gestalten sie sich, mehr oder weniger frei oder nothwendig, auf mannichfache Art an und in oder über den Stoffen, die sie reizten und weckten und beschäftigen.

Ich erkenne das Unvollkommene dieser Bemerkungen, mit denen ich blos auf die zu suchende Einheit in den psychologischen Phänomenen hindeuten, und auf die folgenden Ideen eines früheren Psychologen vorbereiten wollte, welche auch noch jetzt mir der Aufmerksamkeit werth schienen.

In den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, Th. 8, Berlin 1761, heißt es S. 276 u. f.: »Es ist ausgemacht und von unseren Weltweisen längst bewiesen, daß die Imagination keine abgesonderte Kraft sey, die der Seele etwa als eine Zugabe geschenkt worden; sondern sie ist eine bloße Abänderung (Modifikation) der ursprünglichen

Vorstellungskraft, die das Wesen der Seele ausmacht. Diese wesentliche und ursprüngliche Kraft ist an und für sich unbestimmt, wird aber, durch ihre und ihres Körpers Zustand, auf dieses Gegenwärtige, dieses oder jenes Vergangene, und dieses oder jenes Zukünftige, auf eine begreifliche Weise gerichtet und angewiesen. In so weit sie auf das Gegenwärtige bestimmt ist, nennt man sie Empfindungsvermögen, auf das Vergangene (und Abwesende) Einbildungskraft, und auf das Zukünftige Vorsehungsvermögen. Warum ist die Einbildungskraft auf das Vergangene gerichtet? Weil die wesentliche Kraft der Seele das Vergangene sowohl, als das Gegenwärtige und Zukünftige, in sich begreift, und weil wir sie nicht anders Einbildungskraft nennen, als insoweit sie durch die bestimmenden Ursachen sich Etwas vorstellt, das ihr zu einer andern Zeit gegenwärtig gewesen. Die Einbildungskraft ist ja kein für sich bestehendes Ding, sondern an und für sich schon eine Bestimmung der ursprünglichen Vorstellungskraft, die wir mit einem besondern Namen eine Kraft, aber nur in einem gewissen uneigentlichen Verstande, nennen. Auf gleiche Weise könnten wir jedem andern Vermögen, z. B. dem Vermögen die Farbe zu unterscheiden, einen besondern Namen geben, und uns hernach verwundern, daß dieses besondere Vermögen auf die Unterscheidung der Farben gerichtet ist.«

---

3. Versuch, die Gesetze der Seelenthätigkeit im Begehren zu entwickeln.

1. Die Seele kann sich ihrer selbst nur im Wechsel von Vorstellungen bewußt werden. Aber sie strebt, das Mannichfaltige zu vereinigen. Ursprünglich fließt sie noch

mit den Dingen in Empfindungen und Anschauungen zusammen, und verliert sich in ihnen. An den Raumvorstellungen, den Anschauungen des im Raume Beharrenden, im Gegensatze gegen das in der Zeit Fließende und Wechselnde, gegen äußerer und innerer Bewegung, gelangt sie zur Unterscheidung ihrer selbst von der Welt. Das Wesen, das sich immer als dasselbe Subject bei allem Wechsel im Denken findet, ist zum Selbstbewußtseyn gelangt. Der Verstand ist erwacht, welcher Dinge durch Merkmale vorstellt, und den sinnlichen Vorstellungen, den Erscheinungen der Außenwelt mit seinen eigenthümlichen und mit der aus ihnen schon erzeugten Begriffen zuvor- und entgegenkommt. Was diesen Begriffen entspricht, gefällt als wahr und gut, und vergnügt, weil es mit dem Streben der Seele nach Einheit in Mannichfaltigen übereinstimmt.

2. Die Seele verlangt Wechsel, Mannichfaltigkeit in der Zeit, ohne welche sie kein wahres Leben, sich selbst nicht fühlt. Sie scheut eben so wohl die Leere, als das Einförmige, weil ihre Thätigkeit nur durch Fülle und Abwechselung gereizt und erhalten wird. Ohne Thätigkeit kein Leben; ohne Reiz keine Thätigkeit; ohne Wechsel und Veränderung kein Reiz; ohne Veränderung kein Gefühl von Thätigkeit.

3. Sie strebt aber auch nach **Einheit** in dieser Mannichfaltigkeit, nach **Ruhe** in der Thätigkeit, nach **Ordnung** und **Maaß** in dem Wechsel, denn sie sucht **sich selbst** in der Zeit zu behaupten, sich selbst im Strom der Veränderungen zu erhalten. Zu rascher, zu ungleicher Wechsel der Vorstellungen, Unordnung in den Anschauungen und Empfindungen, Verwirrung in den Gedanken, stört ihr Selbstgefühl, hemmt ihr Lebensgefühl, erregt das, was Schwindel, Betäubung genannt wird. Daher strebt sie demjenigen zu, was zwar durch Mannichfaltigkeit reizt und

bleibt, aber auch durch Harmonie beruhigt und innerlich stärkt, ihr ein Bild ihrer selbst, oder doch einen Umriß ihres Ideals gibt.

4. Ein Gefühl von Leere, d. h. von Mangel an Thätigkeit, mithin an Reizen, die das Lebensgefühl wecken, treibt das Gemüth zur Veränderung seiner Lage, folglich zu neuem Stoff seiner Beschäftigung, um die Zeit mehr mit abwechselnden Empfindungen auszufüllen, um frische Reize zu gewinnen, die Langeweile zu verscheuchen und das Lebensgefühl zu verstärken.

5. Ein Gefühl von Ueberfüllung mit reizendem Stoff, und daher von zu großem Drange nach Wirksamkeit, oder von zu hoch gespannter Kraft, erzeugt im Gemüth das Streben, den mit seiner Schärfe lästigen Reiz gleichsam abzustumpfen, dem Drange nach Kraftäußerung freien Lauf zu geben, durch Mittheilung und Abspannung Gleichgewicht, Ebenmaaß und Ruhe wiederherzustellen. Der Uebergang aus dem ersteren Zustande, dem der Leere, in den der Beschäftigung und Unterhaltung, ist allmählige Erhohlung aus der Erschlaffung zur gemäßigten Thätigkeit, und daher mehr mit Unlust verbunden, als mit Lust. Der Uebergang aber aus der Ueberreizung oder Ueberspannung zum Gleichgewicht und zur Harmonie ist mehr angenehm, weil er noch vom Gefühl der nur allmählig sich mindernden und ausgleichenden Kraftfülle begleitet wird.

---

4. Die vier Lebensalter des Menschen nach ihren Hauptzügen.

Die vier Lebensalter des Menschen, in ihren wesentlichen Zügen aufgefaßt, zeigen uns die allmählige Entwickelung seiner geistigen Anlagen und Fähigkeiten bis zu ihrem Ziel in diesem Leben, und gewähren ein Bild von dem

Menschen im Ganzen, nach psychologischer Ansicht. Ich gebe hier nur eine kleine Skizze. Zuvor ist zu bemerken, daß die Natur die scharfen Begränzungen nicht kennt, die wir in wissenschaftlicher Hinsicht zu machen genöthigt sind, sondern daß in der Wirklichkeit die Uebergänge eines Karakters in den andern allmählig und unmerklich geschehen, folglich die Schilderung der verschiedenen Alter nicht so streng zu nehmen ist, als ob nicht oft bald eine frühzeitige, bald eine späte Reife der Seelenkräfte, bald eine sonderbare Mischung der Züge des Alters und der Jugend, des Männlichen und des Weiblichen Statt fänden. Auch läßt sich jedes der vier Alter wieder in drei Zeitpunkte eintheilen, von denen der erste und der letzte nur Uebergang und Gränze, der mittlere aber die karakteristische Stufe bezeichnet. Ueberall finden sich wohl Anlagen beisammen, aber bald nur im Keime schlummernd, wie in der frühen Kindheit, bald nach verschiedenen Seiten mehr oder weniger entwickelt und ausgebildet, bald in ihrer kräftigen Fülle und Reife, wie im Jünglings- und Mannsalter. Immer ist es dieselbe Kraft und dasselbe Wesen, was sich auch schon im Kinde entfaltet und selbst den geneigsten Handlungen der Seele ein eigenes Gepräge gibt, wodurch sie sich von denen des bloßen Thieres unterscheiden. Auch im Kinde zeigen sich schon die höheren Erkenntniß- und Gemüthsbewegungen; nur treten sie nicht so im Uebergewicht und nicht so deutlich hervor, als in späteren Perioden, weil ihnen gewöhnlich die Grundlage und der Stoff noch mangelt, worauf und wovon sie sich äußern können. Im Allgemeinen, und zufällige äussere Einflüße abgerechnet, entwickelt sich die Natur des Menschen vom Unvollkommnen zum Vollkommneren in allmähligen und unmerklichen Uebergängen, und so wie eine Kraft die andere voraussetzt, so geht eine Fähigkeit und Wirksamkeit aus der anderen hervor, und die Kräfte bilden sich wechselseitig durch einander.

Die Kindheit.

Das Leben des Kindes gleicht in dem ersten Zeitpunkte dem Pflanzenleben. Das Bewußtseyn scheint noch zu schlummern und im Zustande der sinnlichen Beschränktheit blos der Naturinstinkt rege zu seyn, welcher im Säuglinge als Trieb nach Nahrung wirkt. Ein dunkles Schmerzgefühl reizt zu den ersten Bestrebungen und drückt sich im öfteren Weinen aus. Die neue Lage und die noch ungewohnten Eindrücke, so wie die Schonung, Erhaltung und Entwickelung des zarten Körpers, machen Ruhe neben der Nahrung zum Bedürfniß. Daher füllt der Schlaf auch einen großen Theil dieser Periode aus. Sobald aber der Körper einigermaaßen gestärkt und der Nahrungstrieb gestillt ist, und das kleine Wesen nicht von Schmerz gereizt wird, fangen sich seine Sinne immer mehr aufzuschließen an. Besonders wird das Auge durch Licht und glänzende Sachen gefesselt, und das Ohr durch Töne, wodurch wenigstens die erste Aufmerksamkeit auf eine äußere Welt erwacht, welche aber noch so schwach und zerstreut ist, daß Töne und Melodieen auch oft zum Einschläfern dienen. Das Kind achtet wenig auf das, was um ihn herum vorgeht, bemerkt zunächst nur die Mutter und Pflegerin, und kann erst durch sie auf etwas Anderes aufmerksam gemacht werden; schmiegt aber sich gern wieder an die Mutter an, weil ihm alles Andre fremd ist, und bei dem Gefühl seiner Schwäche Furcht erregt. Mit den Sinnen ist ihm auch das Bewußtseyn aufgegangen, und es hat in der Wechselbeziehung zu den nächsten Personen und Gegenständen angefangen sich selbst zu fühlen. Es hat auch seinen Namen nachstammeln und auf sich beziehen gelernt, betrachtet aber sich selbst so lange noch als einen äußern Gegenstand, der diesen Namen führt, bis es in der dritten Person von sich zu sprechen aufhört, und in der ersten, durch Ich, von sich spricht, da dann das Selbstgefühl zur Klarheit gelangt

ist und schon Selbstbewußtseyn genannt werden kann. Dies Selbstbewußtseyn erlangt es aber erst im Wechselverhältniß zu andern Wesen seiner Art, die es als vernünftiges Wesen behandeln und in sich selbst das Kennzeichen der Persönlichkeit ausdrücken. Seine auf einen kleinen Wahrnehmungskreis beschränkten Sinne beschäftigt es, je nachdem es an Kräften zunimmt, aus natürlicher Lust und durch den Reiz des Neuen gelockt, an mannichfaltigen Gegenständen. Es kennt freilich die Dinge und schätzt sie fast nur nach der Außenseite, ist aber geneigt Vieles durch den Geschmack oder durch das Gehör zu prüfen. Es lebt blos in der Gegenwart, seine Erinnerung ist noch schwach, obgleich das Gedächtniß schon manchen Vorrath aus den auffallendsten Wahrnehmungen sammelt, und für die Zukunft sorgt es nicht; höchstens denkt es, wenn es schon mit seinem Leben vertrauter geworden, an die nächstkommenden Zeiten, die ihm mit schon erfahrenen Freuden entgegenwinken. Harmlos verspielt es seine Zeit, und denkt wenig an Zwecke, zufrieden, wenn es einer behaglichen Abwechslung genießt. Es schmiegt sich, im Gefühl seiner Schwäche, an die Mutter und die nächsten Vertrauten, und fürchtet fremde unbekannte Personen so lange, bis es etwa kleine Beweise der Liebe von ihnen erfahren hat. Es scheuet die Dunkelheit, welche seine Phantasie leicht mit Schreckgestalten erfüllt, und ist überhaupt leicht in Furcht zu setzen, welche aber auch schnell vorüber geht. In den früheren Zeiten weint es leicht heftig und anhaltend, und, wie es scheint, oft nur mechanisch fort, weil die Organisation sehr empfindlich ist, und es noch nicht Kraft und Ueberlegung hat, die Vorstellung zu verändern und das Weinen abzubrechen, wenn gleich kein Grund dazu mehr vorhanden ist. Aber ein überraschender Eindruck kann es auch schnell zur Ruhe, und eine unerwartet freundliche Erscheinung zum Lächeln bringen. Ueberhaupt geht es, wenn es nicht tief an-

begriffen ist, leicht von Einem zum Andern über, und spielt fast mit Allem; verlangt wenig, aber doch gern etwas Neues. Sehr empfänglich für jeden sinnlichen Eindruck, ist es weich und nachgiebig, und von Natur lenksam und bildsam, und nach seinen kleinen Kräften sehr zum Nachahmen aufgelegt; daher es auch auf diesem Wege Vieles lernt, namentlich die Muttersprache. Das Sprachvermögen zu bilden, scheint die Natur ihm selbst einen Hang zur Geschwätzigkeit gegeben zu haben. Seine Sinne, mit denen es oft mehr auffaßt, als man glaubt, reichen zu seinen kleinen Bedürfnissen und zur Vorbereitung weiterer Ausbildung hin. Seine Aufmerksamkeit wird durch sinnliches Interesse bestimmt. Seine Vorstellungen werden immer mehr klar, aber nicht deutlich. Seine Begriffe sind noch meist dunkel, unbestimmt und verworren. Sein Erkennen ist daher nur in dem nächsten gewohnten Wahrnehmungskreise klar und bestimmt, übrigens aber dunkel und undeutlich; anfangs mehr ein Ahnden und Muthmaßen, als ein Wissen, das sich erst durch wiederhohltes Wahrnehmen und Unterscheiden der nämlichen Gegenstände in ihm bildet. Aber bei so vielen ihm neuen Dingen und Verhältnissen, regt sich in ihm bald eine Art Wißbegier in häufigen Fragen nach Ursachen, Gründen und Beschaffenheiten; doch pflegt es über das Befriedigende der Antworten nicht leicht nachzudenken, welches einem reiferen Alter vorbehalten ist. Der Zweifel beunruhigt es nicht. Die Einbildungskraft ist bei dem zum Selbstbewußtseyn gelangten Kinde lebhaft genug, aber flatterhaft und regellos. Seine innern Gefühle sind verhältnißmäßig lebhaft, aber nicht tief, nicht innig, und daher auch nicht von Dauer. Aber es zeigen sich doch in schwachen Spuren schon sittliche Gefühle und Neigungen, z. B. Liebe, Dankbarkeit, Vertrauen, Reue und Mitleiden. Die Begierden sind lebhaft, wie die Sinnlichkeit, und auf einzelne Genüsse

der Brust glimmt, sind eine mächtige Triebfeder im Jünglinge zu rühmlicher Thätigkeit, wenn er auf dem Pfade der Natur und Wahrheit fortwandelt. Aber gefährlich ist auch diese Periode, als Zeitpunkt des erwachenden Naturtriebes und der sich entzündenden Leidenschaft, wenn Selbstsucht ihn verblendet, oder die Uebermacht der Phantasie und einer zu reizbaren Empfindsamkeit, bei dem Mangel an Klugheit und Weltkenntniß und bei zu feuriger Sinnlichkeit, ihn zu kühnen oder gewaltsamen Schritten hinreißt. Die Erfahrung des Jünglings ist noch nicht die des Mannes, aber desto größer oft seine Zuversicht zu sich selbst. Gutmüthiges Vertrauen auf Andere läßt ihn leicht eine Beute der Arglist werden. Mehr geneigt zu hoffen, als zu fürchten, erkennt er oft zu spät, daß er sich geirrt habe. — In der höhern Reife dieser Periode wird das eifrige Streben nach wissenschaftlicher Einsicht nicht selten auch durch den beunruhigenden Zweifel gestört, welcher den ruhigen kindlichen Glauben erschüttert. Nur ein tiefes sittliches und religiöses Gefühl giebt hier eine Schutzwehr ab, und läßt, bei allen Verlegenheiten der Urtheilskraft, aus den spekulativen Irrgängen den Ausgang finden. — Dieß ist auch die eigentliche Periode des Geschmacks und der Kunst, die günstigste um Zeit, sich des Schönen zu erfreuen, und Versuche zu wagen, Muster nachzubilden und selbst Schönes hervorzubringen. Das Jünglingsalter ist überhaupt der Zeitpunkt der klaren und deutlichen Erkenntniß, des innigen Gefühls, des lebhaften freien Strebens und kräftigen Handelns. Der Jüngling umfaßt die Fülle des Lebens, und erblickt es noch von seiner anmuthigsten und interessantesten Seite. Die Thatkraft hat sich in ihm entwickelt, und er macht fröhlich von ihr mannigfaltigen Gebrauch. Nur waltet noch vorherrschend darin die Einbildungskraft, und mit einem, diesen Jahren besonders eigenen, Leichtsinne vergißt und übersieht er

zuschreiben, bei ihren Idealen und im Gefühle des Erhabenen nicht entbehren. Die Urtheilskraft aber wirkt sowohl im ästhetischen, als im sittlichen Gefühle, um das Schöne und das Gute zu bestimmen, so wie sie in intellectueller Hinsicht nach der Idee der Vernunft über das Wahre den Ausspruch thut.

---

2. Allgemeine Anmerkung über die Seelenvermögen und insbesondere über die Einbildungskraft.

Wenn man fragt: woher hat die Seele diese Triebe, diese Fähigkeiten und Kräfte? so ist die natürlichste Antwort: sie besteht selbst in nichts anderm, als in diesen Trieben, Fähigkeiten, Kräften, oder sie ist die Quelle, der Vereinigungspunkt derselben, und ohne dieselben wäre sie nichts, als ein leeres, unbestimmtes Subject *). Die Seele offenbart sich nur durch solche Aeußerungen, denen wir Triebe, Fähigkeiten, Vermögen zum Grunde legen. Sie erscheint sich selbst in solcher Mannichfaltigkeit, welche in ihr stets den letzten Vereinigungspunkt findet. Der Unterschied, den wir in den Vermögen und Trieben der Seele annehmen, beruht (so scheint es wenigstens in vielen Fällen) auf der Richtung und Anwendung, auf dem Verhältniß und Umfange und den Graden ihrer Wirksamkeit. Das Wesentliche, das gleichsam Angeborne bleibt dasselbe, zeigt sich aber dem Alles versinnlichenden und zertheilenden Blick in verschiedener Gestalt und Ausbreitung, und nimmt manches von außen an, wodurch zufällige Unterschiede entstehen.

*) Hiermit wird der Lehre von der göttlichen Abkunft der Seele nicht zu nahe getreten, sondern vielmehr der tiefste Gehalt des Begriffs von ihr so bestimmt, daß die religiöse Ansicht desselben dadurch nur gewinnen kann.

oft aber auch erhöht. Vorzüglich zeigt sich der Trieb nach äußerer Thätigkeit in der Welt, nach Unternehmungen, nach ehrenvoller Ueberwindung von Schwierigkeiten und Gefahren, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Was die Ehre betrifft, so strebt der Mann nach gutem Ruf und Namen, nicht blos nach augenblicklichem Gefallen und flüchtigen Ehrenbezeugungen. Denn seine Richtung geht immer mehr auf das Ganze und Allgemeine. Die Gründung, Erhaltung und Erziehung einer Familie, die Verwaltung eines Amtes, die Betreibung eines bestimmten Gewerbes, macht jetzt eine wichtige Angelegenheit aus. Freundschaften werden jetzt mehr nach Einsicht und gegründetem Zutrauen, als nach bloßem Geschmack und flüchtigem Gefühle (wie etwa in früheren Perioden) geschlossen, und mit mehr Beständigkeit fortgesetzt. Da die Phantasie in diesem Alter (in der Regel) das Uebergewicht über den Verstand verloren hat, so neigt sich auch der Geschmack nicht mehr zum Spielenden, Tändelnden oder Abentheuerlichen hin, sondern wendet sich demjenigen Schönen zu, was zugleich Gehalt hat und etwas Ernstes zu denken giebt; zu dem Erhabenen aber nur in so weit, als es von Schwulst und Ueberspannung frei, mit Wahrheit und Einfalt bezeichnet ist. Alle weichliche Rührung und alles Vergebliche ist ihm zuwider; er haßt daher leere Klagen, müßiges Geschwätz, unnützen Zeitvertreib und eitles Gepränge, und söhnt sich mit allem blos Förmlichen nur dadurch aus, daß er demselben irgend einen vernünftigen Zweck zum Grunde legen kann. Er wird nicht so leicht erweicht, aber wohl eher erzürnt, und macht selbst weniger auf Mitleid und Güte, als auf Gerechtigkeit Anspruch; liebt nicht fruchtlose Thränen, sondern kräftige Hülfe; findet daher auch die Religion mehr in praktischer Menschenliebe und gewissenhaftem Rechtthun, als in müßiger Beschauung und bildlichen Vorstellungen und Gebräuchen, (wenn sie ihm auf die innere Veredlung keine

Beziehung zu haben scheinen), oder im Grübeln nach dem Unbegreiflichen und Unerkennbaren. Sein inneres Gefühl wird überhaupt mehr durch Vernunft, als durch Phantasie bestimmt. Seine Thätigkeit richtet sich nach Maximen, die sich auf Erfahrung oder Vernunftregeln gründen. Wenn aber Leidenschaften bei ihm Grund finden, so wurzeln sie tief, und erhalten sich lange, weil sie aus allen Erfahrungen und Lebensmaximen Nahrung ziehen.

Das Greisenalter.

So wie der Mensch im Anfange des männlichen Alters zu seiner vollen körperlichen und geistigen Entwickelung gelangt war, und das Spiel seiner Seelenkräfte sowohl in sich selbst am glücklichsten zu harmoniren fähig wurde, als auch zu den Bewegungen seiner körperlichen Organisation und zu der ihn umgebenden Welt in das günstigste Verhältniß und Gleichgewicht kam: so nimmt nun bei dem herannahenden Alter allmählig diese Energie und Harmonie wieder ab, und wenn gleich der Geist durch innere Kraft und mittelst äußerer Begünstigung den drohenden Zeitpunkt des Verwelkens und der Erstarrung seiner Organisation oft noch lange verzögern kann, so tritt, wenn er nicht früher scheidet, endlich doch der Winter des Lebens ein, welchen man das Greisenalter nennt. Die Organisation scheint zuerst ihre Geschmeidigkeit und Beweglichkeit zu verlieren; es entsteht im Körper nach und nach eine gewisse Steifheit und Härte, so daß derselbe nicht mehr wie sonst dem Geiste gehorcht. Und hiermit scheint auch der Geist die Geschmeidigkeit zu verlieren, um in ganz neue Vorstellungsarten eingehen und einen fremden Ideengang sich eigen machen zu können. Die Sinne werden schwächer und stumpfer, die Wahrnehmungen folglich undeutlicher. Die Einbildungskraft ermattet, verliert an Wärme, Leb-

haftigkeit und Gewandtheit. Auch das Gedächtniß leidet darunter vorzüglich, und noch mehr, weil es ganz besonders an körperliche Bedingungen gebunden zu seyn scheint. Doch ist zu bemerken, daß der Greis das nächst Vergangene zwar leicht vergißt, vermuthlich weil es keinen tiefen Eindruck mehr auf ihn macht, aber der frühesten Begebenheiten seines Lebens, sogar aus der Kindheit und den Knabenjahren, sich besonders lebhaft erinnert, und auch gern mit diesen Erinnerungen sich im Gespräch beschäftiget. Seine sonst nicht sehr thätige Einbildungskraft leihet hier den früheren Zeiten eigene Reize und Vorzüge vor den gegenwärtigen, weil er damals mit und in seiner Zeit noch kraftvoll lebte, und in sie paßte, und jetzt die Beschwerden und Mängel meist vergessen hat, welche etwa auch damals vorkamen, während er in der gegenwärtigen Periode weit mehr nur die Schwierigkeiten empfindet, sich in die so veränderten Verhältnisse zu bequemen, überdieß auch von dem eiteln Beginnen und der Thorheit der Menschen Erfahrungen genug gemacht hat, welche ihn von ihren Neuerungen weder viel Großes noch Gutes erwarten lassen. Daher der Alte, zum Theil in einer Art von optischer Täuschung, und nicht frei von aller Partheilichkeit, die vergangene, nicht wiederkehrende «alte gute Zeit» sich lobt, und über die gegenwärtige seufzt, obgleich auch damals Greise, gleich ihm, unzufrieden seyn und sich die früheren besseren Tage zurückwünschen mochten. Da seine Erfahrungen groß, seine Vergleichungen mannigfach seyn müssen, und seine Einbildungskraft mehr zur Ruhe gekommen ist, so pflegt der Geistesblick im Greise vorzüglich scharf zu seyn, obgleich die Sinne stumpfer werden, und seine Urtheile zeichnen sich durch Reife und treffende Aussprüche aus. Er würdigt den Werth der Zwecke und Mittel richtiger, und man kann bei ihm am ersten nicht blos auf Klugheit, sondern auch auf Weisheit Anspruch ma-

chen. Seine Erfahrung über den Weltlauf, seine gesammelte reiche Menschenkenntniß schärft und sichert auch seinen Blick in die Zukunft, und oft bewundert man sein Vorhersehungsvermögen. Sein Gefühl hängt weniger von der Einbildungskraft ab, als von wirklichen Gegenständen, gegenwärtigen Eindrücken und klaren Begriffen. Er ist der Lust der Welt abgestorben, und was ihn bei einiger Empfänglichkeit der Sinne und des Geistes am meisten noch erfreuen kann, ist mehr die freie schöne Natur, als irgend eine auf Vergnügen angelegte Kunst. Uebrigens ist er für moralische und religiöse Rührungen ganz besonders empfänglich; ja es wohnt oft auch noch innige Zärtlichkeit in seiner Brust. Da ihm aber die Sinnenwelt wenig mehr verspricht, so richtet sich sein Blick himmelwärts, und die Idee der Gottheit, ihrer heiligen Anstalten, des Weltalls und der Ewigkeit, erhebt ihn zur Andacht, und erfüllt ihn mit frommer Ergebung in die Fügungen der ewigen Weisheit und Güte. Auch führen ihn seine Erfahrungen und das Gefühl seiner Hinfälligkeit zur Demuth. Bisweilen findet es sich aber, daß der Greis auch das irdische Leben und dessen Güter um so ängstlicher liebt, je näher der Zeitpunkt kommt, da er sie zu verlieren fürchten muß. Vielleicht treibt ihn ein Gefühl von Schwäche an, sich Mittel zu verschaffen und zu erhalten, um sich seinen Zustand erträglicher machen zu können, und so verirrt er sich leicht in die Leidenschaft des Geizes, genießt das ihm noch übrige Leben nicht, in der Meinung, es desto länger und besser zu genießen, und betrügt sich so selbst um seinen Zweck.

Der Greis wird endlich in vielen Stücken dem Kinde wieder ähnlich, und die Natur scheint dahin zurück zu kehren, woher sie in ihrer Entwicklung ausgegangen war. Greise haben, unfähig zu ernsten und anstrengenden Geschäften, oft zu Spielen ihre Zuflucht genommen. Wie Kinder, wer-

den sie auch durch ihre schwächeren Sinne getäuscht; ihre Schritte werden unsicher, wie bei diesen. Sie halten sich, wie diese, zuweilen begierig an sinnliche Genüsse, und werden eben so sorglos und gleichgültig gegen die Meinung Anderer, und nachlässig in ihrem Aeussern, wie Kinder. Auch in der Redseligkeit werden sie ihnen ähnlich. Und je mehr die Natur verfällt, desto mehr wird auch ihre Sprache zum bloßen Lallen und Stammeln, und ihr ganzes übriges Leben geht in eine Art Vegetation oder Pflanzenleben über, womit die Zeit der Kindheit begonnen hatte. Auch in der Furchtsamkeit nähert sich der kraftlose Greis der Natur des Kindes, dem er aber, so lange er noch frei urtheilen kann, durch sein Mißtrauen gegen die meisten Menschen in etwas unähnlich wird, weil er eine Menge trauriger Erfahrungen gemacht hat, welche dem Kinde fehlen; daher dieses leichter mit offenherzigem Zutrauen sich Andren hingiebt. Wie das Kind der Ruhe und des Schlafes häufiger bedarf, um sich von den neuen angreifenden Eindrücken zu erhohlen und Kräfte zur weitern Entwicklung zu sammeln, so fühlt der Greis das Bedürfniß der Ruhe, und sinkt, ermüdet von den Abwechslungen und Beschwerden seines langen Lebens überhaupt, und nunmehr schneller von jeder Anstrengung erschöpft, häufiger in Schlummer, bis er endlich in den Schlaf verfällt, aus welchem kein irdischer Tag ihn wieder aufweckt. *)

So gleicht das Leben einem Bache, der, aus dunklem Quell entsprungen, immer weiter sich ergießt, durch blühende Fluren und schattige Gründe rieselt, aber immer weiter in öde Gegenden geräth und endlich im Sande verrinnt. Oder es gleicht einer Pflanze, die aus der Erde dunkelm Schooße emporkeimt, zum schattigen Baume heran-

*) M. s. über die Natur des Greises diese Zeitschrift f. 1824, Heft 1, S. 110. R.

wächst und liebliche Blüthen treibt, nach manchem Winterschlafe im öfteren Wechsel der Jahrszeit zu neuem Leben erwacht, reich an Blüthen und Früchten, aber endlich sich erschöpft, nur spärliches Laub noch erzeugt, bis die Wurzeln vertrocknen, keine Zierde wiederkehrt, ein morscher Ast nach dem andern vom Sturme herabfällt, und von all der ehemaligen Anmuth und Fülle nichts als der kahle mürbe Stamm zurückbleibt.

Uebrigens nennen wir die Jugend liebenswürdig, das Alter ehrwürdig; jene gewinnt durch Anmuth unsre Zuneigung, dieses durch Würde unsre Hochachtung. Dem Alter kommt vorzüglich der Ernst zu, welcher jedoch die Heiterkeit nicht ausschließt (comitate condita gravitas nach Cicero's Ausdruck) der Jugend aber die Heiterkeit, welche den Ernst noch nicht kennt.

Ein Beitrag zu der Lehre von den in gewissen chronischen Krankheitszuständen erscheinenden fixen Wahnvorstellungen.

Von
Herrn Obermedizinalrath Dr. Jakobi,
Direktor der Irrenheilanstalt zu Siegburg.

Am neun und zwanzigsten May d. v. J. ward J. P. M., aus dem Dorfe L. im Düsseldorfer Regierungsbezirke, der hiesigen Heilanstalt zu einem Kurversuche übergeben.

Die mir über denselben vor seiner Hierhersendung zugekommenen Nachrichten waren der Hauptsache nach folgenden Inhaltes.

M. sieben und dreißig Jahre alt, seines Gewerbes ein Schornsteinfeger, römisch-katholischer Religion, sey seit funfzehn Jahren verheirathet und Vater von vier Kindern. An

Vermögen besitze er ein kleines Haus und einen Garten; die Familie finde aber hauptsächlich von dem Ertrage des Schornsteinfegergeschäftes, welches seit dem Jahre 1819 durch einen Gehülfen besorgt werde, ihren Unterhalt. — Vor dem Jahre 1818 sey der M. ein geistesgesunder fleißiger, ordentlich lebender Mann gewesen, der seinem Hauswesen gehörig vorgestanden. Um diese Zeit aber sey er von einem hitzigen Fieber befallen worden, nach dessen Verschwinden der gegenwärtige Gemüthszustand sich entwickelt und bis dahin anhaltend fortgewährt habe. — Einer ärztlichen Behandlung sey der Kranke dieses Leidens wegen nie unterworfen worden. Auch gebe sich keine bestimmte körperliche Krankheit dabei näher kund, und namentlich befänden seine Sinnorgane sich in einem normalen Zustande. Doch ließen seine Hagerkeit, der schnelle und volle Puls, das Herzklopfen, der unstäte Blick, die ermattenden Schweiße, die Appetitlosigkeit u. s. w. erwarten, daß der Kranke sich endlich aufreiben werde. Von seinen Blutsverwandten leide keiner an Irreseyn. — Ueber die vorhandene Seelenstörung insbesondere sprach sich der Arzt, dem die Untersuchung an seinem Wohnorte übertragen war, folgendermaaßen aus.

»Der Kaminfeger M. leidet an Wahnsinn mit anhaltender Exaltation. Der Grund des Leidens ist, ein religiöser Irrwahn. Er behauptet jetzt wie früher, er habe im Jahre 1818, (welches das Jahr ist, in welchem er in Irreseyn verfiel) eine große Sünde begangen, wofür er von Gott mit einer Geisteskrankheit gestraft worden, von der er aber durch die Fürbitte der Mutter Gottes nun seit dem Jahre 1819 vollkommen geheilt sey. Mit den Bewohnern des Himmels giebt er vor täglich Unterredungen zu pflegen und meint, daß er der von Gott auf die sündige Welt geschickte letzte Prophet sey und als solcher nun ununterbrochen dahin wirken müße die Menschen vor dem allgemeinen Weltunter-

gange, der im Jahr 1830 erfolgen werde, zu bekehren. — Er sagt, kein Evangelischer und kein Jude werde zur Seligkeit gelangen, weil sie freventlich das Meßopfer nicht anerkennten. Zuweilen fühlt er sich berufen in seiner Nachbarschaft Strafpredigten zu halten, wobei er in allerlei Ausschweifungen verfällt, wie dieses noch neulich in der Gemeinde N. und auf dem Schloße N. der Fall war. Wenn ihm der Vortrag des Pfarrers in der Kirche nicht gefällt, so widerspricht er demselben entweder auf der Stelle öffentlich oder er geht nach dem Gottesdienste deßfalls zu ihm in die Pfarrwohnung. — Manche Bücher des alten Testaments hält er für untergeschoben und so auch zum Theil die Offenbarung Johannis, weil in dieser geschrieben stehe, der Antichrist werde schon nach Verlauf eines Jahres kommen, da derselbe doch erst im Jahre 1830 auftreten werde. — Wenn man ihn anhört, redet der Kranke unaufhörlich und dann darf man ihm nicht widersprechen, indem er jeden, der dieses wagt, für einen Ketzer erklärt und in Schimpfreden gegen ihn ausbricht. — Es gibt Tage, wo er einiger Ruhe genießt und dann ist er auch zur Ausübung seines Gewerbes als Kaminfeger fähig. Trifft er indessen hiebei auf einen Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit in religiöser Hinsicht auf sich zieht, z. B. auf ein Bild oder dergleichen, so verfällt er sogleich in Exaltation und sucht dem Drange seiner Gefühle durch Ausrufungen, die diesen einigermaßen entsprechen, Luft zu machen. — Seine Frau, » sagt der Berichtsteller weiter, « welche ich bei dieser Gelegenheit allein sprach, machte mir eine höchst traurige Schilderung von ihrer Lage, und äußerte daß es für sie sowohl als für ihre Kinder gefährlich sey, wenn ihr Mann nicht geheilt werde und doch bei ihr im Hause bleibe. Seit dem Augenblicke, wo derselbe in Irreseyn verfallen, wäre er ganz hart gegen sie verfahren und habe seitdem nicht die mindeste eheliche

und Kinder-Liebe geäußert. — Während der Nacht schreibt M. Bücher über die Ewigkeit, über den Untergang der Welt, wobei er Stellen aus der Apokalypse auszieht, entwirft Klassifikationen von den Himmelswohnungen sammt ihren Innhabern u. s. w. Er gönnt sich dabei nicht die mindeste Ruhe; daher auch sein physischer Zustand seit ein paar Jahren sehr gelitten hat. Dabei ist er dem Trunke, besonders aber dem Genusse des Brandtweins sehr ergeben, worauf allemahl Anfälle von Tobsucht folgen. Auch gibt es Augenblicke, in denen er ohne betrunken zu seyn so überspannt-religiös begeistert ist, daß er glaubt, jedes Opfer der beleidigten Gottheit bringen zu müssen, und dann ist er wirklich gefährlich. Gewöhnlich läßt er in solchen Momenten seine Wuth an seiner Frau und seinen Kindern aus und schlägt das Hausgeräthe entzwei. — In dem Augenblicke, wo ich ihn untersuchte, überreichte er mir dreißig von ihm selbst geschriebene und in einen artigen Einband zusammengeheftete Briefe an die höchsten Monarchen der Welt, welche die Aufforderung enthielten sich zu bekehren. Das Büchlein ist voll Sentenzen aus der Apokalypse.«

So weit die vorläufigen Nachrichten über den Kranken; welche, wie jeder Sachkundige eingestehen wird, durchaus nur eine sehr ungünstige Prognose zu stellen erlaubten, da ein so tief eingewurzelter, jetzt schon seit beinahe acht Jahren ohne Unterbrechung anhaltender mit Wahnwitz verbundener Wahnsinn im symptomatischer Beziehung eine unheilbare Krankheit vermuthen ließ, und dieses um so mehr, da die Gesundheit des M. in anderer Hinsicht noch durch allerlei nachtheilige Einwirkungen und namentlich durch den so lange bestandenen Mißbrauch des Brandtweins von Jahr zu Jahr mehr untergraben worden war. — Auch erklärte ich mich, bei einer vorläufig über die Zulässigkeit dieses Kranken für die hiesige Heilanstalt an mich gelangten amtli-

hin Anfrage dahin, daß kaum irgend eine Hoffnung für die Herstellung dieses Mannes gefaßt werden könne, und daß derselbe sich vielmehr für die Unterbringung in eine Aufbewahrungs-Anstalt zu eignen scheine. Indessen war der Antheil, den die ihm zunächst vorgesetzten obrigkeitlichen Behörden, so wie auch der Kreisphysikus an dem Schicksale dieses vormals als ordentlichen und fleißigen Bürger geachteten Mannes nahmen, so groß, daß er dennoch hierher gesendet und ihm eine Freistelle bewilligt ward.

Diesem gemäß langte er also am neun und zwanzigsten Mai v. J. hier an, und wie er sich damals darstellte, erhellt aus folgender zu jener Zeit entworfener Schilderung desselben.

M. ist fünf Fuß zwei Zoll (preuß. Maaß) hoch, ziemlich abgemagert; von nicht sehr starkem Knochenbau und diesem entsprechender Muskulatur. Die Gliedmaaßen, die Gelenke an denselben, der Brustkasten, das Rückgrath und Becken sind wohl gebildet, die Größe des Kopfes ist der des Rumpfes ziemlich angemessen, doch erscheint derselbe eher als etwas zu klein. Bei der Ausmessung des Kopfes mit dem Taster-Zirkel ergaben sich folgende Verhältnisse.

Die Entfernung von der Nasenwurzel bis zur Protuber. occip. ext. beträgt sieben Zoll und die Entfernung von dem einen Proc. mastoid. zum andern $4\frac{7}{8}$ Zoll. Das Hinterhaupt ist wenig entwickelt, die Stirne hinlänglich hoch, und an dem ganzen Schädel bemerkt man nichts Auszeichnendes, als in der Nähe der Vereinigung der Scheitelbeine mit dem Stirnbeine, vorzüglich da wo Galls theosophischer Sinn seinen Sitz haben soll, eine etwa vier Zoll lange, drei Zoll breite und vier Linien tiefe Einbiegung, die von keiner später erlittenen äußern Gewalt herzurühren scheint, da keine dieser entsprechende Narbe in den Kopfbedeckungen oder Ungleichheit an den Knochen bemerklich ist, auch der Kranke

selbst in lichten Augenblicken versichert hat, daß nie eine solche zerstörende Gewalt auf seinen Schädel eingewirkt habe, wenn ihn gleich in seinem siebenten oder neunten Jahr ein Steinwurf in dieser Gegend getroffen, wobei aber blos die Haut verletzt worden und eine Geschwulst entstanden sey, die kaum die Zuziehung eines Wundarztes nöthig gemacht habe.

Die Haut ist von zarter Textur, und an Rumpf und Gliedern weiß; im Gesicht aber bunt von Pockennarben, sie transpirirt wenig und scheint gewöhnlich dem Anfühlenden kühl; auch ist der Kranke gegen Kälte sehr empfindlich, während er einen beträchtlichen Grad äußerer Wärme sehr wohl erträgt. Die Sekretion des Nasenschleims und Ohrenschmalzes ist ebenfalls gering. Die ursprünglich blonden Haare sind jetzt hellbraun; die Kopfschwarte liegt auf dem Schädel hinlänglich fest auf. Die Iris ist hellgrau und die Pupille sehr empfindlich für das Licht. Der Blick ist wechselnd, starr und unstät; dabei hat die ganze vordere Fläche des Augapfels einen eigenthümlichen, in dieser Art selten zu beobachtenden Glanz, der dem Anscheine nach von einem größeren Wasserreichthum der sclerotica und cornea herrührt und der dem Blick etwas widerlich Fremdes gibt. Die Nase ist von mittlerer Größe, mit etwas herabgeneigter und ziemlich stark nach der linken Seite stehender Spitze. Der Mund ist ebenfalls nur mäßig groß und die Lippen nicht sehr stark; die Zähne sind noch alle vorhanden und in gutem Zustande, außer daß die Vorderzähne im Unterkiefer nicht ganz grade in einer Reihe stehen. Die Jochbeine sind wenig hervorragend; die Ohren ziemlich groß und abstehend.

Die Respiration des M. ist frei und bei jeder Lage des Körpers, wie auch beim Ersteigen von Anhöhen ohne Beschwerde; der Athem geruchlos. Auch versichert der Kranke nie an irgend einer Art von Lungenkrankheit gelitten zu haben. Der Puls ist in Bezug auf den Rhythmus regelmäßig, übri-

gens aber etwas klein und von geringer Spannung. Er schlägt siebzigmal in der Minute und der Herzschlag, an welchem überhaupt nichts Anormales zu bemerken ist, entspricht demselben.

Der Magen und der ganze Tractus intestinorum scheint in gesundem Zustande zu seyn, und eben so ist von einem besondern Leiden der Leber, des Pfortadersystems, der Bauchspeicheldrüse und der Milz nichts wahrzunehmen. Die Zunge ist rein, die Eßlust, obgleich mäßig, doch nicht krankhaft gering; die Stuhlausleerungen erfolgen täglich regelmäßig und zeigen nichts Krankhaftes. Der Durst ist mäßig und die Se- und Exkretion des Urines ebenfalls, so weit es sich dermalen beurtheilen läßt, normal.

In der Haltung und in den Bewegungen des Körpers kündigt sich ein Mangel an Kraft und Bestimmtheit an. Diesem gemäß steht und geht der Kranke, wenn gleich übrigens gerade, häufig mit etwas eingebogenen Knieen. Dabei ist sein Schritt langsam und sein übriges Benehmen wie das eines tief Nachsinnenden oder genau Aufhorchenden. Oft bleibt er, wenn er einige Schritte vorwärts gethan hat, stehen, legt den Zeige- und Mittelfinger an die Stirne und verharrt lange in dieser Stellung, entweder schweigend oder mit deutlich oder undeutlich ausgesprochenen Worten wie zu unsichtbaren Wesen redend. Dabei blickt er gewöhnlich zur Erde nieder oder schaut zwischen dem Reden heiter und oft lächelnd vor sich hin; beschreibt dann auch wohl einmal mit dem Finger oder einem Staabe Kreise um sich her, oder geht selbst in einem kleinen Kreise umher, häufig unter dem Ausrufe Peterchen, Peterchen, Peterchen! Redet man ihn an und fragt ihn, was er rede oder worüber er nachsinne, so erweist er sich in der Regel freundlich und sagt entweder, er rede mit Gott oder mit den Engeln, oder auch er bete, damit auch die Juden und Lutheraner sich noch vor dem jüngsten Tage

bekehren möchten, welches letztere Geschäft ihn auch gewöhnlich während der Nacht am Schlafen hindere, da sich leicht erachten lasse, daß es ihm sehr viel zu thun gebe. Meistens geräth er dann aber noch auf andere Gegenstände, indem er, was ein Lieblingsthema von ihm ist, behauptet, daß Gott der Vater und der heilige Geist mehr gelitten hätten als Christus, was die Welt aber nicht annehmen wolle; oder aber, daß die Evangelischen behaupteten, sie glaubten an Jesus Christus, während doch im Heidelberger Katechismus stehe, daß das Meßopfer als Götzendienst zu betrachten sey, u. dgl. m. über welchen Auseinandersetzungen er dann häufig sehr aufgeregt wird. Uebrigens beträgt er sich ruhig und gesittet, achtet auf Reinlichkeit und Ordnung und bequemt sich ohne Widerstreben den Vorschriften der Hausordnung. Auch versicherte er mich, als ich ihn am Tage nach seiner Ankunft fragte, wie es ihm bei uns gefalle, er seye mit Allem recht wohl zufrieden, und er wolle gerne bis zum Jahre 1836, wo die Welt untergehen werde, hier bleiben. Diesemnach fand er sich auch willig zur Theilnahme an der Feld- und Gartenarbeit mit den andern Kranken, obgleich er jeden Augenblick dabei aus seinen Träumen aufgestört werden mußte, da er, sich selbst überlassen, Stundenlang nichts gethan haben würde, als, auf dem nämlichen Flecke verharrend, unter unvernehmlichen Selbstgesprächen vor sich hinzustarren.

In Bezug nun auf diese anormalen psychischen Erscheinungen, das Erzeugniß und auffallendste Symptom der vorhandenen Krankheit, ergab es sich bei näherer Beobachtung, daß der M. auf eine seltene Weise in seinem Wahnsinne über denselben reflektirte, und dabei eine Besonnenheit an den Tag legte, die auf das sonderbarste mit der Befangenheit seines Traumlebens, worin er demohnerachtet gefesselt blieb, kontrastirte.

So erzählte der Kranke z. B. (um nur Einiges zur

näheren Bezeichnung dieses merkwürdigen Falles herauszuheben) wenn man in sein Prophetenamt einen Zweifel zu setzen schien, es sey ihm selbst oft höchst sonderbar vorgekommen, daß er, ein gemeiner Professionist, der zudem nicht geistlich und sogar verheirathet sey, zum Propheten ausersehen worden, und er habe daher dem lieben Gott auch mehrmals gesagt: du lieber Gott, du mußt doch gewiß selber lachen, wenn du mich in meiner Kaminfeger-Kleidung als deinen Propheten umhergehen siehst! Dann habe ihm aber Gott geantwortet: bekümmre dich darum nicht, und thue nur was ich dir befohlen habe. Demnach müsse er also wohl dulden, wenn man ihn einen Narren schelte und sogar die Buben auf der Gasse ihm nachschrien: seht den Propheten von L! Auch sey es ja von jeher der Welt Brauch gewesen die Propheten zu verspotten und für Narren auszugeben; wie dies sowohl die Propheten des alten Testamentes als auch der Herr Christus selbst erfahren hätten. Halte ihn doch seine eigene Frau für wahnsinnig und gebe ihn bei Andern dafür aus. Denn wenn er in den verflossenen Jahren oft am eifrigsten damit beschäftigt gewesen sey, an alle Potentaten und Obrigkeiten zu schreiben, um ihnen zu melden, daß der Antichrist im Jahre 1826 kommen und dann den Namen Nils Hendrich Hillequejes führen werde, so habe er öfters wahrgenommen, daß sie zu Besuchenden, die während dessen in sein Zimmer getreten, leise gesagt hätte: er faselt wieder, oder er sitzt wieder über seinen Narrheiten. Er aber habe dann hinauseilen und sich den Bauch halten müssen vor Lachen darüber, daß die gute Frau meyne, er sey toll, während doch nur sie selbst nicht recht gescheut gewesen. — Da er öfter von bestimmten wörtlichen Offenbarungen sprach, durch welche ihm Gott seinen Willen kund gebe, so forderte ich ihn auf, mir zu sagen, auf welche Weise ihm diese Offenbarungen zu Theil würden. Hierauf erwiederte er, Gott spreche auf allerlei Weise mit

ihm, hauptsächlich durch Engel, die er ihm sende, oft aber auch durch den Donner; und als ich darauf bemerkte, daß man freilich in einem gewissen Sinne sagen könne, daß sich die Gottheit durch den Donner den Menschen offenbare und zu ihnen spräche, obschon dieses doch keine Mittheilung sey über bestimmte Gegenstände in Worten, wie er behaupte, daß sie an ihn gelangten, so antwortete er, daß Gott allerdings in menschlichen Sprachen donnernd mit ihm rede. Auch verstehe er das Gesagte recht wohl, wenn Gott auf deutsch, französisch, lateinisch, oder griechisch donnere. Donnere er aber auf englisch, spanisch, oder hebräisch, so verstehe er freilich eben so wenig davon wie jeder andere. Lachend forderte ich ihn nun auf, da er es doch verstehe, wenn Gott auf griechisch mit ihm rede, mir zu sagen, was ὁ Θεὸς zu deutsch hieße, und war nicht wenig erstaunt, als unser Kaminfeger mir erwiederte: » ὁ Θεὸς heißt der Gott, das ὁ sollte aber davon weg bleiben, denn das deutet dahin, als ob es mehrere Götter gäbe, da es doch nur einen giebt, man muß daher nur Θεὸς sagen«. Dann aber benachrichtigte er mich, als ich näher in ihn drang, mir zu sagen, wo er sein Griechisch her habe, er habe bis zu seinem vierzehnten Jahre in Köln das Gymnasium besucht und dort Latein und Griechisch gelernt. — Auf meine mehrmals an ihn gerichtete Frage, wann ihm denn sein Prophetenamt zu Theil geworden sey, antwortete er, immer übereinstimmend mit seinen frühern Behauptungen: im Jahre 1819, und fügte einmal hinzu: es seyen in dieser Zeit vier Propheten aufgestanden, die alle Müller hießen; er aber sey der letzte. Als er dann weiter sagte, daß der eine von diesen Propheten jener Adam Müller sey, der in Berlin gewesen und den man auch für einen Narren gehalten, fragte ich ihn, ob er selbst vielleicht erst als Prophet aufgestanden wäre, als er von dem Adam Müller gehört. Dies läugnete er aber mit großem Ernste

und sagte: seine Berufung sey längst vorher erfolgt, ehe er von jenem Propheten etwas vernommen, und auf meine näheren Erkundigungen über die Umstände seiner Berufung erzählte er mir, wie im Jahre 1818 der Antichrist unter der Gestalt eines Kaminfegergesellen zu ihm gekommen sey, und eine Zeitlang unerkannt bei ihm gearbeitet habe. Nach einigen Monaten sey er es aus verschiedenen Umständen inne geworden, daß er den Antichrist beherberge, so wie er auch seinen Namen aus einem Buche, worauf vorne ein Ochsenkopf gestanden, erfahren habe, worauf dann bald nachher von Gott die Aufforderung an ihn ergangen sey, die nahe bevorstehende Zukunft des Antichristen und des Untergangs der Welt zu verkünden, welcher Aufforderung er dann auch entsprochen und zugleich den Namen des Antichrists überall bekannt gemacht habe, damit man denselben bei seinem Hervortreten gleich erkennen könne.

Hinsichtlich der Anordnung eines angemessenen Heilverfahrens bei diesem Kranken befand ich mich nun in nicht geringer Verlegenheit, da von keiner Seite ein besonderes Leiden irgend eines organischen Systems oder eines einzelnen Gebildes sich deutlich kund gab und der ganze Organismus seit dem Beginne der Krankheit in seiner fortschreitenden Metamorphose während der seitdem verflossenen acht Jahre schon so weit vorgerückt war, daß von da an ohne Zweifel höchst wichtige und andauernde Aenderungen in den Verhältnissen der verschiedenen Theile des Mikrokosmus zu einander und der dadurch bedingten Lebensthätigkeit derselben eingetreten seyn mußten; daher sich von dem jetzigen Zustande auf denjenigen, bei welchem das Irreseyn zuerst hervorgetreten war, nur mit großer Einschränkung zurückschließen ließ. Zugleich war ich entschieden, lieber unthätig zu bleiben als bloß auf das Gerathewohl die Reihe der sogenannten psychischen Heilmittel und Heilmethoden versuchsweise anzu-

wenden, fand es aber am Ende, weil sich wenigstens ein Zustand allgemein erhöhter Reizbarkeit und eines anhaltenden Erethismus des Nervensystems bei dem Kranken nicht verkennen ließ, doch zweckmäßig, durch die vorsichtige Anwendung einiger Mittel aus der Klasse der Narkotischen und zumal solcher, deren Gebrauch sich bei Krankheiten, wo die psychischen Erscheinungen den hier vorhandenen in etwas analog waren, heilsam gezeigt hatten, eine Veränderung in der Thätigkeit des Gefäß- und Nervensystems hervorzurufen, die mir bei näherer Beobachtung über die fernere Behandlung vielleicht einiges Licht geben könnte.

Diesem gemäß ließ ich den Kranken vom vierzehnten Juni an viermal täglich einen Gran Extr. hyosc. in Wasser aufgelößt nehmen und stieg allmählig damit bis auf gr. 1 ß pro Dosi. Seine Kost blieb um so mehr die gewöhnliche Kost des Hauses ohne Abbruch, da ich schon beobachtet hatte, daß er im Essen sehr mäßig war; nur das Bier ward ihm zunächst entzogen. Dabei achtete ich genau darauf, daß er regelmäßig mit Garten- und Feldarbeiten beschäftigt und in jeder Hinsicht zur genauen Beobachtung der ihm vorgeschriebenen Lebensweise und Tagesordnung angehalten ward, wozu er sich auch im Ganzen willig finden ließ, jedoch zur Arbeit sehr wenig Eifer zeigte und bei derselben unabläßig angetrieben werden mußte, wenigstens maschinenmäßig das ihm aufgetragene Geschäft zu fördern, wenn es auch nicht möglich war ihn aus seinen wachenden Träumen zu sich selbst zu bringen.

Gewiß werden die meisten Aerzte die von mir verordnete Quantität des Ext. hyosc. für sehr geringe achten, da in ähnlichen Fällen häufig ungleich größere Gaben dieses Mittels gereicht zu werden pflegen; und doch zeigte es sich, als diese Quantität nach achttägiger Anwendung derselben auf anderthalb Gran erhöht und diese Gabe einige Tage lang ge-

reicht ward, daß sie schon zu beträchtlich war, indem der Blick des Kranken starr und glänzend, das Gesicht roth und aufgedunsen, der Puls hart und gespannt ward und die Frequenz desselben von siebzig auf fünf und achtzig bis neunzig Schläge stieg, während sich der M. zugleich unruhiger und in den Aeußerungen seines Wahnsinnes ungestümer und für seine Umgebungen belästigender zeigte, auch zur Theilnahme an den täglichen Arbeiten weniger vermocht werden konnte, ohne daß man diese Erscheinungen füglich irgend etwas anderem als der Einwirkung der genommenen Arznei zuschreiben konnte. Ich ließ daher mit dem Gebrauch derselben zwei Tage lang inne halten und zur Beschwichtigung der eingetretenen Aufregung ein Regenbad geben, wobei der M. etwa fünf Minuten lang den mit großer Gewalt auf ihn herabstürzenden Wasserströmen ausgesetzt blieb.

Die dabei beabsichtigte Wirkung blieb nicht aus; der Kranke ward bald ruhiger und während der beiden folgenden Tage kehrte er, indem auch der Puls wieder seine größere Spannung und Frequenz verlor, ganz zu seinem früheren Zustande zurück. Indessen hatte das Regenbad überhaupt einen gewaltigen Eindruck auf sein Gemüth gemacht und eine große Furcht vor der Wiederanwendung desselben zurückgelassen.

Am sechs und zwanzigsten Juni verschrieb ich eine ähnliche Auflösung des Extr. hyosc. wie am vierzehnten, so daß der Kranke wiederum vier Mal täglich einen Gran in einer halben Unze Wasser erhielt und stieg dann noch weit langsamer wie das erste Mal, mit kleinen Zusätzen wieder zu Gr. 1 β pro Dosi hinauf, so daß volle vierzehn Tage vergingen, ehe der M. neuerdings diese Gabe erhielt. Während der Zeit verhielt er sich anfänglich im Ganzen ziemlich stille und ordentlich, und verrichtete auch die ihm übertragenen Arbeiten mit hinlänglicher Besonnenheit und Geschicklichkeit. Dann aber

schien er allmählig wieder tiefer und tiefer in sein Traumleben zu versinken, stand oder saß immer wie in Gedanken oder in Anschauungen verloren da, sprach das unsinnigste Zeug, und war durchaus zu keinem Geschäfte, auch dem einfachsten, mehr zu gebrauchen. Endlich ward er hiebei gegen die Mitte des Julimonates zugleich so widerspenstig, unartig und auffahrend, wie man es bisher noch nie an ihm wahrgenommen hatte; und als ich ihm dann am funfzehnten wegen dieses veränderten Betragens mit Freundlichkeit zuredete, erschien er plötzlich in einem solchem Grade aufgeregt, daß unmittelbar ein Anfall von Tobsucht bevorzustehen schien. Mit funkelnden Augen, mit hochrothem Gesicht, mit drohender Gebärde trat er in dem ganzen Gefühle seiner Prophetenwürde gegen mich auf, indem er mit schreiender Stimme sein Verfahren als nothwendig schilderte, mich einen verworfenen Ketzer schalt und jeden Augenblick sich thätlich an mir vergreifen zu wollen schien, ohne durch die Ruhe, mit der ich ihm gegenüber stehen blieb und ihm ins Auge blickte, aus der Fassung gebracht zu werden.

Ich gab zwei anwesenden Wärtern einen Wink, und sie führten ihn zum Regenbade, welches sich dieses Mal gleich wohlthätig erwies, wie vor einigen Wochen. Zugleich ließ ich mit dem Gebrauch des Extr. hyosc. wieder aufhören.

Am folgenden Morgen befand sich der Kranke zwar noch immer in einem aufgeregten Zustande wie früher, aber doch in einem weit geringern Grade, wie am vorhergehenden Tage, und obwohl er sich noch gedrungen fühlte, mit dem Gehalte nach dieselben Dinge als Prophet zu sagen, so that er dies doch nun mit einer gewissen Mäßigung und Haltung, indem er seine Kühnheit mit dem ausdrücklich dazu erhaltenen göttlichen Auftrage entschuldigte.

Nach der Erfahrung nun, die ich hinsichtlich des Hyoscyamus als eines der milderen Mittel aus der Reihe der

narkotischen bei diesem Kranken gemacht hatte, hielt ich es nicht für angemessen, noch andere stärker wirkende aus derselben Klasse in Gebrauch zu ziehen, und beschränkte mich zunächst darauf, ihm täglich ein Regenbad geben zu lassen. Zugleich ward er von nun an regelmäßig während einiger Nachmittagsstunden auf dem Bureau des Hausverwalters mit Abschreiben beschäftigt, da man bemerkt hatte, daß er eine für seinen Stand ungewöhnlich nette Hand schrieb, und ich gerne die Gelegenheit wahrnahm, auf diese Weise die ihm weniger angenehmen Arbeiten im Garten zu unterbrechen. Auch sollte dadurch ein Versuch gemacht werden, seiner Aufmerksamkeit wenigstens stundenweise eine mehr gezwungene Richtung zu geben, wenn ich mir gleich im Ganzen hiervon nicht viel mehr Vortheil versprach, als von den von Andern zuweilen wider meinen Rath bei ihm gemachten Versuchen, ihn die Absurdität seiner Wahnvorstellungen und der daraus hervorgehenden Handlungen einsehen und fühlen zu machen, da ich mich überzeugt hielt, daß diese Versuche fruchtlos bleiben müßten, so lange die Nothwendigkeit der fortwährenden Bildung jener Wahnvorstellungen organisch bedingt blieb und ich daher auch von der Art der Beschäftigung des Kranken nur in so fern einigen Vortheil zu erndten hoffte, als sie vielleicht dazu beitragen konnte, solche Veränderungen in seinem Organismus hervorzurufen, die dieses bewirkten, was mir, nach anderweitigen Erfahrungen in diesem Falle, von einer aufgedrungenen neuen Richtung der Aufmerksamkeit in der oberwähnten Art wenig zu erwarten schien.

Der Anwendung des Regenbades unterwarf sich der M., zumal anfangs, mit großem Widerstreben und äußerte mehrmals, daß wenn er wegen seines Prophetenamtes solche Unannehmlichkeiten erdulden müsse, er lieber den lieben Gott bitten wolle, ihn wieder davon loszusprechen. Doch ward es ihm allmählig durch die Gewohnheit erträglicher und zugleich zeigte er sich offen-

bar ruhiger, folgsamer und einigermaaßen besonnener; obwohl er der Hauptsache nach noch immer in seinen Wahnvorstellungen gleich mächtig gefesselt blieb und oft, nachdem er eben betheuert hatte, er möge nicht mehr den Bußprediger und Propheten machen und werde dieses Geschäft, es entstehe daraus was wolle, Andern überlassen, den Augenblick nachher wieder die ganze ihn umgebende Erscheinungswelt vergaß, entweder wie versteinert da stehend, und auf die Botschaften der Engel horchend, oder auch mit der größten Selbstgefälligkeit seine abgeschmackten Meinungen über das Wesen der Gottheit, den bevorstehenden Weltuntergang u. s. w. vortragend.

Da also hieraus hervorging, daß die Krankheit durch welche die Entstehung dieser Wahnvorstellungen im Organismus bedingt war, nach wie vor fortbestand, so beschloß ich nun, obwohl immer nur versuchsweise verfahren werden konnte, eine Zeitlang eine Reihe solcher innerlicher Heilmittel anzuwenden, die ohne unmittelbar das Gefäß- und Nervensystem in Anspruch zu nehmen, ihre Hauptwirksamkeit auf die Organe des Unterleibes und zwar hauptsächlich neben dem Darmkanale auf die Leber und die Urinwerkzeuge zu äußern geeignet wären.

Diesem gemäß ward am sechzehnten August folgende Arznei verschrieben.

R. Sal. mir. Glb. Unc. II.,
extr. chelidon. maj. drach. 1 ß.
succ. liquir. drach. III.
Solv. in aq. font. ferv. Unc. IX.
add. acet. squillit. drach. II.
M. S. Dreimal täglich zwei starke Eßlöffel voll zu nehmen.

Zugleich ward der Gebrauch des Regenbades ausgesetzt und der Kranke statt dessen einen Tag um den andern eine halbe Stunde lang in ein Bad von 28 Gr. Reaum. gebracht.

Kaum hatte er die ebenerwähnte Arznei einige Tage lang genommen, so versicherte er, daß sie auf eine ganz ungewöhnliche Weise auf seinen Körper einwirke, und bemerkte insbesondere, daß die dadurch veranlaßten häufigeren drei bis viermal täglich erfolgenden Stuhlausleerungen mit einem solchen Brennen in und um den After verbunden seyen, wie er sonst bei dem Gebrauch von Laxirmitteln nie empfunden, indem es ihm sogar das Sitzen beinahe unmöglich mache, so wie er denn wirklich während dieser Tage in der Schreibstube immer stehend schrieb und sich überhaupt so wenig wie möglich setzte. Bei einer Untersuchung des Afters ergab es sich, daß derselbe etwas roth und wund war; jedoch zeigte sich keine Spur von Hämorrhoiden, wie vermuthet worden war.

Nachdem der Gebrauch der Arznei einige Tage ausgesetzt worden, ward wieder damit begonnen und dieselbe mit dazwischen eintretenden kurzen Unterbrechungen bis zur Mitte des Septembers fortgereicht. Die Anwendung derselben blieb immer mit gleicher Unbequemlichkeit für den Kranken verbunden, und zugleich versicherte er in den letzten Tagen des Augusts und in den ersten des Septembers, daß ihm Stücke Koth abgingen die wie altes Schwarzbrodt oder wie geronnenes und vertrocknetes Blut aussahen; welchen Angebens Richtigkeit ich jedoch nicht durch Autopsie erhärten konnte, da ich mich damals selbst mehrere Tage krank und bettlägerig befand. — Ganz unverkennbar aber war es, daß während der Anwendung dieser Arznei und während die Wirkungen derselben auf die Organe des Unterleibes beobachtet wurden, die an dem Kranken seither wahrgenommenen Symptome von Irreseyn verschwanden. — Dies wurde schon gegen den vier und zwanzigsten August von mir und Andern, so wie von ihm selbst bemerkt, und wie schnell diese Veränderung sich weiter entwickelte und in welcher

Art sie sich dem M. darstellte, wird am besten aus einem Briefe erkannt werden, den er schon am fünften September an seine Frau schrieb und den ich deshalb hier folgen lasse.

Siegburg d. 5ten Sept. 1825.

An die Ehefrau M. in L.

Es ist ein großes Glück für mich gewesen, daß der Landrath Hr. v. P. und der Oberbürgermeister für mich gesorgt haben, daß ich in die Heilanstalt nach Siegburg gekommen bin, damit ich daselbst aus dem Grunde geheilt werden soll. Seit vierzehn Tagen hat es sich erst bewiesen, daß ich verfrornes hartes Geblüt in meinem Körper seit ungefähr acht Jahren gehabt habe, welches mir der hiesige Medizinalrath und Direktor Herr Jakobi theils durch die Kräfte der Medizin theils durch den harten Wasserschlag mehrerer kalter Wasserbäder in meinem Körper zertheilt und losgemacht hat, dessen mir so ungefähr zu einem Schoppen in kleinen Klumpen durch den Stuhlgang abgegangen ist, wodurch der Lauf der Gedanken wiederum seine natürliche Ruhe geschöpft hat. Ich konnte z. B. früherhin manchmal in ganzen Viertelstunden lang nicht einen einzigen Gedanken fassen, obschon ich immer wohlredend war; ferner alles, was mir im Traum vorkam, das glaubte ich seye wahr; ich glaubte einigemal sogar, im Himmel sey Krieg gewesen, und Gott der Herr hätte keine Hölle dürfen machen und dergleichen mehr; bald war ich ein Prophet und sofort; bald glaubte ich natürlich, ich sey eine göttliche Person und sey wirklich am Kreuz gestorben, und so allerhand leeres Zeug.

Der liebe Gott weiß, liebe Frau, was dein Gemüth in den acht Jahren Zeit meiner Krankheit ausgestanden hat. Wenn ich nicht gute Freunde gehabt hätte als z. B. den Hrn. Landrath v. P. und den Hrn. Kreissecretair D. und die Hrn. Bürgermeister im Canton E., so hätte ich lange schon meine ganze Arbeit verlieren müssen; ich bitte dich derohalben,

daß du diesen Brief, sobald du ihn gelesen hast, den Hrn. Landrath v. P. lesen lässest, wobei ich Höchstdemselben für die erhaltene Gütigkeit und Obsorge von ihm erst schriftlich hiemit danke, welche er mir seit acht Jahren Zeit bei meiner Unsinnigkeit bewiesen hat. Wenn du in H. kommst, so vergiß mir nur nicht den Herrn Bürgermeister W. und seine Gemahlin zu grüßen; sein ältester Sohn hat mich vor acht Tagen hier in der Heilanstalt zu Siegburg besucht; er war noch frisch und gesund, und war auf der Reise nach Koblenz, um daselbst Revüe zu passiren, weil unser König Friedrich Wilhelm durch diese Stadt passirt; bedeute es also dem Herrn Bürgermeister W. daß sein ältester Sohn mich auf seiner Reise nach Koblenz zum Revüepassiren hier in Siegburg besucht hat, und daß er auf seiner Reise recht munter und gesund ausgesehen habe. Der junge K., des Herrn Friedensrichter sein Sohn von H., war bei ihm und ist dahier in Siegburg Notair.

Freue dich nun, Gott dem Herrn sey Dank dafür, einmal darüber, daß sich das Schicksal meiner Krankheit gelegt hat; ich bleibe noch so lange in der Heilanstalt zu Siegburg, bis ich ganz völlig geheilt bin; jetzt fühle ich erst, daß mir meine Gehirnknochen und die Nasenbeine von der vielen grausamen Mühe der närrischen Gedanken, die ich mir seit meiner ganzen Krankheit eingebildet habe, wehe thun, und hoffe, daß ich binnen einem Monat Zeit wieder gänzlich hergestellt bin.

Anjetzo, liebe Frau, kommt mir nichts lächerlicher vor, als daß ein Mensch, wenn er närrisch ist, sich immer vorstellt, daß seye alles wahr, was er glaubt und denkt.

Ueberhaupt hier in Siegburg in der Heilanstalt haben die Kranken eine gute und reine Verpflegung (hier folgt eine belobende Beschreibung der Verpflegung und Behandlung der Kranken.)

ihm, hauptsächlich durch Engel, die er ihm sende, oft aber auch durch den Donner; und als ich darauf bemerkte, daß man freilich in einem gewissen Sinne sagen könne, daß sich die Gottheit durch den Donner den Menschen offenbare und zu ihnen spräche, obschon dieses doch keine Mittheilung sey über bestimmte Gegenstände in Worten, wie er behaupte, daß sie an ihn gelangten, so antwortete er, daß Gott allerdings in menschlichen Sprachen donnernd mit ihm rede. Auch verstehe er das Gesagte recht wohl, wenn Gott auf deutsch, französisch, lateinisch, oder griechisch donnere. Donnere er aber auf englisch, spanisch, oder hebräisch, so verstehe er freilich eben so wenig davon wie jeder andere. Lachend forderte ich ihn nun auf, da er es doch verstehe, wenn Gott auf griechisch mit ihm rede, mir zu sagen, was ὁ Θεός zu deutsch hieße, und war nicht wenig erstaunt, als unser Kaminfeger mir erwiederte: »ὁ Θεός heißt der Gott, das ὁ sollte aber davon weg bleiben, denn das deutet dahin, als ob es mehrere Götter gäbe, da es doch nur einen giebt, man muß daher nur Θεός sagen«. Dann aber benachrichtigte er mich, als ich näher in ihn drang, mir zu sagen, wo er sein Griechisch her habe, er habe bis zu seinem vierzehnten Jahre in Köln das Gymnasium besucht und dort Latein und Griechisch gelernt. — Auf meine mehrmals an ihn gerichtete Frage, wann ihm denn sein Prophetenamt zu Theil geworden sey, antwortete er, immer übereinstimmend mit seinen frühern Behauptungen: im Jahre 1819, und fügte einmal hinzu: es seyen in dieser Zeit vier Propheten aufgestanden, die alle Müller hießen; er aber sey der letzte. Als er dann weiter sagte, daß der eine von diesen Propheten jener Adam Müller sey, der in Berlin gewesen und den man auch für einen Narren gehalten, fragte ich ihn, ob er selbst vielleicht erst als Prophet aufgestanden wäre, als er von dem Adam Müller gehört. Dies läugnete er aber mit großem Ernste

und sagte: seine Berufung sey längst vorher erfolgt, ehe er von jenem Propheten etwas vernommen, und auf meine näheren Erkundigungen über die Umstände seiner Berufung erzählte er mir, wie im Jahre 1818 der Antichrist unter der Gestalt eines Kaminfegergesellen zu ihm gekommen sey, und eine Zeitlang unerkannt bei ihm gearbeitet habe. Nach einigen Monaten sey er es aus verschiedenen Umständen inne geworden, daß er den Antichrist beherberge, so wie er auch seinen Namen aus einem Buche, worauf vorne ein Ochsenkopf gestanden, erfahren habe, worauf dann bald nachher von Gott die Aufforderung an ihn ergangen sey, die nahe bevorstehende Zukunft des Antichristen und des Untergangs der Welt zu verkünden, welcher Aufforderung er dann auch entsprochen und zugleich den Namen des Antichrists überall bekannt gemacht habe, damit man denselben bei seinem Hervortreten gleich erkennen könne.

Hinsichtlich der Anordnung eines angemessenen Heilverfahrens bei diesem Kranken befand ich mich nun in nicht geringer Verlegenheit, da von keiner Seite ein besonderes Leiden irgend eines organischen Systems oder eines einzelnen Gebildes sich deutlich kund gab und der ganze Organismus seit dem Beginne der Krankheit in seiner fortschreitenden Metamorphose während der seitdem verflossenen acht Jahre schon so weit vorgerückt war, daß von da an ohne Zweifel höchst wichtige und andauernde Aenderungen in den Verhältnissen der verschiedenen Theile des Mikrokosmus zu einander und der dadurch bedingten Lebensthätigkeit derselben eingetreten seyn mußten; daher sich von dem jetzigen Zustande auf denjenigen, bei welchem das Irreseyn zuerst hervorgetreten war, nur mit großer Einschränkung zurückschließen ließ. Zugleich war ich entschieden, lieber unthätig zu bleiben als bloß auf das Gerathewohl die Reihe der sogenannten psychischen Heilmittel und Heilmethoden versuchsweise anzu-

wenden, fand es aber am Ende, weil sich wenigstens ein Zustand allgemein erhöhter Reizbarkeit und eines anhaltenden Erethismus des Nervensystems bei dem Kranken nicht verkennen ließ, doch zweckmäßig, durch die vorsichtige Anwendung einiger Mittel aus der Klasse der Narkotischen und zumal solcher, deren Gebrauch sich bei Krankheiten, wo die psychischen Erscheinungen den hier vorhandenen in etwas analog waren, heilsam gezeigt hatten, eine Veränderung in der Thätigkeit des Gefäß- und Nervensystems hervorzurufen, die mir bei näherer Beobachtung über die fernere Behandlung vielleicht einiges Licht geben könnte.

Diesem gemäß ließ ich den Kranken vom vierzehnten Juni an viermal täglich einen Gran Extr. hyosc. in Wasser aufgelößt nehmen und stieg allmählig damit bis auf gr. i ß pro Dosi. Seine Kost blieb um so mehr die gewöhnliche Kost des Hauses ohne Abbruch, da ich schon beobachtet hatte, daß er im Essen sehr mäßig war; nur das Bier ward ihm zunächst entzogen. Dabei achtete ich genau darauf, daß er regelmäßig mit Garten- und Feldarbeiten beschäftigt und in jeder Hinsicht zur genauen Beobachtung der ihm vorgeschriebenen Lebensweise und Tagesordnung angehalten ward, wozu er sich auch im Ganzen willig finden ließ, jedoch zur Arbeit sehr wenig Eifer zeigte und bei derselben unablässig angetrieben werden mußte, wenigstens maschinenmäßig das ihm aufgetragene Geschäft zu fördern, wenn es auch nicht möglich war ihn aus seinen wachenden Träumen zu sich selbst zu bringen.

Gewiß werden die meisten Aerzte die von mir verordnete Quantität des Ext. hyosc. für sehr geringe achten, da in ähnlichen Fällen häufig ungleich größere Gaben dieses Mittels gereicht zu werden pflegen; und doch zeigte es sich, als diese Quantität nach achttägiger Anwendung derselben auf anderthalb Gran erhöht und diese Gabe einige Tage lang ge-

zeigt ward, daß sie schon zu beträchtlich war, indem der Blick des Kranken starr und glänzend, das Gesicht roth und aufgedunsen, der Puls hart und gespannt ward und die Frequenz desselben von siebzig auf fünf und achtzig bis neunzig Schläge stieg, während sich der M. zugleich unruhiger und in den Aeußerungen seines Wahnsinnes ungestümer und für seine Umgebungen belästigender zeigte, auch zur Theilnahme an den täglichen Arbeiten weniger vermocht werden konnte, ohne daß man diese Erscheinungen füglich irgend etwas anderem als der Einwirkung der genommenen Arznei zuschreiben konnte. Ich ließ daher mit dem Gebrauch derselben zwei Tage lang inne halten und zur Beschwichtigung der eingetretenen Aufregung ein Regenbad geben, wobei der M. etwa fünf Minuten lang den mit großer Gewalt auf ihn herabstürzenden Wasserströmen ausgesetzt blieb.

Die dabei beabsichtigte Wirkung blieb nicht aus; der Kranke ward bald ruhiger und während der beiden folgenden Tage kehrte er, indem auch der Puls wieder seine größere Spannung und Frequenz verlor, ganz zu seinem früheren Zustande zurück. Indessen hatte das Regenbad überhaupt einen gewaltigen Eindruck auf sein Gemüth gemacht und eine große Furcht vor der Wiederanwendung desselben zurückgelassen.

Am sechs und zwanzigsten Juni verschrieb ich eine ähnliche Auflösung des Extr. hyosc. wie am vierzehnten, so daß der Kranke wiederum vier Mal täglich einen Gran in einer halben Unze Wasser erhielt und stieg dann noch weit langsamer wie das erste Mal, mit kleinen Zusätzen wieder zu Gr. 1 β pro Dosi hinauf, so daß volle vierzehn Tage vergingen, ehe der M. neuerdings diese Gabe erhielt. Während der Zeit verhielt er sich anfänglich im Ganzen ziemlich stille und ordentlich, und verrichtete auch die ihm übertragenen Arbeiten mit hinlänglicher Besonnenheit und Geschicklichkeit. Dann aber

schien er allmählig wieder tiefer und tiefer in sein Traumleben zu versinken, stand oder saß immer wie in Gedanken oder in Anschauungen verloren da, sprach das unsinnigste Zeug, und war durchaus zu keinem Geschäfte, auch dem einfachsten, mehr zu gebrauchen. Endlich ward er hiebei gegen die Mitte des Julimonates zugleich so widerspenstig, unartig und auffahrend, wie man es bisher noch nie an ihm wahrgenommen hatte; und als ich ihm dann am funfzehnten wegen dieses veränderten Betragens mit Freundlichkeit zuredete, erschien er plötzlich in einem solchem Grade aufgeregt, daß unmittelbar ein Anfall von Tobsucht bevorzustehen schien. Mit funkelnden Augen, mit hochrothem Gesicht, mit drohender Gebärde trat er in dem ganzen Gefühle seiner Prophetenwürde gegen mich auf, indem er mit schreiender Stimme sein Verfahren als nothwendig schilderte, mich einen verworfenen Ketzer schalt und jeden Augenblick sich thätlich an mir vergreifen zu wollen schien, ohne durch die Ruhe, mit der ich ihm gegenüber stehen blieb und ihm ins Auge blickte, aus der Fassung gebracht zu werden.

Ich gab zwei anwesenden Wärtern einen Wink, und sie führten ihn zum Regenbade, welches sich dieses Mal gleich wohlthätig erwies, wie vor einigen Wochen. Zugleich ließ ich mit dem Gebrauch des Extr. hyosc. wieder aufhören.

Am folgenden Morgen befand sich der Kranke zwar noch immer in einem aufgeregten Zustande wie früher, aber doch in einem weit geringern Grade, wie am vorhergehenden Tage, und obwohl er sich noch gedrungen fühlte, mit dem Gehalte nach dieselben Dinge als Prophet zu sagen, so that er dies doch nun mit einer gewissen Mäßigung und Haltung, indem er seine Kühnheit mit dem ausdrücklich dazu erhaltenen göttlichen Auftrage entschuldigte.

Nach der Erfahrung nun, die ich hinsichtlich des Hyosciamus als eines der milderen Mittel aus der Reihe der

narkotischen bei diesem Kranken gemacht hatte, hielt ich es nicht für angemessen, noch andere stärker wirkende aus derselben Klasse in Gebrauch zu ziehen, und beschränkte mich zunächst darauf, ihm täglich ein Regenbad geben zu lassen. Zugleich ward er von nun an regelmäßig während einiger Nachmittagsstunden auf dem Bureau des Hausverwalters mit Abschreiben beschäftigt, da man bemerkt hatte, daß er eine für seinen Stand ungewöhnlich nette Hand schrieb, und ich gerne die Gelegenheit wahrnahm, auf diese Weise die ihm weniger angenehmen Arbeiten im Garten zu unterbrechen. Auch sollte dadurch ein Versuch gemacht werden, seiner Aufmerksamkeit wenigstens stundenweise eine mehr gezwungene Richtung zu geben, wenn ich mir gleich im Ganzen hiervon nicht viel mehr Vortheil versprach, als von den von Andern zuweilen wider meinen Rath bei ihm gemachten Versuchen, ihn die Absurdität seiner Wahnvorstellungen und der daraus hervorgehenden Handlungen einsehen und fühlen zu machen, da ich mich überzeugt hielt, daß diese Versuche fruchtlos bleiben müßten, so lange die Nothwendigkeit der fortwährenden Bildung jener Wahnvorstellungen organisch bedingt blieb und ich daher auch von der Art der Beschäftigung des Kranken nur in so fern einigen Vortheil zu erndten hoffte, als sie vielleicht dazu beitragen konnte, solche Veränderungen in seinem Organismus hervorzurufen, die dieses bewirkten, was mir, nach anderweitigen Erfahrungen in diesem Falle, von einer aufgedrungenen neuen Richtung der Aufmerksamkeit in der oberwähnten Art wenig zu erwarten schien.

Der Anwendung des Regenbades unterwarf sich der M., zumal anfangs, mit großem Widerstreben und äußerte mehrmals, daß wenn er wegen seines Prophetenamtes solche Unannehmlichkeiten erdulden müsse, er lieber den lieben Gott bitten wolle, ihn wieder davon loszusprechen. Doch ward es ihm allmählig durch die Gewohnheit erträglicher und zugleich zeigte er sich offen-

dar ruhiger, folgsamer und einigermaaßen besonnener; obwohl er der Hauptsache nach noch immer in seinen Wahnvorstellungen gleich mächtig gefesselt blieb und oft, nachdem er eben betheuert hatte, er möge nicht mehr den Bußprediger und Propheten machen und werde dieses Geschäft, es entstehe daraus was wolle, Andern überlassen, den Augenblick nachher wieder die ganze ihn umgebende Erscheinungswelt vergaß, entweder wie versteinert da stehend, und auf die Botschaften der Engel horchend, oder auch mit der größten Selbstgefälligkeit seine abgeschmackten Meinungen über das Wesen der Gottheit, den bevorstehenden Weltuntergang u. s. w. vortragend.

Da also hieraus hervorging, daß die Krankheit durch welche die Entstehung dieser Wahnvorstellungen im Organismus bedingt war, nach wie vor fortbestand, so beschloß ich nun, obwohl immer nur versuchsweise verfahren werden konnte, eine Zeitlang eine Reihe solcher innerlicher Heilmittel anzuwenden, die ohne unmittelbar das Gefäß- und Nervensystem in Anspruch zu nehmen, ihre Hauptwirksamkeit auf die Organe des Unterleibes und zwar hauptsächlich neben dem Darmkanale auf die Leber und die Urinwerkzeuge zu äußern geeignet wären.

Diesem gemäß ward am sechzehnten August folgende Arznei verschrieben.

R. Sal. mir. Glb. Unc. II.,
extr. chelidon. maj. drach. 1 ß.
succ. liquir. drach. III.
Solv. in aq. font. ferv. Unc. IX.
add. acet. squillit. drach. II.

M. S. Dreimal täglich zwei starke Eßlöffel voll zu nehmen.

Zugleich ward der Gebrauch des Regenbades ausgesetzt und der Kranke statt dessen einen Tag um den andern eine halbe Stunde lang in ein Bad von 28 Gr. Reaum. gebracht.

Kaum hatte er die ebenerwähnte Arznei einige Tage lang genommen, so versicherte er, daß sie auf eine ganz ungewöhnliche Weise auf seinen Körper einwirke, und bemerkte insbesondere, daß die dadurch veranlaßten häufigeren drei bis viermal täglich erfolgenden Stuhlausleerungen mit einem solchen Brennen in und um den After verbunden seyen, wie er sonst bei dem Gebrauch von Laxirmitteln nie empfunden, indem es ihm sogar das Sitzen beinahe unmöglich mache, so wie er denn wirklich während dieser Tage in der Schreibstube immer stehend schrieb und sich überhaupt so wenig wie möglich setzte. Bei einer Untersuchung des Afters ergab es sich, daß derselbe etwas roth und wund war; jedoch zeigte sich keine Spur von Hämorrhoiden, wie vermuthet worden war.

Nachdem der Gebrauch der Arznei einige Tage ausgesetzt worden, ward wieder damit begonnen und dieselbe mit dazwischen eintretenden kurzen Unterbrechungen bis zur Mitte des Septembers fortgereicht. Die Anwendung derselben blieb immer mit gleicher Unbequemlichkeit für den Kranken verbunden, und zugleich versicherte er in den letzten Tagen des Augusts und in den ersten des Septembers, daß ihm Stücke Koth abgingen die wie altes Schwarzbrodt oder wie geronnenes und vertrocknetes Blut aussahen; welchen Angebens Richtigkeit ich jedoch nicht durch Autopsie erhärten konnte, da ich mich damals selbst mehrere Tage krank und bettlägerig befand. — Ganz unverkennbar aber war es, daß während der Anwendung dieser Arznei und während die Wirkungen derselben auf die Organe des Unterleibes beobachtet wurden, die an dem Kranken seither wahrgenommenen Symptome von Irreseyn verschwanden. — Dies wurde schon gegen den vier und zwanzigsten August von mir und Andern, so wie von ihm selbst bemerkt, und wie schnell diese Veränderung sich weiter entwickelte und in welcher

Art sie sich dem M. darstellte, wird am besten aus einem Briefe erkannt werden, den er schon am fünften September an seine Frau schrieb und den ich deshalb hier folgen lasse.

Siegburg d. 5ten Sept. 1825.

An die Ehefrau M. in L.

Es ist ein großes Glück für mich gewesen, daß der Landrath Hr. v. P. und der Oberbürgermeister für mich gesorgt haben, daß ich in die Heilanstalt nach Siegburg gekommen bin, damit ich daselbst aus dem Grunde geheilt werden soll. Seit vierzehn Tagen hat es sich erst bewiesen, daß ich verfrornes hartes Geblüt in meinem Körper seit ungefähr acht Jahren gehabt habe, welches mir der hiesige Medizinalrath und Direktor Herr Jakobi theils durch die Kräfte der Medizin theils durch den harten Wasserschlag mehrerer kalter Wasserbäder in meinem Körper zertheilt und losgemacht hat, dessen mir so ungefähr zu einem Schoppen in kleinen Klumpen durch den Stuhlgang abgegangen ist, wodurch der Lauf der Gedanken wiederum seine natürliche Ruhe geschöpft hat. Ich konnte z. B. früherhin manchmal in ganzen Viertelstunden lang nicht einen einzigen Gedanken fassen, obschon ich immer wohlredend war; ferner alles, was mir im Traum vorkam, das glaubte ich seye wahr; ich glaubte einigemal sogar, im Himmel sey Krieg gewesen, und Gott der Herr hätte keine Hölle dürfen machen und dergleichen mehr; bald war ich ein Prophet und so fort; bald glaubte ich natürlich, ich sey eine göttliche Person und sey wirklich am Kreuz gestorben, und so allerhand leeres Zeug.

Der liebe Gott weiß, liebe Frau, was dein Gemüth in den acht Jahren Zeit meiner Krankheit ausgestanden hat. Wenn ich nicht gute Freunde gehabt hätte als z. B. den Hrn. Landrath v. P. und den Hrn. Kreissecretair D. und die Hrn. Bürgermeister im Canton S., so hätte ich lange schon meine ganze Fabrik verlieren müssen; ich bitte dich derohalben,

daß du diesen Brief, sobald du ihn gelesen hast, den Hrn. Landrath v. P. lesen lässest, wobei ich Höchstdemselben für die erhaltene Gütigkeit und Obsorge von ihm erst schriftlich hiemit danke, welche er mir seit acht Jahren Zeit bei meiner Unsinnigkeit bewiesen hat. Wenn du in H. kommst, so vergiß mir nur nicht den Herrn Bürgermeister W. und seine Gemahlin zu grüßen; sein ältester Sohn hat mich vor acht Tagen hier in der Heilanstalt zu Siegburg besucht; er war noch frisch und gesund, und war auf der Reise nach Koblenz, um daselbst Revüe zu passiren, weil unser König Friedrich Wilhelm durch diese Stadt passirt; bedeute es also dem Herrn Bürgermeister W. daß sein ältester Sohn mich auf seiner Reise nach Koblenz zum Revüepassiren hier in Siegburg besucht hat, und daß er auf seiner Reise recht munter und gesund ausgesehen habe. Der junge K., des Herrn Friedensrichter sein Sohn von H., war bei ihm und ist dahier in Siegburg Notair.

Freue dich nun, Gott dem Herrn sey Dank dafür, einmal darüber, daß sich das Schicksal meiner Krankheit gelegt hat; ich bleibe noch so lange in der Heilanstalt zu Siegburg, bis ich ganz völlig geheilt bin; jetzt fühle ich erst, daß mir meine Gehirnknochen und die Nasenbeine von den vielen grausamen Mühe der närrischen Gedanken, die ich mir seit meiner ganzen Krankheit eingebildet habe, wehe thun, und hoffe, daß ich binnen einem Monat Zeit wieder gänzlich hergestellt bin.

Anjetzo, liebe Frau, kommt mir nichts lächerlicher vor, als daß ein Mensch, wenn er närrisch ist, sich immer vorstellt, daß seye alles wahr, was er glaubt und denkt.

Ueberhaupt hier in Siegburg in der Heilanstalt haben die Kranken eine gute und reine Verpflegung (hier folgt eine belobende Beschreibung der Verpflegung und Behandlung der Kranken.)

Ich schreibe gewöhnlich alle Tage auf dem hiesigen Bureau der Anstalt, wodurch ich von schwerer Handarbeit von dem Herrn Direktor Jakobi entlassen bleibe. Der Secretär Hr. W. auf dem Bureau dahier ist ein sehr freundlicher Mensch; er überläßt mir jeden Tag sehr leicht zu begreifende Aufgaben zum Schreiben.

Ich hoffe, liebe Frau, daß du mit unsern vier Kindern gesund bist; ich habe von dem jungen Hrn. W. hier vernommen, daß unser Gesell gestorben sey, wobei er mir bedeutete, daß du einen andern Gesellen schon hättest, welcher sehr geschickt im Arbeiten seye. Schreibe mir doch hiehin, wie es dir geht und was meine vier Kinder machen; ich bekomme zwar hier auch Rauch- und Schnupftaback; doch schmeckt mir aber das alles weit besser was du mir schickst; schicke mir daher etwas Schnupftaback von dem Hrn. Nickel auf der Breitstraße in Köln, und ein halb Pfund leichten Rauchtaback. Ich grüße dich und meine vier Kinder und den Hrn Oberbürgermeister E. Sage ihm, ich sey froh, daß ich hier in der Heilanstalt in Siegburg seye und danke ihm nebst dem Herrn Landrath für alle seine Mühe und Sorge, die er in meiner Krankheit mit mir in acht Jahren Zeit gehabt habe, und daß ich nämlich für dich und meine vier Kinder die Kaminsarbeit im Kanton E. behalten habe.

Dein Mann Johann Peter M.

Auf gleiche Weise besonnen und verständig, wenn gleich über die Beschaffenheit seines Leidens manche sonderbare Vorstellungen darlegend, die aber keineswegs von Irreseyn zeugten, sprach sich der Kranke am fünfzehnten des nämlichen Monates aus, als ich ihn einlud, mir über sein früheres Leben und über die Entstehung seiner Krankheit so weit möglich einige umständlichere Nachricht zu geben, wobei ich ihn aber durch meine Fragen leitete und ihn an die von mir gewünschte Ordnung band.

Er erzählte mir, er sey 1789 in Köln geboren, wo seine beiden Eltern noch lebten und sich einer guten Gesundheit erfreuten. Sein Vater, in früheren Jahren Goldarbeiter, sey durch widrige Schicksale genöthigt worden, sein Gewerbe aufzugeben, und habe dann sein Brod als Tanzmeister verdient.

Er selbst habe in Köln erst die untere Schule und dann bis zu seinem funfzehnten Jahre das Gymnasium besucht, wo er es bis zur Logik und Physik gebracht. Da jedoch unter der damals bestehenden französischen Herrschaft die Deutschen wenig Aussicht zur Beförderung gehabt hätten, so habe er die Lust zum Studieren verloren und seinen Vater gebeten, ihn lieber jetzt noch ein Handwerk erlernen zu lassen. Natürlich habe er aber nur ein solches wählen können, welches nicht lange Lehrjahre erforderte, und so habe er die Feder mit dem Kaminfegerbesen vertauscht. Zugleich habe er angefangen, in einer Porcellanfabrik Kannen drehen zu lernen, um sich dadurch ein Nebenverdienst zu sichern. Denn als Knabe sey er immer außerordentlich thätig, lebhaft und vorwitzig gewesen. Doch sey er zuletzt ausschließlich beim Kaminfegerhandwerk geblieben, und dann, nachdem er seine drei Lehrjahre ausgehalten, in seinem achtzehnten Jahre als Geselle in die Fremde gegangen, hierauf aber nach Köln zurückgekehrt, wo er ebenfalls noch drei Jahre als Geselle gestanden.

In seinem vier und zwanzigsten Jahr, im Jahr 1804, sey er Meister geworden, habe sich in seinem jetzigen Wohnorte niedergelassen und dort bald das öffentliche Vertrauen in solchem Grade gewonnen, daß er die Anstellung als Kreis-Kaminfeger erhalten. Ein Jahr nach seiner Niederlassung in L. habe er, nachdem er so viel verdient, um sich den nöthigsten Hausrath anzuschaffen, geheirathet und demnächst mit seiner Frau, die ihm vier Kinder geboren, sehr zufrieden gelebt.

Im Winter des Jahres 18$\frac{16}{17}$ sey auf einem benachbarten Dorfe während einer äußerst strengen Kälte ein Brand ausgebrochen, bei dessen Löschung er sich sehr thätig bewiesen. Dabei aber hätten die übrigen mit dem Löschen beschäftigten Leute, sey es nun aus Muthwillen oder sey es aus Unvorsichtigkeit, die Spritzen häufig auf ihn gerichtet. Völlig durchnäßt habe er nach gelöschtem Brande den Rückweg nach Hause antreten müssen. Bei der strengen Kälte wären ihm dann alle Kleidungsstücke am Leibe so gefroren, daß er wie mit einer Eiskruste überzogen worden sey, und sein Haus in dem schrecklichsten Zustande erreicht habe. — Von da an habe er allmählig wahrgenommen, daß sein Verstand geschwächt sey, daß er nicht so leicht wie vorher etwas begreifen könne, und oft viertel, ja halbe Stunden lang wie außer sich gerathe und ganz gedankenlos dasitze oder stehe, oder auch wider Willen mit seinen Gedanken an einem Worte oder Gegenstande haften bleibe. Ja er erinnere sich noch recht gut, wie er oft in seinem Hause umhergegangen sey und sich gefragt habe, wie es doch zugehe, daß er nicht mehr wie früher frei denken könne und mit seinen Gedanken immer ohne seinen Willen an irgend etwas hängen bleibe, ohne wieder davon loskommen zu können.

Dies habe bis ins Jahr 1818 gewährt. Doch habe er während jener Zeit noch sein Gewerbe wie vorher fortgesetzt und sich auch zuweilen zwischendurch einige Monate lang weit besser befunden, zumal im Sommer, während er im Winter durchgehends weit schlimmer gewesen sey und deutlich gefühlt habe, daß die Kälte dem Denken großen Schaden bringe. Im Verlaufe des Jahres 1818 habe er einen Gesellen bekommen, der aus dem Dänischen gebürtig gewesen sey, auf seinem Wanderbuch einen Ochsenkopf gehabt und Niels Hendrich Hilleqvejes geheißen habe. Dieser, ein lockerer Bursche, habe sich wahrscheinlich, weil er seine

Verstandesschwäche bemerkt, eine Lust mit ihm machen wollen, und ihn erst mit allerlei abentheuerlichen Dingen unterhalten und ihm dann gesagt, daß er ihn die Kunst lehren wolle, den lieben Gott todt zu schießen.

Diese Aeußerung habe einen fürchterlichen Eindruck auf ihn gemacht und es sey der Gedanke in ihm aufgestiegen, daß wer so etwas Gottloses zu erdanken und zu sagen vermöge, wohl kein anderer als der Antichrist seyn könne. Dieser Gedanke habe nun immer tiefere Wurzel in ihm geschlagen und dann später sich mit der Ueberzeugung verbunden, daß Gott, der den Antichrist zu ihm geführt, ihm hiedurch die Verpflichtung auferlegt habe, die Welt vor demselben zu warnen. So habe er angefangen sich als einen Propheten des Allerhöchsten zu betrachten und sey im Jahre 1819 förmlich als solcher aufgetreten. Auch habe ihn diese Vorstellung von da an nie mehr verlassen und es würde endlos und im höchsten Grade belustigend seyn, wenn er von alle den göttlichen Eingebungen, Gesichten, Bothschaften u. s. w. erzählen wolle, die er vernommen und wobei die Verwirrung in ihm endlich den höchsten Grad erreicht, als er nun noch angefangen die Offenbarung Johannis und daneben allerlei theologische Schriften zu lesen und daraus immer neue Nahrung für seine verkehrten Einbildungen zu schöpfen. — Nun aber sey Gottlob alles dieses vorüber; er sey seines Verstandes wieder mächtig geworden, könne frei und zusammenhängend über alles denken wie er wolle, welches letztere ihm eine besondere Freude mache. Sein bisheriger Wahn, wonach er einen Propheten habe vorstellen wollen, und das Einzelne, was er in diesem Wahne gethan und gesagt, erscheine ihm, da er sich jetzt alles recht wohl erinnere, so lächerlich, daß er es zuweilen nur überdenke, um sich daran zu ergötzen.

Solche Nachricht gab M. von sich selber und gewiß wird jeder Sachverständige, der diese Krankheits- und Wie-

Genesungsgeschichte in ihrem ganzen Zusammenhang über- blickt und dabei beachtet, auf welche Weise hier binnen we- nigen Wochen eine also erzeugte und seit so vielen Jahren bestandene Nothwendigkeit fortwährender Bildungen einer bestimmten Gattung von Wahnvorstellungen aufgehoben wurde, dieselbe nicht unmerkwürdig finden, selbst wenn man auch die Krankheit nur als momentan beseitigt, und das Schwinden der sie begleitenden Wahnvorstellungen blos als ein sogenanntes lucidum intervallum anzusehen geneigt seyn sollte. — Indessen verspricht der eingetretene bessere Zustand immer mehr, von Dauer zu seyn, und hat sich während der seit seinem Eintritt verflossenen vollen fünf Monate im Ganzen auf das befriedigendste bewährt, wenn gleich zuweilen auch Tage und Wochen vorkamen, wäh- rend deren der M. wieder in sich versunkener und minder besonnen erschien, und ich mich auch daher veranlaßt fand, ihn die zuletzt erwähnte Arzney von Zeit zu Zeit wieder gebrauchen zu lassen. Nie aber hat er wieder eine Spur von Verstandesverwirrung oder von einer Rückkehr zu jenen frü- heren Wahnvorstellungen blicken lassen, und es haben ihm dieselben vielmehr fortwährend gleich ungereimt und läch- erlich geschienen. — Da ihm beim Eintritt des Winters die Kälte sehr lästig fiel und er sich in einem ausgezeichne- ten Grade gegen dieselbe empfindlich bewieß, wobei er oft vorgab, daß er kurze Anfälle eines Wechselfiebers erleide, wo- mit er früher oft befallen gewesen, so ließ ich ihn noch einige Wochen lang die Tinct. arsenic. Ford. zu 4 bis 5 Tropfen drei- mal täglich in einer Tasse Haferschleim nehmen, indem ich zur Nachkur die Anwendung eines Tonicums für zuträglich und gerade dieses in dem gegenwärtigen Falle für besonders angemessen hielt. — Auch hat sich während des Gebrauchs dieser Arznei seine Gesundheit immer mehr befestigt und die Wiederkehr des frühern normalen Zustandes derselben

durch ein frischeres und kräftigeres Aussehn, durch eine lebhaftere Eßlust und eine den reichlichern Speisegenuß begleitende bessere Ernährung des Körpers, so wie insbesondere auch durch den Wiedereintritt eines gesunden, festen, oft acht Stunden ohne Unterbrechung anhaltenden Schlafes, dessen sich der Kranke nach der so lange bestandenen Schlaflosigkeit ganz vorzüglich freute, bewährt. Daneben hat er von dem Beginn seiner Wiedergenesung an stets zu den friedlichsten, gesittetsten und heitersten Bewohnern des Hauses gehört und nie wieder eine Spur von jenen krankhaften Aufregungen blicken lassen, denen er vorher unterworfen war. — Eben so hat er die Probe mancher Einwirkungen auf sein Gemüth bestanden, zu deren Ertragung schon eine größere Kräftigkeit desselben erforderlich war, so z. B. den Wiederbesuch des öffentlichen Gottesdienstes, den erneuerten Verkehr mit mehreren Menschen außerhalb der Anstalt, indem ihm absichtlich beynahe täglich allerley Aufträge ertheilt wurden, deren er sich im Städtchen Siegburg entledigen mußte, und endlich das erste Wiedersehen seiner Frau. Auf dieses letztere hatte ich ihn sorgfältig vorbereitet und ihn gewarnt, sich seinen Affecten dabei nicht zu sehr zu überlassen, was er auch gehörig befolgte. Sonderbar aber war es hiebei wahrzunehmen, wie der Eindruck, den seine Frau, ein verständiges, artiges und noch jugendlich aussehendes Weib, auf ihn machte, ein ganz anderer zu seyn schien, als den er selbst erwartet hatte und daß es einiger Zeit bedurfte, bis er sie, die er so lange nur mit den Augen des Wahnsinnes angesehen hatte, im besonnenen Zustande wiederfand, so daß die gute Frau darüber zuerst wirklich betreten und von der Furcht ergriffen ward, ihr Mann möchte doch noch nicht so weit wieder hergestellt seyn wie sie es gehofft hatte. Nach kurzer Zeit verlor sich aber, indem der M. das frühere Bild seiner Frau immer mehr wiederzu-

finden schien und zugleich das frühere Vertrauen wiederkehrte, jeden Zweifel, und sie konnte nun ihre Freude darüber kaum mäßigen, daß ihr in dem wirklich Wiedergenesenen nach so langen Jahren ihr Gatte, der Vater ihrer Kinder, und ihr Versorger zurückgegeben sey, daß er eben so wieder mit ihr rede wie vor acht Jahren, sich mit Liebe und Sorge nach allem, was sie und ihre Kinder betreffe oder ihr Hauswesen und Gewerbe angehe, erkundige u. s. w.

So hat sich der M. immer mehr zum Wiedereintritt in die bürgerliche Gesellschaft geeignet und ist am 18ten Jan. d. J. wirklich aus der Anstalt entlassen worden. Zwar blieben bis zuletzt noch manche Gewohnheiten und Sonderbarkeiten, die von seinem früheren Leiden herrührten, in seiner Haltung und seinem ganzen äußern Benehmen an ihm bemerklich; auch nährte er manche wunderliche Grillen hinsichtlich dessen, was seiner Gesundheit schädlich sey, und ihn in seine Krankheit zurückstürzen könne, und mußte mit großem Ernste davon abgehalten werden, diesem nicht eigensinnig nachzuhangen. Oft gab er noch in Beziehung auf seine Empfindungen allerlei Einbildungen Raum, von deren Nichtigkeit man ihn schwer überzeugen konnte; und häufig stand oder saß er auch noch, wie in Gedanken verloren, lange an einer Stelle, und schien nicht wahrzunehmen, was um ihn vergieng, wobei er sogar wohl einzelne Worte vor sich hin sprach und zuweilen dazwischen lächelte. Redete man ihn dann aber an, so fand man ihn immer besonnen und verständig, und er vermochte über das was er gedacht genügende Rechenschaft zu geben, wenn man gleich, wie schon oben angeführt ward, oft fand, daß er sich gerade dann an manchen lächerlichen Vorfällen ergötzte, die sich während seiner Krankheit mit ihm ereignet hatten. So antwortete er mir unter andern einmal, als ich wissen wollte, worüber er gelacht, es sey ihm gerade eingefallen, wie er einst, als er aus seinem

Dorfe auf die Landstraße gekommen, einem mit zwey Körben beladenen und von seinem Treiber begleiteten Esel begegnet sey, und diesen für den Arzt aus einem benachbarten Orte, einen Mann von kleiner Statur, den er öfter consultirt, angesehen und indem er sich vor dem Esel hingestellt, diesen gefragt habe: Sind sie nicht der Doktor von S.? — Diesen Vorfall könne er sich nie vergegenwärtigen, ohne darüber zu lachen.

Genug da der M. sowohl seinem übrigen Befinden als den dadurch determinirten psychischen Erscheinungen zufolge, in allen Hauptbeziehungen als genesen angesehen werden durfte, und die Reste seiner Krankheit sich nur als einzelne [illegible] Symptome darstellten, die sich wahrscheinlich am ehesten bey der Rückkehr zu seiner früheren Thätigkeit in seinem Gewerbe und Hauswesen verlieren würden, auch von seinen äusseren Verhältnissen nichts lag, was seiner Gesundheit, bey einiger Aufmerksamkeit auf sich selbst, nähere Gefahr drohte, so hielt ich es für angemessen, seinem lebhaften Verlangen, zu den Seinigen zurückzukehren, nachzugeben. Doch ward ihm zunächst nur eine Probeentlassung bewilligt und er unter die genaue Aufsicht seiner Districts-Obrigkeit gestellt, damit er sich dadurch um so mehr veranlaßt finden möchte, über sich selbst mit Sorgfalt zu wachen und alles, was einen Rückfall in seine frühere Krankheit und die Nothwendigkeit ihn wieder hierhin zu senden, herbeiführen könnte, zu meiden.

Neue Lehre von den Gemüthskrankheiten.

Von
A. L. J. Bayle, Doktor der Medizin, Bibliothekar der Fakultät zu Paris u. s. w.

Mitgetheilt vom Herrn Obermedizinalrath Dr. Hohnbaum in Hildburghausen.

Meinungen der Schriftsteller über die Natur dieser Krankheiten. Vernunft und Verstand des Menschen sind so leicht verletzbare Dinge und die Ursachen die ihnen eine solche Verletzung zuziehen können, so zahlreich daß man sich nicht wundern darf, wenn Verstandesverwirrungen sich zu allen Zeiten und in allen Ländern gezeigt haben und ihr Ursprung fast so alt ist als das Menschengeschlecht. Die Geschichte der ältesten Völker zeigt uns viele Beispiele von dieser traurigen Krankheit, die oft wegen der eigenthümlichen und außerordentlichen Erscheinungen, die sie zuweilen in ihrem Verlaufe zu erkennen gibt, eine Verbindung mit den gerade geltenden mythologischen Vorstellungen einging.

Eine Krankheit, welche den Menschen seiner edelsten Vorrechte beraubt, ihn oft seinen Nebenmenschen wie sich selbst gefährlich und folglich unfähig macht, in Gesellschaft zu leben, mußte zu allen Zeiten ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Studiums für die Aerzte werden. Daher haben sich denn auch die ältesten Schriftsteller mit dieser Krankheit beschäftigt und sowohl die Natur als die veranlassenden Ursachen derselben zu ergründen gesucht. Vor **Hippokrates** schrieb man im Allgemeinen die Geistesverwirrung der Gegenwart eines bösen Geistes zu, der die davon befallene Person beherrsche und wahnsinnig mache.

Aber die Schüler von Cos und insbesondere Demokrit von Abdera, der Lehrer des Vaters der Medizin, sahen die Narrheit nur als eine natürliche Krankheit durch natürliche Ursachen, als: schwarze Galle, erhitztes Blut, zähen das Gehirn verstopfenden Schleim, erzeugt, an.

Auch Hippokrates huldigte dieser Meinung. »Diejenigen,« sagt er, (in lib. de insanis, de morbo sacro; de insomniis etc.) »welche durch Schleim wahnsinnig werden, machen keinen Tumult und schreien nicht; während die, welche es durch die Galle werden) geneigt sind zu schlagen, sich zu widersetzen und nicht ruhig bleiben können. Die Galle ist durch die Venen zum Gehirn getreten und durch sie erhitzt sich das Blut und geräth in Brand. Kehrt sie von dort wieder zurück, so wird der Mensch wieder ruhig.«

Einige Autoren sahen in der Verstandesverwirrung nichts als das Resultat einer Verstopfung der Gehirngefäße durch einen feinen Stoff, der mit dem Blute cirkulire und wenn er bis zu diesem Organe gekommen sey, dieses Fluidum verhindere, in hinreichender Menge zuzuströmen. Aretäus schrieb diese Krankheit der Zurückhaltung eines galligten, blutigen oder schleimigen Stoffes zu.

Galen (de morb. affect. lib. III.) erklärte die Verstandesverwirrung auf folgende Weise. Er nahm an, daß das Gehirn in verschiedene Abtheilungen getheilt wäre, von denen jede der Sitz einer besonderen Verstandesoperation wäre. Wenn nun eine von den vier Feuchtigkeiten, in einem Zustande von Kälte oder Wärme, zu einer dieser verschiedenen Abtheilungen gelange, so werde dadurch die Verrichtung einer solchen Abtheilung in Unordnung gebracht oder ganz aufgehoben; und daher die verschiedenen Arten des Irreseyns.

Diese Vorstellung wurde von Alexander von Tralles und Aetius kommentirt, von den arabischen Aerzten

angenommen und ging mit einigen Modifikationen in die vornehmsten Schulen von Europa und besonders in die von Montpellier und Paris über. Auch Riviere, Baillou, Ettmüller, Sydenham und endlich Boerhaave und van Swieten, welche lange über die Eigenthümlichkeiten der schwarzen Galle und des zähen Schleimes stritten, so wie Stahl, der die Galle als Hauptursache der meisten Krankheiten betrachtete, nahmen sie an.

Die Solidar-Aerzte, Friedrich Hoffmann, Baglivi, Willis, Gaubius, Haller u. s. w. schlugen einen bessern Weg in dem Studium der Geisteskrankheiten ein, indem sie die Ursache dieser Krankheiten im Gehirn suchten; aber die Erklärungen, die sie über die Natur derselben gaben, stützen sich nur auf eine kleine Anzahl von zum Theil sehr unvollkommenen Beobachtungen, und sind daher eben so wenig genügend, als die der Humoralpathologen.

Bonnet, Morgagni, Meckel, erleuchtet durch die Fackel der pathologischen Anatomie, untersuchten sorgfältig die Köpfe einer großen Zahl von solchen Kranken, welche an Geisteskrankheiten gestorben waren; sie schrieben das Irreseyn bald einer Compression des Gehirns durch skrofulöse und venerische Geschwülste, durch Gefäßerweiterungen, oder durch äußere Gewaltthätigkeiten, bald einem organischen Fehler des Gehirns, zu. Aber diese übrigens sehr scharfsinnigen Beobachter fielen in einen in der Medizin sehr gewöhnlichen Irrthum, nämlich in den, dasjenige als allgemein wahr anzunehmen, was nur zufällig oder nur in einigen besonderen Fällen wahr ist. In Bezug auf den in Rede stehenden Gegenstand sahen sie Veränderungen als Ursachen der Verstandesverwirrung an, welche sehr selten sind und sehr oft nur als Complikationen dieser Krankheit vorkommen.

Der Letztere der genannten Autoren, Meckel, fand

bei der Oeffnung von funfzehn Irren, im Allgemeinen das Gehirn sehr konsistent, die Häute sehr verdickt und Wasseransammlungen in der Gefäßhaut und den Gehirnhöhlen. Nachdem er das Gehirn von allen diesen Individuen gewogen und mit dem von anderen gesunden Individuen verglichen hatte, schloß er, daß die Geisteszerrüttung von einer Vertrocknung des Gehirns und von einer Verminderung seines specifischen Gewichts abhängig sey. Er war der Meinung, daß diese angenommene Vertrocknung die Markkanäle des Gehirns verengere und die Circulation der Lebensgeister, auf welcher, nach ihm, die Verrichtungen der Geistesthätigkeiten und des Willens beruhten, verhindere. Auf die Veränderungen der Gehirnhäute, die in seinen Beobachtungen so hervorstechend sind, richtete er übrigens keine Aufmerksamkeit.

Vogel nahm die Theorie Meckels an. Cullen und Chiarugi leiteten die Verstandesverwirrung von der Ungleichheit und dem Uebermaaß der Reizung des Gehirns und die Melancholie von der ungleichen Dichtigkeit der Gehirnsubstanz ab.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle die Meinungen der Schriftsteller über die Natur der Geisteskrankheiten anführen wollte. Sie sind zum Theil so leer, so hypothetisch, so irrig und oft selbst so lächerlich, daß es unnütz und ermüdend seyn würde, sich auf eine Widerlegung derselben einzulassen.

Ohne Zweifel ist dieser gänzliche Mangel an positiven Resultaten, auf welche man in den Arbeiten aller Aerzte stößt, die sich mit dem Studium der Geisteszerrüttung beschäftiget haben, Schuld daran, daß die Herren Pinel und Esquirol sich auf die Entwickelung der nächsten Ursache dieser Krankheit in ihren vortrefflichen Werken gar nicht eingelassen haben.

Sie haben sich begnügt im Allgemeinen die Erscheinungen zu beobachten, ohne bis zu deren Quelle emporzusteigen und genau die Facta zu beschreiben, ohne diese an ein sie erzeugendes Princip anzuknüpfen. (M. s. Georget de la Folie, S. 69.) Pinel geht sogar so weit, zu sagen, er werde übel dabei fahren, wenn er die Geisteszerrüttung zu einem besonderen Gegenstand seiner Untersuchungen machen und sich wagen; Discussionen über den Sitz des Geistes und die Natur seiner verschiedenen Störungen hingeben wollte; denn nichts sey dunkler und undurchdringlicher. Wenn man sich dagegen die Gränze weiter stecke, sich nur auf das Studium ihrer unterscheidenden, durch äußere Zeichen sich kund gebenden Karaktere beschränke und als Princip der Behandlung nur die Resultate einer klugen Erfahrung anerkenne, so betrete man nur den Weg, den man im Allgemeinen bei allen Theilen der Naturgeschichte betreten müsse, und verfolge man dann in zweifelhaften Fällen diesen Weg mit Vorsicht, so habe man nicht Ursache sich vor dem Verirren zu fürchten. (M. s. Pinel Traité de la Manie, Einleitung der ersten Ausgabe).

Ob nun gleich die so eben genannten Schriftsteller die wichtige Frage über die Natur der Geisteszerrüttung nicht erschöpfend behandeln, so unterlassen sie doch nicht im Vorbeigehen darüber eine Meinung zu äußern, auf die sie übrigens nur wenig Gewicht zu legen scheinen. Sie betrachten diese Krankheit als rein nervös und ohne irgend eine organische Verletzung der Gehirnsubstanz bestehend; aber sie sind über den Sitz dieser nächsten Ursache nicht einer Meinung. Esquirol glaubt, diese Affektion hänge öfters von einer Verletzung der Lebenskräfte des Gehirns, und bisweilen von Störung in den Centralpunkten der Sensibilität ab, die in verschiedenen Regionen des Körpers zerstreut liegen. Pinel dagegen meint, der ursprüngliche Sitz der Zerrüt-

tung scheint im Allgemeinen die Gegend des Magens und der Gedärme zu seyn, und von diesem Centrum aus pflanze sich die Störung des Verstandes gleichsam strahlenförmig fort. Fodere hält alle Versuche des menschlichen Geistes, die nächste Ursache und den Sitz des Irreseyns zu finden, für vergebliche Mühe, und schreibt diese Krankheit der Alteration eines vorzüglich dem Blute innwohnenden Lebensprincips zu.

Prost sieht in drei Brochüren, welche den Titel: Coup-d'oeil sur la folie führen, die Anhäufung der Galle als die wirksamste Ursache der Verstandesverwirrung an. Dieser Stoff wirkt nach ihm dadurch, daß er dem Blute verderbene Säfte mittheilt, die Schleimhaut der Gedärme heftig reizt, so daß er sie sogar in Entzündung versetzen und excortiren kann, und die Würmer beunruhiget, die sich, nach diesem Schriftsteller, sehr häufig bei Geisteskranken finden. Es gründet sich diese Meinung nur auf neun unbestimmte und unvollständige Beobachtungen, widerspricht allen richtigen Begriffen, welche wir über die Verstandesverwirrung besitzen, und hat deshalb bei den Aerzten, welche sich mit dieser Krankheit beschäftigen, eben so wenig den geringsten Beifall finden können als die eines anderen Arztes (Broussais), der, ohne nur eine einzige Beobachtung anzuführen, sich ganz bestimmt dahin erklärt, daß die Verstandesverwirrung von einer chronischen Magenentzündung begleitet oder gar von derselben abhängig sey. Der letzte Schriftsteller, welcher über den Wahnsinn geschrieben (Georget), hält diese Krankheit in allen Fällen für eine idiopathische Gehirnaffection, deren Natur wir nicht kennten, und bei welcher die Symptome, welche sich in verschiedenen mehr oder weniger vom Gehirn entfernten Organen des Körpers äußern, secundär seyen und aus Mitleidenheit entständen. Er ist mit den meisten Autoren der Meinung, daß die organischen Verletzungen, die man im Ge-

hirn der Irren findet, Wirkung, und nicht unmittelbare Ursache der Verrücktheit sind.

Wenn man die Werke derjenigen Autoren mit Aufmerksamkeit liest, welche Irre beobachtet und nach deren Tode den Zustand des Gehirns sorgfältig untersucht haben, so muß es besonders auffallen, daß alle diese Autoren, ohne Ausnahme, die nächste Ursache des Wahnsinns einzig in einer Verletzung der Hirnsubstanz selbst gesucht haben, ohne sich mit den Veränderungen der Hirnhäute zu beschäftigen, die sie übrigens, ihrer vorgefaßten Meinung ungeachtet, außerordentlich häufig bemerkt haben. So haben Morgagni, Meckel, Greding, Haslam, J. Frank, Esquirol u. s. w., unabhängig von verschiedenen Fehlern der Hirnsubstanz, die, ihrer Verschiedenheit wegen, nur Complicationen des Wahnsinns gewesen zu seyn scheinen, fast immer sehr merkbare Spuren von verborgener Arachnitis oder chronischer Meningitis *), als Injectionen und Verdickungen der Arachnoidea und Pia mater, Verwachsungen der letzteren mit dem Gehirn oder mit sich selbst, Anhäufung von Serum auf der Oberfläche des Gehirns, in den Gehirnhöhlen, Infiltrationen der Pia mater, u. s. w. gefunden.

Warum haben denn diese mit Recht so berühmten Männer nie eine chronische Entzündung der Gehirnhäute als die Ursache des Wahnsinns angesehen? Als Grund dieser Sonderbarkeit scheinen sich uns drei Ursachen angeben zu lassen. Die erste ist, daß, da man das Gehirn als das Werkzeug der intellectuellen Verrichtungen und des Willens ansah, man natürlich auch in ihm die Ursache der Störungen seiner Verrichtungen suchen mußte. Die zweite ist, daß die mei-

*) Auf den Unterschied zwischen beiden Krankheiten werden wir weiter unten kommen.

sten angeführten Schriftsteller nicht genug Kranke gesehen hatten, um sich zu einer allgemeinen Lehre zu erheben und daß sie übrigens zu sehr von der Idee eingenommen waren, es könne nur eine Veränderung des Gehirns selbst die Ursache des Wahnsinns seyn. Die Hauptursache aber ist, daß keiner der von uns angeführten vortrefflichen Beobachter bei dem Studium dieser Krankheit den Weg verfolgt zu haben scheint, der allein fähig ist zu positiven Resultaten zu leiten, den Weg nämlich, mit aller Sorgfalt, und mit dem ausführlichsten Detail eine große Zahl individueller Geschichten von Gemüthsstörungen zu sammeln, jede derselben einer besonderen erschöpfenden Untersuchung zu unterwerfen und diejenigen, welche die meiste Analogie mit einander haben, zusammen zu stellen, um so nach und nach von einem Factum auf ein anderes, und endlich zu einer allgemeinen Doctrin zu gelangen.

Statt dessen, was haben alle Aerzte, welche über den Wahnsinn geschrieben, und besonders die neueren Autoren gethan? Sie haben eine größere oder geringere Zahl von Irren in Masse beobachtet; sie haben bemerkt, daß diese Symptome so und so oft, andere so und so oft vorkamen; daß sich in den Leichen der an der Krankheit Verstorbenen bald diese Form des Schädels, bald diese Verletzung des Gehirns, bald dieses Organ im gesunden Zustand, bald seine Hüllen verändert fanden u. s. w. Das Resultat dieser Methode war, daß man nie in der Geschichte eines Kranken insbesondere die organischen Veränderungen den Symptomen, die ihnen entsprechen, gegenüber beobachten konnte, und daher auch nicht untersuchen konnte, ob die einen durch die anderen ihre Erklärung finden. Da man im Gegentheil bemerken mußte, daß sich bisweilen keine Verletzung des Gehirns findet, bisweilen aber dieses Organ und seine Häute auf eine sehr verschiedene Weise verändert sind, so konnte man auch we-

der die Verhältnisse der Ursachen zu ihren Wirkungen, noch die Resultate der Complicationen, der zufälligen Krankheiten, der Folge-Krankheiten u. s. w. bemerken, und mußte daher in eine unvermeidliche Verwirrung gerathen. So kam man zu dem Schluß, daß sich die Symptome nicht durch die organischen Veränderungen erklären ließen, und daß diese letzteren immer Wirkung, nie Ursache des Wahnsinns seyen.

Nachdem wir nun die Klippen, an welchen die Arbeiten der Aerzte, die sich mit dem Wesen der Geisteszerrüttung beschäftiget, gescheitert sind, aufgefunden haben, muß es uns besonders darum zu thun seyn, sie zu vermeiden; das Publikum mag entscheiden, inwiefern uns dies gelungen ist. Wir müssen jedoch bemerken, daß man in dieser Abhandlung die Beweise für die darin enthaltene Lehre nicht suchen darf; wir versparen vielmehr alle Facta, die ihr zur Basis dienen, so wie die vollständige Beschreibung der Krankheit selbst, auf ein Werk von den Krankheiten des Gehirns und seiner Häute, welches demnächst erscheinen soll.

Die Lehre von den Gemüthsstörungen. Die nächste Ursache der verschiedenen Arten des Wahnsinns ist nicht immer eine und dieselbe, wie die meisten Aerzte zu glauben geneigt sind. Bisweilen, jedoch sehr selten, beruht sie auf einer Verletzung moralischer Affektionen, auf einer Krankheit der Seele, welche immer die Form der Monomanie oder Melancholie annimmt. Man könnte vielleicht diese Art von Gemüthsstörung als einen vorherrschenden Irrthum definiren, der mehr oder weniger den Willen der Kranken beherrscht.

In den meisten Fällen ist die Gemüthsstörung durch eine physische Verletzung hervorgebracht, die fast immer in einer chronischen Phlegmasie der Gehirnhäute (Arachnoidea

und Pia mater) und bisweilen in einer spezifischen oder sympathischen Reizung des Gehirns besteht. *)

Die chronische Entzündung der Gehirnhäute, welche den meisten Geisteszerrüttungen zum Grunde liegt, zerfällt in zwei verschiedene Arten: bald hat sie ihren Sitz auf der äußern Oberfläche der Arachnoidea cerebralis und auf dem der Dura mater entsprechenden Blatte; bald nimmt sie ihren Anfang auf der Pia mater, die sich mehr oder weniger injicirt, und auf der innern oder Cerebral-Fläche der Arachnoidea, von wo sie sich später auf die äußere Oberfläche und bisweilen sogar auf das der Arachnoidea entsprechende Blatt der Pia mater erstrecken kann; in beiden Fällen afficirt sie immer die Arachnoidea ventricularis. Die erste Art nennen wir chronische oder besser verborgene Arachnitis, eines theils, weil sie gewöhnlich ihren Sitz in der Arachnoidea hat, anderntheils, weil sie oft sehr leicht ist; die zweite Art aber belegen wir mit dem Namen: chronische Meningitis, weil sie Pia mater und Arachnoidea zugleich afficirt, und immer sehr langwierig ist. **)

Wir hoffen diese Theorie der Geisteszerrüttungen in unserem Werke über die Krankheiten des Gehirns bis zur Evidenz zu bringen. Besondere Beweggründe, die wir aber

*) Von den Ursachen des Idiotismus, der immer von einem angebornen Fehler in der Bildung oder der Organisation des Gehirns abhängt, kann hier nicht die Rede seyn.

**) Einige haben die Existenz der chronischen Entzündung der Gehirnhäute in Zweifel gezogen; Andere sie ganz geläugnet, bis wir vor drei Jahren sechs Beobachtungen über diese Krankheit bekannt machten, blos aus dem Grunde, um zu beweisen, daß dieselbe existire und die Ursache einer Art von Geisteszerrüttung sey. (M. s. Recherches sur l'Arachnitis chronique etc. Paris 1822.)

verschweigen müssen, um Niemanden zu nahe zu treten, bestimmen uns, jetzt nur eine Idee von unserer Arbeit zu geben, indem wir diese Abhandlung voranschicken, in welcher wir uns begnügen, einen kurzen Abriß von den organischen Verletzungen und den Symptomen der chronischen Meningitis zu entwerfen, und eine Reihe von Sätzen folgen zu lassen, in welchen wir unsere Meinung über deren gegenseitige Beziehungen darlegen, indem wir die ersteren als die Ursachen, die letzteren als Wirkungen betrachten.

Die Resultate, welche wir mitzutheilen gedenken, sind die Ergebnisse von beinahe zweihundert Beobachtungen, die wir mit der größten Sorgfalt in dem königlichen Hause zu Charenton, einer der schönsten und nützlichsten Anstalten zur Behandlung von Irren, und unter den Augen des Professor Royer-Collard, dirigirenden Arztes dieses Hauses, angestellt haben. Wir können die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne diesem Manne unsere große Dankbarkeit für die uns erzeigte Güte zu bezeigen und dem verehrten Direktor des Hospitals zu Charenton, Herrn von Rhoulac-Dumaupas, einen öffentlichen Beweis von Achtung und Dankbarkeit für das besondere Wohlwollen, das er uns stets bewiesen, und den Vorschub, den er uns bei der Beobachtung und dem Studium der Seelenkrankheiten geleistet, zu geben.

Die Seelenstörungen, welche von chronischer Meningitis abhängen, sind, wie wir schon erwähnt haben, sehr häufig. Ganz genaue Berechnungen haben uns gelehrt, daß sie bei Männern ohngefähr ein Fünftheil von allen übrigen Arten von Seelenstörungen betragen, während bei Frauen das Verhältniß wie eins zu dreißig bis fünf und dreißig ist.

Da es unsere Absicht ist nur zu beweisen, daß die chronische Meningitis die nächste Ursache einer großen Zahl von Geisteskrankheiten ist, so gehen wir auch in kein besonderes

Detail in Bezug auf ihre Aetiologie ein. Es mag hinreichen, zu sagen, daß sie, eben so wenig als die verborgene Arachnitis, je die Folge einer hitzigen Arachnitis, aber daß sie gewöhnlich, oder vielleicht immer, das Resultat einer Blutkongestion in den Gefäßen der Pia mater ist, welche bisweilen plötzlich mit Verlust des Bewußtseyns, Röthe des Gesichts, Unempfindlichkeit, Lähmung, bald auf eine weniger schnelle Weise, mit Schwindel, Betäubung, Kopfweh, bald endlich auf eine langsamere Weise befällt.

Erstes Kapitel.

Anatomische Karaktere der chronischen Meningitis.

Bei der Meningitis chronica, welche mit einer langsamen oder plötzlichen Congestion nach den Gefäßen der Pia mater beginnt, wird diese Membran mehr oder weniger roth und injicirt; die Arachnoidea verdickt sich, verliert zum Theil oder ganz ihre Durchsichtigkeit, wird dichter und fester, haucht eine große Menge Serum aus, geht Adhäsionen ein mit sich selbst, mit der Oberfläche des Gehirns und zugleich mit der Pia mater, und bedeckt sich mit Granulationen, blutigen und eiweisartigen Ausschwitzungen und falschen Membranen. Einige dieser Veränderungen sind konstant, andere kommen nur unter gewissen Umständen vor. Wir werden in der Folge die einen wie die anderen einer Untersuchung unterwerfen, nachdem wir zuvor die Stelle bezeichnet haben, welche sie einnehmen.

§. I. Sitz der organischen Verletzungen bei der chronischen Meningitis.

Die organischen Verletzungen der Gehirnhäute, die wir jetzt insbesondere beschreiben werden, nehmen immer diejenigen Portionen der Arachnoidea und der Pia mater ein,

welche die Convexität und die innere Fläche der Gehirnhemisphären umkleiden. Diejenigen Parthieen dieser Membranen, welche die Basis des Gehirns und des Cerebellums überziehen, sind immer gesund oder wenigstens sehr wenig verändert; die Arachnoidea ventricularis dagegen ist oft afficirt.

§. II. Injection der Pia mater.

In den meisten Fällen ist die Pia mater roth und injicirt, aber nur an denjenigen Stellen, wo die Arachnoidea verändert ist; ihre Gefäße sind oft so erweitert, daß sie sehr verdickt erscheint und daß, wenn man sie von der Oberfläche des Gehirns lostrennt, sich viel Blut ergießt. Es kommt dieses Blut aus jenen zerrissenen Gefäßen, ist mehr oder weniger mit Serum gemischt und sammelt sich in den verschiedenen Windungen. Die Farbe dieser Membran steigert sich zuweilen bis zum Scharlachroth; anderemale ist, wie wir weiter unten sehen werden, ihre seröse Infiltration so beträchtlich, daß sie mehr blaß als roth ist; aber auch in diesen Fällen erkennt man an ihrer Dichtigkeit und an dem Volumen ihrer Gefäße, daß sie stark injicirt ist.

§. III. Verdickung der Arachnoidea.

Die Verdickung der Arachnoidea cerebralis ist einer der konstantesten anatomischen Karaktere der chronischen Meningitis; aber sie ist sehr verschiedener Grade fähig, die man unmöglich alle im Besonderen beschreiben kann. Diese Membran, welche in ihrem natürlichen Zustande so zart und dünn ist, daß man sie mit dem Gewebe einer Spinne verglichen hat, kann die Dicke der Pleura, des Pericardiums, der Dura mater und selbst der Magenwände annehmen; in diesem Zustande sieht sie oft aus, wie in Wasser geweichtes Pergament. In den meisten Leichen findet man eine Verdickung der Arachnoidea ventricularis.

§. IV. Undurchsichtigkeit der Arachnoidea.

Eine gewisse Abnahme der Durchsichtigkeit begleitet immer die Verdickung der Arachnoidea; es wird diese Membran mehr oder weniger graulich oder weißlich, und bisweilen nimmt sie die Milchfarbe an. Bisweilen sind diese Farben gleichförmig, bisweilen kommen sie aber nur stellenweise vor, und die Durchsichtigkeit der Arachnoidea ist dazwischen viel weniger verändert.

§. V. Dichtigkeit der Gehirnhäute.

Die Arachnoidea, welche in ihrem natürlichen Zustande so dünn und zerreißbar ist, daß man sie unmöglich von der Oberfläche des Gehirns abnehmen kann, nimmt dann, wenn sie verdickt ist, so an Consistenz zu, daß man sie leicht, ohne sie zu zerreißen, von den Hemisphären lostrennen kann. Oft hat man sogar einige Gewalt nöthig, um sie zu zerreißen, und wenn man ein Stück, was noch an einer Stelle mit der übrigen Membran zusammenhängt, losgetrennt hat, so kann man an demselben die ganze Hirnmasse in die Höhe heben und daran hängen lassen, ohne daß es zerreißt.

Auch kann man, mit Vorsicht, die Membran, welche die Ventrikeln umkleidet, von ihrer ganzen Oberfläche loslösen, obschon ihre Zartheit und Zerreißbarkeit im gesunden Zustande so groß ist, daß man lange ihre Existenz geläugnet hat.

§. VI. Erguß von Serum.

Wenn die Arachnoidea von einer chronischen Phlegmasie befallen wird, so haucht sie beständig eine größere oder geringere Menge Serum aus: eine Erscheinung, welche man auch oft bei Entzündungen anderer Membranen derselben Ordnung wahrnimmt. Ihren Sitz hat diese Flüssigkeit in der Höhle der Arachnoidea, in den Gehirnventrikeln und in dem Gewebe der Pia mater.

1. Man findet immer Serum in der Höhle der Arachnoidea, das heißt, zwischen dem Blatt dieser Membran, welche das Gehirn bedeckt und demjenigen, welches die innere Fläche der Dura mater auskleidet. Gewöhnlich findet man eine sehr kleine Quantität auf den Gehirn-Hemisphären, welche sich in dem Augenblick ergießt, wo man die Dura mater einschneidet. Größer aber ist sie an der Basis cranii, wo sie bis auf sechs oder acht Unzen steigen kann. Bisweilen ergießt sich auch eine gewisse Quantität aus dem Ursprung der Rückenmarkssäule. Einmal haben wir zwölf Unzen dieser Flüßigkeit über dem obern Theil des Gehirns ergossen gefunden, dessen Windungen sie zusammengedrückt und abgeplattet hatte, während sie zugleich die Dura mater ausdehnte. Als man in diese eine Oeffnung machte, stürzte die eingeschlossene Flüßigkeit hervor, und in dem Grade als sie ausfloß, sah man das Gehirn wieder seine vorige Gestalt annehmen. Nach Abfluß aller Flüßigkeit bildete die Dura mater Falten auf der Oberfläche des Gehirns und hatte eine größere Capacität als nöthig ist, um dieses Organ zu fassen.

2. Die Seiten- und die dritte Gehirnhöhle enthalten immer Flüßigkeit, deren Menge verschieden ist, aber selten weniger als eine Unze beträgt. Gewöhnlich sind sie davon angefüllt und sehr oft bis zu dem Grade ausgedehnt, daß ihre Capacität wenigstens auf das Fünffache, das Vierfache, Dreifache und selbst bis auf die Hälfte zunehmen kann. In der Regel zerreißt in dem Augenblicke, wo man das Gehirn aus der knöchernen Hülle, die es umgiebt, herausnimmt, die zarte Platte der Gehirnsubstanz, welche sich hinter der Stelle befindet, wo sich die Sehnerven durchkreuzen und welche die Decke des mittleren Ventrikels mitbilden hilft, und die Flüßigkeit stürzt mit Gewalt hervor. Nimmt man aber das Gehirn vorsichtig aus der Hirnschale und legt

es auf seinen oberen Theil, so spritzt die Flüssigkeit hervor, wenn man eine Oeffnung gerade in die Gehirnhöhlen macht.

3. Auch die seröse Ansammlung in der Pia mater ist einer der konstanten anatomischen Karaktere der chronischen Meningitis; aber man findet sie nur an den Stellen, wo die Arachnoidea verändert ist und mehr über den Windungen als in denselben. Die Quantität der serösen Feuchtigkeit, welche in den Maschen dieser zelligt-vasculösen Membran enthalten ist, ist immer sehr groß, aber es hält sehr schwer sie zu taxiren. Zuweilen und am öftersten ist sie auf eine gleichförmige Weise infiltrirt; zuweilen aber häuft sie sich in größerer Menge in einigen Höhlungen an, dehnt dieselben aus und preßt die benachbarten Windungen; sie bildet dann auf der Oberfläche der Arachnoidea kleine Erhöhungen, die dieser Membran ein gallertartiges Ansehen geben. Trennt man die Arachnoidea von der Oberfläche des Gehirns los, so sieht man die Feuchtigkeit von allen Seiten aus dem Gewebe der dem Ansehen nach verdickten Pia mater hervorbringen und in die Windungen hinab fallen; enthält sie aber nichts mehr, so wird diese Membran wieder dünn; die Arachnoidea aber verliert ihr gallertartiges Ansehen und scheint weniger verdickt zu seyn.

§. VII. Adhäsionen der Gehirnhäute.

In ihrem natürlichen Zustande legen sich die Gehirnhäute blos an die Oberfläche des Gehirns an, ohne mit ihm irgend eine Verbindung einzugehen. Dies ist aber nicht der Fall bei allen chronischen Entzündungen dieser Membranen. Nicht selten findet man in diesen Fällen Adhäsionen der Arachnoidea und Pia mater an die graue Gehirnsubstanz, was man leicht aus folgenden Zeichen erkennt. Wenn man nämlich diese Membranen lostrennt, so hebt man eine dünne und mehr oder weniger große Schicht der Rindensubstanz mit

in die Höhe, die an ihrer inneren Fläche angeheftet bleibt und die man nur mit dem Scalpel lostrennen kann.

Diese Adhäsionen finden sich sehr oft nur an einer kleinen Zahl von Punkten, von der Größe eines Stecknadelkopfs, einer Linse, einer Bohne, eines Sechsfrankstückes u. s. w. Andremale sind sie zahlreicher und größer; sie können sich über eine sehr große Partie, ja selbst über den ganzen converen Theil und über die innere Fläche der Hemisphären erstrecken. Ueberall wo sie sich finden, ist die Pia mater röther, mehr injicirt und ohne seröse Infiltration. Die dünne Platte von Gehirnsubstanz, welche mit den Gehirnhäuten vereinigt bleibt, ist weicher als das übrige Gehirn, ja selbst weicher als die Partie, von der sie losgerissen wurde. Diese stellt sich unter der Form eines kleinen oberflächlichen Geschwürs dar, dessen Oberfläche oft eine rosenrothe Farbe und eine sehr merkliche Injection, ja eine bei weitem stärkere als alle übrigen Partien des Gehirns zeigt. Diese Adhäsionen finden sich immer über den Gehirnwindungen; nie zwischen der Pia mater, die in diese Windungen eindringt, und der Oberfläche der grauen Substanz, auf der sie liegt.

Bisweilen, jedoch selten, findet man mehr oder weniger deutliche zelligte Adhäsionen zwischen der Arachnoidea cerebralis und demjenigen Blatte derselben, welches der Dura mater entspricht. Einigemale, jedoch selten, hat man sie auch zwischen verschiedenen Partien der Arachnoidea ventricularis gefunden.

§. VIII. Granulationen der Arachnoidea.

Sehr oft bilden sich bei der chronischen Meningitis kleine abgerundete, sphärische, außerordentlich zarte Erhabenheiten, ähnlich denjenigen, die bisweilen auf der inneren Fläche seröser Membranen in chronischen Phlegmasieen vorkom-

men. Diese Granulationen, die man ihrer Kleinheit wegen mit nichts vergleichen kann, sind in sehr beträchtlicher Menge auf der Oberfläche der die Gehirnhöhlen auskleidenden Arachnoidea ausgestreut. Bald sieht man sie nur, bald kann man sie auch fühlen. In dem letzteren Fall werden die gewöhnlich so glatten Wände dieser Höhlen ungleich und hügelig (chagrinées).

§. IX. Blutige und eiweißartige Ausschwitzungen und falsche Membranen der Arachnoidea.

Sehr oft findet man deutliche Spuren einer blutigen Ausschwitzung in der Höhle der Arachnoidea, wenn diese eine falsche Membran enthält, wie wir weiter unten sehen werden; selten beobachtet man dieses dagegen in entgegengesetzten Fällen. Drei- oder viermal haben wir schwarzes Blut auf der Oberfläche der Arachnoidea ergossen gefunden. In anderen Fällen waren es breite und dünne Stücke, aus deren veränderter Farbe und Adhäsion an die Arachnoidea man schließen könnte, daß sie alt wären; oder vielmehr schwärzliche und bräunliche Platten, ohnstreitig Ueberreste von geronnenem und zum Theil resorbirtem Blute.

Bisweilen bilden sich in der Höhle der Arachnoidea bestimmte, aber nicht cohärente eyweisartige Ausschwitzungen, die das Ansehen von kleinen Häufchen einer weiß-graulichen Materie haben, und hier und da und in kleiner Quantität über einige Puncte dieser serösen Membran verbreitet sind. Aber diese Ausschwitzung ist gewöhnlich stärker, und ihr Produkt, das Eyweiß, wandelt sich in eine falsche Membran um, ähnlich denjenigen, die man so häufig auf der Pleura, dem Pericardium, dem Peritonaeum u. s. w. antrifft.

Man findet diese membranösen Ausschwitzungen wenig-

stens bey dem sechsten oder siebenten Theil der Kranken, die an der chronischen Meningitis starben.

Ihr Sitz ist immer zwischen den beiden Blättern der Arachnoidea, in der Höhle dieser Membran. Sie bedecken den convexen Theil von einer oder zwei Hemisphären und erstrecken sich mehr oder weniger bis gegen die Basis des Gehirns, welche sie zuweilen auskleiden; aber niemals sind sie auf diese Gegend allein beschränkt.

Ihre äussere auf dem Arachnoidea-Blatt der Dura mater liegende Fläche hängt mit diesem Blatte zusammen, und zwar bisweilen sehr lose, so daß man sie leicht davon trennen kann, bisweilen auch fest und innig, wo es dann bisweilen sehr schwer ist, sie los zu trennen. Ihre innere Fläche liegt zwar an der Arachnoidea an, geht aber mit ihr nie eine Vereinigung ein; daher muß man, nicht auf ihr, sondern auf der inneren Fläche der Dura mater diese falschen Membranen bei Leichenöffnungen suchen.

Die falschen Membranen sind oft durchsichtig, insbesondere wenn sie sehr dünn sind; gewöhnlich aber haben sie eine weißliche, grauliche, röthliche, seltener gelbliche, bräunliche und schwärzliche Farbe. Diese Materie zeigt häufig mannichfaltige Verschiedenheiten, je nach den Theilen dieser Membran selbst.

Die Dichtigkeit dieser zufälligen Erzeugnisse ist sehr verschieden. Bisweilen sind sie so dünn, daß man sie mit einem Spinnengewebe vergleichen könnte. Gewöhnlich aber sind sie stärker, und gleichen der Pleura, der Dura mater, u. s. w. sie können sogar eine Dicke von einer halben, ganzen, selbst von zwei Linien erreichen, was jedoch sehr selten ist. Auch ist ihre Dicke nicht an allen Stellen dieselbe: so ist sie beträchtlicher auf der convexen Seite der Hemisphären als irgend an einer anderen Stelle, und nimmt in dem Grade ab, als man sich der Basis nähert, oder diese Produktionen verschwinden oft oder werden der Arachnoidea gleich.

Ihre Festigkeit ist im Allgemeinen ihrer Dicke proportional; diejenigen, welche sehr dünn sind, sind so weich, daß sie bey jeder Berührung zerreißen, während andere und dickere oft sehr hart und schwer zu zerreißen sind. Bisweilen zeigen sie sich sehr zähe, hart und haben ein knorpliches Ansehen.

Die falschen Membranen sind sehr oft mit blutigen Ergießungen verbunden, die sich unter der Gestalt von schwärzlichen, röthlichen, bräunlichen oder ins Gelbe fallenden Flecken darstellen; der Umfang dieser Flecken ist verschieden; sie liegen zwischen dem der Dura mater zugekehrten Blatte der Arachnoidea und der äußeren Fläche der falschen Membran, mit der sie immer mehr oder weniger zusammenhängen; bisweilen gehen sie auch in die Substanz der letzteren ein. Gewöhnlich findet man sie am Schädelgewölbe, viel seltener auf der Basis. Einmal haben wir ohngefähr zwei Unzen flüßiges und schwarzes Blut gefunden, in dessen Mitte faserige Concretionen in einer Art von hohlem Kanal vorkamen, der in den unteren Hinterhauptgruben lag, und inwendig durch eine sehr dichte, falsche, allenthalben an das der Dura mater zugekehrte Blatt der Arachnoidea angeheftete Membran, nach Aussen aber von diesem Blatt selbst gebildet wurde.

Die Organisation der falschen Membranen zeigt ebenfalls viele Verschiedenheiten; diejenigen, welche dünn sind, sind von der Natur der Entzündungshaut auf dem Blute, gleichen den Eihäutchen, und sind ohne besondere Struktur. Andere haben oft auf einer ihrer Oberflächen Spuren von verschiedentlich sich kreuzenden und injicirten Blutgefäßen. Sie lassen sich oft in über einander liegende Platten spalten, zwischen denen sehr häufig Stückchen eines mehr oder weniger entfärbten Blutes liegen.

Parallele zwischen den organischen Verletzungen der chronischen Meningitis und denen der hitzigen Arachnitis.

Dieß sind die organischen Verletzungen, welche die chronische Meningitis begleiten. Bei der hitzigen Arachnitis kommen Veränderungen vor, welche oft große Aehnlichkeit mit jenen zeigen; aber beide unterscheiden sich doch durch sehr bestimmte Merkmale, wie sich aus folgender Parallele ergiebt:

1. Bei der hitzigen Arachnitis findet sich oft in einer größeren oder kleineren Ausdehnung der Arachnoidea eine Röthe, welche von einer leicht gerötheten Färbung bis zur tiefsten Röthe variirt. Die Pia mater ist niemals stark injicirt. Bei der chronischen Meningitis dagegen sind die Gefäße dieser letzteren Hülle immer stark und mit Blut angefüllt; die Arachnoidea ist sehr selten geröthet.

2. In der letzteren Krankheit findet man niemals Eiter auf der äußeren Fläche der Arachnoidea cerebralis, während man in der ersteren häufig eine sehr dünne Lage davon antrifft, welche mehr an die seröse Membran adhärirt, die an dieser Stelle roth oder verdickt und bisweilen etwas zottig ist.

3. Die hitzige Arachnitis ist nach Parent und Martinet sehr häufig mit einem eigenthümlichen Produkt verbunden, was ich nie bei der chronischen Meningitis beobachtet habe. »Es ist dieß eine gelatinöse Schichte, ganz ähnlich derjenigen, die man in einigen Sack-Geschwülsten der Eierstöcke gefunden hat. Diese Concretion wird durch Zellgewebe gebildet, in dessen Zellen sich seröse Feuchtigkeit und eine Art von zitternder Gallerte befindet.« (Recherches sur l'Arachnitis, S. 71).

Diese Bildung scheint mir nichts anders als eine seröse Infiltration in dem zelligt-vaskulösen Netz der Pia mater zu

seyn. Die Beschreibung aber, welche die angeführten Schriftsteller davon geben, ist zu dürftig, als daß ich auf diese Ansicht vollkommenes Vertrauen setzen könnte.

4. Fast in allen Fällen von hitziger Arachnitis kommt, wie bei der chronischen Meningitis, seröse Ergießung vor. Die Flüssigkeit ist gewöhnlich in einem oder in beiden Seiten-Ventrikeln enthalten; oft breitet sie sich auch über die ganze Arachnoïdea aus. Gewöhnlich erreicht sie nicht die Quantität einer Unze, aber sie kann auch drei, vier, ja sechs Unzen betragen. Sie ist bisweilen milchig, flockig, rosenroth oder röthlich.

Die Ergießung, welche mit der Meningitis verbunden ist, ist immer beträchtlicher als die bei der hitzigen Arachnitis. Sie hat ihren Sitz zu gleicher Zeit auf der Oberfläche der Arachnoidea, in den Gehirnventrikeln und in dem Gewebe der Pia mater. Die seröse Flüssigkeit ist immer helle.

5. Die Adhäsionen zwischen verschiedenen Partien der Arachnoidea kommen bei der ersten Krankheit sehr selten, bei der zweiten sehr häufig vor. Eine andere beiden Krankheiten gemeinschaftliche, sehr merkwürdige, und von allen Beobachtern der hitzigen Arachnitis übersehene Veränderung ist die Adhäsion der Arachnoidea an das Gehirn *). Es lassen sich hieraus eine große Menge von Symptomen dieser Zustände genügend erklären, wie man aus unserem Werke über die Krankheiten des Gehirns ersehen wird.

6. Auch die falschen Membranen und Granulationen kommen sehr oft in beiden hier erwähnten Krankheiten vor.

---

*) Die Ursache, weshalb man sie übersah, ist die Gewohnheit, bei Leichenöffnungen in Hospitälern sich damit zu begnügen, die Arachnoidea cerebralis zu untersuchen, ohne diese Membran von der Oberfläche des Gehirns abzulösen.

Zweites Kapitel.

Symptome der chronischen Meningitis *).

Die chronische Entzündung der Gehirnhäute hat in verschiedenen Stadien ihres Verlaufs eine Menge von sehr verschiedenen Erscheinungen zur Folge, welche alle von der Verletzung des wichtigen Organs herkommen, welches sie umkleiden.

Um ein kurzes, aber treues Bild dieser Symptome aufzustellen und zugleich die Hauptveränderungen zu zeigen, die sich während ihrer Aufeinanderfolge ereignen, würden wir den Verlauf der Krankheit, nach dem besonderen Karakter und der Form der intellectuellen und physischen Störungen, aus denen sie besteht, in drei Perioden theilen. Die Krankheit, aus diesem Gesichtspunkt angesehen, bietet in ihrem Verlauf drei verschiedene Gruppen von Erscheinungen dar, die man mit den Namen Monomania, Mania und Dementia bezeichnen kann, worunter man gewöhnlich drei Arten von Gemüthsstörungen begreift.

§. 1. Erste Periode, oder Periode der Monomanie.

Die ersten Symptome der Krankheit äussern sich oft unmittelbar oder einige Tage nach einem Anfall von Gehirn-Congestion. Die Kranken erlitten Schwindel, Betäubung, oder vielmehr eine größere oder geringere Abnahme, oder einen vollkommenen Verlust des Bewußtseyns, mit ört-

---

*) Da es uns hier nicht um eine vollständige Beschreibung dieser Krankheit zu thun ist, so werden wir auch nicht die ihr vorhergehenden Symptome erwähnen, indem diese für den Gegenstand, welchen wir im Auge haben, nichts nützen können.

licher oder allgemeiner; Lähmung in anderen Fällen tritt die Krankheit auf einmal ein, ohne daß diese Erscheinungen vorhergegangen sind.

Sie tritt auf mit einem Zustand von ehrgeiziger Monomanie, und mit größerer oder geringerer Aufregung, welche in Verbindung mit leichter, unvollkommener, aber allgemeiner Lähmung, diese Periode vorzüglich bezeichnen. Die Kranken bilden sich auf einmal ein, daß sie reich, mächtig, mit Würden, Auszeichnungen und Titeln begabt sind. Die Einen halten sich zweifach, drei-, vier-, hundertfachreicher, als sie sind; die Andern vergessen den elenden Zustand, in welchem sie sich im Momente des Anfalls der Geisteszerrüttung befanden, und denken nur an die Schätze, die sie zu besitzen glauben; sie machen riesenhafte Pläne, die ihnen unermeßliche Summen einbringen sollen; sie kaufen Alles, was ihnen in den Wurf kommt, und sind nur mit den Acquisitionen beschäftigt, die sie machen sollen.

Durch dergleichen Vorstellungen beherrscht, sprechen sie ohne Aufhören und denken an nichts anderes mehr. Ihr Geschwätz ist unerschöpflich; sie erhitzen sich beim Sprechen und gerathen leicht in Zorn, wenn man ihnen in ihren ausschweifenden Ideen widerspricht. Sie sehen im Allgemeinen roth und fröhlich, und ihre Mienen drücken Zufriedenheit und Freude über ihre Reichthümer und Größe aus. Sie singen, lachen und befinden sich in einem auffallenden Zustande von Fröhlichkeit und Lustigkeit. Sie antworten auf die meisten Dinge, welche ihren irren Vorstellungen fremd sind, ziemlich vernünftig; aber man bemerkt, daß ihre Verstandeskräfte merklich geschwächt sind. Sie sind oft geistesabwesend, und viele wichtige Ereignisse sind ihrem Gedächtnisse entgangen; sie sind unfähig, ihre Pflichten zu erfüllen und ihre gewöhnlichen Beschäftigungen zu treiben. Indessen sprechen Einige mit einer viel größeren Leichtigkeit als ge-

wöhnlich und in ihrer Unterhaltung bemerkt man pikante Einfälle, sinnreiche, wunderbare und lächerliche Vergleichungen.

Bei allen Kranken bemerkt man zugleich ein gewisses Hinderniß im Sprechen; bisweilen zeigt sich dieses Hinderniß nur in der langsameren Aussprache gewisser Worte; bald als Stocken oder selbst als Stottern, was von Zeit zu Zeit in die Unterhaltung sich einmischt. Sehr oft ist es nur ein geringer Zwang, den man an den Anstrengungen wahrnimmt, welche die Kranken beim Sprechen machen.

Im Allgemeinen bemerkt man diese Veränderung in den Bewegungen der Zunge nicht, wenn sich die Kranken in einem Anfalle von Exaltation befinden; dagegen ist sie sehr bemerklich, wenn wieder Ruhe eintritt.

Sehr oft bemerkt man neben diesem Hinderniß in der Aussprache eine leichte Beschwerde im Gehen, die man nur dann unterscheiden kann, wenn man in der Beobachtung der Meningitis geübt ist. Von Zeit zu Zeit gehen die Kranken nicht gerade, machen Fehltritte und kommen von ihrem Wege ab; oder ihre Glieder scheinen vielmehr etwas steif zu seyn. Indessen fehlt oft auch dieses Symptom. Auch bemerkt man es bei ihnen selten, wenn sie aufgeregt sind.

Dies ist das Bild der Symptome, wenn die chronische Meningitis eintritt; aber sie schreitet nun weiter fort.

Das ehrgeizige Irreseyn breitet sich mehr aus, wird stärker, riesenhafter und vorherrschender. Von jetzt an glauben sich die Kranken auf dem Gipfel von Reichthum und Größe. Sie besitzen hunderttausend Franks, Millionen, Milliarden, hundert Milliarden, Kisten voll von Geld, von prächtigen, unvergleichlichen Diamanten, herrliche Kleider, Schlösser, Städte, Königreiche, ja selbst das ganze Universum, Alles gehört ihnen. Sie sind Minister, Generäle, Admiräle, Prinzen, Könige, Kaiser, oder Gott selbst. Sie

Erster Grad der zweiten Periode.

Die Kranken werden von denselben Ideen beherrscht, als in der ersten Periode, aber das Irreseyn ist allgemein, die Verstandesfähigkeiten sind ganz getrübt, und die Unordnung in den Bewegungen ist viel merklicher.

Sie richten keine Aufmerksamkeit auf das, was um sie vorgeht; bisweilen antworten sie, abgezogen durch ihre innere Unruhe, auf keine Fragen, und diese scheinen gar keinen Eindruck auf sie zu machen; bisweilen geben sie Antworten, die keinen Bezug auf die an sie gerichteten Fragen haben.

Sie sprechen über alles ungereimt; aber sie sind ganz beherrscht von den Ideen des Reichthums, des Ueberflusses und der Größe. Sie beschäftigen sich nie mit andern Gegenständen, und es ist unmöglich ihren herumschweifenden Gedanken eine andere Richtung zu geben. Alle diese Ideen sind unzusammenhängend, aber in verschiedenen Graden. So bilden Einige Phrasen, die, wenn man jede besonders betrachtet, einen Sinn haben, die aber keine Verbindung mit denjenigen haben, die ihnen vorhergehen oder die auf sie folgen. Andere sprechen unaufhörlich eine Menge mehr oder weniger isolirter Worte aus, die unter sich keine Verbindung haben und welchen die Worte fehlen, welche zu ihrer Verbindung nothwendig sind. So besitzen die ersteren Millionen und Milliarden, sie sind Prinzen, Könige, Kaiser; sie machen hundert Meilen in einem Tage; sie haben die Brücke zerbrochen, die zu dem Mond führt; sie haben die Macht, wieder von dem Tode aufzuerstehen; sie haben Flammen und Blitze in den Augen; sie können sich nach Belieben vergrößern; sie haben einen Kopf von Gold und Diamanten; sie machen hundert Trauerspiele, tausend Gedichte in einem Tage; sie haben alles gemacht, alles gehört ihnen u. s. w. Andere haben die Worte: Millionen, Milliarden, goldene Pferde, goldene Schlösser, Diamanten, König, Kaiser,

[illegible] für die Größe und den Umfang ihres Reiches zu entscheiden. Nicht selten sieht man sie heftig, tobend, besonders wenn man ihnen widerspricht.

Mitten in dieser allgemeinen Aufregung bemerkt man nicht jenes größere oder geringere Hinderniß in den Bewegungen der Zunge und der Glieder, wie man es beim Eintritt der Krankheit wahrnahm; oder es äußert sich immer in den Augenblicken des Nachlasses. Während dieser ganzen Periode hören einige Kranke nicht auf, ruhig zu bleiben. In diesem Falle befinden sie sich gewöhnlich in solchen Zuständen, sie werden von einem ehrgeizigen, stets [illegible]; sie haben mit ziemlich viel Verstand und hinter einander, über jeden andern Gegenstand sprechen; ihre Fähigkeiten sind geschwächt, besonders aber ihr Gedächtniß; ihre Aussprache ist erschwert, ja bei einigen Worten stotternd; ihr Gang ist steif und hat keine Festigkeit; sie schleppen zuweilen ihre Füße ein wenig nach, oder sie weichen [illegible] von der geraden Linie ab.

§. II. Zweite Periode, oder Periode der Manie.

Der Uebergang der ersten zur zweiten Periode geschieht oft auf eine wenig bemerkbare Weise. Er besteht blos in einer Zunahme der Symptome. Bisweilen ist er kürzer und es geht ihm ein Anfall von Kongestion nach dem Gehirn vorher. Die Symptome, aus denen diese Periode besteht, sind die eigenthümlichen der Manie, d. h. ein mehr oder weniger allgemeines Irreseyn mit hervorstechenden ehrgeizigen Ideen und einem Zustand von Aufregung, Unruhe oder Raserei, und mit einigen mehr oder weniger bemerkbaren Spuren von unvollkommener Lähmung.

Diese Periode zeigt zwei bestimmte Grade.

Erster Grad der zweiten Periode.

Die Kranken werden von denselben Ideen beherrscht, als in der ersten Periode, aber das Irreseyn ist allgemein; die Verstandesfähigkeiten sind ganz getrübt, und die Unordnung in den Bewegungen ist viel merklicher.

Sie richten keine Aufmerksamkeit auf das, was um sie vorgeht; bisweilen antworten sie, abgezogen durch ihre innere Unruhe, auf keine Fragen, und diese scheinen gar keinen Eindruck auf sie zu machen; bisweilen geben sie Antworten, die keinen Bezug auf die an sie gerichteten Fragen haben.

Sie sprechen über alles ungereimt; aber sie sind ganz beherrscht von den Ideen des Reichthums, des Ueberflusses und der Größe. Sie beschäftigen sich nie mit andern Gegenständen, und es ist unmöglich ihren herumschweifenden Gedanken eine andere Richtung zu geben. Alle diese Ideen sind unzusammenhängend, aber in verschiedenen Graden. So bilden Einige Phrasen, die, wenn man jede besonders betrachtet, einen Sinn haben, die aber keine Verbindung mit denjenigen haben, die ihnen vorhergehen oder die auf sie folgen. Andere sprechen unaufhörlich eine Menge mehr oder weniger isolirter Worte aus, die unter sich keine Verbindung haben und welchen die Worte fehlen, welche zu ihrer Verbindung nothwendig sind. So besitzen die ersteren Millionen und Millarden, sie sind Prinzen, Könige, Kaiser; sie machen hundert Meilen in einem Tage; sie haben die Brücke zerbrochen, die zu dem Mond führt; sie haben die Macht, wieder von dem Tode aufzuerstehen; sie haben Flammen und Blitze in den Augen; sie können sich nach Belieben vergrößern; sie haben einen Kopf von Gold und Diamanten; sie machen hundert Trauerspiele, tausend Gedichte in einem Tage; sie haben alles gemacht, alles gehört ihnen u. s. w. Andere haben die Worte: Millionen, Milliarden, goldene Pferde, goldene Schlösser, Diamanten, König, Kaiser,

sonen und Sachen, die sie umgeben, so wie ihnen selbst Gefahr droht. Sind sie in Freiheit, so schlagen, zerschmeißen, zerbrechen, zerreißen und werfen sie alle Gegenstände um, die ihnen in den Weg kommen. Man muß ihnen die Hände mit einem Zwangskamisol binden und sie mit breiten starken Riemen, an Händen und Füßen auf einem Stuhl in Form eines Nachtstuhls befestigen.

Es ist schwer von diesem Zustand, in welchem der ganze Muskelapparat ohne Aufhören die gewaltsamsten und ungeregeltsten Bewegungen ausübt, ein treues Bild zu entwerfen. Da sprechen die Kranken ohne Nachlaß mit einer ausgezeichneten Geläufigkeit, und bringen unzusammenhängende ganz isolirte, selten auf Ehrgeiz hindeutende, schwerverständliche, bisweilen in keiner Sprache existirende Worte hervor; oft lassen sie nur ein verworrenes, unartikulirtes und ganz unverständliches Geräusch hören; singen, schreien, toben; werfen sich zugleich auf dem Stuhl hin und her, drehen den Kopf nach hinten, nach vorn, im Kreise herum; dehnen und beugen die Glieder, werden steif, schlagen mit den Füßen auf den Boden, strengen sich an, mit den Armen die Banden, die sie halten, zu zerreißen, ertheilen dem Zwangsstuhl unaufhörliche Erschütterungen, ohngeachtet er durch Ringe an die Mauer befestigt ist. An dieser allgemeinen Störung nimmt auch immer das Gesicht Theil. Es ist verstört und in beständiger Unruhe.

Der Zustand, von welchem wir hier eine Vorstellung zu geben suchen, ist bisweilen so heftig, daß die Kranken die Zwangsweste zerreißen und daß es ihrem Leben gefährlich werden würde, wollte man sie so auf dem Stuhle befestiget lassen. In diesem Falle setzt man sie in eine Art von Kasten, wie die Körbe aus Weiden geflochten, von der Länge des Körpers und mit einem Deckel versehen, der an dem einen Ende ausgeschnitten ist, um den Kopf durch zu

oder weniger roth, verstellt, nach aussen gezogen; es drückt oft Freude und Zufriedenheit aus.

Man bemerkt keine Spur von Lähmung, wenn sie sich in diesem Zustande der Aufregung befinden; in den Augenblicken des Nachlasses aber ist ihre Aussprache mehr oder weniger gehindert und ihr Gang oft merklich gezwungen.

Dies sind die Symptome, wie sie sich am häufigsten in der zweiten Periode der chronischen Meningitis darstellen. Bisweilen aber sind diese Symptome viel weniger stark und es verbinden sich krampfhafte Erscheinungen damit. Es bezeichnen dieselben den zweiten Grad der Periode der Manie.

Zweiter Grad der zweiten Periode.

Ist die Krankheit bis zu diesem Grade gekommen, so gerathen die Geistesfunktionen in gänzliche Unordnung; es findet eine ausgezeichnet starke, oft krampfhafte, bald unaufhörliche, bald aussetzende Unruhe statt; anderemale sind mehr oder weniger allgemeine konvulsivische Bewegungen und Zittern zugegen. Alles dieses gibt Veranlassung diesen Grad in zwei Varietäten zu theilen.

Erste Varietät. Die Kranken sind ganz unempfindlich für Alles, was um sie vorgeht; kein äusserer Eindruck kommt bis zu ihrem Vorstellungsvermögen. Man kann ihnen zurufen, in die Ohren schreien, Bewegungen vor ihren Augen machen, ja selbst sie stechen, ohne in den meisten Fällen ein Zeichen wahrzunehmen, welches auf Empfindung mit Bewußtseyn hindeutet; bisweilen kann man es jedoch dahin bringen, daß sie den Kopf herumdrehen, die Augen nach der Seite hinrichten, wo man sich befindet, oder einige dunkle und schlecht artikulirte Worte hervorbringen; aber sie antworten auf keine der Fragen, die man an sie richtet.

Sie sind in einem Zustande von blinder, fortwährender und unaufhaltsamer Aufregung und Wuth, die den Per-

ständig reden, oder schreien und toben; in noch anderen Fällen befallen die Konvulsionen nur die unteren Gliedmaßen unter der Form von mehr oder weniger starkem Zittern, was einige Aehnlichkeit mit demjenigen zu haben scheint, was man beim Veitstanz beobachtet.

§. III. Dritte Periode oder Periode der Verstandesschwäche (Demence).

Diese Periode ist nicht immer die Folge der so eben beschriebenen; nicht selten folgt sie auch auf die erstere.

Sie zeichnet sich besonders aus durch eine sehr beträchtliche Schwäche der intellectuellen Fähigkeiten, und größere oder geringere Verwischung der Ideen, mit Ausnahme derjenigen, die sich auf Reichthum und Größe beziehen, und durch eine unvollkommene und allgemeine Lähmung; Symptome, mit welchen sich sehr oft convulsivische Bewegungen, Schlag- und der Epilepsie ähnliche Anfälle und bisweilen Paroxysmen von Unruhe verbinden.

Um eine klare Vorstellung von dem Verlaufe dieser Periode und den außerordentlich verschiedenen Phänomenen zu geben, die sie während ihrer Dauer zeigt, wollen wir sie in drei Grade eintheilen.

Erster Grad der dritten Periode.

Der Uebergang von der ersten oder zweiten Periode zur dritten erfolgt oft langsam, mit allmähliger Abnahme der intellectuellen Fähigkeiten und Bewegungen; bisweilen aber ist er das Resultat eines plötzlichen Anfalls von Gehirnkongestion. Die Kranken fallen hin, verlieren ganz oder zum Theil das Bewußtseyn und befinden sich in einem Zustande von örtlicher oder allgemeiner Lähmung; bald erholen sich mit Hülfe der Mittel, die man gewöhnlich anzuwenden

pflegt; die geistigen Fähigkeiten und Bewegungen wieder, aber sie bleiben schwächer als vor dem Anfall; die Unruhe hört auf oder vermindert sich. Dann beginnt die dritte Periode der chronischen Meningitis. Beim ersten Grade dieser Periode ist die Kraft des Geistes in seinen Tiefen erschüttert; das Gedächtniß der Kranken ist in dem Grade gesunken, daß sie die vornehmsten Ereignisse ihres Lebens vergessen haben; bisweilen kennen sie die Personen nicht, die sie täglich sehn; die Fragen, die man an sie stellt, verstehen sie nur, wenn diese kurz und deutlich sind; wenn sie länger sind, kann man sie ihnen nur selten verständlich machen; ihre Antworten sind häufig sehr vernünftig, aber sie deuten große Verstandesschwäche an; ihre Ideen sind immer sehr beschränkt und beziehen sich nur auf ihre eigene Person; das Vorherrschende in diesen, gewöhnlich sehr wenig umfassenden, fixen und unzusammenhängenden Ideen ist Reichthum, Ueberfluß, Größe, Macht; diese beschäftigen ihren Geist unaufhörlich, ohne unter sich den geringsten Zusammenhang zu haben. Die Kranken dünken sich Millionäre, Minister, Prinzen, Könige, Kaiser, Götter. Da sie aber nicht fähig sind, ihre Ideen unter sich zu vergleichen, so antworten sie zwar, wenn man sie über ihre Handthierung fragt, oft richtig und wahr, was diesen Gegenstand betrifft; aber sie bemerken nicht, daß die Würde, mit der sie sich bekleidet glauben, mit jener Handthierung nicht vereinbar ist. So antwortete ein Kranker, der sich König von Frankreich und Rußland nannte, auf die Frage, was er für einen Stand hätte, daß er Kaufmann zu Dieppe sey.

Diese Kranken sind fast immer still und ruhig; oft sprechen sie wenig, und beobachten gewöhnlich ein unbewegliches Stillschweigen, das man nur durch Fragen unterbrechen kann; anderemale sprechen sie nur von ihren Schätzen und Ehrenstellen und unterhalten davon Jedermann, der ihnen begegnet. Bisweilen verfallen sie in Paroxysmen von Un-

ruhe und Geschwätzigkeit, die aber gewöhnlich nur kurze Zeit dauern.

Immer befinden sie sich in einem sehr merklichen Zustand von unvollkommener und allgemeiner Lähmung; ihre Sprache ist mehr oder weniger erschwert, ihre Aussprache langsam und schwer. Sie straucheln und stottern, wenn sie gewisse Worte aussprechen wollen; ihr Gang ist unsicher; sie können sich nicht recht auf ihren Füßen halten, wanken im Gehen und schleppen bisweilen die Füße nach, wie Betrunkene. Bisweilen ist aber auch ihr Gang weniger gestört. Von Zeit zu Zeit begegnet ihnen auch, daß ihnen der Urin unwillkührlich abgeht. Was die obern Gliedmaßen betrifft, so ist es schwer zu bestimmen, ob dieselben an dieser unvollkommenen Lähmung Theil nehmen.

Kranke, welche sich in diesem Zustande befinden, bringen ihr Leben damit hin, ohne Zweck und ohne Absicht in den Höfen und Corridors ihrer Abtheilung herum zu irren. Bisweilen sitzen sie Stunden und Tage lang in einem Winkel des Saales, oder im Winter am Ofen.

Dieser Grad der letzten Periode dauert gewöhnlich sehr lange. Sehr oft kommen während demselben der Apoplexie ähnliche Anfälle hinzu, in welchen die Kranken mehr oder weniger Empfindung und Bewegung verlieren. Nach Verlauf einiger Stunden oder eines Tages kommt das Bewußtseyn wieder; oft bleibt eine unvollkommene Halblähmung einer Seite des Körpers zurück, die jedoch auch mit Hülfe passender Mittel wieder verschwindet; aber nach jedem dieser Anfälle nimmt die Schwäche des Verstandes und der Bewegungen zu, und die Krankheit macht weitere Fortschritte.

Sehr oft kommen während dem ersten oder zweiten Grad der dritten Periode, und bisweilen am Ende der ersten, oder im Verlaufe der zweiten, sehr mannichfaltige

krampfhafte Erscheinungen hinzu, wovon wir im Folgenden eine Beschreibung geben wollen *).

Sie bestehen bald in mehr oder minder starkem Zähneknirschen, was bisweilen anhaltend und mit grossem Geräusch verbunden ist; bald in Zittern der obern Gliedmaassen, des Kopfes, der unteren Gliedmaassen, was diese Theile leicht verwirren kann, ohne ihren Gebrauch aufzuheben, was aber aber auch der Fähigkeit, irgend etwas anzufassen, und dem Gehen unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen kann; bald in Convulsionen des Gesichtes und der Augen, örtlicher oder allgemeiner Starrheit der Glieder, wodurch die Bewegungen erschwert, empfindlich und schmerzhaft werden, oder in einer Steifheit, vermöge welcher diese Organe sich in einem Zustande tetanischer Extension befinden, welche ihnen die Bewegung durchaus unmöglich und sie zu jeder freiwilligen Bewegung unfähig macht; bald endlich in mehr oder minder starken Zusammenziehungen dieser Theile. In diesem letzteren Zustande sind die Glieder an einer oder mehreren Partien krampfhaft gebogen. Die Hand ist über den Vorderarm, der Vorder- über den Hinter-Arm, der Fuß über das Bein, das Bein über den Schenkel gebogen u. s. w. Will man diese Theile mit Gewalt ausdehnen, so erregt man sehr heftige Schmerzen. Bisweilen ist ein Glied zusammengezogen, während das andere ausgedehnt und steif ist. Nicht selten beobachtet man auch Zittern in den auf solche Weise tetanisch zusammengezogenen Theilen.

Die krampfhaften Erscheinungen, welche man in dieser Periode beobachtet, bestehen bisweilen in Anfällen von Congestion nach dem Gehirn, begleitet von Convulsionen, öfters auch in Epilepsie ähnlichen Anfällen. Im letzteren Falle

*) Was die übrigen Symptome derselben Art angeht, so sehe man oben S. 133 u. f.

ruhe und Geschwätzigkeit, die aber gewöhnlich nur kurze Zeit dauern.

Immer befinden sie sich in einem sehr merklichen Zustand von unvollkommener und allgemeiner Lähmung; ihre Sprache ist mehr oder weniger erschwert, ihre Aussprache langsam und schwer. Sie straucheln und stottern, wenn sie gewisse Worte aussprechen wollen; ihr Gang ist unsicher; sie können sich nicht recht auf ihren Füßen halten; wanken im Gehen und schleppen bisweilen die Füße nach, wie Betrunkene. Bisweilen ist aber auch ihr Gang weniger gestört. Von Zeit zu Zeit begegnet ihnen auch, daß ihnen der Urin unwillkührlich abgeht. Was die obern Gliedmaßen betrifft, so ist es schwer zu bestimmen, ob dieselben an dieser unvollkommnen Lähmung Theil nehmen.

Kranke, welche sich in diesem Zustande befinden, bringen ihr Leben damit hin, ohne Zweck und ohne Absicht in den Höfen und Corridors ihrer Abtheilung herum zu irren. Bisweilen sitzen sie Stunden und Tage lang in einem Winkel des Saales, oder im Winter am Ofen.

Dieser Grad der letzten Periode dauert gewöhnlich sehr lange. Sehr oft kommen während demselben der Apoplexie ähnliche Anfälle hinzu, in welchen die Kranken mehr oder weniger Empfindung und Bewegung verlieren. Nach Verlauf einiger Stunden oder eines Tages kommt das Bewußtseyn wieder; oft bleibt eine unvollkommene Halblähmung einer Seite des Körpers zurück, die jedoch auch mit Hülfe passender Mittel wieder verschwindet; aber nach jedem dieser Anfälle nimmt die Schwäche des Verstandes und der Bewegungen zu, und die Krankheit macht weitere Fortschritte.

Sehr oft kommen während dem ersten oder zweiten Grad der dritten Periode, und bisweilen am Ende der ersten, oder im Verlaufe der zweiten, sehr mannichfaltige

chen Art, aber viel weniger heftig als im ersten. Die Verstandesfähigkeiten sind fast ganz erloschen; keine Spur von Aufmerksamkeit, Gedächtniß, Urtheilskraft ist mehr vorhanden. Der Kreis der Erkenntniß ist sehr beschränkt und erstreckt sich fast immer nur auf einige unzusammenhängende Ideen von Reichthum und Größe. Die Worte: Million, Milliarde, Marschall von Frankreich, König, Kaiser, goldenes Schloß, goldene Pferde, Diamanten u.s.w. gehen habituell aus dem Munde der Kranken, wenn sie sprechen oder wenn man sie fragt; aber diese Worte stehen gewöhnlich isolirt; andersmale, aber seltener, sind sie unter sich durch ganz einfache Urtheile verbunden, z.B. ich habe Millionen, ich bin König, ich habe goldene Pferde u. s. w. Bisweilen aber, wenn dieser Grad sehr stark ist, kommen keine ehrgeizigen Vorstellungen vor. Die Kranken sind dann nur mit ihrer Nahrung, mit ihrer Mahlzeit u. s. w. beschäftigt. Fragt man sie über ihre Handthierung, ihr Alter, ihre Familie, ihre Freunde, so bemerkt man, daß sie davon gar keine Erinnerung mehr haben.

Gewöhnlich antworten sie auf die Fragen, die man an sie richtet, nur einsylbig, oder gar nicht, es sey denn, daß man die Fragen mehreremale und mit lauter Stimme wiederhole. Sie sind fast immer stille und ruhig, und in einem sehr bemerkbaren Zustande unvollkommener Lähmung, der sich auf den ganzen Muskelapparat erstreckt; ihr bleiches Gesicht zeigt gewöhnlich eine eigenthümliche Unbeweglichkeit, die man leicht wieder erkennt, wenn man sie öfter gesehen hat. Ihre Zunge ist sehr schwer; ihre Aussprache langsam, zitternd, stotternd, unterbrochen, sehr gehemmt und bisweilen schwer zu verstehen oder ganz unverständlich. Einige Kranke klemmen die Kinnladen zusammen, wenn sie sprechen, und halten bei jeder Sylbe inne: sagen z. B. em-pe-reur. Andere machen einige Zeit große Anstrengungen zum Sprechen, und bringen dann ein mehr oder weniger ver-

stürzen die Kranken plötzlich zur Erde, verlieren das Bewußtseyn und sind konvulsivischen Erschütterungen der Glieder und des Kopfes, mit Röthe und Injektion des Gesichts, Schaum vor dem Munde, verhinderter und stoßweise erfolgender Respiration, unterworfen. Bisweilen geht diesen Anfällen eine Aura epileptica vorher, die von einer Hand oder einem Fuß ausgeht, und in der Folge gegen die Zunge und den Kopf aufsteigt; in andern Fällen geht ein sehr merkbares Stottern, mit Röthe des Gesichts und Schwere des Kopfes vorher. Die Dauer der Anfälle ist verschieden, von einigen Minuten bis zu einer Viertelstunde und darüber; sehr oft wiederholen sie sich mehreremale hinter einander mit großer Gewalt. In den zwischen ihnen liegenden Intervallen befinden sich die Kranken in einem Zustande von Schlaf oder Coma.

Wenn von freien Stücken oder durch Hülfe angewendeter Mittel das Bewußtseyn wiederkehrt, so bleiben die Kranken sehr oft einen oder mehrere Tage lang in einer allgemeinen Verwirrung ihrer Seelenfähigkeiten, stottern und sprechen ganz verkehrt und unverständlich. In der Folge bekommen sie ihre Geisteskräfte und ihre Bewegungsfähigkeit wieder, jedoch auf eine sehr unvollkommene Weise.

Zwischen den Anfällen sind ihre Geisteskräfte sehr schwach, ihre Ideen sehr beschränkt, wenig unter sich zusammenhängend und beziehen sich sehr oft auf ihren Ehrgeiz, sind aber weniger riesenhaft als in den anderen Arten der chronischen Meningitis; sie sind oft ruhig und bisweilen Anfällen von Aufregung unterworfen; die Bewegung ihrer Zunge ist sehr beschränkt, was ihre Aussprache mehr oder weniger schwer und stammelnd macht. Ihr Gang ist langsam, steif und schwankend.

Zweiter Grad der dritten Periode.

Bei diesem Grade sind die Symptome von der nämli-

Arme an den Seiten des Leibes hängend, mit einem Gesicht, was zu gleicher Zeit die Schwierigkeit zu Bewegungen wie die Unthätigkeit des Verstandes ausdrückt; bald sieht man sie stehend, mit sich selbst laut sprechend, in einem Winkel verborgen oder gegen eine Mauer gelehnt, die sie betasten oder betrachten; bald gehen sie langsam hin und her, schleppen die Füße nach, schreiten von einem Ort zum andern ohne Zweck und murmeln unzusammenhängende Worte.

Ist die unvollkommne Lähmung weit vorgeschritten, fallen die Kranken unaufhörlich im Gehen, oder können sie sich nicht mehr auf den Füßen halten, so läßt man sie immer auf einem weiten Stuhl, in Form eines Nachtstuhls, angeheftet, unter welchem man ein Becken stellt, um ihre Ausleerungen aufzufangen. Die Empfindung ist dann im Allgemeinen so geschwächt, daß sich sehr häufig brandige Krusten am heiligen Bein, an den Schenkeln, am Rücken, am Ellbogen, an den Fersen u. s. w. bilden.

Oft kommen während diesem zweiten Grade der letzten Periode Paroxysmen von Aufregung hinzu, in welchen die Kranken viel, jedoch sehr unzusammenhängend, von ihren Reichthümern und von ihrer Größe sprechen. Bisweilen befinden sie sich auch, während diesem ganzen Grad, in einem Zustand von beständiger Geschwätzigkeit. Sehr oft kommen auch Anfälle von Congestion nach dem Gehirn, mit Verlust der Empfindung und Bewegung hinzu, die sich in kürzerer oder längerer Zeit wieder verlieren; aber nach einem jeden solchen Anfall machen die Verstandesschwäche und die unvollkommene Lähmung schnelle Fortschritte.

Nicht selten beobachtet man in diesem Grade der Krankheit krampfhafte Erscheinungen, wie wir schon oben deren erwähnt haben, nämlich Zittern, Konvulsionen, Starrheit, Contrakturen, der Epilepsie ähnliche Anfälle, Symptome, die bald erst in dieser Epoche anfangen, bald und öfter noch nur

letztes Wort heraus. Eine sehr kleine Zahl derselben behält die Fähigkeit ganz deutlich zu sprechen. Sehr oft zittern Zunge und Lippen des Kranken.

Ein Symptom, welches immer den höchsten Grad erreicht, ist die unvollkommne Lähmung der untern Gliedmaßen. Der Gang ist außerordentlich langsam und schwankend. Die Beine des Kranken tragen ihn nicht gut und biegen sich unter dem Gewicht des übrigen Körpers; sie beschreiben ein Zickzack, wenn sie gehen; sie ziehen die Füße nach, ohne sie vom Boden aufzuheben; der geringste Gegenstand, an den sie stoßen, macht sie fallen; und daher fallen sie auch sehr häufig. Aber diese Lähmung nimmt oft noch zu; dann können sich die Kranken nicht mehr von selbst aufrecht halten; um einige Schritte zu thun, müssen sie sich an den umgebenden Gegenständen anhalten oder sich an die Wand anlehnen. Endlich tritt auch oft ein Moment ein, wo die Glieder ganz unfähig sind, den Oberleib zu tragen, obgleich sie übrigens noch im Stande sind, freiwillige Bewegungen zu vollbringen.

Die Lähmung erstreckt sich auf die Schließmuskeln, diese lassen nach und die Ausleerungen erfolgen unwillkührlich. Die Kranken lassen, ohne es zu wissen, stets ihren Urin, und oft auch ihren Darmkoth, in ihre Kleider und ihre Betten laufen, wobei sie sehr schmutzig und unreinlich werden. Man nimmt ihnen dann ihre Kleider und gibt ihnen dafür eine Art von langem leinenen Rock, Blouse genannt, der die Form eines Hemdes mit langen Aermeln hat; die letzteren dienen zum Binden der Hände, wenn sie aufgeregt sind und werden nach den Armen zurückgeschlagen, wenn sie ruhig sind.

So lange als die Kranken sich auf den Beinen halten und gehen können, läßt man sie frei in den Höfen und Sälen ihrer Abtheilungen. Bald sieht man sie hier ganze Tage lang auf einer Bank sitzen, den Kopf auf die Brust herab; sie

Arme an den Seiten des Leibes hängend, mit einem Gesicht, was zu gleicher Zeit die Schwerfälligkeit zu Bewegungen wie die Unthätigkeit des Verstandes ausdrückt; bald sieht man sie stehend, mit sich selbst laut sprechend, in einem Winkel verborgen oder gegen eine Mauer gelehnt, die sie betasten oder bekratzen; bald gehen sie langsam hin und her, schleppen die Füße nach, schreiten von einem Ort zum andern ohne Zweck und murmeln unzusammenhängende Worte.

Ist die unvollkommne Lähmung weit vorgeschritten, fallen die Kranken unaufhörlich im Gehen, oder können sie sich nicht mehr auf den Füßen halten, so läßt man sie immer auf einem weiten Stuhl in Form eines Nachtstuhls angeheftet, unter welchem man ein Becken stellt, um ihre Ausleerungen aufzufangen. Die Empfindung ist dann im Allgemeinen so geschwächt, daß sich sehr häufig brandige Krusten am heiligen Bein, an den Schenkeln, am Rücken, am Ellbogen, an den Fersen u. s. w. bilden.

Oft kommen während diesem zweiten Grade der letzten Periode Paroxysmen von Aufregung hinzu, in welchen die Kranken viel, jedoch sehr unzusammenhängend, von ihren Reichthümern und von ihrer Größe sprechen. Bisweilen befinden sie sich auch, während diesem ganzen Grad, in einem Zustand von beständiger Geschwätzigkeit. Sehr oft kommen auch Anfälle von Congestion nach dem Gehirn, mit Verlust der Empfindung und Bewegung hinzu, die sich in kürzeren oder längeren Zeit wieder verlieren; aber nach einem jeden solchen Anfall machen die Verstandesschwäche und die unvollkommene Lähmung schnelle Fortschritte.

Nicht selten beobachtet man in diesem Grade der Krankheit krampfhafte Erscheinungen, wie wir schon oben deren erwähnt haben, nämlich Zittern, Konvulsionen, Starrheit, Contracturen, der Epilepsie ähnliche Anfälle, Symptome, die bald erst in dieser Epoche anfangen, bald und öfter noch nur

fortdauern, nachdem sie schon während der zweiten oder im ersten Grade der dritten Periode angefangen hatten.

Dies ist das kurze Gemälde der Symptome, welche die chronische Meningitis während dem zweiten Stadium der Periode der Verstandesschwäche zeigt. Die meisten Kranken unterliegen in diesem Stadium; einige aber gelangen bis zum dritten, was wir nun beschreiben wollen.

Dritter Grad der dritten Periode.

Dieser Grad zeichnet sich durch einen Zustand von vollkommener Dummheit und sehr beträchtlicher allgemeiner Lähmung aus. Die Kranken sind bis zu einem Zustand von psychischer Erniedrigung gebracht, der sie noch unter die Thiere herabsetzt. Sie hören und sehen nichts mehr um und neben sich, und die Empfindung im Allgemeinen ist so geschwächt, daß man sie sehr stark kneipen muß, wenn sie irgend ein Zeichen von Schmerz äußern sollen, und dieses Zeichen besteht dennoch oft nur in einer besonderen Verzerrung des Gesichts oder in einer sehr trägen Bewegung des Gliedes, welches man kneipt. Aber Fragen erreichen sie nicht und sie geben nicht nur keine Antwort, sondern sehr oft auch nicht einmal ein schwaches Zeichen, was nur eine dunkle Empfindung verriethe. Sie sind in einem fortdauernden Zustand von automatischem Stillschweigen, einem sicheren Zeichen von gänzlicher Verwirrung der Seelenfähigkeiten und Ideen; indessen sind sie doch nicht in einem Zustand von Coma; ihre Augen stehen offen, aber sie sind starr und scheinen keinen Gegenstand zu bemerken.

Die Lähmung ist fast vollkommen und erstreckt sich auf den ganzen Muskelapparat. Die Kranken können weder gehen, noch sich auf den Beinen, noch sich sitzend und ungebunden halten; man muß sie im Bette liegen lassen, in welchem sie bleiben, ohne die geringste Bewegung zu machen,

die Arme an den Seiten des Körpers liegend; stets von ihren Urin- und Stuhlausleerungen, welche ohne Aufhören erfolgen, benetzt. Nur wenn man sie stark kneipt, bewegen sie leicht die oberen Gliedmaaßen; aber sie sind durchaus unfähig, sich zu irgend etwas derselben zu bedienen. Indessen öffnen sie doch aus einem instinktartigen Antrieb den Mund, wenn man ihnen Nahrungsmittel oder Getränke anbietet; aber Kauen und Niederschlucken geht bei ihnen sehr schwer von statten und sie sind in steter Gefahr, an Erstickung zu sterben, weil sich die Nahrungsstoffe in der Speiseröhre anhäufen und nicht weiter gehen können oder in die Luftröhre fallen. In diesem Zustande entstehen oft zahlreiche brandige Schorfe an verschiedenen Theilen des Körpers, auf welche tiefe und bösartige Geschwüre folgen, die, wenn man dieselben verbindet, nicht den geringsten Schmerz zu erregen scheinen, so sehr ist die Empfindlichkeit in der ganzen thierischen Oekonomie abgestumpft.

Wir beschließen hier die kurze Beschreibung der Symptome der chronischen Meningitis. Was ihre Ursachen, ihre vollständige Geschichte, ihren Verlauf, ihre Varietäten, ihre Ausgänge, ihr Verhältniß zu anderen Arten von Gemüthskrankheiten, ihre Diagnostik, Prognostik, Behandlung, anlangt, so verweisen wir auf unser Werk von den Krankheiten des Gehirns.

Drittes Kapitel.

Verhältniß der Symptome zu den organischen Verletzungen.

Die folgenden Sätze sind das Resultat von zweihundert mit der größten Sorgfalt gesammelten Beobachtungen. Da sie für die Leser nur Sätze ohne Beweise sind, so fühlen wir wohl, daß sie keinen Arzt überzeugen werden, aber wir glauben erwarten zu dürfen, daß, ehe man ein bestimmtes Urtheil fällt, man erst die Erscheinung unseres Werkes

über die Krankheiten des Gehirns abwarten werde, in welchem wir die Facta, aus denen sie als natürliche Folgen abgeleitet sind, bekannt machen werden.

1. Die chronische Meningitis ist die nächste Ursache von ohngefähr dem sechsten Theil der Seelenkrankheiten bei Männern, und von dem dreissigsten bis fünf und dreissigsten Theil bei Frauen.

2. Gewöhnlich wird sie von einer plötzlichen oder langsamen Blutkongestion in die Gefäße der Pia mater erzeugt.

3. Sie fängt auf der inneren Fläche der Arachnoidea cerebralis an, von wo sie sich auf den übrigen Theil dieser Membran fortsetzen kann; sie beschränkt sich aber immer auf die konvexe und auf die innere Fläche der Hemisphären, so wie auf die Ventrikel, ohne bis auf die Basis des Gehirns zu kommen.

4. Gemeiniglich stellt sie drei Perioden dar, nämlich: eine der Blutkongestion in die Pia mater, mit Reizung der inneren Fläche der Arachnoidea cerebralis; eine der Entzündung dieser Membran, und eine der serösen Ausschwitzung. Jede dieser Perioden gibt zu einer Gemüthsstörung und zu einer Unordnung in den Bewegungen Veranlassung, die man in Bezug auf die Veränderungen, die sie im Verlauf der Krankheit darstellen, in die drei folgenden korrespondirenden Perioden theilen kann: die Periode der ehrgeitzigen Monomanie mit einigen Spuren von unvollkommener Lähmung; die Periode der Manie, und die Periode der Verstandesschwäche (Demence) mit sehr entwickelter allgemeiner und unvollkommener Lähmung.

5. Das Irreseyn hängt bei dieser Krankheit lediglich von der Reizung ab, welche die entzündete Pia mater und Arachnoidea in der Rinden-Substanz des Gehirns hervorbringen.

6. Die ehrgeitzige Monomanie der ersten Periode und die Ideen von Größe und Reichthum, welche man im gan-

zen Verlauf der Krankheit wahrnimmt, fallen immer mit einer andauernden Blutkongestion nach den Gefäßen der Pia mater, verbunden mit einer Reizung der inneren Fläche der Arachnoidea cerebralis, zusammen.

7. Die schwachen Spuren von unvollkommener Lähmung, welche in der ersten Periode existiren, weisen auf eine durch die Blutkongestion bewirkte Zusammendrückung des Gehirns hin.

8. Die Aufregung und Unruhe in dieser ersten Periode kommen von der sekundären Reizung des Gehirns her, welches von der es bedeckenden innern Fläche der Arachnoidea gereizt wird.

9. Das allgemeine Irreseyn und die mehr oder weniger heftige Unruhe, die es begleitet und welche man in der zweiten Periode wahrnimmt, beweisen, daß die Reizung des Gehirns und folglich die Entzündung der Arachnoidea, von welcher jene abhängt, sehr lebhaft ist.

10. Die sehr heftige und anhaltende Unruhe wird sehr oft durch einen sehr starken Entzündungsproceß verursacht, der eine eiweißartige Ausschwitzung auf der Oberfläche der Arachnoidea zur Folge hat.

11. Die blinde und unbezwingliche krampfhafte Unruhe, die täglichen oder dreitägigen Anfälle von heftiger Agitation und die der Epilepsie ähnlichen Anfälle hängen von der sekundären Entzündung der Oberfläche des Gehirns ab, welches auf seiner obersten Lage erweicht und mit der Pia mater und Arachnoidea in einem immer sehr beträchtlichen Umfang der konvexen und inneren Fläche der Hemisphären Adhäsionen bildet.

12. Auch das örtliche oder allgemeine Zittern, das Sehnenhüpfen, die häufigen Konvulsionen, das Zähneknirschen, die Steifigkeit und Starrheit, die tetanischen Extensionen, die Kontrakturen, das Zittern mit Zusammenziehungen, hän-

gen von einer sekundären Entzündung der grauen Gehirnsubstanz ab, aber in geringerem Umfang als in dem vorhergehenden Paragraph.

13. Die epilepsie-ähnlichen Anfälle, welche während der dritten Periode so häufig sind, entstehen fast immer aus einer plötzlichen Blutkongestion in die Gefäße der Pia mater und des Gehirns; sehr selten von seröser Anhäufung, und niemals von einem Blutfluß des Gehirns.

14. Das Aufhören oder die Verminderung der Unruhe, die sehr bedeutende Schwäche der intellektuellen Fähigkeiten und die allgemeine und unvollkommene sehr merkliche Lähmung, die man im ersten Stadium der letzten Periode beobachtet, sind Zeichen einer Kompression des Gehirns, welche von einer serösen Ausschwitzung in die Höhle der Arachnoidea, einer serösen Infiltration der Pia mater und von einer Ergießung ähnlicher Art in die Seiten-Ventrikel abhängig ist.

15. Die Zunahme der Lähmung und der Verstandesschwäche zeigt eine gleichzeitige Zunahme der Kompression des Gehirns an.

16. Der Zustand von Dummheit mit Verlust der Fähigkeiten und Ideen und die allgemeine, fast vollkommene Lähmung, ist das Resultat der Kompression des Gehirns und der folgenden serösen Ergießung, auf der höchsten Stufe. *)

*) Hoffentlich wird Hr. Bayle in der von ihm angekündigten größeren Schrift für die, in dieser kleinen, aufgestellten Behauptungen die gründlicheren Beweise nachbringen. Bis dahin gestehe ich an seine Lehre, wie einfach und zuverläßig sie auch lautet, nicht glauben zu können. Wer freilich, um eine Theorie der psychischen Krankheiten ausfindig zu machen, nur Leichen in Irrenhäusern öffnet, der mag leicht die Vermuthung für begründet halten, die in diesen Leichen gefundenen Veränderungen der Hirnhäute

ständen, sey es nun als Ursache oder als Folge, mit dem vorausgegangenen psychischen Kranksyn in Verbindung. Wer aber auch nur in den Leichen von andern Kranken, die mit ungestörtem Bewußtseyn bis in die Stunde ihres Todes, ohne alle Monomanie, Manie und Demence ꝛc., kurz ohne eine Spur irgend eines Irreseyns gestorben, den Schädelinhalt genau untersucht, wie wir dieß im hiesigen medicinischen Klinikum in keinem Sterbefalle unterlassen, der wird sich überzeugen müssen, daß eine Lehre, wie die von Hrn. Bayle, ganz in der Luft gebaut ist. Diese Beobachtung von abnormen Veränderungen der Hirnhäute in den Leichen nicht irr gewesener Personen hat sich mir so oft wiederhohlt, daß ich der Lehre des franz. Arztes aufs bestimmteste zu widersprechen mich berechtigt halte. So wurde, um nur unseren neuesten Fall zu erwähnen, noch in voriger Woche hier im Klinikum im Beiseyn aller Praktikanten die Leiche eines Mannes geöffnet, der, nachdem er lange an einer Entartung und Verengerung des unteren Theils des Dünndarms gelitten, ohne eine Spur von Delirium, Wahnsinn, kurz ohne eine Bewußtseynstrübung bis zum Erkalten seiner Gliedmaaßen und dem Verschwinden des Pulses verschieden war, und bei dem dennoch sehr beträchtliche, einem jeden auffallende eiweißartige Ausschwitzungen unter der Spinnewebenhaut auf der ganzen oberen Fläche des Gehirns, so wie ansehnliche Verdickungen dieser Haut zumal in der Nähe der Sichel gefunden wurden. Doch nach demjenigen, was schon vor zwölf Jahren der treffliche Friedreich, der Vater, in seiner Schrift: Werth der Leichenöffnungen S. 10 u. f. uns darlegte, wird kein unterrichteter deutscher Arzt jener Lehre ohne Weiteres beizupflichten geneigt seyn; und es ist wohl unnöthig, davor zu warnen, daß eine übereilte Erklärungssucht mit der Hirnentzündung im psychischen Kranksyn nicht dasselbe Spiel wiederhohle, was mit der Hirnentzündung im Typhus noch vor wenig Jahren so eifrig getrieben worden und das wohl manchem Kranken theuer zu stehen gekommen ist!

Nasse.

Ueber die näheren materiellen Bedingungen der psychischen Krankheiten: Bemerkungen, veranlaßt durch Bayle's neue Lehre über diese Krankheiten.

Von
Herrn Dr. F. Amelung,
Arzt an dem Hospital und Irrenhause zu Hofheim bei Darmstadt.

Es ist leichter tadeln als besser machen. Die Wahrheit dieses Sprüchworts haben wir in dem Aufsatze des Herrn Bayle bestätigt gefunden, und dieses Beispiel mag uns warnen, vorsichtig zu seyn in unsern Behauptungen. Ist zumal der Gegenstand so schwierig, wie der, welchen ich zum Vorwurfe dieses Aufsatzes gewählt habe, so ist doppelte Aufmerksamkeit nöthig, um nicht in denselben Fehler zu fallen. Dies im Auge behaltend, bin ich keineswegs der Meinung, daß ich nun glaubte, hier eine durchaus wahre, fehlerfreie und alles Irrthums baare Erklärung des Wesens der Geisteskrankheiten zu geben, oder daß sie als solche von jedermann angesehen würde. Das sey ferne von mir. Einiges Nachdenken über die Entwickelung und den Verlauf der Geisteskrankheiten, in Parallele gestellt mit den Veränderungen, die wir in den Leichen der an diesen Krankheiten Gestorbenen finden, erweckten in mir nachfolgende Ideen über die näheren materiellen Bedingungen derselben. Diese Ideen, welche ich bereits an einem andern Orte zu berühren Gelegenheit hatte *), niemand aufdringend, und

*) Ueber Geisteszerrüttung, eine Abhandlung, welche die Gulstonischen Vorlesungen vom Mai 1822 enthält, von

jedermann's Urtheile überlassend, kommt es hauptsächlich darauf an, auf welchem Wege man der Wahrheit am nächsten kommt, indem man entweder die Erscheinungen der Natur getreu beobachtet und hieraus Schlüsse ziehend den Folgegang der Krankheit im Innern des Organismus, der unsern Augen verborgen ist, sich denkt und ein Bild davon vorstellt, oder auf metaphysischem Wege weiter zu kommen glaubt, sich aber am Ende in spekulative Floskeln und leere Worte ohne Sinn verliert.* Ziehen wir es daher vor, auf empirischem Wege weiter zu gehn, halten wir uns zunächst an die Erscheinungen, welche uns die Natur darbietet, und reihen daran unsere Reflexionen, die uns dann, wenn auch nicht immer Gewißheit geben werden, doch am ersten im Stande sind, dunkle Punkte einigermaaßen aufzuhellen! Ziehen wir uns gleichwohl dadurch vielleicht den Vorwurf des Materialismus zu, so bleibt doch dieser Weg immer derjenige, welcher am ersten auf einigen Erfolg für unsere Bemühungen hoffen läßt.

Die nächste Ursache, das Wesen, oder die inneren organischen Veränderungen zu erkennen, welche den Erscheinungen der Geisteszerrüttung zum Grunde liegen, ist für unsere Untersuchungen ein so schwieriger Gegenstand, daß er immer mehr oder weniger unsern Einsichten verschlossen seyn wird. Der Boden, auf welchem wir suchen müssen, die Organe der Funktionen, der Fähigkeiten, welche wir unter den Namen der geistigen und des Gefühlsvermögens verstehn, sind uns entweder noch verborgen, oder wenn wir auch mit Wahrscheinlichkeit sie ahnen können, so sind uns doch die Verhältnisse ihrer Form, ihrer Mischung, ihrer Konjunktio-

* Dr. Francis Willis; aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen und kritischen Bemerkungen herausgegeben von Dr. F. Amelung. Darmstadt 1826.

men und sympathischen Einflüsse auf andere benachbarte oder entfernter liegende Theile, im normalen Zustande meistens noch zu wenig bekannt, als daß wir nun bei krankhafter und regelloser Erscheinung dieser Funktionen mit einiger Sicherheit nach den Theilen suchen könnten, welche wir nun verletzt, in ihrer Form oder ihrem Mischungsverhältnisse verändert glauben sollen; — oder daß wir, wenn wir nun auch diesen oder jenen Fehler in der Organisation, dieses oder jenes veränderte Verhältniß in der Farbe, Konsistenz und Mischung in den Theilen des Gehirns und dessen nächster Umgebung, oder auch in andern Theilen des Nervensystems, Eingeweiden u. s. w. gefunden haben, daß wir nun, sage ich, mit apodiktischer Gewißheit diese aufgefundenen Fehler und Veränderungen für wesentliche Bedingungen, oder für die nächste Ursache dieser oder jener abnormen Erscheinung, die wir im Leben beobachteten, halten könnten.

Wenn gleich nun der richtigen Einsicht in die näheren Ursachen der Geisteszerrüttung, der genaueren Untersuchung des Gehirns weit mehr Schwierigkeiten im Wege stehn, als bei andern Krankheiten und Organen der Fall ist, — wovon denn einestheils eben die Unbekanntschaft mit der materiellen Bedingung, oder, wenn man lieber will, mit dem materiellen Hülfsmittel der geistigen und Seelenthätigkeiten überhaupt, anderntheils die verborgene Lage des Gehirns und die bedeutenderen Schwierigkeiten, die sich hier der Untersuchung im lebenden, wie im todten Zustande, entgegensetzen, die Schuld tragen mag, — so bleibt dies noch weniger auffallend, wenn wir bedenken, was wir denn nun viel Gewisses über den Grund der Funktionen anderer Organe und über die nächste Ursache ihrer Abweichungen vom normalen Wege wissen. Begreifen wir z. B., wie der Magen verdaut und warum er verdaut, woher ihm diese Eigen-

schaft zukommt? Können wir uns genau die Vorgänge, die Veränderungen oder Verstimmungen in den Nerven und Absonderungen erklären, die nothwendig statt finden müssen, wenn durch einen heftigen Aerger und Zorn die Verdauungsthätigkeit beschränkt oder für einige Zeit ganz fehlerhaft gemacht wird? Besitzen wir noch bis zur Stunde, troß der vielen Bemühungen scharfsinniger Forscher, eine genaue Einsicht in das Wesen des Fiebers, dieser Grundkrankheit aller Krankheiten? Kennen wir bis jetzt noch die nächste Ursache des Wechselfiebers, und warum die China es heilt?

Diese Betrachtungen mögen uns trösten, wenn wir uns über die Unfruchtbarkeit unserer Untersuchungen in Betreff der Natur der Geisteskrankheiten beklagen müssen. Sollen wir aber deswegen aufhören, uns zu bemühen, näher mit dem Wesen dieser Krankheiten bekannt zu werden, um auf diese Weise mit mehr Erfolg gegen sie wirken zu können? Gewiß nicht. Fahren wir fort, unsere ganze Aufmerksamkeit, unsere unablässigen Bemühungen auf diesen Gegenstand zu wenden, so bleibt uns doch wenigstens die Hoffnung, nach und nach dem Ziele näher zu kommen. Und ein Schritt weiter auf diesem dunkeln Pfade ist schon viel gewonnen. Bleiben uns gleichwohl die nächste Ursache, das innere Wesen, die feinsten materiellen Veränderungen und Verstimmungen während dem Leben immer verborgen, oder wenigstens ungewiß, so gelingt es uns doch vielleicht, die näheren, oder die Bedingungen, welche der nächsten Ursache sehr nahe liegen und gleichsam die Vorgänger derselben sind, näher ins Auge zu fassen und zu erkennen, um dann aus dieser Kenntniß den Nutzen zu ziehen, diesen näheren Bedingungen zur Krankheit gleichsam einen Hemmschuh anzulegen und sie in ihrer vollkommenen Ausbildung zu hindern.

Um zuvörderst darüber einig zu seyn, wo wir die nächste oder näheren Ursachen der Geisteskrankheiten aufsuchen

müssen, wird es nothwendig werden, uns über den Sitz oder den materiellen Grund, oder das organische Hülfsmittel, das wir den geistigen Funktionen unterlegen zu müssen glauben, zu verständigen. Wir lassen bei dieser Untersuchung das Wesen der Seele unberührt, das uns doch ewig unbekannt bleiben wird, und begnügen uns damit, unsere Meinung über deren Sitz dahin auszusprechen, daß wir ihr gar keinen bestimmten Sitz anweisen können, dafür haltend, daß ihr Sitz der ganze Körper, der ganze Mensch ist, daß sie die Grundbedingung des Lebens des Körpers ausmacht, und insofern mit dessen Lebenskraft in naher Beziehung steht, und daß wir zugestehen, daß die Geistesthätigkeiten, die Vernunft, der Verstand, das Gefühlsvermögen, Eigenschaften der Seele sind, die aber, so lange dies irdische Leben dauert, mit dem Körper in sehr naher Beziehung stehn und an gewisse Organe auf die Weise gebunden sind, daß sie während dem irdischen Leben nur mittelst dieser erscheinen und sich unsern Augen offenbaren können daß sie nur bei unverändertem, normalem oder gesundem Zustande dieser Organe sich normal oder gesund äußern können, und umgekehrt, daß sie bei eigenem Mißbrauche oder excentrischer Thätigkeit, bei ihrem Abweichen vom naturgemäßen Wege, nachtheilig auf ihre materiellen Bedingungen oder auf die materiellen Hülfsmittel ihres Erscheinens einwirken, und sich selbst dadurch in ihren Aeusserungen krankhaft verändern können.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, können wir diese Eigenschaften der Seele auch als Funktionen dieser körperlichen Organe betrachten, und ich glaube, daß wir, dies vorausgesetzt, in der Untersuchung ihrer krankhaften Veränderungen am weitesten kommen werden. Denn die Seele an und für sich kann nicht erkranken, es sey denn, daß wir gleichzeitig den Begriff ihrer Unsterblichkeit

aufgeben wollten. Nur ein Theil ihres Selbsts, ein Theil ihrer Eigenschaften, wenn ich mich so ausdrücken darf, der mit dem Körper in naher Verbindung steht, kann in seinen Aeusserungen getrübt und verändert werden, aber doch nur so lange, als dieses Leben dauert. Es vereint sich nicht mit den Begriffen, die wir von Gottes Allliebe und Gerechtigkeit hegen, wenn wir nicht glauben wollten, daß die Seele, ihrer irdischen Fessel entbunden, auch wieder frei ist von den Mängeln, die sie während ihrer Verbindung mit dem Körper erdulden mußte.

Bleiben wir also vor der Hand bei dem stehn, daß wir die geistigen Eigenschaften und das Gefühlsvermögen für die Funktionen körperlicher Organe halten, oder wenigstens, daß wir ihre Aeußerungen an gewisse Organe gebunden glauben, so fragt es sich: welches sind diese Organe? Wir haben alle Ursache, das Gehirn als den Centralpunkt dieser Organe zu betrachten. Das Organ des Empfindungsvermögens, der Sinnesthätigkeiten ist das Nervensystem überhaupt, das in dem Gehirn seinen Vereinigungspunkt findet und dadurch zum Hülfsmittel der geistigen Funktionen wird, die hier ihren Sitz haben. Ohne die Funktionen der äusseren Sinne giebt es keinen inneren Sinn; ohne Material zum Denken, welches die äußeren Sinne liefern, giebt es kein Denken; ohne äußeres Empfindungsvermögen giebt es kein inneres Empfinden *). Also da, wo der Vereinigungspunkt

*) Ich spreche hier keineswegs von dem Verluste der Sinne während dem Leben, sondern nur von angebornem Mangel der Sinnesthätigkeiten. Ohne den Sinn des Gesichts, des Gehörs fehlen, die Begriffe der Farben, der Töne. Der Blindgewordene (zum Unterschiede vom Blindgebornen), der Taubgewordene hat nur Begriffe von den Dingen, die er während dem Besitze des Gesichts und Gehörs aufgenommen hat, oder die er nun in Vergleichung mit den früher auf-

der Organe dieser äusseren Vermögen ist, müssen wir den Sitz des Denkens und Empfindens vermuthen, und dieser Punkt ist nirgends anders als im Gehirn. Ueber den Sitz der Verstandesthätigkeiten im Gehirn sind auch wohl die meisten Aerzte einig. Nur darin weichen mehrere ab, daß sie verschiedene Theile des Nervensystems, welche in näherer Beziehung zu gewissen Thätigkeiten des Empfindungsvermögens stehn, auch für den Sitz dieser Empfindungsvermögen hatten, und so namentlich die Nervenverzweigungen in der Brust für den Sitz des Gefühlvermögens im engern Sinne, so wie die Geflechte und Ganglien im Unterleibe für den Sitz des Begehrungsvermögens ansehn. So scharfsinnig und tiefblickend auch die Beweise sind, welche diese Forscher zur Unterstützung ihrer Meinung anführen, so beweisen sie doch, meiner Meinung nach, immer nur so viel, daß diese Theile zu den genannten Empfindungsvermögen in naher Beziehung und mit dem Gehirn in engerem sympathischem Verhältnisse stehen. Wenn man auch zugeben wollte, daß hier wirklich die Hauptäußerungen dieser Vermögen vor sich gehn, so halte ich doch dafür, daß sie mit dem Gehirn immer in derselben Verbindung stehn, wie die übrigen äußern Sinnesthätigkeiten überhaupt. Und wir haben immer einigen Grund, daß wir gerade das Gefühlsvermögen und Begehrungsvermögen für mehr äußere halten können, die in dieser Beziehung zwischen dem innern Sinne oder dem eigentlichen Wahrnehmungsvermögen und den äussern Sinnesthätigkeiten gleichsam die Mitte halten. Aber es scheint natürlicher, alle Erscheinungen, welche als Beweismittel der Meinung über den Sitz dieser Vermögen in der Brust und dem Unterleibe dienen, für Wirkungen der in-

---

gefaßten im Innern kombinirt, und sich auf diese Weise, aber natürlich nur unvollkommen, vorstellt.

nigeren Sympathie anzusehn, in welcher die Nerven dieser Organe mit dem Gehirn stehn. Alle Gefühle, die wir im Leben in diesen Theilen gewahr werden, so wie alle organischen Veränderungen, die wir, die zufälligen abgerechnet, nicht selten in den Organen dieser Höhlen nach dem Tode auffinden, lassen sich auf die Gesetze der Sympathie, wie wir sie in andern Organen beobachten, zurückführen. Wir bemerken bei Krankheiten der Eingeweide der Brust, des Unterleibes, eine Gemüthsverstimmung, so wie wir umgekehrt bei Verletzungen des Gehirns, seyen sie nun organischer (bleibender) oder dynamischer (vorübergehender) Art, mancherlei krankhafte Erscheinungen in den Funktionen des Herzens, des Magens und Pfortadersystems bemerken, alles Erscheinungen, die den innigen Connexus, die genaue Sympathie der Nerven dieser Organe mit dem Gehirn beweisen, ohne daß wir mit Wahrheit behaupten könnten, daß das Gemüth, als der Gesammtausdruck für das Gefühls- und Begehrungsvermögen, seinen Sitz in den Organen der Brust und des Unterleibes habe. Setzen wir das Perceptionsvermögen in den Fuß, wenn uns der Fuß schmerzt, oder glauben wir daß der Darmkanal das Organ für die Empfindung der Furcht sey, wenn wir Diarrhoë auf sie erfolgen sehn? Das Herz, als dasjenige Organ, von welchem nächst dem Gehirn zunächst die Erhaltung des Lebens abhängt, als den Centralpunkt der Cirkulation, gleichsam die Quelle des Lebens, steht in so naher Beziehung zum Wahrnehmungsvermögen, daß wir bei allen Dingen, so bald sie Lust oder Schmerz erregen, uns angenehm oder unangenehm afficiren, und demnach das Leben erhaltend und befördernd, oder nachtheilig und zerstörend einwirken, ein eigenes Gefühl in dessen Gegend empfinden, eine Wirkung der Sympathie des Herzens mit dem Wahrnehmungsvermögen im Gehirne. Bei Krankheiten des Herzens, so wie bei verschiedenen

Krankheiten des Unterleibs, erhöhter Reizbarkeit in den Organen desselben, Infarkten und Stockungen in der Cirkulation, organischen Fehlern u. s. w. bemerken wir umgekehrt ein Leiden des Gemüths, einen Hang zur Traurigkeit, zur Schwermuth, ohne daß wir nöthig hätten, den Sitz des Gefühlsvermögens in diese Organe zu legen. Diese Veränderungen sind die ersten organischen Bedingungen zur Krankheit, zur Melancholie, bleiben aber immer nur entfernte Ursachen. Die nächste Ursache der Melancholie ist in dem Gehirne selbst aufzusuchen. Oder halten wir die verletzten Nerven bei einer kleinen Wunde der Zehe, welche den Trismus zur Folge hat, für die nächste Ursache desselben? Keineswegs. Diese Verletzung steht immer nur in der Kategorie der entfernten Ursachen, die nächste liegt vielmehr in den Nerven, die unmittelbar zu den Muskeln der Kinnbacken gehn. Dasselbe Verhältniß findet zwischen den Ursachen der Melancholie in den Organen der Brust und des Unterleibs statt. Sie wird geheilt, wenn die Wirkungen dieser Ursachen aufgehoben werden, so wie der Trismus heilt, sobald der Reiz, den die kleine Wunde verursacht, beseitigt ist. Ich werde weiter unten bei Auseinandersetzung der Art und Weise, wie wohl aus Leiden der Brust und des Unterleibs Gemüthskrankheiten zu Stande kommen mögen, auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Also den Reiz aller Geistes- und Gemüthsthätigkeiten haben wir alle Ursache im Gehirn zu vermuthen, mithin auch hier, und nirgends anders, die nähern und nächsten Bedingungen der Geistes- und Gemüthskrankheiten zu suchen. Das Gehirn aber ist aus mehreren Theilen zusammengesetzt und stellt ein Convolut mehrerer verschiedener Organe dar, die mit einander in enger Verbindung stehn. Bei niederen Thieren, bei Fischen, Amphibien, Vögeln u. s. w. sehen wir diese Organe mehr

getrennt und in einzelne Ganglien getheilt. Je weiter die Stufenleiter der Thiere zum Menschen aufsteigt, desto näher stehn diese Organe zu einander, desto inniger sind sie mit einander verbunden, und eben darin mag der Grund der Vielseitigkeit des menschlichen Geistes, die nahe Verbindung des Bewußtseyns mit dem Denk- und Gefühlsvermögen, so wie wiederum bei krankhaften Veränderungen die Mannichfaltigkeit, die wir in den abnormen Aeußerungen der Geistes- und Gemüthsvermögen bei Geisteskranken bemerken, ihren Grund haben.

So weit wir an den äusseren Erscheinungen des Körpers und des Geistes, so wie aller Dinge, eine Verschiedenheit wahrnehmen, müssen wir auch, den Gesetzen unserer Vernunft gemäß, einen verschiedenen innern Grund dieser Vermögen voraussetzen. Dieser allgemein gültige Schluß berechtigt uns, für die verschiedenen Thätigkeiten und Vermögen des Geistes und des Gemüthes besondere Theile in dem Gehirn anzunehmen, in denen wir ihren Sitz vermuthen müssen. Das Denkvermögen muß einen andern Theil des Gehirns als seinen Sitz in Anspruch nehmen, als das Gefühlsvermögen. Wir haben Ursache zu glauben, daß jedes Talent, jede Fertigkeit, das Gedächtniß u. s. w. seinen eigenen Sitz, seine eigene Stelle behauptet. Diese Ansicht kommt der Gallischen Theorie sehr nahe, nur daß Gall seiner Lehre durch Uebertreibung geschadet hat, und das an äußeren Veränderungen des Schädels finden wollte, was doch eben so gut nach innen sich mehr entwickeln konnte; abgesehen davon daß man annehmen kann, daß die höhere Ausbildung oder hervorstechende Aeußerung einer Geistesthätigkeit in einer feineren Organisation des Theils, der ihr zu Grunde liegt, bestehn kann, ohne daß dieser Theil gerade auffallend stärker sich entwickelt und vergrößert haben sollte.

Wir bemerken eine große Verschiedenheit, eine lange

Stufenfolge der Geistesanlagen und Fähigkeiten nicht nur in quantitativer Hinsicht, sondern auch in qualitativer. Die Stufenreihe von dem Cretin bis zum scharfsinnigen Gelehrten ist unzählbar; welche Verschiedenheit herrscht in der mannichfaltigen Ausbildung des Geistes, zwischen den Talenten des Künstlers und dem tiefblickenden Denker, zwischen dem praktischen Menschen und dem Gelehrten, zwischen dem allseitigen Weltmann und dem einseitigen Philosophen, zwischen einem ungeheuren Gedächtnißkram und einem logisch unterscheidenden Judicium, — welche Verschiedenheit endlich unter den kleineren Talenten zu den verschiedenen Arten der Kunstfertigkeiten, des Gedächtnisses (Personalgedächtniß, Lokalgedächtniß u. s. w.)!

Wiewohl es nicht zu läugnen ist, daß zu dieser verschiedenartigen Ausbildung des Geistes die Erziehung, die Gelegenheit, die sich zur Cultivirung irgend eines Talentes darbietet, viel beiträgt, so zeigt uns doch die Erfahrung auch wiederum die sprechendsten Beweise, daß diese Talente und Fähigkeiten, sowohl in ihrer quantitativen als qualitativen Verschiedenheit angeboren und mithin organisch begründet sind. Denn wir können unmöglich annehmen, daß diese Verschiedenheit in der Seele unmittelbar ihren Grund habe, sondern müssen vielmehr diese an und für sich in jedem Menschen für gleich halten. Ihre scheinbare Verschiedenheit hat immer im körperlichen Gebilde ihren Grund. Die Verschiedenheit, in welcher wir aber diese Fähigkeiten beobachten, läßt uns auf Verschiedenheit dieses organischen Grundes schließen. Anders muß das Organ des blitzähnlichen Witzes, anders das des tiefforschenden und langsam analysirenden oder synthesirenden Denkers, anders das des Gedächtnisses, anders das des Judiciums beschaffen seyn. Dies gibt uns die gesunde Vernunft an die Hand, auch wenn wir durch unsere Sinne oder durch chemische Prüfungen den Unterschied in der

Formation und Mischung selbst nicht wahrnehmen können. Die Verschiedenheit des Produkts muß auf eine Verschiedenheit der Bedingungen, wodurch das Produkt zu Tage kommt, oder des Producirenden schließen lassen.

Diese Verschiedenheit der einzelnen Organe, welche den verschiedenen Geistesvermögen und Thätigkeiten zu Grunde liegen, ihre Verbindung und nahe Lage an einander, so daß sie zusammengenommen nur ein Organ auszumachen scheinen, welches das Centralorgan des ganzen Nervensystems ist, muß natürlich die Ursache der Mannichfaltigkeit seyn, die wir nicht nur in den verschiedenen Arten der Geisteskrankheiten, sondern auch in einer und derselben Art bemerken. Wenn es ausgemacht ist, daß überhaupt in der Pathologie kein Krankheitsfall im Konkreten dem andern in jeder Beziehung gleich, sondern höchstens ähnlich ist, so behauptet dieses Axiom am ersten bei Geisteskrankheiten seine Wahrheit, was wohl hauptsächlich in der Verschiedenartigkeit der Organe des Gehirns bei den verschiedenen Individuen seinen Grund haben mag. Doch ich will damit nicht in Abrede stellen, daß auch die Verschiedenheit des moralischen Karakters, der Erziehung, der verschiedenen Neigungen, Sitten, Gewohnheiten, des Standes, Alters, und Geschlechtes hierbei von großem Einflusse sind, und die feinsten Nüancirungen in einer und derselben Art der Geisteskrankheiten bilden.

Diese Mannichfaltigkeit der Erscheinungen in den Arten dieser Krankheitsklasse, gibt die Auflösung zu dem Räthsel, warum die Eintheilung und Klassifizirung derselben bei den verschiedenen Schriftstellern so verschieden ist. Im Allgemeinen finde ich hier zu bemerken, daß wir uns hier gerade vor einer zu großen und symptomatischen Klassifizirung zu hüten haben, wenn wir nicht durch eine zu große Zersplitterung der Arten und Varietäten mehr Dunkelheit als Licht in dieses Labyrinth bringen wollen.

Nachdem ich so meine Meinung über den Ort ausgesprochen, wo wir die nächste Ursache der Geisteskrankheiten zu suchen haben, komme ich zur näheren Entwickelung der Bedingungen dieser nächsten Ursache selbst, oder wie ich sie lieber nennen möchte, der näheren Ursache der Geisteskrankheiten.

Diese aber haben wir nicht aus einer einzelnen Erscheinung, aus einer einzelnen Thatsache zu schöpfen, sondern wir haben sie aufzusuchen, indem wir die entfernten Ursachen, den Verlauf der verschiedenen Ursachen der Geisteskrankheiten von ihrem ersten Ursprunge an, bis zu ihrer Vollendung in Gesundheit oder Tod, ferner die Resultate, die uns die Leichenöffnungen darbieten, zu Rathe ziehn, und sie in Vergleichung wie Ursache und Wirkung zu einander stellen. Alle diese Momente zusammengenommen werden uns ein getreues Bild der Krankheit und die nähere Einsicht in ihre Entwickelung, in ihr eigenthümliches Wesen geben. Einzeln genommen beweisen sie nichts. Weder die genaue Aufzählung der entfernten Ursachen, noch die Darstellung der einzelnen Symptome der Krankheit, noch endlich die Resultate der Leichenöffnungen, werden uns Aufschluß über das Wesen der Geisteszerrüttung geben, wenn sie für sich dahin gestellt bleiben und nicht in Beziehung zu einander gesetzt, und sich selbst wechselweise erklärend, gleichsam zu einem Ganzen verbunden werden. Vorzüglich sind es die Entwickelungsgeschichte der Krankheit, der Zeitraum ihres ersten Erscheinens und die Folgerungen, die wir aus den ersten Symptomen zu machen berechtigt sind, welche uns Aufschluß geben können über die näheren materiellen Bedingungen, die ihr zum Grunde liegen.

Versuchen wir daher die Entwickelungsgeschichte der Geisteskrankheiten nach den Erscheinungen zu schildern, wie sie uns die Erfahrung darbietet!

so groß ist, sehn wir jene Erscheinungen vorübergehn, ohne daß sie weitere Folgen hinterlassen. Ist aber ihre Einwirkung anhaltender, oder finden sie in hohem Grade statt, ist das Individuum selbst von reizbarem Karakter, hat es überhaupt viel Empfänglichkeit für eine oder die andere Leidenschaft so muß natürlich auch die Wirkung derselben stärker und anhaltender seyn. Wir sehn nun den aufgeregten Zustand Tage und Wochen lang anhalten, wir bemerken eine außerordentliche Unruhe, Schlaflosigkeit und Hast in allen Dingen, in allen Bewegungen und Handlungen. Dabei zeigt sich uns schon ein im gewissen Grade verkehrtes Handeln, ein übereiltes Handeln; wir hören den Leidenschaftlichen Dinge sprechen und Handlungen verrichten, die er bei kaltem Blute in ruhigem Zustande nicht gesprochen, nicht gethan haben würde. Dies sind Beweise, daß er seiner Vernunft schon nicht mehr recht mächtig ist. Nur einen Schritt weiter und wir sehn den vollkommenen Wahnsinn, eine fürchterliche Tobsucht ausbrechen.

Was müssen hier für Veränderungen im Inneren vorgehn, die diesen äussern Erscheinungen zu Grunde liegen. Alle obengenannten Symptome, besonders die Kongestionen des Blutes nach dem Kopfe, finden in sehr erhöhtem Grade statt. Diese Blutüberfüllung im Gehirn, die erhöhte Thätigkeit, die sich auch bis auf die feinsten Kapillargefäße erstreckt, muß natürlich sehr nachtheilig einwirken. Sie wird da am stärksten seyn, wo das Organ oder der Theil sich befindet, der gerade den Sitz der aufgeregten Gemüthsaffektion ausmacht. Diese erhöhte Thätigkeit der Gefäße, diese Blutmasse muß natürlich allmählig nachtheilig auf die Substanz eines oder des andern Theils des Gehirns einwirken, dieselbe in ihrer Form, Mischung verändern, das gegenseitige Verhältniß der einzelnen Theile zu einander stören, und somit, statt daß früher in den gelindern Graden der Leidenschaften ihre Wir-

Reizung an bis zu den niedreren und höheren Graden der Entzündung. Sie wirkt nachtheilig auf die Substanz des Theils, den sie gerade vorzugsweise betrifft, verändert ihn, wenn ihr kein Ziel gesetzt wird, früher oder später in Mischung und Form und bedingt hierdurch die Geisteszerrüttung, die selbst fortdauert, wenn die erhöhte Gefäßthätigkeit längst aufgehört hat. Das Produkt bleibt, während das Producirende selbst verschwunden ist. Nicht immer ist es uns vergönnt, diese Veränderung der Mischung und der Form genau zu erkennen und einzusehn. Finden wir aber immer das Leiden der Hypochondrie, der Cardialgie, deren nächste Ursache wir doch in den Nerven des Unterleibs, des Magens suchen zu müssen glauben, in diesen Nerven? Die feinere Anatomie und die animalische Chemie muß noch große Fortschritte machen, wenn sie uns alle, und nicht bloß die auffallendsten Veränderungen im menschlichen Körper, die durch Krankheiten erzeugt werden, aufdecken will. Zu diesem Ziele werden wir wohl nie gelangen und uns mithin die ganz genaue Einsicht der nächsten Ursache, so wie aller, oder doch der meisten Krankheiten, so auch der Geisteskrankheiten, nicht vergönnt werden. Auch ist zu bedenken, daß wir die Theile nach dem Tode oft anders finden und oft Ursache haben zu glauben, daß wir sie anders finden müssen, als sie während dem Leben waren, als sie namentlich während der Blüthe der Krankheit waren. So hat man öfters die Beobachtung gemacht, daß Geisteskranke, welche viele Jahre lang im Irrwahn zugebracht haben, während einer zufälligen Krankheit, welche ihre Körperkräfte sehr erschöpfte, oder auch kurz vor ihrem Tode, ganz vernünftig gesprochen haben. Ich selbst habe mehrmals diese Beobachtung gemacht. Müssen hier nicht während dieses zufälligen Erkrankens ganz andere materielle Bedingungen in Ansehung des geistigen Leidens eintreten, die

tes Verhältniß von Raum und Zeit bedingt, über welches wir nie hinausdringen werden. Können wir doch nicht einmal das Gras wachsen sehn, auch wenn wir Tage lang es betrachten, und doch liegt dies offen und klar am Tage!

Eben deswegen, weil uns die nächsten Ursachen der Geisteskrankheiten immer mehr oder weniger verborgen bleiben werden, möchte ich auch den Gegenstand dieses Aufsatzes lieber eine Untersuchung der näheren, als gerade der nächsten Ursachen der Geisteszerrüttung nennen.

Um einem möglichen Einwurfe, daß ich hier die Gemüthsbewegungen, die doch eben bereits als die Funktionen gewisser Organe oder Theile des Gehirns angesehen worden sind, gewissermaaßen als äußere und entfernte Ursachen betrachte, zu begegnen, wiederhole ich, was schon oben erwähnt wurde, daß ich der Meinung bin, daß wir zwar die Geistes- und Gemüthsthätigkeiten für Eigenschaften der Seele halten müssen, daß diese aber, an ein körperliches Substrat während diesem irdischen Leben gebunden, auch nur durch dasselbe sich äußern können. Wird nun dieses Substrat durch Uebermaaß seiner Aktionen, durch eine den Maaßstab seiner natürlichen und normalen Thätigkeit überschreitende Anstrengung, in ein Mißverhältniß versetzt und materiell vorübergehend oder bleibend verändert, so müssen auch natürlicher Weise die Aeußerungen seiner Aktionen oder Funktionen vorübergehend oder bleibend verändert werden, und krankhaft, d. h. vom gewöhnlichen Wege abweichend erscheinen. Als Gegenstück stelle ich eine sehr gewöhnliche Erscheinung auf. Jedermann hält die Verdauung für eine Funktion des Magens und Darmkanals überhaupt. Wird nun diese Funktion, diese Kraft über die Maaßen in Anspruch genommen, entweder durch eine zu große Menge von Speisen, oder durch schwerere Auflöslichkeit und Zersetzbarkeit derselben, so muß dieselbe natürlich leiden, und wir ha-

nen Schlaflosigkeit oder lebhafte Träume, Unvermögen sich lange und anhaltend mit einem Gegenstande zu beschäftigen, ausgenommen mit dem, welcher als Ursache der Leidenschaft oder Gemüthsbewegung anzusehn ist, und was mit ihm in naher oder entfernter Beziehung steht; Vermehrung aller Sekretionsthätigkeiten und gleichzeitige Verminderung des Appetits. Alle diese Erscheinungen bemerken wir bei einigermaaßen in höherem Grade auftretenden Leidenschaften und Gemüthsbewegungen. Diese Grade der Einwirkung sind unendlich verschieden, und eben so verschieden auch die Reaktionen des Körpers. In geringerem Grade wirken sie wohlthätig und als ein heilsamer Reiz, der die Lebensthätigkeit erhöht, in stärkeren dagegen höchst nachtheilig. Wie wohlthätig wirkt die Freude in geringerem Grade, z. B. die Freude der Aeltern über ihre Kinder, die Freude, die man über eine gute Handlung empfindet! Nachtheilig schon wirkt die Freude, wenn sie durch einen lange gehegten und nun befriedigten Wunsch, z. B. durch Erlangung eines Amtes, einer Ehrenstelle u. s. w. verursacht wird. Den meisten Menschen wenigstens wird dies schon eine schlaflose Nacht verursachen. Aber höchst nachtheilig, ja selbst unmittelbar den Tod verursachend, kann eine plötzliche und sehr große Freude wirken. Die Beispiele davon sind nicht ganz selten. Freilich kommt es hier immer auf den Grad des Gefühlsvermögens an. Ein reizbares Mädchen, ein gefühlvoller Mensch überhaupt, wird weit eher diese nachtheiligen Wirkungen der höheren Grade der Leidenschaften empfinden, als ein böotisches Temperament, als ein kalter gefühlloser Mensch. Was hier von der Wirkung der Freude gesagt worden ist, gilt auch von den übrigen aufregenden Leidenschaften und Gemüthsaffekten.

Bei minder starker Einwirkung der Gemüthsaffekte, sey es nun, daß sie selbst schwächer und vorübergehend sind, oder daß die Empfänglichkeit, die Reizbarkeit des Subjekts nicht

so groß ist, sehn wir jene Erscheinungen vorübergehn, ohne daß sie weitere Folgen hinterlassen. Ist aber ihre Einwirkung anhaltender, oder finden sie in hohem Grade statt, ist das Individuum selbst von reizbarem Karakter, hat es überhaupt viel Empfänglichkeit für eine oder die andere Leidenschaft so muß natürlich auch die Wirkung derselben stärker und anhaltender seyn. Wir sehn nun den aufgeregten Zustand Tage und Wochen lang anhalten, wir bemerken eine außerordentliche Unruhe, Schlaflosigkeit und Hast in allen Dingen, in allen Bewegungen und Handlungen. Dabei zeigt sich uns schon ein im gewissen Grade verkehrtes Handeln, ein übereiltes Handeln; wir hören den Leidenschaftlichen Dinge sprechen und Handlungen verrichten, die er bei kaltem Blute in ruhigem Zustande nicht gesprochen, nicht gethan haben würde. Dies sind Beweise, daß er seiner Vernunft schon nicht mehr recht mächtig ist. Nur einen Schritt weiter und wir sehn den vollkommenen Wahnsinn, eine fürchterliche Tobsucht ausbrechen.

Was müssen hier für Veränderungen im Inneren vorgehn, die diesen äussern Erscheinungen zu Grunde liegen. Alle obengenannten Symptome, besonders die Kongestionen des Blutes nach dem Kopfe, finden in sehr erhöhtem Grade statt. Diese Blutüberfüllung im Gehirn, die erhöhte Thätigkeit, die sich auch bis auf die feinsten Kapillargefäße erstreckt, muß natürlich sehr nachtheilig einwirken. Sie wird da am stärksten seyn, wo das Organ oder der Theil sich befindet, der gerade den Sitz der aufgeregten Gemüthsaffektion ausmacht. Diese erhöhte Thätigkeit der Gefäße, diese Blutmasse muß natürlich allmählig nachtheilig auf die Substanz eines oder des andern Theils des Gehirns einwirken, dieselbe in ihrer Form, Mischung verändern, das gegenseitige Verhältniß der einzelnen Theile zu einander stören, und somit, statt daß früher in den gelindern Graden der Leidenschaften ihre Wir-

wir bei dem ersten Auftreten der Melancholie bemerken, mit den heftigen Congestionen des Bluts nach dem Kopfe, mit der Unruhe, Schlaflosigkeit, und mit den Resultaten der an dieser Gattung der Geisteszerrüttung Unterlegenen, wird sie weniger gesucht erscheinen. Bei mehreren an Melancholie Leidenden bemerkte ich eine fortdauernde und anhaltende Neigung zu Kongestionen des Bluts nach dem Kopf, die der Behandlung unendliche Schwierigkeiten entgegensetzten. Bis jetzt konnte man in den Leichen von an Melancholie Verstorbenen keine Veränderungen im Gehirne entdecken, welche von den Resultaten der übrigen Arten der Geisteszerrüttung wesentlich verschieden wären. Also reduciren sich, wie ich weiter unten näher berühren werde, auf Veränderungen, die wir für Wirkungen einer erhöhten und von dem normalen Wege excedirenden Thätigkeit der Gefäße im Gehirn und dessen nächsten Umgebungen halten müssen. Darin aber unterscheiden sich die Leichenöffnungen der Melancholischen von den übrigen Arten der Geisteszerrüttung, daß wir bei ihnen bei weitem häufiger Fehler in den Eingeweiden der Brust und des Unterleibs, namentlich im Herzen, in der Milz und der Leber finden. Diese Leiden aber können, wie ich bereits oben bemerkte, füglich für nichts anders, als einestheils für entfernte Ursachen angesehn werden, welche durch Consensus im Centralorgan, im Gehirne, das eigentliche Gemüthsleiden erweckten und unterhalten; oder in andern Fällen als sekundäre Veränderungen in Folge des Gemüthsleidens angesehn werden müssen.

Der Proceß der Krankheitsentwickelung nach der Einwirkung der über die Maaßen erhöhten Leidenschaften und Gemüthsaffekte, wird durch Analogie noch deutlicher in die Augen springen, wenn wir genau den Vorgang beobachten, der die Folge einer übermäßigen Thätigkeit der eigentlichen und im strikteren Sinne des Worts genommenen Geistes-

tes Verhältniß von Raum und Zeit bedingt, über welches wir nie hinausbringen werden. Können wir doch nicht einmal das Gras wachsen sehn, auch wenn wir Tage lang es betrachten, und doch liegt dies offen und klar am Tage!

Eben deswegen, weil uns die nächsten Ursachen der Geisteskrankheiten immer mehr oder weniger verborgen bleiben werden, möchte ich auch den Gegenstand dieses Aufsatzes lieber eine Untersuchung der näheren, als gerade der nächsten Ursachen der Geisteszerrüttung nennen.

Um einem möglichen Einwurfe, daß ich hier die Gemüthsbewegungen, die doch eben bereits als die Funktionen gewisser Organe oder Theile des Gehirns angesehen worden sind, gewissermaaßen als äußere und entfernte Ursachen betrachte, zu begegnen, wiederhole ich, was schon oben erwähnt wurde, daß ich der Meinung bin, daß wir zwar die Geistes- und Gemüthsthätigkeiten für Eigenschaften der Seele halten müssen, daß diese aber, an ein körperliches Substrat während diesem irdischen Leben gebunden, auch nur durch dasselbe sich äußern können. Wird nun dieses Substrat durch Uebermaaß seiner Aktionen, durch eine den Maaßstab seiner natürlichen und normalen Thätigkeit überschreitende Anstrengung, in ein Mißverhältniß versetzt und materiell vorübergehend oder bleibend verändert, so müssen auch natürlicher Weise die Aeußerungen seiner Aktionen oder Funktionen vorübergehend oder bleibend verändert werden, und krankhaft, d. h. vom gewöhnlichen Wege abweichend erscheinen. Als Gegenstück stelle ich eine sehr gewöhnliche Erscheinung auf. Jedermann hält die Verdauung für eine Funktion des Magens und Darmkanals überhaupt. Wird nun diese Funktion, diese Kraft über die Maaßen in Anspruch genommen, entweder durch eine zu große Menge von Speisen, oder durch schwerere Auflöslichkeit und Zersetzbarkeit derselben, so muß dieselbe natürlich leiden, und wir ha-

ben eine Menge unangenehmer Empfindungen, als Drücken im Magen, Aufstoßen, Ekel u. s. w. Wie nun hier die Verdauung leidet, so leiden bei den Gemüthskrankheiten die Aeußerungen des Gemüthes selbst, durch ein Uebermaaß, einen Mißbrauch seiner Thätigkeiten. Daß nun hier weit zahlreichere durch Mitleidenschaft u. s. w. verursachte Erscheinungen auftreten, liegt darin, weil das Gehirn das Centralorgan des ganzen Körpers ist, mit welchem das Herz in naher Beziehung steht, der Magen und Darmkanal aber hinsichtlich des Ranges der Organe doch eine sehr untergeordnete Rolle spielen.

Gehen wir nun weiter in Betrachtung der Einwirkung der entfernten Ursachen der Geisteskrankheiten und prüfen die Wirkungen der sogenannten deprimirenden Gemüthsaffekte, als Neid, Mißgunst und Aerger, Kummer, Gram und Sorgen, Furcht und Schrecken! Man hat diese deprimirende Gemüthsaffekte genannt, weil sie im geringeren Grade ihrer Einwirkung alle Lebensaktionen und namentlich die Thätigkeit des Blutsystems mindern, im Gegensatz von den excitirenden, welche schon in geringeren Graden aufregen. Allein diese Depression findet doch nur bei minderem Grade der Einwirkung der genannten Gemüthsaffekte statt. In ihren höheren und höchsten Graden wirken sie ebenfalls aufregend und die Thätigkeit des Blutsystems erhöhend, nur vielleicht in minderem Grade als die excitirenden. Ihre Wirkung scheint aber viel eindringender und in längerer Zeit nachtheiliger zu seyn, weil sie erstens meistens länger anhalten und zweitens das Gefäßsystem mehr im Innern der Organe aufregen und dagegen an der Haut, an der Peripherie, die Thätigkeit desselben mindern. Wenigstens bemerken wir als Folge ihrer Einwirkung meistens eine blasse, krampfhaft zusammengezogene Haut und kältere Temperatur der äußeren Oberfläche, während die inneren Organe und namentlich

das Gehirn, das Herz und die Lungen mit Blut überfüllt sind. Die Visionen, die bei Furcht und Schrecken vorkommen, das heftige Herzklopfen, die Beengung in der Brust und das beinahe gänzliche Stillstehen der Respiration bei diesen Gemüthsbewegungen beweisen dies zur Genüge. Sie bewirken Wahnsinn nur bei höherem Grade und längerer Dauer ihrer Einwirkung. Zuweilen und in dem höchsten Grade ist ihre Einwirkung so schnell, daß wir den Wahnsinn plötzlich entstehn sehn, ja, daß Schlagfluß erfolgt, denn diesen kann man wohl als die Ursache des Todes ansehn, wenn er die Folge eines plötzlichen und heftigen Schreckens ist. Neid und Mißgunst treten wohl nur selten und vielleicht nur unter besondern Umständen als Ursachen der Geisteszerrüttung auf. Mir ist kein Fall bekannt, in welchem man sie deswegen allein anklagen könnte; weit öfter schon der Aerger oder Zorn, der nicht zum Ausbruche kommt, und eben deswegen nachtheiliger und intensiver einwirkt, am häufigsten aber Sorgen, Gram und Kummer. Bemerken wir hier nicht auch eine große Unruhe, Schlaflosigkeit, Herzklopfen, beschleunigte und gepreßte Respiration, ein Unvermögen, sich mit andern Gegenständen zu beschäftigen als gerade dem Gegenstande der Sorge oder des Grams? Haben wir nicht Ursache, hier ebenfalls ein Leiden im Gehirn vorauszusetzen und dieß in einer erhöhten, excedirenden Thätigkeit der Blutgefäße, in einer Blutanhäufung und Stockung in denselben, entweder im ganzen Gehirn oder in einzelnen Theilen desselben zu suchen, welche dann bei längerer Fortdauer ein bleibendes Leiden des Organs zur Folge haben und somit den Verstand zerrütten, oder einen bleibenden niedergedrückten Zustand des Gemüths bewirken, den wir mit dem Namen Tiefsinn, Melancholie, bezeichnen?

Diese Erklärungsweise mag gesucht erscheinen, aber in Verbindung und Vergleichung mit den Erscheinungen, die

wir bei dem ersten Auftreten der Melancholie bemerken, mit den heftigen Congestionen des Bluts nach dem Kopfe, mit der Unruhe, Schlaflosigkeit, und mit den Resultaten der an dieser Gattung der Geisteszerrüttung Unterlegenen, wird sie weniger gesucht erscheinen. Bei mehreren an Melancholie Leidenden bemerkte ich eine fortdauernde und anhaltende Neigung zu Kongestionen des Bluts nach dem Kopf, die der Behandlung unendliche Schwierigkeiten entgegensetzten. Bis jetzt konnte man in den Leichen von an Melancholie Verstorbenen keine Veränderungen im Gehirne entdecken, welche von den Resultaten der übrigen Arten der Geisteszerrüttung wesentlich verschieden wären. Alle reduciren sich, wie ich weiter unten näher berühren werde, auf Veränderungen, die wir für Wirkungen einer erhöhten und von dem normalen Wege excedirenden Thätigkeit der Gefäße im Gehirn und dessen nächsten Umgebungen halten müssen. Darin aber unterscheiden sich die Leichenöffnungen der Melancholischen von den übrigen Arten der Geisteszerrüttung, daß wir bei ihnen bei weitem häufiger Fehler in den Eingeweiden der Brust und des Unterleibs, namentlich im Herzen, in der Milz und der Leber finden. Diese Leiden aber können, wie ich bereits oben bemerkte, füglich für nichts anders, als einestheils für entfernte Ursachen angesehn werden, welche durch Consensus im Centralorgan, im Gehirne, das eigentliche Gemüthsleiden erweckten und unterhalten; oder in andern Fällen als sekundäre Veränderungen in Folge des Gemüthsleidens angesehn werden müssen.

Der Proceß der Krankheitsentwickelung nach der Einwirkung der über die Maaßen erhöhten Leidenschaften und Gemüthsaffekte, wird durch Analogie noch deutlicher in die Augen springen, wenn wir genau den Vorgang beobachten, der die Folge einer übermäßigen Thätigkeit der eigentlichen und im strikteren Sinne des Worts genommenen Geistes-

thätigkeiten ist, d. h. der Operationen des Verstandes, des Gedächtnisses, der Erinnerungskraft und der anhaltenden und ungetheilten Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand. Es wird keinem unbekannt seyn, der diese Geisteskräfte irgend einmal anhaltend anstrengte, wie nach einiger Zeit die Temperatur des Kopfs erhöht wird, die Wangen sich röthen, die Augen lebhafter werden, nach und nach Klopfen im Kopf und ein drückendes Kopfweh eintreten, dann Unruhe, weniger deutliches Denken, eine gewisse Verwirrung der Ideen, ein Unvermögen sich der zunächst gehabten Ideen zu erinnern erfolgt, während im Gegentheil die äußersten Theile des Körpers, Hände und Füße erkalten. Beschäftigt man sich Abends bis in die Nacht sehr anhaltend mit Geistesarbeiten, so folgt in der Regel, wenn anders die Gewohnheit nicht schon die Natur verkehrt hat, eine unruhige Nacht darauf. Man beschäftigt sich die ganze Nacht in den Träumen mit nichts anderm als mit dem Gegenstande, der am vergangenen Abend die Aufmerksamkeit bedeutend in Anspruch nahm. Erwartet man irgend eine Sache den andern Tag mit Sehnsucht, oder auch mit Furcht, so folgt ebenfalls eine schlaflose, oder wenigstens eine höchst unruhige Nacht. Alle diese Erscheinungen lehrt die tägliche Erfahrung. Sie lassen auf eine erhöhte Thätigkeit der Organe schließen, welche für die Operationen des Denkens dienen, und eine sekundäre Folge dieser vermehrten Thätigkeit, des Mißbrauchs dieser Organe, ist ein sehr vermehrter Blutzufluß und erhöhte Thätigkeit der Gefäße.

Wird nun dieser Mißbrauch häufig wiederhohlt, hält er längere Zeit an, so müssen nothwendig auch die Folgen bedeutender werden, alle Erscheinungen nehmen intensiv zu, und zuletzt entsteht, mit längere Zeit anhaltender Veränderung des materiellen Substrats der in Affektion stehenden Organe, ein krankhafter Zustand der Geistesaktio-

nen, eine unregelmäßige Thätigkeit derselben, entweder in Beziehung auf ein Objekt (als fixe Idee, Monomanie), oder auf mehrere und unterschiedliche Gegenstände, die eigentliche Verrücktheit und Narrheit. Man hat in der Volkssprache einen die Sache sehr bezeichnenden Ausdruck für das Zustandekommen dieser Art der Geisteszerrüttung, wenn man sagt, »der Mensch ist übergeschnappt, er hat sich überstudirt«. Diese Procedur scheint mir ziemlich klar und gibt, wie gesagt, noch mehr Licht über die Einwirkung der Gemüthsaffekte, und das Zustandekommen der Geisteszerrüttung durch übermäßige Thätigkeit derselben.

Während ich dieses schreibe, kommt mir ein Aufsatz des Hrn. M. E. A. Naumann »über die Entzündungshaut und die Veränderungen des Bluts überhaupt« zu Gesicht, unter dessen vielen geistreichen und interessanten Bemerkungen mich noch besonders eine Stelle anzog *), die ganz hierher paßt, und mir über das Zustandekommen der Geisteszerrüttung durch Gemüthsaffekte und erhöhte Thätigkeit der Gehirnorgane überhaupt einen so deutlichen Aufschluß zu geben scheint, daß ich sie wörtlich hierher setze: »Ist die Thätigkeit eines Theils in hohem Grade und auf Unkosten der übrigen gesteigert worden, so beginnt in demselben ein rascherer Lebensprozeß, der wiederum eine stärkere Consumtion der ihm entsprechenden Stoffe aus der Blutmasse nothwendig macht. Dadurch wird das Blut überhaupt genöthigt, in größeren Quantitäten dem Sitze der vermehrten Thätigkeit zuzuströmen, was natürlich um so ungehinderter geschehen kann, je tiefer die Thätigkeit des übrigen Körpers verhältnißmäßig herabgesunken ist. So entsteht Congestion zu dem Organe, dessen Aktivität gesteigert wor-

*) M. s. Journal der praktischen Heilkunde von C. W. Hufeland und E. Osann. Junius, 1825. S. 96.

den ist, und rascherer Durchgang des Blutes durch dasselbe, in Folge deren es sich vergrößert und an Umfang und Stärke gewinnt; indessen vermag ein allzuheftiger und stürmischer Einfluß des Blutes die Sinne plötzlich umzuändern, indem die Gefäße, über eine gewisse Gränze ausgedehnt, dem Blute einen Ausweg nach aussen gestatten, oder einer Entzündung den Weg bahnen, oder Stockungen veranlassen. Dieser Fall trift bei Organen von einer weicheren Textur besonders häufig ein, und bedingt gerade hier höchst langwierige und bedenkliche Zustände: indem nämlich das Organ nur theilweise dem Einflusse des einströmenden Blutes nachgiebt und im Anfange nur die kleinsten Gefäße bis über die natürliche Gränze ausgedehnt werden, während die größern, oder durch ihre Lage mehr unterstützten Gefäße widerstehn, wird in demselben Organe Entzündung und Congestion gleichzeitig hervorgerufen und dadurch die erstere äußerst hartnäckig gemacht. Aus diesem Grunde ist es weit besser, wenn ein Organ in seiner Totalität die entzündliche Reizung möglichst gleichförmig theilt, weil dann die übrigen Organe gegen dasselbe als eine Gesammtheit reagiren und kein innerer Zwiespalt in demselben die Disharmonie vermehrt. Aus derselben Ursache ist Congestion so lange gefahrloser, so lange sie in jedem Punkt des betreffenden Organs gleichförmig statt findet; denn in diesem Falle kann dieselbe entweder gar nicht, oder doch nur in einen allgemeinen Entzündungszustand übergehn.« —

Weniger Schwierigkeiten als die Wirkung der Geistes- und Gemüthsaktionen wird uns die Art und Weise machen, wie die physischen Ursachen Geisteszerrüttung erzeugen.

Was zuvörderst die Erblichkeit betrifft, diese nach Esquirols Erfahrungen so häufige Ursache der Geisteszerrüttung, so ist dieselbe in der ersten Organisation begründet. Es ist eine durch die Formation der Organe verursachte be-

deutende Anlage, welche nun bei sonst unbedeutenden äusseren Veranlassungen die Hauptursache zur Entwickelung der Krankheit abgibt. Worin diese abnorme Formation bestehe, wissen wir nicht, und können wir nicht wissen, so lange uns das genaue Verhältniß der Grösse und Form der einzelnen Theile des Gehirns, so wie der Mischung ihrer Substanz in jedem Individuum, während dem Leben, unbekannt ist. Denn dieses Mißverhältniß wird in den meisten Fällen höchst verschieden seyn, indem ja kein Organismus dem andern in jeder Beziehung gleich ist, und man immer eine gewisse Breite des Normaltypus der Organe annehmen kann.

Eine zuweilen vorkommende insbesondere den periodischen Wahnsinn erzeugende Ursache ist die Vollblütigkeit und anhaltende Neigung zu Congestionen des Bluts nach dem Kopfe. Hierdurch entsteht eine allgemeine Blutüberfüllung im Gehirn, wodurch dessen Funktionen gestört werden, deren Folge dann allgemeiner Stumpfsinn und Delirien sind. Solche Kranke klagen meistens über heftigen und drückenden Kopfschmerz, besonders bei der periodischen Wiederkehr des Wahnsinns und bei dem Nachlassen desselben. Während der Höhe der Krankheit fühlen sie dagegen von dem Kopfschmerze nichts, man bemerkt eine allgemeine Verwirrung der Ideen, wobei der Puls meistens klein, gespannt und härtlich ist (pulsus oppressus), eine Erscheinung, die darin eine hinreichende Erklärung findet, daß das Blut mehr nach den innern Theilen und insbesondere nach dem Gehirne hinfließt, und sich da anhäuft, während an der Peripherie des Körpers und in den Extremitäten sein Zufluß sich vermindert. Nicht selten ist diese Art der Geisteszerrüttung mit Epilepsie verbunden, deren Paroxysmen dann während dieser Periode des Wahnsinns sehr häufig wiederkehren. Starke Aderlässe, ableitende, die Thätigkeit des Blutsystems vermindernde,

Gesetz nun hierbei in Anspruch genommen werde, daß die metastatische Leiden gerade im Gehirn erfolge, können wir nicht genau bestimmen. Zuweilen, vielleicht immer, ist eine Gemüthsaffektion, die ja stets einen stärkern Zufluß des Bluts nach dem Kopfe zur Folge hat, die Ursache davon. Zuweilen mag aber eine gewisse uns bis jetzt unerklärliche Disposition hierbei mit ins Spiel kommen. Bleibt uns doch der Grund der individuellen Anlage noch immer mehr oder weniger ein Räthsel; werden wir uns doch nie die Frage beantworten können, warum der eine Mensch nach einer Erkältung eine Halsentzündung, der andere Durchfall, der dritte Schnupfen und Katarrh bekommt!

Ohne zu glauben, daß bei dem nach Unterdrückung der Milchsekretion erfolgten Wahnsinn der Wöchnerinnen eine förmliche Milchabsonderung im Gehirne statt finde, ist es mir doch wahrscheinlich, daß, wie bei der Gelbsucht ein gallartiger Stoff ins Blut aufgenommen wird, so auch hier die Bestandtheile der Milch resorbirt und mit der Blutmasse vermischt werden, wodurch dann wohl das Blut eine auf chemische Weise heterogene Eigenschaft erhält und mithin als ein um so fremdartigerer Reiz auf dasjenige Organ wirken muß, auf welches es bereits auf dynamische Weise einen vermehrten Zufluß und eine erhöhte Thätigkeit ausübt. Es muß demnach einen doppelt nachtheiligen Einfluß auf dieses Organ äußern. Es ist jetzt nicht mehr blos das quantitative Mißverhältniß der Thätigkeit der Blutgefäße, wie bei den früheren ursächlichen Momenten angenommen werden konnte, sondern es kommt nun noch ein qualitatives Mißverhältniß des Bluts hinzu, welches nun um so verderblicher auf das Parenchym der Organe einwirken muß. Es ist nicht mehr die erhöhte Aktion der Blutgefäße allein, mit der rein zum Entzündlichen hinstrebenden Veränderung des Bluts bei überwiegendem plastischem Stoffe, sondern auch die dyskra-

Krankheit der lange fortgesetzte Mißbrauch verschulden, eine Ursache der Geisteszerrüttung. Da aber nicht jeder Trinker geisteskrank wird, so muß auch hier eine gewisse Anlage hinzukommen, die die Entwickelung der Krankheit begünstigt. Der im hohen Grade Betrunkene ist dem wahren Narren und, wenn er in Zorn geräth, dem Tobsüchtigen bis auf ein Haar ähnlich. Es gibt Menschen, die einen sogenannten bösen Trunk haben und in der Trunkenheit sehr gefährlich sind. Manche können eine ziemlich große Menge geistiger Getränke vertragen, ehe sie wahrhaft betrunken werden, andere werden es schon nach einer unbedeutenden Quantität. Es werden in dem hiesigen Hospital zwei Menschen aufbewahrt, die den Namen Trinker haben, ohne ihn nach der Quantität geistiger Getränke, die nothwendig ist, um sie betrunken zu machen, gerade zu verdienen. Allein eine, an und für sich höchst geringe Quantität, die ein Anderer kaum spüren würde, bringt eine solche Verwirrung in ihren Ideen hervor, einen so reizbaren Zustand, daß sie dann für komplett verrückt erachtet werden müssen und, auf irgend eine Weise gereizt, Andern sehr gefährlich werden können. Bei beiden trägt hiervon höchst wahrscheinlich eine krankhafte Organisation des Schädels oder des Gehirns die Schuld. Der eine nämlich erhielt vor mehreren Jahren einen Schlag auf den Kopf, worauf ein Schädelbruch erfolgte. Seit der Zeit erschien diese Neigung zur Trunkenheit, die mit jedem Jahre zugenommen hat. Der andere erlitt früher einen Schlagfluß, und diesem kann man mit Recht jene Disposition zuschreiben.

Auf welche Weise mag nun durch Trunkenheit die Geisteszerrüttung zu Stande kommen? Die Erscheinungen der Trunkenheit beurkunden einen übermäßigen Reiz des Gehirns. Durch einen geringen Genuß geistiger Getränke werden die Thätigkeiten desselben erhöht. Größerer Genuß bewirkt schon ein Uebermaaß dieser Thätigkeiten, die Gedan-

ken folgen sich im Fluge, verwirren sich, springen von einem Gegenstand zum andern, das persönliche Verhältniß des Menschen zur Aussenwelt wird entrückt, wird anders als im nüchternen Zustande. Er achtet weder Sitte, noch Gesetz, verachtet Gefahren, spricht Dinge, die er im nüchternen Zustande nie gesprochen haben würde u. s. w.: mit einem Worte, er ist seiner Vernunft nicht mehr mächtig. In den höchsten Graden erfolgt durch Ueberreiz Stumpfsinn und halbe Ohnmacht. Heftiges Klopfen im Kopfe, ein Sausen und Brausen in den Ohren, hohe Röthe des Gesichts, ein äusserst frequenter Puls, lassen auf eine excedirende Thätigkeit des Blutgefäßsystems schließen. Kopfschmerzen, Stumpfheit und Wüstseyn des Kopfs, sind die Folgen, auch wenn der Rausch bereits vorüber ist. Alle diese Symptome lassen auf ein heftiges Leiden des Gehirns schliessen, wobei dessen Blutsystem höchst wahrscheinlich die Hauptrolle spielt.

Wird nun diese Scene oft wiederhohlt, werden die Organe der Verstandesthätigkeiten häufig und anhaltend überreizt und in einen solchen leidenden Zustand versetzt, so muß natürlich nach und nach ein bleibender und längere Zeit anhaltender Zustand dieses Leidens erfolgen, und mit Veränderung der Organisation, Wahnsinn, Narrheit und zuletzt Blödsinn entstehn.

Nach Gehirnentzündungen, nach Nervenfiebern, die bekanntlich nicht selten in einem entzündlichen Leiden des Gehirns bestehn, bleibt oft Geisteszerrüttung oder wenigstens eine große Geneigtheit zur Entwickelung dieser Krankheit zurück. Eben so nach Schlagflüssen, von welchen doch bei weitem die Mehrzahl unter die sogenannten blutigen gezählt werden muß, und durch örtlich erhöhte Thätigkeit in einem oder dem andern Theile des Gehirns veranlaßt wird. Von diesen ursächlichen Momenten der Geisteszerrüttung sind mir mehrere Beispiele bekannt.

Eine andere nicht minder seltne Reihe von physischen Ursachen ist metastatischer Natur. Hierher gehört namentlich der Wahnsinn der Wöchnerinnen, nach Rheumatismen und Gichtzufällen, nach unterdrückten Hautausschlägen, nach Verstopfung des Hämorrhoidalflusses und Unterdrückung der monatlichen Reinigung. Alle diese Ursachen erregen, wenn sie Wahnsinn erzeugen, eine entzündliche Affektion im Gehirn, deren Produkte, die veränderte Organisation des Gehirns oder seiner benachbarten Theile, die Geistes- und Gemüthsfakultäten stören müssen. Ich glaube, daß diese Behauptung um wenigsten Widerspruch finden wird, wenn man, wie ich bereits oben gesagt habe, der Natur getreu, eine unendliche Reihe verschiedener Grade der Entzündung annimmt und nicht bloß der wahren Phlegmone allein diesen Namen zukommen läßt. Wir besitzen freilich für die niedern Grade derselben keine specifischen Benennungen und können sie nur durch die Komparative: größer und kleiner, stärker und geringer, ausdrücken, denn auch der Ausdruck subinflammatio, paraphlegmone, bezeichnet nur etwa den mittlern Grad der Entzündung, unter welchem noch mehrere Grade zu stehn kommen. Wir bemerken diese verschiedenen Grade in der Entwickelung der wahren Phlegmone von ihrem ersten Anfange an bis zu ihrer Acme von Stufe zu Stufe. Wie sie hier in fortschreitender Entwickelung bis zum höchsten Grade steigt, so bleibt sie in andern Fällen auf niedern Stufen stehn und bildet somit zwar eine unvollkommene Entwickelung der Krankheit, die aber immer Entzündung bleibt.

Der Wahnsinn der Wöchnerinnen entsteht entweder durch reine Gehirnentzündung, eine Species des Kindbetterinnenfiebers, oder wird durch Unterdrückung der Milchsekretion veranlaßt. Was anders wird aber durch diese Unterdrückung der Milch verursacht als ein entzündliches Leiden im Gehirn, wenn Wahnsinn darauf erfolgt? Welches

nur als entfernte Ursachen des Gemüthsleidens angesehen werden können, die nächste Ursache desselben aber immer im Gehirn aufgesucht werden müsse.

So wie wir mittelst unserer äußeren Sinnorgane und deren Verbindung mit dem Sensorium commune die Dinge wahrnehmen, welche als nicht zum Organismus gehörig, als äußere angesehn werden müssen, so nehmen wir die inneren krankhaften Gefühle, sobald sie einen höheren Grad erreicht haben, mittelst der Nervenverzweigungen überhaupt, und bei Krankheiten der Brust- und Unterleibshöhle insbesondere mittelst des großen sympathischen Nerven wahr, welche Wahrnehmung wir im letzteren Falle mit dem Namen Gemeingefühl belegen. Dieses Gemeingefühl wird auch selbst bei höchst unbedeutenden Leiden in Anspruch genommen und bringt eine Verstimmung des Gemüths zu wege. Eine einfache Indigestion, ein vorübergehender Leibschmerz ist dazu hinreichend. Wie viel mehr muß dieses nun bei bedeutenderen Leiden der Fall seyn, bei langwierigen Hindernissen in der Verdauung, Blutbereitung, Blutcirkulation und Ernährung, worauf doch alle Fehler in den Brust und Unterleibshöhle sich reduciren! Muß hier nicht, wo diejenigen Organe, in welchen gleichsam die Quelle des Lebens, die gehörige Aufnahme der Nahrungsstoffe, die Assimilation in Verwandlung derselben in Blut, und die Thätigkeit, welche dafür sorgt, daß diese Nahrungsstoffe um die Theile des Organismus gleichmäßig verschickt, oder daß das Blut in rückgängiger Bewegung zum Herzen und zu den Lungen, wieder erfrischt und aufs Neue belebt werde, muß hier nicht, sage ich, wo das Leben gleichsam an der Wurzel in Gefahr ist, mittelst des Wahrnehmungsvermögens, das Gemüth oder dasjenige Empfindungsvermögen, welches zunächst dafür sorgt, daß das, was dem Organismus angenehm und zuträglich ist, aufgenommen, dasjenige aber,

mische Verderbniß desselben; ein mit fremdartigen Theilen geschwängertes Blut, welches bei der Entwickelung der Melancholie mit ins Spiel kommt.

Das dyskrasische Verhältniß des Bluts kommt nun ferner bei einer Menge verschiedenartiger Krankheiten in Betracht, und wird mit und ohne Verbindung einer psychischen Ursache, unter günstigen Umständen, bei seiner Einwirkung aufs Gehirn auf die bezeichnete Weise Geisteszerrüttung erzeugen können. Ohne Zweifel sind beide Momente, erhöhte Thätigkeit des Blutsystems und dyskrasische Veränderung der Blutmischung selbst, bei der Gicht, dem Rheumatismus, den unterdrückten Hautausschlägen, den Anomalieen der Hämorrhoiden und des Menstrualflusses, so wie bei inveterirter Lues, bei Merkurialvergiftung und kakochymischen Krankheiten überhaupt in Betracht zu ziehn, wenn diese als Ursachen der Geisteszerrüttung auftreten. Und ich wiederhole es, daß meistens oder immer eine gewisse körperliche Anlage und Mitwirkung einer psychischen Ursache, ein Gemüthsaffekt oder Mißbrauch der geistigen Fakultäten statt finden muß, damit jene zu Stande komme.

Unter den Ursachen, welche Geisteszerrüttung zu erzeugen vermögen, werden ferner alle diejenigen aufgezählt, welche eine große Erschöpfung zur Folge haben, als namentlich starker Blutverlust, Ausschweifungen in der Liebe, onanitische Ausschweifungen u. s. w. Es scheint mir, daß diese Ursachen, wenn sie Geisteskrankheiten erzeugen, in doppelter Art nachtheilig auf die Thätigkeit der Gehirnorgane einzuwirken vermögen. Einmal dadurch, daß sie unmittelbar schwächend auf den ganzen Körper wirken und insbesondere dem Nervensystem überhaupt jenen Grad von Lebensturgor, jene Stimmung rauben, die wir mit dem allgemeinen Namen Ton belegen, und welche zur normalen Empfindung, zur natürlichen Reizempfänglichkeit nothwendig ist. Da beim

Blute seine nahrhaftesten und belebtesten Theile durch dergleichen Ausschweifungen genommen sind, so kann die Ernährung überhaupt nicht gehörig von statten gehn, es leiden alle Systeme an unmittelbarer Schwäche und das Nervensystem an Unempfindlichkeit, das Sensorium an Stumpfsinn und direkter Schwäche. Daher ist in den meisten Fällen wo solche Ursachen lange einwirkten, eine große Schwäche aller Geisteskräfte, eine Stumpfheit des Gefühlsvermögens, kurz ein wahrer Schwachsinn und in höherem Grade Blödsinn die Folge.

Zweitens muß durch dergleichen schwächende Ursachen, für Anfange wenigstens, wo noch nicht allgemeiner Torpor eingetreten ist, eine bedeutend erhöhte Reizbarkeit des ganzen Nervensystems erfolgen, die aber, mit gleichzeitiger Schwäche verbunden, auf jeden äußeren Reiz zwar schnell reagirt, aber eben deswegen, weil es an Ton fehlt, auch schnell wieder kollabirt und dann dem eindringenden Reiz nur um so leichter das Feld räumt. Kommt daher bei einer so bedeutend erhöhten Reizbarkeit des Nervensystems eine Gemüthsbewegung, eine übermäßig erhöhte Geistesthätigkeit hinzu, so muß natürlich, da jetzt das Reaktionsvermögen der betreffenden Organe weit schwächer ist, um so leichter eine bleibende Störung in denselben erfolgen. Diese Störung mag auf materiellem Wege in der Art von statten gehn, daß hierdurch eine schleichende, sogenannte asthenische oder nervöse Entzündung oder entzündliche Affektion, um mit diesen Worten einen minderen Grad als die eigentliche Inflammation auszudrücken, entsteht, wonach denn, da das an Cruor arme Blut mit wässerichten Theilen überfüllt ist, auch um so leichter Abscheidungen von Serum in den Gehirnhäuten und in den Ventrikeln, auch wohl eine Erweichung und Erschlaffung der Gehirnsubstanz selbst, durch Infiltration der serösen Flüssigkeit in dieselbe, erfolgen wer-

den. Auf diese Weise wird es uns erklärbar, wie wir auf dergleichen schwächende Einflüsse zuweilen Geisteskrankheiten, anfangs mit grosser Aufregung, Wahnsinn mit Tobsucht, entstehen sehn, die aber sehr bald in den Karakter der Depression, der Lähmung übergehn, woraus denn keine Hülfe, als etwa durch stärkende Mittel, China und Eisen, und durch nahrhafte Speisen, möglich ist.

Ganz auf ähnliche Weise, wie auf die letztgenannte Art nach schwächenden Ursachen und dadurch erzeugte erhöhte Reizbarkeit des Nervensystems, Geisteskrankheiten entstehn, mögen denn auch diejenigen zu Stande kommen, die wir nach andern Krankheiten mit sehr erhöhter Reizbarkeit des Nervensystems entstehn sehn, wie namentlich bei der Hysterie und Hypochondrie. Psychische Affekte, wenn sie auf diesen Boden kommen, werden um so leichter Wurzel fassen, und wo sie im Uebermaass einwirken, um so nachtheiliger seyn. Daher die grosse Geneigtheit dieser Krankheiten, in Geisteszerrüttung überzugehn. Es gibt Aerzte, welche diese Krankheiten wegen der dabei stattfindenden grossen Gemüthsverstimmung selbst schon zu den Geisteskrankheiten zählen. Im weiteren Sinne des Wortes und insbesondere, wenn man, was auch noch geschehen muss, eine genauere Gränzlinie zwischen den eigentlichen Geisteskrankheiten (wo vorzugsweise die Operationen des Verstandes leiden), und den wahren Gemüthsleiden (reiner Verstimmung des Gefühlsvermögens) zieht, mögen sie allerdings Recht haben. Die hysterische und hypochondrische Verstimmung würde dann mit Recht zu den wahren Gemüthskrankheiten gezählt werden.

Ich habe mich noch näher zu erklären, auf welche Weise dieses Gemüthsleiden bei den genannten Krankheiten, so wie bei Herzkrankheiten und bei andern bedeutenden organischen Fehlern der Brust und des Unterleibes, zu Stande komme, da wir doch angenommen haben, dass diese Fehler

die Augen ganz bedeckte. Diese starke Wirkung ist, wie ich mehrmals beobachtete, der größeren Empfindlichkeit der Haut zuzuschreiben, die jedesmal bei blonden Subjekten weit beträchtlicher ist als bei brünetten. Nach zwei Tagen war die Geschwulst gefallen, und als der Ausschlag anfing trocken zu werden, ließ ich die Kruste durch erweichende Breiumschläge erweichen, wonach sie sich abschälte.

Bis jetzt zeigte sich nur insoweit einige Besserung, daß die Kranke eher einige Antwort gab, wenn man sich nach ihrem Befinden erkundigte, wobei sie allemal über große Schmerzen auf dem Kopfe klagte. Die Eiterung des durch die Brechweinsteinsalbe erregten Geschwürs wurde nun sehr lange unterhalten. Innerlich wurde ihr Tinct. Op. spl. viermal täglich zu 15—20 Tropfen unter Wein gegeben. Sie wurde nach und nach etwas munterer und zeigte mehr Appetit zum Essen. Dieß war aber auch Alles, was man von Besserung sagen konnte. Da ich weiter keine Besserung erfolgen sah, so wurden die Mittel ausgesetzt. Nach einigen Wochen bemerkte ich, daß, nachdem der alte Schorf des Geschwürs abgegangen, der Schädel gerade auf dem Scheitel kariös angegriffen war und sich bereits ein breites Loch gebildet hatte, welches aber nur die äußere Lamelle betraf. Diese kariöse Stelle heilte bei einfachem Verbande nach und nach von selbst zu. Während der Zeit bemerkte man eine täglich zunehmende Besserung der Patientin. Sie wurde munterer und folgsamer, nahm an allem mehr Theil, fing an zu arbeiten, und nun gelang es, unter Beihülfe einer trostreichen milden psychischen Behandlung und Anhalten zur Arbeit, daß sie binnen einigen Monaten vollkommen hergestellt wurde.

Bemerkenswerth ist, daß diese Person noch jetzt von Zeit zu Zeit an hysterischen krampfhaften Beschwerden des Unterleibes leidet, und an der früheren Geschwürsstelle am

was ihm zuwider ist, zurückgestoßen werde, dasjenige Gefühl, welches sich auf niederer Stufe bei den Thieren so deutlich als Instinkt ausdrückt, vor allen andern leiden, und in hohem Grade verstimmt seyn? Worin besteht aber diese Verstimmung anders, als in dem unangenehmen Gefühle, das wir wegen dem Leiden dieser Organe empfinden, als in einer gewissen Angst, durch diese Gefahrdrohenden Krankheiten das Leben zu verlieren, wodurch am Ende das Leben selbst den Reiz verliert, und somit zuletzt eine förmliche Apathie und Unempfindlichkeit gegen äußere Einflüsse entsteht? Sehn wir hier nicht aus der hysterischen oder hypochondrischen Verstimmung nach und nach die Melancholie entstehn, die in die sogenannte Melancholia attonita oder diejenige Art der Geisteszerrüttung, wo Melancholie mit Blödsinn verbunden ist, übergehn?

Aber dieses Leiden des Gemüths, sobald es einmal anhaltend und selbstständig geworden ist, muß einen materiellen Grund haben, denn anders reimt es sich nicht mit der gesunden Vernunft. Die Fehler in der Brust- und Unterleibshöhle sind entfernte Ursachen desselben, die nächste muß da aufgesucht werden, wo wir es unmittelbar wahrnehmen, wo es zum Bewußtseyn gelangt, wo das Perceptionsvermögen seinen Sitz hat. Daß dieses im Gehirn sich befinde, leidet wohl keinen Widerspruch.

Wo nun, in welchem Theile des Gehirns der materielle Grund des Gemüthsleidens aufgesucht werden müsse, wissen wir noch nicht. Die Resultate der Leichenöffnungen geben uns darüber noch keinen bestimmten Aufschluß. Vielleicht daß wir ihn in dem verlängerten Marke und der Varolischen Brücke, als den Ursprungsorten des Par vagum und des großen sympathischen Nerven vermuthen können. Doch bleibt dieß immer Hypothese. Auch wage ich es nicht, die Erklärung zu versuchen, auf welche Weise nun dieses Leiden

im Gehirn, das die Gemüthsverstimmung bei Fehlern in den Organen der Brust- und der Unterleibshöhle zu Grunde liegt, und einen bleibenden Karakter angenommen hat, zu Stande kommt. Doch ist es mir wahrscheinlich, daß es auf ähnliche Weise geschehe, wie die Leidenschaften und Gemüthsaffekte dieses Leiden zu Stande bringen, also ebenfalls durch eine regelwidrige Gefäßthätigkeit in einem oder dem andern Theile des Gehirns. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß immer erst ein bedeutender Gemüthsaffekt hinzukommen müsse, um bei diesen, aus Fehlern der Organe der Brust- und Unterleibshöhle, entstandenen Gemüthsverstimmungen wahre Melancholie zu erzeugen.

Wie wir hier aus diesen Fehlern der Organe der Brust und des Unterleibs Gemüthsleiden entstehen sehn, so sehn wir da, wo dieses Gemüthsleiden unmittelbar durch heftige Gemüthsbewegungen erfolgt, sekundär mannichfaltige Leiden des Unterleibs, Fehler der Verdauung, Stockungen in der Cirkulation des Bluts, ja selbst Herzleiden entstehn, alles Beweise von der großen Sympathie, die zwischen dem Gehirne und diesem Organe statt findet.

Zuletzt noch eine Krankheitsgeschichte, welche einen praktischen Beweis geben mag, daß wir die näheren materiellen Bedingungen des Gemüthsleidens nirgends anders als im Gehirne aufzusuchen haben.

Eine Frauensperson von 32 Jahren, von sanguinisch-phlegmatischem Temperamente, dunkelrothen Haaren und weißer Gesichtsfarbe, mußte sich schon früh, nachdem sie ihre Aeltern verloren hatte, mittelst ihrer Hände Arbeit ernähren. Sie hatte Umgang mit einem Burschen, der sie aber, nachdem er mit ihr ein Kind gezeugt hatte, verließ, und sie dem Elende Preiß gab. Kummer und Gram darüber, verbunden mit drückenden Nahrungssorgen, waren Ursache, daß sie nach und nach in die Melancholie verfiel, welche endlich in diejenige Art

übergang, die mit gänzlicher Willenlosigkeit verbunden ist und mit dem Namen Melancholia attonita am besten bezeichnet wird. Als sie in das Hospital aufgenommen wurde, waren bereits zwei Jahre seit dem Anfange ihrer Krankheit verflossen. Sie glich einer Bildsäule, die da stehn oder liegen blieb, wohin man sie stellte, oder legte, sprach nicht eine Sylbe, und gab selbst beim stärksten Anschreien keine Antwort. Man mochte sie rütteln oder schütteln, alles war gleich viel. Wenn sie konnte, lag sie im Bette, zog die Bettdecke über den Kopf und schlief. Sie aß sehr wenig, und nur, indem man sie fütterte. Doch sah sie wohl und gesund aus.

Dieß war der Zustand der Kranken, als sie hier aufgenommen wurden. Sie war zu Hause, wie ich später von ihr erfuhr, sehr mißhandelt, und wahrscheinlich dadurch ihr Stumpfsinn und ihre Verstocktheit nur noch mehr verstärkt worden. Sie hat jetzt, wo sie ganz hergestellt ist, noch dunkele Erinnerungen ihres damaligen Zustandes, den sie als die höchste Gleichgültigkeit gegen alle Dinge und als das größte Mißtrauen gegen alle Menschen darstellt.

Was war hier zu thun? Nur die kräftigsten Reizmittel konnten hier etwas helfen. Innerliche Mittel waren ihr auf keine Weise in dem Grade beizubringen, daß man auf einige Wirkung hoffen konnte. Man mußte sich vor der Hand mit äußeren begnügen. Ich dachte an das Glüheisen am Hinterkopfe applicirt, an die Einreibungen der Brechweinsteinsalbe, an die Elektricität. Ich machte den Anfang mit den Einreibungen und hatte die andern Mittel nicht mehr nöthig. Die Brechweinsteinsalbe, obgleich in nicht stärkerer Quantität, als gewöhnlich angewendet, bewirkte eine sehr starke Entzündung der ganzen Kopfhaut, so daß anfangs der ganze obere Theil des Schädels und des Gesichts ödematös-entzündlich angeschwollen war, und die Geschwulst

die Augen ganz bedeckte. Diese starke Wirkung ist, wie ich mehrmals beobachtete, der grösseren Empfindlichkeit der Haut zuzuschreiben, die jedesmal bei blonden Subjekten weit beträchtlicher ist als bei brünetten. Nach zwei Tagen war die Geschwulst gefallen, und als der Ausschlag anfing trocken zu werden, liess ich die Kruste durch erweichende Breiumschläge erweichen, wonach sie sich abschälte.

Bis jetzt zeigte sich nur insoweit einige Besserung, dass die Kranke eher einige Antwort gab, wenn man sich nach ihrem Befinden erkundigte, wobei sie allemal über grosse Schmerzen auf dem Kopfe klagte. Die Eiterung des durch die Brechweinsteinsalbe erregten Geschwürs wurde nun sehr lange unterhalten. Innerlich wurde ihr Tinct. Op. spl. viermal täglich zu 15—20 Tropfen unter Wein gegeben. Sie wurde nach und nach etwas munterer und zeigte mehr Appetit zum Essen. Diess war aber auch Alles, was man von Besserung sagen konnte. Da ich weiter keine Besserung erfolgen sah, so wurden die Mittel ausgesetzt. Nach einigen Wochen bemerkte ich, dass, nachdem der alte Schorf des Geschwürs abgegangen, der Schädel gerade auf dem Scheitel kariös angegriffen war und sich bereits ein breites Loch gebildet hatte, welches aber nur die äussere Lamelle betraf. Diese kariöse Stelle heilte bei einfachem Verbande nach und nach von selbst zu. Während der Zeit bemerkte man eine täglich zunehmende Besserung der Patientin. Sie wurde munterer und folgsamer, nahm an allem mehr Theil, fing an zu arbeiten, und nun gelang es, unter Beihülfe einer trostreichen milden psychischen Behandlung und Anhalten zur Arbeit, dass sie binnen einigen Monaten vollkommen hergestellt wurde.

Bemerkenswerth ist, dass diese Person noch jetzt von Zeit zu Zeit an hysterischen krampfhaften Beschwerden des Unterleibes leidet, und an der früheren Geschwürsstelle am

Kopfe einen Kalender besitzt, der durch Spannen und Reißen die Veränderungen der Witterung anzeigt.

Wir sehen hier ein tiefes, ohne Zweifel seit langer Zeit organisch gewordenes Leiden des Gehirns durch eine langwierige äußere ableitende Thätigkeit nach und nach verschwinden und wieder eine normale Bildung annehmen. Eine wahre Heilung der Natur, zu welcher die Kunst nur den ersten Impuls gab.

Dieß führt mich zu der Frage, worin die Ursache zu suchen sey, daß die meisten Geisteskrankheiten, wenn sie einmal eine längere Zeit mit einer gewissen Intensität angehalten haben, unter die unheilbaren gerechnet werden müssen. Ich sage die meisten, nicht alle, denn zuweilen gelingt es der Kunst, oder der Natur allein, auch die scheinbar unheilbarsten in der Länge der Zeit wiederherzustellen. Um diese Frage genügend zu beantworten, erinnern wir uns an die ersten Erscheinungen der Geisteszerrüttung, wie sie bereits oben bei dem Erklärungsversuche der Art und Weise, wie die entfernteren Ursachen diese Krankheit zu Wege bringen, angegeben wurden. Sie mag schneller oder langsamer, plötzlich oder nur nach und nach auftreten, immer sind in der ersten Periode, die, eben nach dem schnelleren oder langsameren Erscheinen der Krankheit, sehr verschieden in der Dauer ist, Aufregungen des ganzen Gefäßsystems und insbesondere der Blutgefäße im Gehirn unverkennbar, sey es nun als reine Entzündung, oder als ein niederer Grad derselben, oder nur als eine erethische Aufregung. Dieß ist die Periode der Entwickelung, der Ausbildung der Krankheit, die in ihrem Fortschreiten immer mehr in das Innere der Organisation eingreift und daher immer schwieriger zu beseitigen wird, bis sie zuletzt diese so verändert hat, daß die Hülfe der Kunst nichts mehr ausrichten kann. Also in der ersten Periode, gleichsam in dem acuten Stadium der Geisteszerrüttung, ist der Zeitpunkt, wo

nur als entfernte Ursachen des Gemüthsleidens angesehen werden können, die nächste Ursache desselben aber immer im Gehirn aufgesucht werden müsse.

So wie wir mittelst unserer äußeren Sinnorgane und deren Verbindung mit dem Sensorium commune die Dinge wahrnehmen, welche als nicht zum Organismus gehörig, als äußere angesehn werden müssen, so nehmen wir die inneren krankhaften Gefühle, sobald sie einen höheren Grad erreicht haben, mittelst der Nervenverzweigungen überhaupt, und bei Krankheiten der Brust- und Unterleibshöhle insbesondere mittelst des großen sympathischen Nerven wahr, welche Wahrnehmung wir im letzteren Falle mit dem Namen Gemeingefühl belegen. Dieses Gemeingefühl wird auch selbst bei höchst unbedeutenden Leiden in Anspruch genommen und bringt eine Verstimmung des Gemüths zu wege. Eine einfache Indigestion, ein vorübergehender Leibschmerz ist dazu hinreichend. Wie viel mehr muß dieses nun bei bedeutenderen Leiden der Fall seyn, bei langwierigen Hindernissen in der Verdauung, Bluthereitung, Blutcirkulation und Ernährung, worauf doch alle Fehler in der Brust und Unterleibshöhle sich reduciren! Muß hier nicht, wo diejenigen Organe, in welchen gleichsam die Quelle des Lebens, die gehörige Aufnahme der Nahrungsstoffe, die Assimilation in Verwandlung derselben in Blut und die Thätigkeit, welche dafür sorgt, daß diese Nahrungsstoffe nun in Theile des Organismus gleichmäßig verschickt, oder daß das Blut, in rückgängiger Bewegung zum Herzen und zu den Lungen, wieder erfrischt und aufs Neue belebt werde, muß hier nicht, sag ich, wo das Leben gleichsam an der Wurzel in Gefahr ist, mittelst des Wahrnehmungsvermögens, das Gemüth oder dasjenige Empfindungsvermögen, welches zunächst dafür sorgt, daß das, was dem Organismus angenehm und zuträglich ist, aufgenommen, dasjenige aber,

Mittel gegen Geisteszerrüttung weitläufiger zu berühren. Nur einige Erinnerungen mögen hier Platz finden.

Starke Aderlässe, so heilbringend und nothwendig sie in einzelnen Fällen, bey höheren Graden der Entzündung, bey wahrer Plethora sind, werden doch in vielen Fällen nicht nothwendig seyn, und sind häufig zum Nachtheil der Kranken in Anwendung gesetzt worden. Dieß hat aber darin seinen Grund, weil eben den meisten Geisteskrankheiten keine wahre Entzündung zum Grunde liegt, die eine bedeutendere Blutentziehung nothwendig machte, sondern nur mindere Grade derselben, die selbst in einzelnen Fällen mit Mangel an Kraft, mit Schwäche der ganzen Konstitution verbunden seyn können. Hier muß natürlich ein auf so gewaltsame Art die Lebenskraft verminderndes Mittel höchst nachtheilig wirken, und um so leichter durch Entziehung des Cruors eine wäßrige Abscheidung in den Höhlungen des leidenden Organs, des Gehirns, zur Folge haben. Hieraus wird die Thatsache erklärlich, daß Geisteskrankheiten nach starken Aderlässen nicht selten unheilbar werden, daß Pinel unmittelbar darauf den tiefsten Blödsinn hat erfolgen gesehn. Dieses Mittel wird daher immer mit großer Umsicht anzuwenden seyn.

Wer kennt nicht die Wirksamkeit der kalten Begießungen auf den Kopf, der kalten Umschläge im ersten Stadium der Geisteszerrüttung? Wirkt nicht der Tart. stib., den wir in großen Gaben geben, rein antiphlogistisch? Wie glücklich war Fanzago in Heilung dieser Kranken mittelst der den Organismus des Blutsystems auf eine merkwürdige Weise vermindernden Digitalis *)! Der Stechapfel scheint auf ähnliche Weise zu wirken. Anders schon und unmittelbarer aufs

*) M. s. Zeitschrift für psychische Aerzte, 3tes St. 1819.

Nervensystem als aufs Gefäßsystem wirken die übrigen Narkotika u. s. w.

Waren diese Mittel nun entweder gar nicht oder fruchtlos angewendet worden, ist das akute Stadium vorüber, hat die Krankheit, um dem allgemein angenommenen Sprachgebrauch zu huldigen, den dynamischen Karakter in den organischen verwandelt, so bleiben der Kunst wenig Hülfsmittel mehr übrig, um hier noch mit Sicherheit und Erfolg etwas ausrichten zu können, und kommt hier noch Heilung zu Stande, so haben wir dieß wahrlich mehr der heilenden Kraft der Natur als unseren ohnmächtigen Hülfsmitteln zu verdanken. Nur die eingreifendsten, die ganze Säftemasse umstimmenden, das Nervensystem auf eine anhaltende Weise alterirenden, oder die eindringendsten äußeren und inneren Ableitungsmittel, und besonders auch solche Mittel, welche die Se- und Exkretionsthätigkeiten des Darmkanals und der Nieren vorzüglich in Anspruch nehmen, vermögen jetzt noch etwas auszurichten. In den meisten Fällen jedoch werden unsere Bemühungen umsonst seyn. Hiermit wollen wir einer geeigneten psychischen Behandlung, einer zweckmäßigen Beschäftigung dieser Kranken keineswegs den Nutzen absprechen, sondern sie im Gegentheile dringend anempfehlen, als die sichersten und am dauerhaftesten wirkenden Mittel, um die Heilkraft der Natur in ihrem Bestreben, während dem ewigen Stoffwechsel der organischen Substanz den Normaltypus wiederherzustellen, zu unterstützen.

Gelingt uns dieses nicht, oder, was öfters der Fall ist, wird die Anwendung dieser Mittel versäumt, so fällt der Kranke immer tiefer in die Nacht des Irreseyns, er verliert immer mehr, sowohl geistiger als körperlicherseits den Adel der Menschenbildung, sein Wahnsinn geht in Blödsinn über, er sinkt zum Thier, ja unter das Thier hinab, — der trau-

überging, die mit gänzlicher Willenlosigkeit verbunden ist und mit dem Namen Melancholia attonita am besten bezeichnet wird. Als sie in das Hospital aufgenommen wurde, waren bereits zwei Jahre seit dem Anfange ihrer Krankheit verflossen. Sie glich einer Bildsäule, die da stehn oder liegen blieb, wohin man sie stellte oder legte, sprach nicht eine Sylbe, und gab selbst beim stärksten Anschreien keine Antwort. Man mochte sie rütteln oder schütteln, alles war gleich viel. Wenn sie konnte, lag sie im Bette, zog die Bettdecke über den Kopf und schlief. Sie aß sehr wenig, und nur, indem man sie fütterte. Doch sah sie wohl und gesund aus.

Dieß war der Zustand der Kranken, als sie hier aufgenommen wurden. Sie war zu Hause, wie ich später von ihr erfuhr, sehr mißhandelt, und wahrscheinlich dadurch ihr Stumpfsinn und ihre Verstocktheit nur noch mehr verstärkt worden. Sie hat jetzt, wo sie ganz hergestellt ist, noch dunkele Erinnerungen ihres damaligen Zustandes, den sie als die höchste Gleichgültigkeit gegen alle Dinge und als das größte Mißtrauen gegen alle Menschen darstellt.

Was war hier zu thun? Nur die kräftigsten Reizmittel konnten hier etwas helfen. Innerliche Mittel waren ihr auf keine Weise in dem Grade beizubringen, daß man auf einige Wirkung hoffen konnte. Man mußte sich vor der Hand mit äußeren begnügen. Ich dachte an das Glüheisen am Hinterkopfe applicirt, an die Einreibungen der Brechweinsteinsalbe, an die Elektricität. Ich machte den Anfang mit den Einreibungen und hatte die andern Mittel nicht mehr nöthig. Die Brechweinsteinsalbe, obgleich in nicht stärkerer Quantität, als gewöhnlich angewendet, bewirkte eine sehr starke Entzündung der ganzen Kopfhaut, so daß anfangs der ganze obere Theil des Schädels und des Gesichts ödematös-entzündlich angeschwollen war, und die Geschwulst

tern Erscheinungen, welche wir bei dem Entstehn und in dem ersten Zeitraume der Krankheit bemerken, in Vergleich, so wird es nicht schwer fallen, ja die natürlichste Erklärung darin finden, daß wir sie alle auf die Wirkungen einer in höherem oder niederem Grade erethisirenden Gefäßthätigkeit, mit oder ohne Spuren einer qualitativ veränderten Blutmasse, zurückführen können. Einige sind Wirkungen eines höheren Grades der Entzündung, als Vereiterungen einzelner Theile des Gehirns, Verwachsungen der Gehirnhäute unter sich, mit dem Schädel und mit der Gehirnmasse, blutige Exsudationen zwischen den Gehirnhäuten und in den Gehirnhöhlen, lymphatische Konkretionen, Ausdehnungen und Verknöcherungen der Blutgefäße, Blutanhäufungen und hochrothe Farbe der Häute und Gehirnsubstanz u. s. w.

Andere lassen auf eine weniger heftige Aufregung des Gefäßsystems, auf einen geringen Grad einer entzündlichen Affektion schließen, als namentlich seröse lymphatische Ergießungen zwischen den Gehirnhäuten und in den Ventrikeln, wässerige Infiltrationen zwischen den Interstitien der Gehirnhäute und der Gehirnsubstanz selbst, Hydatiden und Gefäßerweiterungen, besonders an den Plexus choroid. (eine, meinen Beobachtungen zufolge, sehr häufig vorkommende Erscheinung), minder stark, aber doch stärker als im normalen Zustande, geröthete Stellen der Gehirnsubstanz u. s. w.

Endlich lassen die nicht selten vorkommende milchweiße oder gelbe Farbe der Exsudationen, die mißfarbige, blutwässerige Verderbniß derselben, die erweichte, breiartige, in fauligte Verderbniß übergegangene Gehirnmasse u. s. w. auf die Einwirkung einer gleichzeitig qualitativ krankhaft veränderten Blutmasse schließen.

was ihm zuwider ist, zurückgestoßen werde, dasjenige Gefühl, welches sich auf niederer Stufe bei den Thieren so deutlich als Instinkt ausdrückt, vor allen andern leiden, und in hohem Grade verstimmt seyn? Worin besteht aber diese Verstimmung anders, als in dem unangenehmen Gefühle, das wir wegen dem Leiden dieser Organe empfinden, als in einer gewissen Angst, durch diese gefahrdrohenden Krankheiten das Leben zu verlieren, wodurch am Ende das Leben selbst den Reiz verliert, und somit zuletzt eine förmliche Apathie und Unempfindlichkeit gegen äußere Einflüsse entsteht? Sehn wir hier nicht aus der hysterischen oder hypochondrischen Verstimmung nach und nach die Melancholie entstehn, die in die sogenannte Melancholia attonita oder diejenige Art der Geisteszerrüttung, wo Melancholie mit Blödsinn verbunden ist, übergehn?

Aber dieses Leiden des Gemüths, sobald es einmal anhaltend und selbstständig geworden ist, muß einen materiellen Grund haben, denn anders reimt es sich nicht mit der gesunden Vernunft. Die Fehler in der Brust- und Unterleibshöhle sind entfernte Ursachen desselben, die nächste muß da aufgesucht werden, wo wir es unmittelbar wahrnehmen, wo es zum Bewußtseyn gelangt, wo das Perceptionsvermögen seinen Sitz hat. Daß dieses im Gehirn sich befinde, leidet wohl keinen Widerspruch.

Wo nun, in welchem Theile des Gehirns der materielle Grund des Gemüthsleidens aufgesucht werden müsse, wissen wir noch nicht. Die Resultate der Leichenöffnungen geben uns darüber noch keinen bestimmten Aufschluß. Vielleicht daß wir ihn in dem verlängerten Marke und der Varolischen Brücke, als den Ursprungsorten des Par vagum und des großen sympathischen Nerven vermuthen können. Doch bleibt dieß immer Hypothese. Auch wage ich es nicht, die Erklärung zu versuchen, auf welche Weise nun dieses Leiden

im Gehirn, das der Gemüthsverstimmung bei Fehlern in den Organen der Brust- und der Unterleibshöhle zu Grunde liegt, und einen bleibenden Karakter angenommen hat, zu Stande kommt. Doch ist es mir wahrscheinlich, daß es auf ähnliche Weise geschehe, wie die Leidenschaften und Gemüthsaffekte dieses Leiden zu Stande bringen, also ebenfalls durch eine regelwidrige Gefäßthätigkeit in einem oder dem andern Theile des Gehirns. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß immer erst ein bedeutender Gemüthsaffekt hinzukommen müsse, um bei diesen, aus Fehlern der Organe der Brust- und Unterleibshöhle, entstandenen Gemüthsverstimmungen wahre Melancholie zu erzeugen.

Wie wir hier aus diesen Fehlern der Organe der Brust und des Unterleibs Gemüthsleiden entstehn sehn, so sehn wir da, wo dieses Gemüthsleiden unmittelbar durch heftige Gemüthsbewegungen erfolgt, sekundär mannichfaltige Leiden des Unterleibs, Fehler der Verdauung, Stockungen in der Cirkulation des Bluts, ja selbst Herzleiden entstehn, alles Beweise von der großen Sympathie, die zwischen dem Gehirne und diesem Organe statt findet.

Zuletzt noch eine Krankheitsgeschichte, welche einen praktischen Beweis geben mag, daß wir die näheren materiellen Bedingungen des Gemüthsleidens nirgends anders als im Gehirne aufzusuchen haben.

Eine Frauensperson von 32 Jahren, von sanguinisch-phlegmatischem Temperamente, dunkelrothen Haaren und weißer Gesichtsfarbe, mußte sich schon früh, nachdem sie ihre Ältern verloren hatte, mittelst ihrer Hände Arbeit ernähren. Sie hatte Umgang mit einem Burschen, der sie aber, nachdem er mit ihr ein Kind gezeugt hatte, verließ, und sie dem Elende Preiß gab. Kummer und Gram darüber, verbunden mit drückenden Nahrungssorgen, waren Ursache, daß sie nach und nach in die Melancholie verfiel, welche endlich in diejenige Art

Übergang, die mit gänzlicher Willenlosigkeit verbunden ist und mit dem Namen Melancholia attonita am besten bezeichnet wird. Als sie in das Hospital aufgenommen wurde, waren bereits zwei Jahre seit dem Anfange ihrer Krankheit verflossen. Sie glich einer Bildsäule, die da stehn oder liegen blieb, wohin man sie stellte oder legte, sprach nicht eine Sylbe, und gab selbst beim stärksten Anschreien keine Antwort. Man mochte sie rütteln oder schütteln, alles war gleich viel. Wenn sie konnte, lag sie im Bette, zog die Bettdecke über den Kopf und schlief. Sie aß sehr wenig und nur, indem man sie fütterte. Doch sah sie wohl und gesund aus.

Dieß war der Zustand der Kranken, als sie hier aufgenommen wurden. Sie war zu Hause, wie ich später von ihr erfuhr, sehr mißhandelt und wahrscheinlich dadurch ihr Stumpfsinn und ihre Verstocktheit nur noch mehr verstärkt worden. Sie hat jetzt, wo sie ganz hergestellt ist, noch dunkele Erinnerungen ihres damaligen Zustandes, den sie als die höchste Gleichgültigkeit gegen alle Dinge und als das größte Mißtrauen gegen alle Menschen darstellt.

Was war hier zu thun? Nur die kräftigsten Reizmittel konnten hier etwas helfen. Innerliche Mittel waren ihr auf keine Weise in dem Grade beizubringen, daß man auf einige Wirkung hoffen konnte. Man mußte sich vor der Hand mit äußeren begnügen. Ich dachte an das Glüheisen am Hinterkopfe applicirt, an die Einreibungen der Brechweinsteinsalbe, an die Elektricität. Ich machte den Anfang mit den Einreibungen und hatte die andern Mittel nicht mehr nöthig. Die Brechweinsteinsalbe, obgleich in nicht stärkerer Quantität, als gewöhnlich angewendet, bewirkte eine sehr starke Entzündung der ganzen Kopfhaut, so daß anfangs der ganze obere Theil des Schädels und des Gesichts ödematös-entzündlich angeschwollen war, und die Geschwulst

die Augen ganz bedeckte. Diese starke Wirkung ist, wie ich mehrmals beobachtete, der größeren Empfindlichkeit der Haut zuzuschreiben, die jedesmal bei blonden Subjekten weit beträchtlicher ist als bei brünetten. Nach zwei Tagen war die Geschwulst gefallen, und als der Ausschlag anfing trocken zu werden, ließ ich die Kruste durch erweichende Breiumschläge erweichen, wonach sie sich abschälte.

Bis jetzt zeigte sich nur insoweit einige Besserung, daß die Kranke eher einige Antwort gab, wenn man sich nach ihrem Befinden erkundigte, wobei sie allemal über große Schmerzen auf dem Kopfe klagte. Die Eiterung des durch die Brechweinsteinsalbe erregten Geschwürs wurde nun sehr lange unterhalten. Innerlich wurde ihr Tinct. Op. spl. viermal täglich zu 15—20 Tropfen unter Wein gegeben. Sie wurde nach und nach etwas munterer und zeigte mehr Appetit zum Essen. Dieß war aber auch Alles, was man von Besserung sagen konnte. Da ich weiter keine Besserung erfolgen sah, so wurden die Mittel ausgesetzt. Nach einigen Wochen bemerkte ich, daß, nachdem der alte Schorf des Geschwürs abgegangen, der Schädel gerade auf dem Scheitel kariös angegriffen war und sich bereits ein breites Loch gebildet hatte, welches aber nur die äußere Lamelle betraf. Diese kariöse Stelle heilte bei einfachem Verbande nach und nach von selbst zu. Während der Zeit bemerkte man eine täglich zunehmende Besserung der Patientin. Sie wurde munterer und folgsamer, nahm an allem mehr Theil, fing an zu arbeiten, und nun gelang es, unter Beihülfe einer trostreichen milden psychischen Behandlung und Anhalten zur Arbeit, daß sie binnen einigen Monaten vollkommen hergestellt wurde.

Bemerkenswerth ist, daß diese Person noch jetzt von Zeit zu Zeit an hysterischen krampfhaften Beschwerden des Unterleibes leidet, und an der früheren Geschwürsstelle am

rigste Gegenstand des menschlichen Elends, von welchem man gern den Blick wegwendet, um an seiner eignen Bestimmung nicht zu verzweifeln.

Wo ist aber die Vernunft geblieben bei diesen Gesunkenen, die doch dereinst eben so klar und eben so richtig fühlten und dachten als wir? Welcher Trost bleibt uns hier für unsere eigene Unsterblichkeit? Kein anderer, als daß wir glauben, daß die Vernunft in der Seele noch existirt, daß sie aber unserm Wahrnehmungsvermögen verborgen ist, daß ihr gleichsam die Hände gebunden sind, weil ihr die Mittel fehlen, wodurch es ihr möglich wird, in diesem Leben sich zu offenbaren. Wenn Plato die Seele mit einem Fuhrmann verglich, welche den Körper gleich einem Wagen lenkt, so möchte ich sie eher noch mit einem Klavierspieler vergleichen, der ohne Instrument (Körper) gar nicht, und auf einem verstimmten Instrumente nur fehlerhaft und widerlich spielen kann. So ist beim Wahnsinn das Instrument, der Körper, in geringerem Grade, beim Blödsinn im höchsten Grade verstimmt. Wir sehen die Organe, wodurch sich die Funktionen der Vernunft und des Verstandes äußern, in hohem Grade verbildet, desorganisirt, verwachsen, mit Wasser angefüllt. Insbesondere sind es Wasseransammlungen in der Schädelhöhle und den Ventrikeln, eine wahre Wassersucht des Gehirns, die einen so hohen Grad des Blödsinns bedingen. Herr Hofmedikus Bergmann hat uns in neuester Zeit hiervon die überzeugendsten Beweise gegeben *).

Erinnern wir uns ferner an die Resultate der Leichenöffnungen Geisteskranker, und stellen sie mit der aufgestellten Entwickelungsgeschichte der Geisteszerrüttung, mit den äu-

---

*) M. s. Zeitschrift für die Anthropologie, H. 1. 1825.

noch Hoffnung zur Heilung vorhanden ist. Sie ist länger oder kürzer, je nachdem die erregenden Ursachen langsamer oder stürmischer einwirken. So lange noch eine lebhafte Reaktion des Pulses bemerkbar ist, ist Hoffnung vorhanden. Der Ausspruch mehrerer Aerzte, daß bei Geisteskrankheiten der Puls ein unsicheres Zeichen abgebe, kann nur vom chronischen Stadium derselben gelten. Im akuten ist er ein sehr wichtiges Zeichen. Und hier ist keine Zeit zu verlieren, die zweckmäßigsten Mittel anzuwenden; auch hier möchte der hippokratische Satz: occasio praeceps, ganz seine Anwendung finden. Die Krankheit muß in ihrer Entwickelung aufgehalten, es müssen ihr die Mittel abgeschnitten werden, wodurch es ihr unmöglich wird, sich weiter auszubilden.

Welches sind nun die Mittel, die uns zu diesem Ziele führen? Keine andere, als der antiphlogistische Heilapparat in seiner ganzen Ausdehnung, von dem stärksten Aderlasse an bis zu den mild beruhigenden, die Reizbarkeit und mit ihr den Orgasmus des Bluts herabstimmenden Mitteln; keine andern, als überhaupt diejenigen, wodurch es uns gelingen mag, die Aufregung des Blutsystems überhaupt und insbesondere im Gehirnorgane zu mäßigen und zu stillen; wozu denn noch vorzüglich die ganze Klasse der ableitenden und durch antagonistische Thätigkeit wirkenden Mittel gehören; so wie wieder in andern Fällen selbst die roborantia angezeigt sind, um die ganze Constitution zu verbessern, wo allgemeine Schwäche und allzusehr erhöhte Reizbarkeit mit wenig Energie des Reaktionsvermögens, den Grund der erhöhten Gefäßthätigkeit ausmacht. Wahrlich eine große Reihe von Mitteln, unter welchen die Auswahl eben so verschieden seyn wird, als der eine individuelle Fall vom andern verschieden, und keiner dem andern ganz gleich ist!

Es ist der Tendenz dieses Aufsatzes entgegen, hier die

Es lassen sich hier nur im Allgemeinen vergleichende Punkte aufstellen. Stellen wir in jedem gegebenen Falle die Resultate der Leichenöffnungen mit den Erscheinungen der Krankheit, die wir während ihres Verlaufs im Leben beobachten, in Vergleich, so wird es uns in den meisten Fällen gelingen, über den materiellen Grund jener Erscheinungen mehr oder weniger Aufschluß zu finden. Eine Masse von Erfahrungen dieser Art wird unser Wissen in dieser Krankheitsklasse vermehren, unsere Diagnose erleichtern, unsere Therapie einfacher machen.

Zum Schlusse dieses Aufsatzes noch einige Bemerkungen. Es sind besonders zwei Punkte, die manchen meiner Zeitgenossen anstößig seyn werden, einmal die große Materiellität, die bei meiner Erklärung der Erscheinungen der Geisteskrankheiten vorherrschend ist, und zweitens der große Umfang, den ich den verschiedenen Graden der Entzündung einräume. Ueber beide Punkte habe ich mich im Laufe des Aufsatzes erklärt, und ich füge nur noch das hinzu, daß, was den ersteren Punkt betrifft, ich überzeugt bin, daß wir auf diesem Wege in der Kenntniß und Beurtheilung dieser Krankheitsklasse weiter kommen werden als auf metaphysischem, spiritualistischem, — und in Ansehung des andern, daß ich bitte sich nicht an das Wort Entzündung zu stoßen, sondern lieber Ausdrücke zu geben, die wir für die andern Grade der örtlichen Erregung der Gefäßthätigkeit in einem Organe gebrauchen können.

Wiewohl ich nicht läugne, daß die gegebene Ansicht über die näheren materiellen Bedingungen der Geisteszerrüttung mehr oder weniger auf hypothetischen Gründen beruhe, so ist sie doch auch durch vielfältige Thatsachen unterstützt, welche den hypothetischen Gründen wenigstens Wahrscheinlichkeit geben. Gegen den Vorwurf der Einseitigkeit wird

sie, denke ich, dadurch geschützt seyn, daß sie, obwohl einfach, doch auch die Vielseitigkeit der Erscheinungen berücksichtigt, gleichwie die Natur selbst in ihrem Wirken höchst einfachen Gesetzen huldigt, die aber in mannichfacher Verbindung und Entwicklung die mannichfaltigsten und scheinbar verschiedensten Erscheinungen offenbart.

Ueber die Bestrafung der kriminellen Verbrecher in den nordamerikanischen Staaten.

Von

Herrn Professor Grohmann
in Hamburg.

Vielleicht ist es den Lesern dieser Zeitschrift nicht unangenehm, zu erfahren, welche Wirkung in den oben genannten Staaten die Abschaffung oder vielmehr Abwesenheit der Todesstrafen hat, welchen Einfluß auf Verminderung oder Vermehrung der Verbrecher, kurz welche Hoffnung oder Furcht man wohl fassen könne, wenn die Idee von der versuchsweisen und stillschweigenden Suspension der Todesstrafen, wie ich mich früher darüber in dieser Zeitschrift, Heft 4, Jahrg. 1823 ausgesprochen, könnte und sollte realisirt werden. Auf jede Weise müßte eine solche Suspension nur unter folgenden Bedingungen geschehen. Erstlich daß den

Mittel gegen Geisteszerrüttung weitläufiger zu berühren. Nur einige Erinnerungen mögen hier Platz finden.

Starke Aderlässe, so heilbringend und nothwendig sie in einzelnen Fällen, bey höheren Graden der Entzündung, bey wahrer Plethora sind, werden doch in vielen Fällen nicht nothwendig seyn, und sind häufig zum Nachtheil der Kranken in Anwendung gesetzt worden. Dieß hat aber darin seinen Grund, weil eben den meisten Geisteskrankheiten keine wahre Entzündung zum Grunde liegt, die eine bedeutendere Blutentziehung nothwendig machte, sondern nur mindere Grade derselben, die selbst in einzelnen Fällen mit Mangel an Kraft, mit Schwäche der ganzen Konstitution verbunden seyn können. Hier muß natürlich ein auf so gewaltsame Art die Lebenskraft verminderndes Mittel höchst nachtheilig wirken, und um so leichter durch Entziehung des Cruors eine wäßrige Abscheidung in den Höhlungen des leidenden Organs, des Gehirns, zur Folge haben. Hieraus wird die Thatsache erklärlich, daß Geisteskrankheiten nach starken Aderlässen nicht selten unheilbar werden, daß Pinel unmittelbar darauf den tiefsten Blödsinn hat erfolgen gesehn. Dieses Mittel wird daher immer mit großer Umsicht anzuwenden seyn.

Wer kennt nicht die Wirksamkeit der kalten Begießungen auf den Kopf, der kalten Umschläge im ersten Stadium der Geisteszerrüttung? Wirkt nicht der Tart. stib., den wir in großen Gaben geben, sehr antiphlogistisch? Wie glücklich war Fanzago in Heilung dieser Kranken mittelst der den Orgasmus des Blutsystems auf eine merkwürdige Weise vermindernden Digitalis*)! Der Stechapfel scheint auf ähnliche Weise zu wirken. Anders, schon und unmittelbarer aufs

*) M. s. Zeitschrift für psychische Aerzte, 3tes St. 1819.

Nervensystem als auf's Gefäßsystem wirken die übrigen Narkotika u. s. w.

Waren diese Mittel nun entweder gar nicht oder fruchtlos angewendet worden, ist das akute Stadium vorüber, hat die Krankheit, um dem allgemein angenommenen Sprachgebrauch zu huldigen, den dynamischen Karakter in den organischen verwandelt, so bleiben der Kunst wenig Hülfsmittel mehr übrig, um hier noch mit Sicherheit und Erfolg etwas ausrichten zu können, und kommt hier noch Heilung zu Stande, so haben wir dieß wahrlich mehr der heilenden Kraft der Natur als unseren ohnmächtigen Hülfsmitteln zu verdanken. Nur die eingreifendsten, die ganze Säftemasse umstimmenden, das Nervensystem auf eine anhaltende Weise alterirenden, oder die eindringendsten äußeren und inneren Ableitungsmittel, und besonders auch solche Mittel, welche die Se- und Exkretionsthätigkeiten des Darmkanals und der Nieren vorzüglich in Anspruch nehmen, vermögen jetzt noch etwas auszurichten. In den meisten Fällen jedoch werden unsere Bemühungen umsonst seyn. Hiermit wollen wir einer geeigneten psychischen Behandlung, einer zweckmäßigen Beschäftigung dieser Kranken keinesweges den Nutzen absprechen, sondern sie im Gegentheile dringend anempfehlen, als die sichersten und am dauerhaftesten wirkenden Mittel, um die Heilkraft der Natur in ihrem Bestreben, während dem ewigen Stoffwechsel der organischen Substanz den Normaltypus wiederherzustellen, zu unterstützen.

Gelingt uns dieses nicht, oder, was öfters der Fall ist, wird die Anwendung dieser Mittel versäumt, so fällt der Kranke immer tiefer in die Nacht des Irreseyns, er verliert immer mehr, sowohl geistiger als körperlicherseits den Adel der Menschenbildung, sein Wahnsinn geht in Blödsinn über, er sinkt zum Thier, ja unter das Thier hinab, — der trau-

rigste Gegenstand des menschlichen Elends, von welchem man gern den Blick wegwendet, um an seiner eignen Bestimmung nicht zu verzweifeln.

Wo ist aber die Vernunft geblieben bei diesen Gesunkenen, die doch dereinst eben so klar und eben so richtig fühlten und dachten als wir? Welcher Trost bleibt uns hier für unsere eigene Unsterblichkeit? Kein anderer, als daß wir glauben, daß die Vernunft in der Seele noch existirt, daß sie aber unserm Wahrnehmungsvermögen verborgen ist, daß ihr gleichsam die Hände gebunden sind, weil ihr die Mittel fehlen, wodurch es ihr möglich wird, in diesem Leben sich zu offenbaren. Wenn Plato die Seele mit einem Fuhrmann verglich, welcher den Körper gleich einem Wagen lenkt, so möchte ich sie eher noch mit einem Klavierspieler vergleichen, der ohne Instrument (Körper) gar nicht, und auf einem verstimmten Instrumente nur fehlerhaft und widerlich spielen kann. Es ist beim Wahnsinn das Instrument, der Körper, in geringerem Grade, beim Blödsinn im höchsten Grade verstimmt. Wir sehen die Organe, wodurch sich die Funktionen der Vernunft und des Verstandes äußern, in hohem Grade verbildet, desorganisirt, verwachsen, mit Wasser angefüllt. Insbesondere sind es Wassersammlungen in der Schädelhöhle und den Ventrikeln, eine wahre Wassersucht des Gehirns, die einen so hohen Grad des Blödsinns bedingen. Herr Hofmedikus Bergmann hat uns in neuester Zeit hiervon die überzeugendsten Beweise gegeben *).

Erinnern wir uns ferner an die Resultate der Leichenöffnungen Geisteskranker, und stellen sie mit der aufgestellten Entwickelungsgeschichte der Geisteszerrüttung, mit den äu-

*) M. s. Zeitschrift für die Anthropologie, H. 1. 1825.

Bern Erscheinungen, welche wir bei dem Entstehn und in dem ersten Zeitraume der Krankheit bemerken, in Vergleich, so wird es nicht schwer fallen, ja die natürlichste Erklärung darin finden, daß wir sie alle auf die Wirkungen einer in höherem oder niederem Grade excedirenden Gefäßthätigkeit, mit oder ohne Spuren einer qualitativ veränderten Blutmasse, zurückführen können. Einige sind Wirkungen eines höheren Grades der Entzündung, als Vereiterungen einzelner Theile des Gehirns, Verwachsungen der Gehirnhäute unter sich, mit dem Schädel und mit der Gehirnmasse, blutige Exsudationen zwischen den Gehirnhäuten und in den Gehirnhölen, lymphatische Konkretionen, Ausdehnungen und Verknöcherungen der Blutgefäße, Blutanhäufungen und hochrothe Farbe der Häute und Gehirnsubstanz u. s. w.

Andere lassen auf eine weniger heftige Aufregung des Gefäßsystems, auf einen geringen Grad einer entzündlichen Affektion schließen, als namentlich seröse lymphatische Ergießungen zwischen den Gehirnhäuten und in den Ventrikeln, wässerige Infiltrationen zwischen den Interstitien der Gehirnhäute und der Gehirnsubstanz selbst, Hydatiden und Gefäßerweiterungen, besonders an den Plexus choroid. (eine, meinen Beobachtungen zufolge, sehr häufig vorkommende Erscheinung), minder stark, aber doch stärker als im normalen Zustande, geröthete Stellen der Gehirnsubstanz u. s. w.

Endlich lassen die nicht selten vorkommende milchweiße oder gelbe Farbe der Exsudationen, die mißfarbige, blutwässerige Verderbniß derselben, die erweichte, breiartige, in fauligte Verderbniß übergegangene Gehirnmasse u. s. w. auf die Einwirkung einer gleichzeitig qualitativ krankhaft veränderten Blutmasse schließen.

Es lassen sich hier nur im Allgemeinen vergleichende Punkte aufstellen. Stellen wir in jedem gegebenen Falle die Resultate der Leichenöffnungen mit den Erscheinungen der Krankheit, die wir während ihres Verlaufs im Leben beobachten, in Vergleich, so wird es uns in den meisten Fällen gelingen, über den materiellen Grund jener Erscheinungen mehr oder weniger Aufschluß zu finden. Eine Masse von Erfahrungen dieser Art wird unser Wissen in dieser Krankheitsklasse vermehren, unsere Diagnose erleichtern, unsere Therapie einfacher machen.

Zum Schlusse dieses Aufsatzes noch einige Bemerkungen. Es sind besonders zwei Punkte, die manchen meiner Zeitgenossen anstößig seyn werden, einmal die große Materialität, die bei meiner Erklärung der Erscheinungen der Geisteskrankheiten vorherrschend ist, und zweitens der große Umfang, den ich den verschiedenen Graden der Entzündung einräume. Ueber beide Punkte habe ich mich im Laufe des Aufsatzes erklärt, und ich füge nur noch das hinzu, daß, was den ersteren Punkt betrifft, ich überzeugt bin, daß wir auf diesem Wege in der Kenntniß und Beurtheilung dieser Krankheitsklasse weiter kommen werden als auf metaphysischem, spiritualistischem, — und in Ansehung des andern, daß ich bitte sich nicht an das Wort Entzündung zu stoßen, sondern lieber Ausdrücke zu geben, die wir für die andern Grade der örtlichen Erregung der Gefäßthätigkeit in einem Organe gebrauchen können.

Wiewohl ich nicht läugne, daß die gegebene Ansicht über die näheren materiellen Bedingungen der Geisteszerrüttung mehr oder weniger auf hypothetischen Gründen beruhe, so ist sie doch auch durch vielfältige Thatsachen unterstützt, welche den hypothetischen Gründen wenigstens Wahrscheinlichkeit geben. Gegen den Vorwurf der Einseitigkeit wird

sie, denke ich, dadurch geschützt seyn, daß sie, obwohl einfach, doch auch die Vielseitigkeit der Erscheinungen berücksichtigt, gleichwie die Natur selbst in ihrem Wirken höchst einfachen Gesetzen huldigt, die aber in mannichfacher Verbindung und Entwicklung die mannichfaltigsten und scheinbar verschiedensten Erscheinungen offenbart.

Ueber die Bestrafung der kriminellen Verbrecher in den nordamerikanischen Staaten.

Von
Herrn Professor Grohmann
in Hamburg.

Vielleicht ist es den Lesern dieser Zeitschrift nicht unangenehm, zu erfahren, welche Wirkung in den oben genannten Staaten die Abschaffung oder vielmehr Abwesendheit der Todesstrafen hat, welchen Einfluß auf Verminderung oder Vermehrung der Verbrecher, kurz welche Hoffnung oder Furcht man wohl fassen könne, wenn die Idee von der versuchsweisen und stillschweigenden Suspension der Todesstrafen, wie ich mich früher darüber in dieser Zeitschrift, Heft 4, Jahrg. 1823 ausgesprochen, könnte und sollte realisirt werden. Auf jede Weise müßte eine solche Suspension nur unter folgenden Bedingungen geschehen. Erstlich daß den

Todesstrafen nicht vielleicht grausamere Mittel, wie z. B. Schiffziehen, lebenslängliche Arbeit, jährliche Geißelung u. s. w. substituirt würden. Denn ein solcher integrirender Theil der Strafanwendung würde die Strafgesetzgebung um viele hundert Jahre zu den früheren unmenschlichen Versuchen, die Verbrechen abzuwehren oder sie zu bestrafen, zurückführen. Soll und kann die Todesstrafe abgeschaft werden, welches ja eben ein Werk der Humanität und Gerechtigkeit seyn soll, so muß auch dafür nicht ein anderes noch bedenklicheres Strafübel substituirt werden. Eine andere wesentliche Bedingung, die aber die Art und Weise der Abschaffung oder versuchsweisen Suspension der Todesstrafen betrifft, ist, daß diese Aufhebung stillschweigend sey und nicht als Gesetz promulgirt werde. Die Strafgesetzgebung reformirt sich nach dem großen Beispiele der Zeit und Geschichte. Sie bessert Andere und sich selbst im Stillen durch die einflußreiche Macht der Ideen, der fortschreitenden Ausbildung und der wachsenden Erfahrung. Eine laute Promulgation oder Verkündigung jener wenn auch nur versuchsweisen Suspension müßte unendlichen Schaden für die menschliche Gesellschaft haben, auch schon darum, weil man durch die übel angestellte Erfahrung nicht allein nicht zu einem reinen Resultate der Erfahrung, sondern vielmehr zu einem ganz entgegengesetzten und übelwollenden gelangen würde. Die laute Aufhebung eines seit langer Zeit gültigen, strengen und vielleicht zu strengen Strafgesetzes bringt sehr leicht, um nach anthropologischen Gründen zu urtheilen, die entgegengesetzte, nur zu zügellose Denkart hervor, sich Verschuldungen, Vergehungen und einem gleichsam losgebundenen Frevel hinzugeben. Wenn in jenen Zeiten, wo auf die Schuld geschwächter Mädchen noch eine so harte Strafe der Verunehrung, des Kirchenbanns u. s. w. gesetzt war, kam die

und endlich in Tropfen als Regen niederfallen. Bis zur Wolkenregion nimmt nach Deluc's Versuchen und den neuesten Beobachtungen von Graham und des Kapitän Beaufoy bei Gelegenheit ihrer wissenschaftlichen Luftfahrt im Juni 1824 *), die Feuchtigkeit um ein geringes zu, verringert sich aber um so mehr, je höher die Luftschichte ist, welche man untersucht, so daß man annehmen kann, daß die Atmosphäre in den höchsten Regionen keine Feuchtigkeit besitzt. Nächst diesen kann die Luft mit einer Menge anderer verschiedenartiges Stoffe und feiner Körper mechanisch vermischt seyn, welche meistens mehr oder weniger von schädlichem Einflusse auf den Organismus sind. Ich erinnere hier nur an die Beimischungen von den mannichfachen Gerüchen, von oxydirtem Stickgase, von Schwefelwasserstoffgas, Kohlenwasserstoffgas, Ammoniakgas, den verschiedenen flüchtigen Miasmen und Kontagien.

In dem Maaße nun, wie diese verschiedenen Stoffe in einem gegebenen Raume der atmosphärischen Luft angehäuft sind, ist die absolute Menge des Sauerstoffgases geringer, obgleich das Verhältniß desselben zum Stickgas in der Luft sich in allen Regionen derselben, sowohl in den höchsten wie in den niedrigsten, in freien wie in eingeschlossenen Räumen, vollkommen gleich bleibt. Von Humboldt's und Gay-Lussac's Versuche lassen darüber keinen Zweifel übrig. Diesen Beobachtungen zufolge sollte man denken, daß die Luft sich überall gleich seyn müsse und daher überall eine nur gleichförmige Einwirkung haben könne. Diese Täuschung wird gehoben, wenn wir bedenken, daß unter dem gleichen Verhältnisse des Sauerstoffgases und Stickgases nur ein relatives zu verstehen ist, die absolute Menge von

*) M. s. v. Frorieps Notizen, N. 177.

Sauerstoff- und Stickgas in einem bestimmten Raume aber sich vergrößern oder verringern kann) je nachdem die Luft reiner oder mit andern Substanzen vermischt ist. Gesetzt nun, es verhalte sich in einem Kubikfuß Luft das Oxygen zum Azot wie 20:80, so wird sich dieses Verhältniß auch in einem halben oder Viertelskubikzoll gleich bleiben. Ist nun die eine Hälfte eines Kubikfuß Luft mit einem andern Stoffe z. B. mit Wasserdünsten, oder Kohlensäure oder fauligten Dünsten und dergleichen ausgefüllt, so wird natürlich diese Luft, ohngeachtet das Verhältniß des Oxygens zum Azot sich gleich bleibt, zur Funktion des Athmens weniger oder gar nicht tauglich seyn.

Das Prinzip alles organischen Lebens ist jenes Element, das wir unter dem Namen Sauerstoff- oder Oxygengas kennen. Man hat es deswegen auch Lebensluft genannt. Es macht einen Hauptbestandtheil der atmosphärischen Luft aus, ohne daß wir wissen, woher es seinen Ursprung hat. Einige glauben es dem Wasser entsprossen; wahrscheinlicher aber ist es, mit einem der scharfsinnigsten Naturforscher unsers Vaterlandes, mit Oken, (s. dessen Naturphilosophie) anzunehmen, daß die Sonne die eigentliche Quelle desselben sey. Vergleichen wir die Alles belebenden Eigenschaften derselben, Licht und Wärme, mit dem Sauerstoff, so können wir mannichfache Beziehungen auffinden, die darauf hindeuten, alle drei für Kinder Einer Mutter zu halten. Das Verhältniß, in dem es in der atmosphärischen Luft mit Stickgas gemischt ist, ist gerade dasjenige, wie es zur Erhaltung der Organisation erforderlich ist.

Eine mit fremdartigen Theilen geschwängerte Luft und daraus folgende absolut geringere Menge Sauerstoffs in einem gegebenen Raume wird daher mehr oder weniger feindselig auf die Gesundheit einwirken. Die Luft ist aber um so reiner, je weiter sie sich über die Oberfläche der

Ueber den Einfluß der Atmosphäre auf den menschlichen Körper und ihre Rückwirkung auf Geist und Gemüth.

Von
Herrn Dr. F. Amelung,
Arzt an dem Hospitale und Irrenhause zu Hofheim bei Darmstadt.

Aer in omnibus, quae corpori accidunt, maximus et auctor et dominus est.

Die wechselseitige Abhängigkeit des Geistes und Körpers, durch tausendfältige Erscheinungen der Physiologie und Pathologie jedem unbefangenen Auge sich offenbarend, gibt sich auch deutlich genug durch den Einfluß aller physischen Agentien auf den Organismus zu erkennen. Die verschiedene Beschaffenheit der Nahrungsmittel, ihre mehr animalische oder vegetabilische Natur, ihre milde und erschlaffende oder scharfe und reizende Qualität, ihre schwerere oder leichtere Verdaulichkeit ist nach ihrer Wirkung auf den Körper und sekundär auf die Erscheinungen der Geistesthätigkeiten bekannt, und in den Lehrbüchern der allgemeinen Pathologie weiter ausgeführt. Einen eben so großen, im allgemeinen vielleicht noch größeren Einfluß auf den ganzen Organismus besitzt ohne Zweifel die verschiedene Beschaffenheit der Luft. Der Einfluß derselben auf den menschlichen Körper, ihre heilsamen und nachtheiligen Wirkungen sind indeß bis jetzt noch weniger erforscht, als die Wirkung der Nahrungsmittel. Besonders aber scheint mir der Einfluß der Luft auf Geist und Gemüth mehr Berücksichtigung zu verdienen als man ihm zeither widmete.

Luft und Nahrungsmittel sind die Bedingungen der Erhaltung und Ernährung aller Organismen. Jene wirkt mehr allgemein und häufig auf eine größere Anzahl von Menschen wohlthätig oder nachtheilig ein, je nachdem sie eine gesunde oder nachtheilige Beschaffenheit hat, diese dagegen haben eine mehr individuelle Wirkung, je nachdem sich der eine Mensch mehr von dieser, der andere mehr von jener Speise nährt. Daher ist auch die Luft vorzugsweise die Quelle endemischer und epidemischer Krankheiten, wogegen die verschiedenen Nahrungsmittel mehr sporadische Krankheiten erzeugen.

Wenn wir den Einfluß der Luft auf Geist und Gemüth beobachten und uns die Erscheinungen, die sich hier offenbaren, zu erklären suchen, so können wir dies nicht anders, als durch die primäre Wirkung derselben auf den Körper, woraus sich denn sekundär die Erscheinungen der geistigen Funktionen ableiten lassen.

Das Vorkommen des Kretinismus in den engen und tiefen Thälern der Schweiz, Savoyens, der Pyrenäen, die trägere Geistesthätigkeit und die häufigere Erscheinung des Blödsinns in niederen und feuchten Gegenden, der verschiedene Nationalkarakter der europäischen Völker, die verschiedenen Neigungen dieser Völker zu einer oder der andern Art von Geisteskrankheiten, der Einfluß der verschiedenen Witterungskonstitutionen, der Jahreszeiten auf den Geist und die Gemüthsstimmung fordern uns auf, den Bedingungen dieser Erscheinungen nachzuforschen und sie wo möglich auszumitteln.

Die Ursachen dieser Erscheinungen liegen größtentheils in der verschiedenen Beschaffenheit der Luft, in ihrer größeren oder geringeren Reinheit, in dem Grade ihrer Feuchtigkeit und Trockenheit, in der größeren oder geringeren Spannkraft und Dichtheit, dem Grade des vermehrten oder verminderten Drucks, der verschiedenen Temperatur derselben, insbesondere aber in dem Verhältnisse der absoluten Menge des

Sauerstoffs und wahrscheinlich auch der Elektricität in einem gegebenen Raume.

Um diese verschiedenen Verhältnisse der Luft näher zu betrachten, wird es nothwendig seyn, uns hier im allgemeinen die vorzüglichsten Eigenschaften und Gesetze der atmosphärischen Luft ins Gedächtniß zurückzurufen und hierauf die Bestimmungen, auf welche Weise dieselbe im allgemeinen wohlthätig oder nachtheilig auf die Gesundheit einwirkt und insbesondere als Ursache von Modifikationen in psychischer Hinsicht auftritt, so weit als möglich festzusetzen.

Die atmosphärische Luft, ein elastischer unendlich theilbarer Körper von geringem specifischen Gewicht, umgibt die Erde in einem weiten Umkreise. Es ist eine Flüssigkeit, die sich überall im Gleichgewichte erhält, aber auch vermöge ihrer Elasticität unendlichen Grade der Zusammenpressung fähig ist. Diese Elasticität gibt der Luft eine unendliche Verschiedenheit in Ansehung ihrer Dichtheit und ihrer absoluten Schwere. Je mehr eine gewisse Menge Luft in einem gegebenen Raume zusammengepreßt ist, desto dichter ist sie, und desto grösser muß auch ihre absolute Schwere seyn. Diese Verschiedenheit in der grösseren oder geringeren Ausdehnung der Luft gibt auch den Grund an die Hand, warum ihre specifische Schwere nicht anders als mit Bestimmung des Grades ihrer Dichtheit angegeben werden kann.

Indem sie jeden Körper auf der Oberfläche der Erde umgibt, übt sie auf denselben einen gleichförmigen Druck aus, der zur Erhaltung desselben in seiner eigenthümlichen Gestalt nothwendig ist. Dieser Druck kann aber stärker oder geringer seyn, je nachdem die Luft mehr zusammengepreßt oder ausgedehnt ist, oder ganz besonders auch, je höher oder niedriger die Luftsäule ist, die auf den Körper drückt. Diesem Gesetze zufolge bemerken wir, daß bei verschiedener Witterung eine stärkere oder geringere Dichtheit, und mithin auch

ein größerer oder geringerer Druck der Atmosphäre statt findet; wir bemerken, daß, je niedriger eine Luftschichte ist, desto größer ihre Dichtheit und ihre absolute Schwere ist, indem sie von dem Gewichte der über ihr liegenden Luftschichte mehr zusammengepreßt wird; je höher dagegen die Luftschichte ist, desto ausgedehnter ist sie, desto geringer ihre absolute Schwere und desto geringer mithin auch der Druck, den sie auf den Körper ausübt.

Nachdem wir im allgemeinen die mechanischen Eigenschaften der Luft uns kurz ins Gedächtniß zurückgerufen haben, ohne uns hier weiter auf ihre specielleren Gesetze und deren Anwendung in der Physik einzulassen, gehen wir zu ihrer für unsern Zweck wichtigeren chemischen, oder chemisch-mechanischen Zusammensetzung über. Sie ist bekanntlich, so weit sich bis jetzt unser Wissen erstreckt, aus Sauerstoffgas und Stickgas zusammengesetzt, die in einem Verhältnisse von 0,21 : 0,79 nach v. Humboldt und Gay-Lussac, oder von 20 Volumtheilen zu 80 nach Döbereiner, stehn. Außerdem findet sich in ihr eine unbedeutende Menge Kohlensäure und Wasser in Dunstform, und zwar diese letzteren Bestandtheile in desto größerer Menge, je näher sie sich an der Erde befindet, so daß dieselben in höheren Regionen des Dunstkreises fast ganz verschwinden. Von der Kohlensäure ist dies bekannt, sie befindet sich vermöge ihrer größeren specifischen Schwere nur in der Nähe der Erde. Die Wasserdünste dagegen sind specifisch leichter als die Luft in ihrer nächsten Begränzung der Erde und erheben sich über die untern Schichten bis zur Wolkenregion. Hier scheinen sie mit dem Gewichte der (hier ausgedehnteren und daher auch absolut leichteren) Luftschichte in gleichem Verhältnisse zu stehn und sammeln sich nun hier als Nebel (Wolken) an, die bei geringerer Temperatur sich mehr verdichten, an Schwere zunehmen, der Erde näher kommen

und endlich in Tropfen als Regen niederfallen. Bis zur Wolkenregion nimmt nach Deluc's Versuchen und den neuesten Beobachtungen von Graham und des Kapitän Beaufoy bei Gelegenheit ihrer wissenschaftlichen Luftfahrt im Juni 1824 *), die Feuchtigkeit um ein geringes zu, verringert sich aber um so mehr, je höher die Luftschichte ist, welche man untersucht, so daß man annehmen kann, daß die Atmosphäre in den höchsten Regionen keine Feuchtigkeit besitzt. Nächst diesen kann die Luft mit einer Menge anderer verschiedenartiger Stoffe und feiner Körper mechanisch vermischt seyn, welche meistens mehr oder weniger von schädlichem Einflusse auf den Organismus sind. Ich erinnere hier nur an die Beimischungen von den mannichfachen Gerüchen, von oxydirtem Stickgase, von Schwefelwasserstoffgas, Kohlenwasserstoffgas, Ammoniakgas, den verschiedenen flüchtigen Miasmen und Kontagien.

In dem Maaße nun, wie diese verschiedenen Stoffe in einem gegebenen Raume der atmosphärischen Luft angehäuft sind, ist die absolute Menge des Sauerstoffgases geringer, obgleich das Verhältniß desselben zum Stickgas in der Luft sich in allen Regionen derselben, sowohl in den höchsten wie in den niedrigsten, in freien wie in eingeschlossenen Räumen, vollkommen gleich bleibt. Von Humboldt's und Gay-Lussac's Versuche lassen darüber keinen Zweifel übrig. Diesen Beobachtungen zufolge sollte man denken, daß die Luft sich überall gleich seyn müsse und daher überall eine nur gleichförmige Einwirkung haben könne. Diese Täuschung wird gehoben, wenn wir bedenken, daß unter dem gleichen Verhältnisse des Sauerstoffgases und Stickgases nur ein relatives zu verstehen ist, die absolute Menge von

*) M. s. v. Frorieps Notizen, N. 177.

Sauerstoff- und Stickgas in einem bestimmten Raume aber sich vergrößern oder verringern kann) je nachdem die Luft reiner oder mit andern Substanzen vermischt ist. Gesetzt nun, es verhalte sich in einem Kubikfuß Luft das Oxygen zum Azot wie 20:80, so wird sich dieses Verhältniß auch in einem halben oder Viertelskubikzoll gleich bleiben. Ist nun die eine Hälfte eines Kubikfuß Luft mit einem andern Stoffe z. B. mit Wasserdünsten, oder Kohlensäure oder fauligten Dünsten und dergleichen ausgefüllt, so wird natürlich diese Luft, ohngeachtet das Verhältniß des Oxygens zum Azot sich gleich bleibt, zur Funktion des Athmens weniger oder gar nicht tauglich seyn.

Das Prinzip alles organischen Lebens ist jenes Element, das wir unter dem Namen Sauerstoff- oder Oxygengas kennen. Man hat es deswegen auch Lebensluft genannt. Es macht einen Hauptbestandtheil der atmosphärischen Luft aus, ohne daß wir wissen, woher es seinen Ursprung hat. Einige glauben es dem Wasser entsprossen; wahrscheinlicher aber ist es, mit einem der scharfsinnigsten Naturforscher unsers Vaterlandes, mit Oken, (s. dessen Naturphilosophie) anzunehmen, daß die Sonne die eigentliche Quelle desselben sey. Vergleichen wir die Alles belebenden Eigenschaften derselben, Licht und Wärme, mit dem Sauerstoff, so können wir mannichfache Beziehungen auffinden, die darauf hindeuten, alle drei für Kinder Einer Mutter zu halten. Das Verhältniß, in dem es in der atmosphärischen Luft mit Stickgas gemischt ist, ist gerade dasjenige, wie es zur Erhaltung der Organisation erforderlich ist.

Eine mit fremdartigen Theilen geschwängerte Luft und daraus folgende absolut geringere Menge Sauerstoff in einem gegebenen Raume wird daher mehr oder weniger feindselig auf die Gesundheit einwirken. Die Luft ist aber um so reiner, je weiter sie sich über die Oberfläche der

s. w. verursacht. Den niedrigsten Barometerstand bemerken wir vor Gewittern, Stürmen und Erdbeben. Jedermann kennt die Wirkung, welche wir schon vor dem Ausbruche dieser Naturerscheinungen nicht sowohl an uns, besonders bei sehr reizbaren, sensibeln Personen wahrnehmen, sondern auch bei den Thieren beobachten. Ich glaube wenigstens, daß man diesem ungewöhnlich verminderten Druck der Luft vor und während einem Erdbeben einzig und allein die große Unruhe und Angst zuschreiben muß, welche wir bei Thieren beobachten, die für solche atmosphärische Veränderungen weit empfindlichere Reagentien sind, (daher die Benutzung der Spinnen, der Laubfrösche, der Schwalben, der Hunde und Katzen zu Wetterpropheten) als wir der Natur und ihren Einflüssen durch Kultur gleichsam mehr entfremdeten Menschen.

In Beziehung der ätiologischen Momente der Geistes- und Gemüthskrankheiten bemerken wir, daß ein geringerer Grad des Drucks der Atmosphäre, die Bergluft, zu Geistes-Krankheiten im Allgemeinen nicht nur überhaupt mehr Anlaß gibt, sondern auch, daß diese häufiger in diesen Gegenden mit dem Karakter der Exaltation, als Wahnsinn und Tobsucht vorzukommen scheinen, dagegen der größere Druck derselben zu Geisteszerrüttungen mit dem Karakter der Depression, zur Melancholie und zum Blödsinn, disponibel mache. Wenn gleich es hier noch an bestimmten Thatsachen fehlt, die auch nur durch genaue und fortgesetzte Vergleichung ganzer Länder hinsichtlich ihrer topographischen Beschaffenheit und der Häufigkeit des Vorkommens, so wie des verschiedenen Karakters der Geisteskrankheiten erhalten werden kann, so sprechen doch dafür mehrere Thatsachen. Bekannt ist das häufige Vorkommen der Geisteszerrüttung im Schwarzwalde. Heberich bemerkt (in Horn's, Nasse's, Henke's und Wagner's

tigkeit diese geschwängert ist, ziemlich klar hervorgeht. Die Elektrizität in ihrer Verschiedenheit, die sich als positive und negative ausspricht, scheint mit den Hauptbestandtheilen der Luft, dem Oxygen und dem Azot, in naher Beziehung zu stehn. Ihr durchaus ähnlich verhalten sich der Galvanismus und wohl auch der Magnetismus nach Oerstädts Versuchen. Es sind vielleicht Aeußerungen verschiedener Art eines und desselben Grundagens.

Halten wir uns demnach zunächst und fürs erste an die mehr in die Augen fallenden Verschiedenheiten in den Eigenschaften der Luft, und stellen wir den Einfluß, welchen die verschiedene Beschaffenheit der Luft auf den Menschen bedingt, wie sie uns die Erfahrung und tägliche Beobachtung an die Hand giebt, hier zusammen; betrachten wir insbesondere ihre Rückwirkung auf Geist und Gemüth und versuchen wir den Kausalnexus, der bei diesen Veränderungen in Betracht kommen mag, so weit als möglich zu erforschen. Zu dem Ende und um einigermaaßen einer gewissen Ordnung zu folgen, wird es nöthig seyn, die Wirkungen der Luft nach ihren verschiedenen Eigenschaften zu betrachten.

Was fürs Erste den Einfluß der absoluten Schwere und den davon abhängenden Grad der Elasticität der Luft betrifft, so bemerken wir in der That einen großen Unterschied zwischen den Bewohnern höherer Gegenden, wo der Druck der Luft und mithin auch der Grad ihrer relativen Elasticität nicht so groß ist, und zwischen den Bewohnern der Thalgegenden und niederen Ebenen, wo dieser Druck weit bedeutender ist. Eine freiere, schnellere Zirkulation des Bluts, größere Agilität und Contractilität des Muskelsystems, höhere Spannung des Nervensystems, Trieb des Bluts nach der Peripherie, und daher röthere Farbe der Haut und insbesondere des Gesichts, größere Neigung zu sthenischen und entzündlichen Krankheiten, sind im Allgemeinen die physi-

schen Folgen der Bergluft, die wir zum Theil dem geringeren Druck der Atmosphäre zuschreiben müssen. In psychischer Hinsicht bemerken wir größere Thätigkeit des Geistes, doch, wie es scheint, ohne Dauer in Bezug auf einen Gegenstand, leichten, frohen Sinn, eine gewisse Energie des Karakters.

Die Wirkungen der größeren Schwere der Luft in niedrigen Gegenden lassen sich im Allgemeinen folgendermaaßen bestimmen: eine langsamere, trägere Zirkulation des Bluts und größere Neigung zu Stockungen desselben, namentlich in der Pfortader, trägerer Karakter der Muskulaktionen, geringere Spannung und Empfindlichkeit des Nervensystems, Geneigtheit zu asthenischen und chronischen Krankheiten; — in Ansehung der Geistesthätigkeiten und des Gemüths, eine größere Ruhe, oder in ganz tief liegenden Gegenden selbst Trägheit in den Verstandesoperationen, aber dafür auch längere Ausdauer bei einem Gegenstande, tieferes Forschen und Grübeln; im Allgemeinen größere Gemüthsruhe, welche aber, einmal erschüttert, auch desto tiefer und anhaltender ergriffen wird.

An Belegen zu diesen Erfahrungssätzen, aus welchen diese selbst gezogen sind, kann es uns nicht fehlen, wenn wir uns der Eigenthümlichkeiten der Bewohner der Schweiz, Tyrols und Savoyens, im Gegensatz der Bewohner der Ebenen Deutschlands und Frankreichs, der verschiedenen Nüancen im Karakter der Ober- und Niederdeutschen, und wiederum der noch tiefer gelegenen Niederländer, der Bewohner kleiner Gebirgszüge (z. B. des Schwarzwaldes, des Odenwaldes u. s. w.) im Gegensatz der Bewohner der benachbarten Ebenen, des auffallenden Unterschieds in dem Karakter der Bergschotten von ihren Landsleuten, die die Ebenen bewohnen u. s. w. erinnern.

Wer kennt nicht die Wirkung der Bergluft auf Geist und Körper? Wer jemals eine Reise in die Schweiz ge-

macht hat, wird mit mir die größere Leichtigkeit in allen Muskelactionen, die geringere Ermüdung, selbst bei starken Tagereisen, als in ebenen Gegenden,

„Kräftiger sind nun die Glieder,
Denn die Bergluft stärket schnell“ *),

so wie eine gewisse Leichtigkeit und Fröhlichkeit des Gemüths, die desto mehr zunimmt, je höher man steigt, empfunden haben, wobei gewiß der geringere Druck der Luft als Ursache dieser Erscheinung mit in Betracht kommen mag. Auch hängt hiervon, wenigstens theilweise, die bekannte Anhänglichkeit der Bergbewohner, wie namentlich der Schweizer und Tyroler, an ihr Vaterland und ihr Heimweh ab, das sie in andern und vorzüglich niedrigeren Gegenden befällt. Vielleicht kann man diesem Umstande jene Erscheinung eher zuschreiben, als dem Gefühle für Naturschönheiten, die bei dem gemeinen Manne selten oder nie den Eindruck machen, als bei dem Gebildeten. Es ist das Ungewohnte, eine gewisse Unbehaglichkeit im ganzen Körper, der diesen stärkeren Druck der Luft nicht gewohnt ist, die bei ihm das Heimweh erzeugt. Die leichtere Bergluft ist sein Element, wie der Fisch das Wasser als das seinige anerkennt. Gewiß ist, daß hierbei auch viel auf Rechnung der reineren Luft, der größeren Menge von Sauerstoff, welche eingeathmet wird, geschrieben werden muß. Erhebt sich die Brust nicht freier in jenen Regionen, wo wir dem Himmel näher stehn, ziehn wir nicht mit Begierde den reinen Aether ein! Der Geist ist gleichsam höher gespannt, das Gemüth in einer fröhlichen Stimmung; jeder Reiz, jedes Ding, was irgend die Aufmerksamkeit erweckt, wird lebhafter ergriffen, freudiger genossen.

---

*) Th. Hell, Abendzeitung, 1822.

So wie überhaupt in den Aeußerungen der Gesundheit eine gewisse Breite herrscht, so auch in der Einwirkung aller physischen Agentien auf den menschlichen Körper. Höchst interessant sind in dieser Beziehung die Beobachtungen über die Beschleunigung des Pulses nach Maaßgabe der Erhöhung des Standpunktes über der Meeresfläche, welche Parrot gemacht hat. »Mein Puls« — bemerkt derselbe — »schlug auf dem Gipfel des Mont perdû 110mal in jeder Minute, und vier Tage zuvor, bei meinem ersten Versuche, diesen Berg zu ersteigen, hatte ich in derselben Zeit 100 Schläge gezählt. Auf dem Gipfel des Malabetto hingegen schlug der Puls 103mal in der Minute und wenige Tage darauf in Bagnères de Lüchon (nach Charpentier 314 Toisen über dem Meere) zählte ich nur 70 Schläge. Dieses Verhältniß ist dem Verhältnisse der Höhe beider Standpunkte vollkommen angemessen und harmonirt genau mit dem Gesetz über die zunehmende Schnelligkeit des Pulses bei wachsender Höhe des Standpunktes, welches aus den sämmtlichen Beobachtungen, die ich in verschiedenen Gebirgen und auf sehr verschiedenen Höhen in dem Kreislaufe meines Bluts anstellte, als Mittel hervorgeht: Mein Puls, welcher in der Höhe der Meeresfläche im Durchschnitte 70 angibt, zeigt bei 1000 Meter 90, bei 2500 Meter 95, bei 3000 Meter 100, bei 3500 Meter 105, bei 4000 Meter 110 Schläge in jeder Minute.«

Also eine Höhe von 4000 Meter zeigt uns einen gereizten, fieberhaften Zustand der Arterie, der bei einer Höhe von 60,000 Meter, 130 Schläge in der Minute zählend, dem größten Fieber gleichkommt, und demnach mit einem durchaus unnatürlichen und krankhaften Zustande in Parallele steht. Umgekehrt könnte man annehmen, daß der Pulsschlag in dem Verhältnisse abnehmen werde, als man tiefer unter die Meeresfläche herabkäme, so daß bei einer

Tiefe von 4—5000 Meter unter der Erde, wenn es anders möglich wäre, zu dieser Tiefe der Erde zu gelangen, der Puls so langsam würde, daß das Leben nicht mehr bestehen könnte.

Jedes Uebermaaß schadet, sowohl der zu große Druck der Luft, als auch der zu geringe. In den höchsten Regionen wird der Andrang des Bluts zu den peripherischen Endigungen der Gefäße unerträglich. Dieser Andrang kann so stark werden, daß das Blut aus den kleinern und zärtern Gefäßendigungen der Nase und Ohren heraustritt, die Respiration sehr beschränkt wird und Herzklopfen und großes Angstgefühl entsteht. Gewohnheit und eigenthümliche Konstitution lassen diese Unannehmlichkeiten den Bergbewohner, wenn er einmal in die höchsten unbewohnbaren Gegenden steigt, weit weniger empfinden, als den Bewohner der Ebene. Die schädlichen Folgen des höchsten Grades des Drucks der Atmosphäre, so weit sie in der Natur vorkommen, sind dagegen Trägheit und gleichsam Unterdrückung der organischen Thätigkeiten.

Die Wirkungen des größeren oder geringeren Drucks der Atmosphäre, wie sie die täglichen Veränderungen der Witterung mit sich bringen, sind nicht so auffallend, und nur bei den höchsten Unterschieden des Barometerstandes zu merken. Eine größere Schwere der Glieder und langsameren Blutumlauf bei sehr hohem Barometerstande, und daher auch größere Neigung zur Trägheit, wird wohl Jeder leicht an sich selbst beobachten, und dagegen im Allgemeinen eine größere Leichtigkeit in den Muskelaktionen und größere Aufgelegtheit zu geistigen Arbeiten bei mittlerem oder auch mäßig minderem Barometerstande wahrnehmen, während wiederum der niedrigste in seinen Wirkungen den höheren Regionen der Luft entspricht, und daher Respirationsbeschwerden, Angst, Aufgetriebenheit der Gefäßendigungen u.

s. w. verursacht. Den niedrigsten Barometerstand bemerken wir vor Gewittern, Stürmen und Erdbeben. Jedermann kennt die Wirkung, welche wir schon vor dem Ausbruche dieser Naturerscheinungen nicht sowohl an uns, besonders bei sehr reizbaren, sensibeln Personen wahrnehmen, sondern auch bei den Thieren beobachten. Ich glaube wenigstens, daß man diesem ungewöhnlich verminderten Druck der Luft vor und während einem Erdbeben einzig und allein die große Unruhe und Angst zuschreiben muß, welche wir bei Thieren beobachten, die für solche atmosphärische Veränderungen weit empfindlichere Reagentien sind, (daher die Benutzung der Spinnen, der Laubfrösche, der Schwalben, der Hunde und Katzen zu Wetterpropheten) als wir der Natur und ihren Einflüssen durch Kultur gleichsam mehr entfremdeten Menschen.

In Beziehung der ätiologischen Momente der Geistes- und Gemüthskrankheiten bemerken wir, daß ein geringerer Grad des Drucks der Atmosphäre, die Bergluft, zu Geistes-Krankheiten im Allgemeinen nicht nur überhaupt mehr Anlaß gibt, sondern auch, daß diese häufiger in diesen Gegenden mit dem Karakter der Exaltation, als Wahnsinn und Tobsucht vorzukommen scheinen, dagegen der größere Druck derselben zu Geisteszerrüttungen mit dem Karakter der Depression, zur Melancholie und zum Blödsinn, disponibel mache. Wenn gleich es hier noch an bestimmten Thatsachen fehlt, die auch nur durch genaue und fortgesetzte Vergleichung ganzer Länder hinsichtlich ihrer topographischen Beschaffenheit und der Häufigkeit des Vorkommens, so wie des verschiedenen Karakters der Geisteskrankheiten erhalten werden kann, so sprechen doch dafür mehrere Thatsachen. Bekannt ist das häufige Vorkommen der Geisteszerrüttung im Schwarzwalde. Hederich bemerkt (in Horn's, Nasse's, Henke's und Wagner's

Archiv, Julius und August 1824, (S. 99) die Häufigkeit des Vorkommens von Wahnsinn, und namentlich des Wahnsinns mit Tobsucht, in der fast zweitausend Fuß hoch über der Meeresfläche gelegenen Gegend zu Frauenstein bei Dresden. Die größten Schwärmer finden wir in bergigten Gegenden. Die Geschichte Schottlands, mehrere neuere Thatsachen, die in der Schweiz vorfielen, geben hierzu die Belege. Der allgemeinere Karakter der Geisteskranken in den Niederlanden scheint mehr derjenige der Depression zu seyn. Es wäre in dieser Beziehung interessant, die Summen der verschiedenen Arten von Geisteszerrüttung, inwiefern diese mehr zur Aufregung oder zur Depression hinneigen, in verschiedenen Gegenden, je nachdem diese hoch oder niedrig liegen, mit einander zu vergleichen. Aber nur eine große Anzahl von Irren kann hier zu einem genügenden Resultate führen. Insbesondere möchte sich hierzu eine Vergleichung der Berichte aus den verschiedenen Irrenanstalten eines größern Staates eignen, namentlich von Oesterreich und Preußen, welche aus so verschiedenartigen Völkern zusammengesetzt sind, und sowohl weite Ebenen als bergigte Gegenden unter ihre Besitzungen zählen.

Es ist bekannt, daß niedere Gegenden zu Krankheiten des Unterleibs, zu Stockungen des Bluts im Pfortadersysteme disponibel machen. Finden wir hier nicht die Quelle der Hypochondrie und häufig auch der Melancholie? Der geringere Druck der Luft dagegen macht das Blut zu Kongestionen nach der Peripherie geneigt; das Gehirn aber gehört mit zu den peripherischen Organen, wenn wir das Herz als das Centrum annehmen, und eine bekannte Sache ist, daß die Tobsucht sehr häufig von heftigen Kongestionen des Bluts nach dem Gehirn, wo nicht allein abhängt, doch damit in wesentlicher Verbindung steht. Hieraus ist der Zusammenhang der Witterungskonstitution mit den Paroxysmen der Tobsucht

zu erklären. So glaube ich bemerkt zu haben, daß die meisten Paroxysmen der Tobsucht bei niedrigem Barometerstande, insbesondere im Frühjahr und Herbst vorkommen; dagegen die sonst Unruhigen bei hohem Barometerstande und übrigens gleicher Beschaffenheit der Temperatur ruhiger zu seyn pflegen. Wohl zu beobachten ist aber hierbei der verschiedene Grad der Temperatur der Luft, um hier eine reine Beobachtung anzustellen. Die Wärme entspricht der Extension und dem gemäß werden die Gefäße bei warmer Witterung mehr ausgedehnt, das Blut strömt häufiger den peripherischen Endigungen derselben zu und daher rührt denn wohl die Erscheinung, daß die heftigsten Grade der Tobsucht an den heißesten und schwülsten Tagen vorkommen. Oefters beobachtete ich solche heftige Paroxysmen der Tobsucht vor und während starker Gewitter, einer Zeit, wo beide hier genannte ursächliche Bedingungen nämlich schwüle Wärme und sehr niedriger Barometerstand, gleichzeitig vorhanden waren. Zur Parallele der Geistes- und Gemüthskrankheiten mit den moralischen Vergehungen dient hier noch die Beobachtung, daß die meisten Mordthaten in Italien in den heißesten Monaten, im Juli und August, vorfallen, und daß in Montpellier die Zahl der Verbrecher mit der warmen Jahreszeit in geradem Verhältnisse steht (M. s. Metzler Versuch eines Leitfadens ꝛc.). Im Winter, besonders bei kalter trockner Witterung, sind die Paroxysmen der Tobsucht weit seltner. Uebrigens bleibt es sehr schwierig, hier ganz genaue und bestimmte Resultate zu ziehn, indem der verschiedene Zustand der Irren auch noch von vielen andern Einflüssen abhängt. Vielleicht daß sie genau bestimmt werden könnten, wenn mehrere Aerzte an Irrenanstalten ihre Beobachtungen in dieser Hinsicht bekannt machten und mit einander verglichen. Ich habe bis jetzt nur eine Autorität über die Beziehung des Barometerstandes zu den Paroxysmen der Manie auffinden können,

und diese ist Chiarugi, welcher sich in seiner Abhandlung über den Wahnsinn Th. 1, S. 161 folgendermaaßen darüber äußert: »Was nun den Einfluß der Schwere und Schnellkraft der Luft auf die Entstehung des Wahnsinns anbelangt, so will ich nicht behaupten, daß der verminderte Druck der Atmosphäre allein ihn erzeugen köine. So viel ist indeß gewiß, daß man bei Wahnsinnigen wenigstens schwerere Zufälle und Exacerbationen bemerkt die mit den absteigenden Veränderungen des Barometers übereinstimmen u. s. w.«

Welchen Einfluß die Witterung überhaupt und insbesondere der verminderte Druck der Luft zur Vermehrung und Häufigkeit der Selbstmorde habe, zeigen mehrere Erfahrungen. A. Meckel (Lehrbuch der gerichtlichen Medicin §. 228.) bemerkt, daß Jahreszeit, Witterung u. s. w. nicht nur bei dem Selbstmorde Berücksichtigung verdienen, sondern auch daß um die Zeit der Nachtgleichen, besonders während der Herbstäquinoctien und selbst bei jeden auffallend erhöhten oder gesunkenen Barometerstand, die Selbstmorde häufiger als zu andern Zeiten vorkommen. Nach Hinze's Beobachtungen (m. s. Zeitschrift für die Staatsarzneikunde, herausgegeben von Adolph Henke, 1824) kommen die meisten Selbstmorde zur Zeit heftiger Stürme, also bei den niedrigsten Barometerständen im Oktober und November vor. Auch Falret *) bemerkt, daß die Selbstmorde am häufigsten in einem feuchten, kalten, veränderlichen Herbste nach einem brennendheißen Sommer sind. Sollte nun auch Falrets Behauptung, daß der Selbstmord immer Folge von Geisteszerrüttung sey, nur in den meisten Fällen wahr seyn, so bezeugt dieß doch hinlänglich die Abhängigkeit der Erscheinungen des Wahnsinns und der Melancholie von den Veränderungen der Witterung und den Einfluß der Luft auf

*) De l'hypochondrie et du suicide; 1822.

die Zahl dieser Unglücklichen in den Thälern der Pyrenäen bedeutend vermindert, was man wohl mit Recht der Austrocknung der Sümpfe, dem Niederhauen der Gehölze, der Urbarmachung der Brachländer, der Verbesserung der Straßen, der Höherlegung und Lüftung der Häuser, größerer Reinlichkeit u. s. w. zuschreiben kann, und es läßt sich hoffen, daß auf diese Weise diese Uebel nach und nach ganz verschwinden werden (m. vgl. P. La Boulinière's Itineraire déscriptif et pittoresque des Hautes-Pyrénées françaises. Paris, Gide, 1825. Bd. 2, S. 197). Merkwürdig dagegen ist in dieser Hinsicht die Beobachtung von Roulin, daß seit mehreren Jahrzehnten nicht sowohl die Kröpfe als auch der Schwach- und Blödsinn auf einigen Inseln Westindiens und in Kolumbien in gleichem Verhältnisse zunehmen. Die Ursachen davon sind nicht genau bekannt, doch ist wahrscheinlich, daß sie in der seit einer Reihe von Jahren zugenommenen Feuchtigkeit dieser Gegenden zu suchen sind.

Ein höchst wichtiger Umstand ist dieß unstreitig in medicinisch-polizeilicher Hinsicht. Es handelt sich hier nicht blos um rein körperliche Krankheiten, sondern um deren Rückwirkung auf Geist und Gemüth. Das höchste Unglück für den Staat kann nur das seyn, wenn seine Bewohner in psychischer Hinsicht auf eine tiefere Stufe der Geistesthätigkeiten zu stehn kommen. Den Ursachen, die zu dieser Verschlimmerung beitragen entgegenzuwirken, muß eine Hauptsorge desselben seyn. Die Entwässerung der allzu wasserreichen Gegenden, das Austrocknen der Sümpfe und Moräste, ist also auch in dieser Hinsicht höchst wichtig.

Der Einfluß auf den Karakter und die geistige Thätigkeit der Bewohner trockner und wasserreicher Gegenden ist bedeutender als man in der Regel glaubt. Dem aufmerksamen Beobachter wird er nicht entgehn. Zuweilen findet sich selbst zwischen den Bewohnern benachbarter Dörfer ein

2. Tobsüchtige und unruhige Geisteskranke werden wir besser in den Wohnungen auf der Erde aufbewahren, dagegen Melancholische und Blödsinnige zuweilen mit Nutzen in den Zimmern der oberen Etagen wohnen lassen.

3. Bei heftigen und anhaltenden Kongestionen des Bluts nach dem Kopfe könnte man vielleicht mit Erfolg trockne Schröpfköpfe auf die Waden und Fußsohlen legen und diese anhaltend liegen lassen. Es würde dieß gewiß ein gutes Ableitungsmittel seyn und so unsern Vorrath an diesen vermehren *).

4. Wir werden bei niedrigem Barometerstande bei gefährlichen und tobsüchtigen Irren mehr Vorsicht und Obhut nöthig haben als bei hohem Barometerstande.

Ein anderes, höchst wichtiges und wohl noch wichtigeres Verhältniß als das des Drucks der Luft, hinsichtlich der Wirkung auf den menschlichen Körper, ist das der Menge des Sauerstoffs in einem bestimmten Raume. Wir haben bereits oben bemerkt, daß das Verhältniß desselben zu dem Stickgas in der atmosphärischen Luft sich in allen Regionen gleich bleibt und auf den höchsten Bergen sowohl als in den tiefsten Thälern eins und dasselbe ist. Unbeschadet dieses bleibenden Verhältnisses kann die Luft übrigens mit andern fremdartigen Substanzen vermischt seyn, wodurch natürlich die absolute Menge des Sauerstoffs und Stickgases in einem gege-

*) Indem ich darüber nachdachte, auf welche Weise man wohl am ganzen Fuß oder auch am ganzen Unterschenkel die Luft verdünnen könnte, um hierdurch das Blut nach den untern Extremitäten hinzulocken, kam ich auf die Idee von einem Paar hermetisch anpassenden Stiefeln, aus welchen man die Luft herauspumpen kann. Ich werde suchen einen Apparat hierzu anzuschaffen und anzuwenden, und sodann die Beschreibung und das Resultat davon alsobald in dieser Zeitschrift bekannt machen.

denen Raume vermindert wird. Dies kann nicht anders als nachtheilig für den Lebensproceß seyn. Eine durchaus mit irrespirabeln Gasarten angefüllte Luft ist zum Athmen ganz untauglich. Es entspringen hieraus die verschiedenartigen Wirkungen der verschiedenen Gasarten beim Einathmen, von denen wir hier zunächst nur einige herausheben, welche Beziehung auf die Geistes- und Gemüthsthätigkeiten haben. Eine größere Menge von Sauerstoff als das von der Natur bestimmte und zur Wohlfahrt und Erhaltung der Organismen allein taugliche Verhältniß, wie es in der atmosphärischen Luft sich vorfindet, beschleunigt den Lebensproceß, wirkt ermunternd, reizend auf den Kreislauf des Bluts und führt somit auch, wie ein stärkeres Feuer einen Körper schneller verzehrt als ein langsames, auch ein früheres Ende herbei. Auf den Geist wirkt es ebenfalls belebend und aufmunternd, stimmt zum Frohsinn und zur Heiterkeit. Diese letztere Wirkung findet besonders auch nach dem Einathmen von oxydirtem Stickgas statt, dagegen wir durch das Einathmen von kohlensaurem Gas eine lähmende Wirkung auf das Geistige- und Willensvermögen beobachten.

Eine Menge Thatsachen drängt sich uns hier entgegen, die den Einfluß des Sauerstoffgases auf das körperliche und geistige Seyn des Menschen darthun, von welchen wir folgende ausheben.

Beobachtungen an uns selbst zeigen uns, daß wir an heiteren, sonnigen Tagen, an Tagen mit reinem und heiterem Himmel, bei übrigens gleichem Gesundheitszustande und mittlerem Stande des Barometers uns im Allgemeinen wohler, geistig aufgeregter und heiterer fühlen, als an trüben, feuchten, nebligen und regnerischen Tagen. Es würde diese Wirkung noch beträchtlicher seyn, wenn nicht gerade bei heiterem und sonnigem Wetter der Druck der Luft stärker wäre und hierdurch wieder ein gewisses Gleichgewicht in der Wir-

kung auf den Körper hergestellt würde. Diese erheiternde und belebende Wirkung an heiteren Tagen möchte ich zum Theil wenigstens der größeren Menge von Sauerstoffgas, welche eingeathmet wird, zuschreiben, und dagegen die trübere Stimmung an trüben Tagen der minder großen Menge von Sauerstoffgas, welche in der mit Feuchtigkeit geschwängerten Luft sich befindet, Schuld geben. Daß hierbei die alles belebende Eigenschaft des Lichts mit in Betracht komme, läugne ich nicht; doch möchte ich diesem in dieser Beziehung weniger Einfluß zuschreiben, als dem Sauerstoffgase. Es findet übrigens hierin die bereits oben angeführte nahe Verwandtschaft des Sauerstoffs mit dem Lichte und die schon erwähnte Meinung über die Quelle des Oxygengases aus der Sonne einigermaaßen eine Bestätigung.

Wie wir bei der Wirkung des Drucks der Luft einen auffallenden Unterschied zwischen den Bergbewohnern und den Bewohnern ebener und niedriger Gegenden in Erwähnung gebracht haben, so ist dieser Unterschied gewiß auch in dem Einflusse der größeren oder geringeren Menge von Sauerstoff begründet. Die am meisten entgegengesetzten Extreme bilden hier die Bewohner freier Berggegenden und die Bewohner tiefer Thäler und morastiger, wasserreicher niedriger Gegenden. Im Allgemeinen findet man den Bewohner hoher Gegenden von aufgewecktérem Sinne, lebenslustiger und freiheitsliebender als den Bewohner der niederen und wasserreichen Gegenden. Auch in Ansehung der physischen Bildung finden wir im Allgemeinen kräftigere, robustere Konstitutionen, die mehr den Karakter des cholerischen oder sanguinischen Temperaments an sich tragen, dagegen in den niederen Gegenden das melancholische und phlegmatische Temperament, die venöse Konstitution mit ihren Krankheitsdiathesen vorherrscht. Schon im Kleinen wird dieser Unterschied auffallend, wenn wir die Bewohner benachbarter bergigter Gegenden

und Ebenen mit einander vergleichen. Aber nur die Masse kann hier entscheiden, nicht der Einzelne. Zum Belege des Gesagten dient der eigenthümliche Karakter der Schweizer, der Tyroler, der Unterschied, den man selbst schon zwischen dem Süd- und Norddeutschen bemerkt, noch mehr aber zwischen dem Bewohner des hoch gelegenen Frankreichs und dem Flammänder und Niederländer. Haben wir nicht Ursache den Spleen und den Hang zum Selbstmord der Engländer der trüben Nebelluft zuzuschreiben, welche England die Hälfte des Jahrs einhüllt? Finden wir nicht den strictesten Beweis dieses mächtigen Einflusses des Oxygengases, sowohl auf die körperliche, als auf die geistige Entwickelung, in dem Schattenbilde des Menschen, dem Kretin, wenn wir ihn, nachdem er, wie jetzt die Sorgfalt der Regierung jener Gegenden, wo diese Unglücklichen einheimisch sind, gebietet, in eine höhere Region versetzt worden, nach einer Reihe von Jahren körperlich und geistig vorgeschritten und nach mehreren Generationen ganz zur regelmäßigen Bildung des Menschen erhoben sehn? Es wäre der Mühe werth die Menge der Schwach- und Blödsinnigen mit der Einwohnerzahl flacher niedriger und hoher Gebirgsgegenden zu vergleichen. Es ist wahrscheinlich, daß die Minderheit zu Gunsten der letztern ausfalle, wenn wir die Bewohner der engen Thäler und Schluchten abrechnen. Und so mag die Witterung eines ganzen Jahres auf die Bildungsgeschichte der Menschen, auf den höheren oder geringeren Werth der litterarischen Erzeugnisse, ja selbst mehr oder weniger auf die Moralität, Einfluß haben. Daß diese Momente auf die körperliche Bildung des Embryo einwirken, ist kaum zu bezweifeln und es läßt sich hieraus das zuweilen häufigere Vorkommen von Kindern eines oder des andern Geschlechts in einem Jahre, oder von Kindern mit kräftigerem oder schwächerem Körperbau von ähnlichem Karakter u. s. w. zum Theil erklären.

Bei Betrachtung des Einflusses und der Wirkung des Oxygengases verwechsele man damit nicht den Einfluß der verschiedenen Temperatur der Luft. Gleich mächtig wie der Sauerstoff, wirkt die Wärme zur Genesis und Fortdauer des organischen Lebens. Doch ihr Einfluß ist so wichtig, daß er eine eigne Betrachtung erheischt und da er mit dem Einflusse der Atmosphäre auf den Menschen nur in einer entfernteren Verbindung steht, hier weiter kein Gegenstand unserer Untersuchung. Wichtig aber ist der Unterschied zwischen trockner und feuchter Wärme. Erstere scheint mit dem Sauerstoffe verwandter zu seyn, wirkt reizend, das Blutsystem aufregend, sthenisirend; letztere abspannend, erschlaffend, asthenisirend und ist die Mutter vieler und der tödtlichsten Krankheiten (des gelben Fiebers, der Pest, des Typhus). Die feuchte Luft in niederen, wasserreichen und morastigen Gegenden überhaupt ist die Ursache vieler Krankheiten des vegetativen Systems mit asthenischem Karakter, als namentlich das Wechselfieber, Petechialfieber, Wurmkrankheiten, Verschleimungen, der Neigung zu Obstruktjonen und Stockungen, Wassersuchten, Fettanhäufung, der venösen Beschaffenheit des Bluts und deren Folgen überhaupt. Die Rückwirkung dieser Krankheiten und selbst der Diathese dazu auf Geist und Gemüth läßt sich leicht ableiten. Die Thätigkeit derselben wird herabgestimmt, niedergedrückt und Hypochondrie, Melancholie und Blödsinn sind die Folgen davon. Die feuchte Luft ist es vorzüglich, welche die Bildung der Kröpfe begünstigt. Blödsinn und Kröpfe findet man häufig in feuchten und niederen Gegenden gepaart (m. s. Fodere's Leçons sur les épidémies). Villars, Arzt zu Grenoble, hat mittelst hygrometischer Versuche, die er in verschiedenen Thälern der Pyrenäen anstellte, gefunden, daß die Menge der Kretins und der Kröpfigen im geraden Verhältnisse mit der Feuchtigkeit steht, welche darin herrschend ist. Uebrigens hat sich seit einem Jahrhundert

die Zahl dieser Unglücklichen in den Thälern der Pyrenäen bedeutend vermindert, was man wohl mit Recht der Austrocknung der Sümpfe, dem Niederhauen der Gehölze, der Urbarmachung der Brachländer, der Verbesserung der Straßen, der Höherlegung und Lüftung der Häuser, größerer Reinlichkeit u. s. w. zuschreiben kann, und es läßt sich hoffen, daß auf diese Weise diese Uebel nach und nach ganz verschwinden werden (m. vgl. P. La Boulinière's Itineraire déscriptif et pittoresque des Hautes-Pyrénées françaises. Paris, Gide, 1825. Bd. 2, S. 197). Merkwürdig dagegen ist in dieser Hinsicht die Beobachtung von Roulin, daß seit mehreren Jahrzehnten nicht sowohl die Kröpfe als auch der Schwach- und Blödsinn auf einigen Inseln Westindiens und in Kolumbien in gleichem Verhältnisse zunehmen. Die Ursachen davon sind nicht genau bekannt, doch ist wahrscheinlich, daß sie in der seit einer Reihe von Jahren zugenommenen Feuchtigkeit dieser Gegenden zu suchen sind.

Ein höchst wichtiger Umstand ist dieß unstreitig in medicinisch-polizeilicher Hinsicht. Es handelt sich hier nicht blos um rein körperliche Krankheiten, sondern um deren Rückwirkung auf Geist und Gemüth. Das höchste Unglück für den Staat kann nur das seyn, wenn seine Bewohner in psychischer Hinsicht auf eine tiefere Stufe der Geistesthätigkeiten zu stehn kommen. Den Ursachen, die zu dieser Verschlimmerung beitragen entgegenzuwirken, muß eine Hauptsorge desselben seyn. Die Entwässerung der allzu wasserreichen Gegenden, das Austrocknen der Sümpfe und Moräste, ist also auch in dieser Hinsicht höchst wichtig.

Der Einfluß auf den Karakter und die geistige Thätigkeit der Bewohner trockner und wasserreicher Gegenden ist bedeutender als man in der Regel glaubt. Dem aufmerksamen Beobachter wird er nicht entgehn. Zuweilen findet sich selbst zwischen den Bewohnern benachbarter Dörfer ein

auffallender Unterschied, den wir nichts anderm, als der höheren und trockneren oder tieferen und wasserreichen Lage, oder vielmehr der trockneren und reineren oder feuchten mit fremdartigen Substanzen vermischten Luft zuschreiben können.

Der verschiedene Nationalkarakter ganzer Völker und Nationen hängt im Grossen von denselben Ursachen und zunächst von dem Einflusse der verschiedenen Nahrungsmittel, gewiss aber hauptsächlich von der verschiedenen Beschaffenheit der Luft, ihrem grösseren oder geringeren Gehalt an Sauerstoff, an Feuchtigkeit, an Kohlensäure u. s. w. ab, so wie diese wieder durch das Klima, durch den Boden, den Grad der Kultur u. s. w. in ihrer Beschaffenheit auf mannichfaltige Weise verändert wird. Wir finden hierin das sanguinische Temperament der Deutschen, das melancholische der Engländer, das phlegmatische der Holländer, das cholerisch-sanguinische der Franzosen, das cholerische der Italiener, das cholerisch-melancholische der Spanier und Portugiesen u. s. w. begründet. Und wiederum werden wir diese Verschiedenheit der Temperamente in dem Karakter der Geisteskrankheiten ganzer Nationen, in den am häufigsten vorkommenden Arten einer Gattung derselben, finden. Während wir diese in Deutschland im Allgemeinen mehr von indifferenter Beschaffenheit und wohl am meisten die eigentliche Verrücktheit, oder auch geringere Grade der Manie antreffen, finden wir in England die Melancholie, die religiöse Manie (von Burrows), die Daemonomania, die Mania melancholica, dagegen in Frankreich mehr die wahre Narrheit mit der Liebe zu Putz und Tand, mit häufigen aber kurzen und schnell vorübergehenden Paroxysmen der Tobsucht vorherrschend. In Italien aber und besonders in den südlichen Gegenden von Neapel ist der höchste Grad der Raserei, die Mania furibunda am häufigsten anzutreffen. Dasselbe wird in Spanien und Por-

tugal der Fall seyn, während wir in Holland in Ansehung der Geisteskrankheiten mehr den Karakter der Depression und die Neigung zum Blödsinn finden werden.

Ich erinnere endlich hier noch an den nachtheiligen Einfluß der verdorbenen zum Athmen mehr oder weniger untauglichen Luft in engen Räumen, wo dieselbe nicht gehörig erneuert wird, an Orten, wo viele Menschen zusammenwohnen, in großen, volkreichen, eng gebauten Städten, in den mit Menschen angefüllten Räumen, in Schauspielhäusern, Kirchen, in Hospitälern, auf Schiffen, in Kerkern; an die Krankheiten der Handwerker, welche entweder nur Stubenluft, oder irrespirable Gasarten, die sich durch ihre Verrichtungen erzeugen, einathmen müssen. Die nachtheiligen Folgen aller dieser Momente sind zu bekannt, als daß sie hier einer speziellen Erwähnung bedürften. Die unmittelbare oder mittelbare Einwirkung derselben auf Geist und Gemüth läßt sich hieraus leicht ableiten und aus dem innigen Zusammenhange der geistigen Funktionen und des Gemüths mit dem Körper erklären.

Nachdem wir solchergestalt durch so viele Thatsachen, von welchen sich vielleicht noch viele auffinden lassen, darauf hingeführt worden, wie mächtig der Einfluß der Luft, die wir einathmen, auf die Bildung des Menschen ist, nachdem wir nicht sowohl das mechanische Verhältniß durch die Schwere und den Druck der Luft; sondern auch deren chemischen Einfluß, deren reine oder unreine, trockene oder feuchte Beschaffenheit, weniger aber deren Temperatur, als einen Gegenstand, der eine besondere Berücksichtigung verdient, betrachtet haben, sey es vergönnt, noch einen Augenblick dabei zu verweilen, wie und auf welche Weise nun wohl dieser Einfluß auf den menschlichen Körper statt finde, um hiernach zu beurtheilen, wie durch diesen Einfluß auf die Materie mittelbar nun auch die

sychische Seite des Menschen eine eigenthümliche Veränderung erleide und hiernach die geistige und gemüthliche Stimmung, der Karakter des Menschen, sich ausspreche.

Bereits oben wurde die Art und Weise, wie der verschiedene Grad des Drucks der Luft auf den menschlichen Körper einwirke, berücksichtigt. Diese Wirkung ist rein mechanisch. Je stärker der Druck ist, je höher die Luftsäule, die von allen Seiten auf die Oberfläche des Körpers einen Druck ausübt, desto weniger wird die organische Agilität sich äußern können, desto mehr Kraftaufwand wird dem Körper nothwendig seyn, um gegen diesen Druck zu reagiren, um sich gleichsam in seiner Selbstständigkeit zu erhalten. Besonders wichtig ist hierbei die Wirkung auf das Blutsystem. Die Zirkulation des Bluts wird demnach träger von Statten gehn, der Pulsschlag wird langsamer, es entstehen leichter Stockungen, Anhäufungen, das Blut erhält, nicht so oft durch den Respirationsprozeß erfrischt, eine mehr venöse Beschaffenheit und mit dieser entstehn denn nach und nach alle jene Veränderungen der Konstitution, und mit ihr die genannten Krankheitsanlagen, die wir bei den Bewohnern sehr niedrig gelegener Gegenden beobachten.

Wichtiger in seinen Folgen, als das Verhältniß des Drucks der Luft, ist die reine oder unreine Beschaffenheit derselben, ihr Gehalt an Sauerstoff, oder ihre Imprägnation mit andern irrespirabeln Gasarten, mit beständiger Feuchtigkeit, Staub u. s. w.

Es muß hier ein allgemeines Gesetz herrschen, und dieses Gesetz gründet sich auf die Abhängigkeit der Beschaffenheit des Bluts von der Beschaffenheit der Atmosphäre. Mag nun das Blut durch die Respiration wirklich Sauerstoffgas aufnehmen (wie es doch wahrscheinlich ist), oder mag dies nur dazu dienen, die zum Leben nicht mehr tauglichen Stoffe leichter zu entbinden und auszuscheiden, um dann als Koh-

lensäure exspirirt zu werden, genug, das Resultat bleibt dasselbe, das Blut wird durch den Athmungsprozeß verändert, erfrischt, entleert sich der zur Ernährung nicht weiter tauglichen Stoffe und erhält dadurch eine zur Formation der Organe und zur Erhaltung des Lebens tauglichere Qualität. Das Blut aber ist die Quelle des Lebens, in ihm sind die Prinzipien zur Erhaltung und Ernährung des Körpers enthalten, und so wie sich der Fötus aus dem Blute der Mutter entwickelt, so erhält er sich durch den ewigen Stoffwechsel, welcher durch das Blut unterhalten wird, während der ganzen Lebenszeit alle Organe in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit. Eine mangelhafte oder fehlerhafte Beschaffenheit desselben kann nicht anders als höchst nachtheilig einwirken, und diese nachtheilige Wirkung wird sich besonders und zuerst in verschiedenen Organen äußern, und zwar zunächst in denen, welche dem Blutbereitungsprozeß vorstehen, in den Organen des Unterleibs, der Assimilation und Nutrition.

Während in der Leber der Oxydationsprozeß des Bluts auf negative Weise und dadurch, daß es sich durch die Sekretion der Galle seines überschüssigen Carbons und Hydrogens entledigt, bewerkstelligt wird, geht in der Lunge durch den unmittelbaren Kontakt des Bluts mit der atmosphärischen Luft, der letzte Akt der Hämatose von Statten. Das Blut erhält durch den Sauerstoff eine neu belebende Eigenschaft. Geht nun dieser Prozeß nicht gehörig von Statten, wovon theils Unvollkommenheit der Respirationsorgane, theils aber auch eine übele, mangelhafte oder fehlerhafte Beschaffenheit der Luft die Schuld trägt, so wird natürlich das Blut die Eigenschaften nicht erhalten, die es zum normalen Lebensprozeß tauglich machen. Es wird zunächst eine venösere Beschaffenheit erhalten und daher auf alle Organe, die es durchkreiset, einen der Gesundheit nicht angemessenen Einfluß behaupten; es entstehen die sogenannte venöse Con-

stitution, die atrabiläre Beschaffenheit des Bluts der Alten, das melancholische und phlegmatische Temperament und mit diesem die Krankheitsanlagen und wirkliche bereits angeführte Krankheiten die diese Konstitutionen und Temperamente zur Folge haben, wie namentlich in Ansehung der Gemüthskrankheiten die Hypochondrie, Hysterie, Melancholie, Narrheit und Raserei, unter gleichzeitiger Einwirkung anderer günstiger Ursachen, vermöge der durch die nachtheilige Einwirkung auf das Nervensystem des Unterleibes statt findende Verstimmung desselben, und der hieraus entspringenden sekundären sympathischen Leiden des Gehirns.

Auf der andern Seite wird eine verhältnißmäßig zu große Menge von Sauerstoff, wie sie in den höheren Regionen der Luft, bei anhaltendem Ost- und Nordostwinde Statt findet, dem Blute eine zu reizende Eigenschaft geben, und mit dieser die Anlage zu entzündlichen Krankheiten überhaupt so wie nächstdem noch zur Manie und Raserei verursachen.

So sehn wir den Menschen durch den Einfluß der atmosphärischen Luft, von welcher wir hier nur die vorzüglichsten Eigenschaften in Betracht gezogen haben, auf mannichfaltige Weise verändert und durchaus von ihm abhängig. So wie aber die psychische Seite des Menschen immer nur der physischen entsprechen kann, welche jener wiederum als Mittel dient, um ihre Thätigkeiten zu äußern, so sehn wir auch immer durch den Einfluß der Außendinge auf den Menschen, sekundärerweise, den psychischen Karakter desselben mannichfaltig modifizirt. Diese Modifikation der Psyche, inwiefern sie von der atmosphärischen abhängt, durch Zusammenstellung verschiedener Thatsachen darzuthun, war der Zweck dieses Aufsatzes, welchen ich, wenn auch unvollkommen, erreicht zu haben hoffe.

Ueber Geist, Seele und Körper.

Von
Herrn Dr. Schindler,
in Greiffenberg.

Es wird uns ein ewiges Räthsel bleiben, wie der Geist, dieser göttliche Hauch, die einfache Kraft, die einer ewigen Vervollkommnung, einer ewigen Glückseligkeit fähig ist, in die Verbindung mit dem schwachen, hinfälligen und der Vergänglichkeit zugewandten Körper gekommen ist. Leibnitz versuchte diese Gemeinschaft vergeblich durch die prästabilirte Harmonie zu erklären und Kant wich jeder Erklärung aus, indem er lehrte, es liege ganz ausser dem Felde menschlicher Erkenntniß, zu erklären, wie überhaupt Substanzen in Verbindung stehen. Die Art und Weise dieser Verbindung kann mithin kein Gegenstand unserer Forschung seyn, und nur von dem Felde der Erfahrung aus blinken uns einige schimmernde Lichter, die wir aber nie zu einem Ganzen vereinen werden, da wir die reine Intelligenz durch die sinnliche Anschauung nicht zu fassen vermögen. — Folgender Ideengang hat mich zu der Annahme einer Seele im Menschen und eines von dieser verschiedenen Geistes gebracht.

Wir erkennen an der uns umgebenden Aussenwelt Materie und Kräfte, können uns aber beide nicht getrennt denken, da wir nur mit Kraft begabte Materie und keine Kraft ohne Materie kennen. Wir müssen also annehmen, daß die Kraft eine Eigenschaft der Materie, oder daß die Materie ein Produkt der Kraft, oder daß beide der gleichzeitige Ef-

psychische Seite des Menschen eine eigenthümliche Veränderung erleide und hiernach die geistige und gemüthliche Stimmung, der Karakter des Menschen, sich ausspreche.

Bereits oben wurde die Art und Weise, wie der verschiedene Grad des Drucks der Luft auf den menschlichen Körper einwirke, berücksichtigt. Diese Wirkung ist rein mechanisch. Je stärker der Druck ist, je höher die Luftsäule, die von allen Seiten auf die Oberfläche des Körpers einen Druck ausübt, desto weniger wird die organische Agilität sich äußern können, desto mehr Kraftaufwand wird dem Körper nothwendig seyn, um gegen diesen Druck zu reagiren, um sich gleichsam in seiner Selbstständigkeit zu erhalten. Besonders wichtig ist hierbei die Wirkung auf das Blutsystem. Die Zirkulation des Bluts wird demnach träger von Statten gehn, der Pulsschlag wird langsamer, es entstehen leichter Stockungen, Anhäufungen, das Blut erhält, nicht so oft durch den Respirationsprozeß erfrischt, eine mehr venöse Beschaffenheit und mit dieser entstehn denn nach und nach alle jene Veränderungen der Konstitution, und mit ihr die genannten Krankheitsanlagen, die wir bei den Bewohnern sehr niedrig gelegener Gegenden beobachten.

Wichtiger in seinen Folgen, als das Verhältniß des Drucks der Luft, ist die reine oder unreine Beschaffenheit derselben, ihr Gehalt an Sauerstoff, oder ihre Imprägnation mit andern irrespirabeln Gasarten, mit beständiger Feuchtigkeit, Staub u. s. w.

Es muß hier ein allgemeines Gesetz herrschen, und dieses Gesetz gründet sich auf die Abhängigkeit der Beschaffenheit des Bluts von der Beschaffenheit der Atmosphäre. Mag nun das Blut durch die Respiration wirklich Sauerstoffgas aufnehmen (wie es doch wahrscheinlich ist), oder mag dies nur dazu dienen, die zum Leben nicht mehr tauglichen Stoffe leichter zu entbinden und auszuscheiden, um dann als Koh-

lensäure exspirirt zu werden, genug, das Resultat bleibt dasselbe, das Blut wird durch den Athmungsprozeß verändert, erfrischt, entleert sich der zur Ernährung nicht weiter tauglichen Stoffe und erhält dadurch eine zur Formation der Organe und zur Erhaltung des Lebens tauglichere Qualität. Das Blut aber ist die Quelle des Lebens, in ihm sind die Prinzipien zur Erhaltung und Ernährung des Körpers enthalten, und so wie sich der Fötus aus dem Blute der Mutter entwickelt, so erhält er sich durch den ewigen Stoffwechsel, welcher durch das Blut unterhalten wird, während der ganzen Lebenszeit alle Organe in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit. Eine mangelhafte oder fehlerhafte Beschaffenheit desselben kann nicht anders als höchst nachtheilig einwirken, und diese nachtheilige Wirkung wird sich besonders und zuerst in verschiedenen Organen äussern, und zwar zunächst in denen, welche dem Blutbereitungsprozeß vorstehen, in den Organen des Unterleibs, der Assimilation und Nutrition.

Während in der Leber der Oxydationsprozeß des Bluts auf negative Weise und dadurch, daß es sich durch die Sekretion der Galle seines überschüssigen Carbons und Hydrogens entledigt, bewerkstelligt wird, geht in der Lunge durch den unmittelbaren Kontakt des Bluts mit der atmosphärischen Luft, der letzte Akt der Hämatose von Statten. Das Blut erhält durch den Sauerstoff eine neu belebende Eigenschaft. Geht nun dieser Prozeß nicht gehörig von Statten, wovon theils Unvollkommenheit der Respirationsorgane, theils aber auch eine übele, mangelhafte oder fehlerhafte Beschaffenheit der Luft die Schuld trägt, so wird natürlich das Blut die Eigenschaften nicht erhalten, die es zum normalen Lebensprozeß tauglich machen. Es wird zunächst eine venösere Beschaffenheit erhalten und daher auf alle Organe, die es durchkreiset, einen der Gesundheit nicht angemessenen Einfluß behaupten; es entstehen die sogenannte venöse Con-

aufgefaßt und angenommen, daß der Mensch aus Geist, Sèle und Leib bestehe, daß die Seele mit der Lebenskraft eins sey und daß sie eben der ätherische Leib selbst sey, den uns die Bibel in der Ewigkeit als Begleiter des Geistes verspricht, das σῶμα πνευματικὸν des Paulus. Alle drei gelangten auf verschiedenen Wegen zu dieser Ansicht; einen vierten enthalten diese Zeilen.

Von jeher fühlten die Physiologen die Nothwendigkeit sich ein Intermedium zu denken, um die Aktionen des Körpers und Geistes zu deuten, und die Verbindung und Wechselwirkung des Ewigen mit dem Vergänglichen, des Himmlischen mit dem Irdischen, zu erklären; sie nannten es ἐνόρμων ψύχη, anima, Lebensgeister, organischen Aether, Nervenfluidum, Erregung, Bildungstrieb, Lebenskraft u. s. w., schrieben ihm mannichfache Funktionen zu und ließen es sich bald mehr dem Körper, bald dem Geiste nähern. Dieses Bindemittel zwischen Geist und Leib wurzelt mit einem Fuße in der Ewigkeit, mit dem andern in der Materie und ist von uns freilich nicht selbstständig erkannt, da wir es nur in den Aktionen des Geistes, oder des Körpers nachweisen können. Wir werden deshalb sein Wesen nie enthüllen und nie mit Gewißheit ergründen, ob es etwas rein Dynamisches, oder etwas, wenn auch sehr fein, Materielles sey. (M. s.: die alte Lehre von den Lebensgeistern von Leupoldt).

Nur die materialistischen Philosophen, denen die Seele selbst materiell, ein unheilbares Atom mit Denkkraft war, oder die die Seele nur als Resultat der Verhältnisse der Organisation ansahen, bedurften kein Drittes. Aber können wir glauben, daß wir nur dadurch denken, daß unser Körper gewiße Verbindungen und Verhältnisse eingeht, daß wir das Gefühl des Guten und Bösen durch materielle Vergänge in unserm Körper erhalten und daß Newton seine Entdeckungen durch seinen Körper gemacht hat? Wir be-

halten das Gefühl unserer persönlichen Identität, trotz allen Veränderungen und Verhältnissen unsers Körpers, der Geist bleibt derselbe, während der Körper sich täglich und stündlich verändert, und wir behalten bei Verwirrungen, die durch Zerrüttung in der Organisation erfolgen, noch das Bewußtseyn dieser Verwirrung. (Vergl. Moritz psycholog. Magazin, Th. 6. St. 3. S. 8) Unser Gefühl sträubt sich gegen die Annahme der Materialisten, und unsre persönliche Freiheit ginge verloren in der Einwirkung der Außenwelt auf unsern Körper. Eben so wenig können wir uns überzeugen, daß der Geist selbst nur eine höhergestellte Thierseele sey, da er vermittelst des Bewußtseyns und der moralischen Freiheit sich durch einen Sprung und unmittelbar von der Thierseele scheidet, während unser Körper dieselben Bildungsformen zeigt, wie das Thier, und ein paar Loth Gehirnmasse mehr doch nicht den Menschen zum Menschen machen können. Halten wir den Geist nur für eine vervollkommnete Thierseele, so sprechen wir eben dadurch der Thierseele das Prädikat der Vervollkommnungsfähigkeit zu; besitzt sie aber das, so kann einerseits das Thier sich zum Menschen heraufbilden und andrerseits liegt in den niedern Thieren, ja in den Pflanzen derselbe Geist, wie im Menschen, wenigstens der Keim zum menschlichen Geiste. Nehmen wir aber an, der Geist sey von der Seele vollkommen getrennt und die Seele sey nur das Lebensprinzip selbst, der ätherische Leib, so sehen wir in den verschiedenen Thieren, in den verschiedenen Pflanzen, nur einen verschiedenen ätherischen Leib, einen verschiedenen Urtypus der Bildung, der, im Irdischen bedingt, seine verschiedenen Stufen, verschiedenen Sinne, verschiedene Triebe und Begierden hat, der aber keinesweges einer Vervollkommnung, nur einer Gewöhnung fähig ist. Der menschliche Geist ist ein ewiges einiges für sich bestehendes Wesen, und als solches durchaus von der Lebenskraft, dem ätheri-

schen Leibe geschiedenes, ja dieser ist nur der vermittelnde Punkt des irdischen Daseyns, das Verknüpfende zwischen Zeitlichem und Ewigem.

Die Psychologen kamen auf einem andern Wege zur Annahme dieser Idee, da sie in den Geisteskrankheiten und ihrer Erklärung unüberwindliche Schwierigkeiten vorfanden. Der Geist kann, als solcher, nur krank seyn, indem er moralisch krank, böse ist; in modo verändert, was zum Begriffe der Krankheit durchaus gehört, kann er als Kraft mit intensiver Größe, ohne alle extensive, nicht seyn. (Günther in dies. Zeitschr. f. 1824, 4s Heft). Es blieb ihnen mithin zur Erklärung des merkwürdigen Phänomens der Geisteskrankheiten kein anderer Weg, als in körperlichen Vorgängen den Grund der Geistesstörungen zu finden, und anzunehmen, daß die freie Wirksamkeit des Geistes durch Veränderungen in der Organisation gestört werde (Müller in dies. Zeitschr. f. 1824 H. 4., und Nasse ebend. Jahrg. 1825. H. 1). Aber wer sieht hier nicht, daß nur ein kaum bemerkbarer Schritt bis zum schrecklichsten Materialismus ist, wenn wir nicht annehmen, daß der ätherische Leib, die Thierseele, den Grund der Geistesstörungen enthalte!

Indem wir Triebe und Affekte auch an der Thierseele beobachten, behaupten wir auch, daß Leidenschaften und Begierden dem Thiere im Menschen, nicht dem menschlichen Geiste, zukommen, und daß mithin ein zweifach geistiges Wesen den Menschen bewohne, ein ewiger göttlicher Hauch, ein frei wollendes denkendes Wesen und ein mit dem irdischen Körper innig verwebtes, in seiner Organisation wurzelndes, und diese selbst wieder bildendes und erhaltendes Lebensprincip.

Die Seele des Thiers schließt sich am höchsten in den Trieben und Affekten auf; etwas Höheres finden wir nicht in ihr, und alles Abrichten der Thiere gründet sich nur auf

die durch Lust oder Schmerz geweckten oder unterdrückten Triebe. Triebe finden wir in allem Belebten und sie sind innig mit dem Leben selbst verbunden. Wir verstehen unter Trieb eine natürliche Begierde, deren Gegenstand aber das Begehrende nicht kennt: so faßt der Säugling die Mutterbrust, so kehrt sich die Pflanze dem Lichte zu. Nie entschließt sich das Thier zur Handlung durch innere geistige Motive, immer ist die That eine nothwendige Folge körperlicher Vorgänge, wenn auch manche Erscheinungen der vergleichenden Psychologie dagegen zu sprechen scheinen. Der allgemeine Grundtrieb aller Thiere, worauf sich alle andern beziehen und von dem alle übrigen abgeleitet werden können, ist der Trieb der Selbsterhaltung, den die Schule der Stoiker πρώτην ὁρμήν, πρῶτον οἰκεῖον, Cicero primum conatum nennt. Dieser Trieb der Selbsterhaltung ist innig mit dem Leben selbst verwebt und ein unmittelbares Zeichen des Lebens selbst, das ja nur in der Erhaltung des Individuums sich manifestirt. Sind aber Leben und Selbsterhaltung ein und dasselbe, so sind auch alle übrigen Triebe im Leben selbst begründet und da wir die endliche Ursache der durch die Triebe sich bildenden That, Seele nennen, so geht daraus hervor, daß Thierseele und Lebensprincip ganz gleichbedeutende Worte sind. Alle übrigen Triebe beziehen sich, wie schon erwähnt, auf die Selbsterhaltung oder die Erhaltung der Art: so der Trieb der Geselligkeit, alle Kunsttriebe, der Geschlechtstrieb, die Triebe der Pflanzen, sich dem Lichte zuzukehren oder sich theilweise bei den sogenannten Geschlechtsfunktionen zu bewegen. Die Gefühle der Triebe sind dunkel und die durch sie erregten Empfindungen nur die der Lust und Unlust, der Freude und des Schmerzes. Was dem Thiere in der Befriedigung seines Triebes Lust erregt, ist ihm nützlich, was ihm Unlust erregt, schädlich. Wird der Trieb oft durch einen Gegenstand

befriedigt, so wird das Regeseyn des Triebes zur Gewohnheit, und wir nennen diese gewohnte Lust Neigung, wie im Gegentheile das gewohnte Regeseyn der Unlust an einem Gegenstande Abneigung. So kehrt ein Pferd gern in die alte Herberge ein, und der Hund verkriecht sich vor dem aufgehobenen Stocke. Auf die Neigung und Abneigung gründet sich die Gelehrigkeit der Thiere. Es entstehen aber auch durch die Zähmung der Thiere andere Triebe, und früher vorhandene werden schwächer, da im zahmen Zustande ihre ganze Organisation sich verändert und in dieser selbst die Seele, das Leben, wurzelt. Eine höhere Aktion der Thierseele, als die Befriedigung der Triebe, als Lust und Schmerz, Neigung und Abneigung und so eine scheinbare Willkühr der Bewegung und Handlung kennen wir nicht.

Im Menschen treten die Triebe wie im Thiere nur als Aktionen des Lebens selbst hervor; nur durch die Intelligenz bezwungen hebt sich die Nothwendigkeit der Handlung auf, und durch den Willen bestimmt, artet der Trieb zur Leidenschaft aus. Alle Leidenschaften wurzeln also im Triebe und wie dieser im Leben selbst, keineswegs im Geiste; alle beziehen sich auf die Selbsterhaltung: so Habsucht, Herrschsucht, Rachsucht, Trunksucht u. s. w.; alle zerfallen, wie die Triebe in solche, die das Gefühl der Lust erregen, oder die Schmerz hervorrufen: die Leidenschaften der Liebe und des Hasses; und die Befriedigung oder das Versagen der Leidenschaft ruft in der Gefühlsseite den Affekt hervor: Aerger, Zorn, Furcht. Es findet mithin gar kein Grund statt, die Leidenschaften im Geiste begründet zu glauben, sie sind nur die Aktionen des Thieres im Menschen. Bringen wir hiermit in Einklang, daß alle sogenannte Geisteskrankheiten in der Regel ihren Ursprung aus Leidenschaften und versagten Begierden nehmen, aus Liebe, Ehrsucht, Herrschsucht, so erkennen wir auch hier, welche wichtige Rolle das Thier

...efühl unserer persönlichen Identität, trotz allen ...n und Verhältnissen unsers Körpers, der Geist ...e, während der Körper sich täglich und ständig ..., und wir behalten bei Verwirrungen, die durch ...n der Organisation erfolgen, noch das Bewußt... Verwirrung. (Vergl. Moritz psycholog. Magazin, 3. S. 8) Unser Gefühl sträubt sich gegen die ...r Materialisten, und unsre persönliche Freiheit ...ren in der Einwirkung der Außenwelt auf unsern ...eben so wenig können wir uns überzeugen, daß selbst nur eine höhergestellte Thierseele sey, da ...elst des Bewußtseyns und der moralischen Freiheit einen Sprung und unmittelbar von der Thierseele während unser Körper dieselben Bildungsformen wie das Thier, und ein paar Loth Gehirnmasse mehr ...t den Menschen zum Menschen machen können. Hal... den Geist nur für eine vervollkommnete Thierseele, so ...n wir eben dadurch der Thierseele das Prädikat der ...llkommnungsfähigkeit zu; besitzt sie aber das, so kann ...eits das Thier sich zum Menschen heraufbilden und ...erseits liegt in den niedern Thieren, ja in den Pflanzen ...be Geist, wie im Menschen, wenigstens der Keim ... menschlichen Geiste. Nehmen wir aber an, der Geist von der Seele vollkommen getrennt und die Seele sey ... das Lebensprinzip selbst, der ätherische Leib, so sehen ...r in den verschiedenen Thieren, in den verschiedenen Pflan...n, nur einen verschiedenen ätherischen Leib, einen verschie...nen Urtypus der Bildung, der, im Irdischen bedingt, seine ...erschiedenen Stufen, verschiedenen Sinne, verschiedene Triebe und Begierden hat, der aber keinesweges einer Ver-vollkommnung, nur einer Gewöhnung fähig ist. Der mensch-liche Geist ist ein ewiges-einiges für sich bestehendes Wesen, und als solches durchaus von der Lebenskraft, dem ätheri-

zugleich statt finden, und daß wir selbst deutlich wahrnehmen, daß diese verschiedenen Regungen kein Zumal, sondern ein Hintereinander sind, und daß in der Seele (dem Geiste) als solcher, keine gleichzeitige Mehrheit von Produkten oder wirklichen Akten statt finden kann. — Triebe und Affekte, diese Aktionen des ätherischen Leibes sind Kräfte, eine Kraft aber ist nur durch die That und ohne That überhaupt nicht da, sie ist also auch fortwährend da, und der Trieb der Selbsterhaltung ist z. B. nicht bald gegenwärtig, bald verschwunden, die Triebe wirken bewußtlos fortwährend. Kommen die Triebe aber in den Intelligenz zum Bewußtseyn, so ist dies nicht der Trieb selbst, sondern es ist nur das Erkennen des Begehrten. Da aber die Vernunft das Handeln, blind nach dem Triebe, nicht gut heißt, sondern das Handeln nach Moralprincipien gebietet, so kommt es im Bewußtseyn zum Kampfe zwischen dem blinden Triebe und dem vernünftigen Willen, und da in dem Geiste nur ein einfacher Akt gleichzeitig stattfinden kann, so wird auch in diesem Augenblicke der Trieb über die Vernunft, im dem darauf folgenden die Vernunft über den Trieb, den Sieg davon tragen; aber der Trieb ist in diesem Augenblicke nichts desto weniger da, und nur im Bewußtseyn von der Vernunft unterdrückt. Die Selbstgespräche, die wir in solchen Augenblicken führen, stellen diesen Kampf in der Zeitfolge dar, wie er im Geiste vorgeht. Aber eben dieser Kampf beweißt, daß ein Doppeltes da sey, der sich bewußte Geist und der blind wirkende Trieb (die Seele). Die Intelligenz leiht dem Triebe erst Bewußtseyn, das der Trieb an sich nicht hat, und es ist deshalb auch nicht von zwei mit freyem Willen begabten geistigen Wesen im Menschen die Rede, und es werden beiden nicht gleiche nur nach den Objekten unterschiedene Funktionen zugeschrieben, da der Geist das Ewige, Wahre aus freiem Willen mit Bewußt-

die durch Lust oder Schmerz geweckten oder unterdrückten Triebe. Triebe finden wir in allem Belebten und sie sind innig mit dem Leben selbst verbunden. Wir verstehen unter Trieb eine natürliche Begierde, deren Gegenstand aber das Begehrende nicht kennt: so faßt der Säugling die Mutterbrust, so kehrt sich die Pflanze dem Lichte zu. Nie entschließt sich das Thier zur Handlung durch innere geistige Motive, immer ist die That eine nothwendige Folge körperlicher Vorgänge, wenn auch manche Erscheinungen der vergleichenden Psychologie dagegen zu sprechen scheinen. Der allgemeine Grundtrieb aller Thiere, worauf sich alle andern beziehen und von dem alle übrigen abgeleitet werden können, ist der Trieb der Selbsterhaltung, den die Schule der Stoiker πρώτην ὁρμὴν, πρῶτον οἰκεῖον, Cicero primum conatum nennt. Dieser Trieb der Selbsterhaltung ist innig mit dem Leben selbst verwebt und ein unmittelbares Zeichen des Lebens selbst, das ja nur in der Erhaltung des Individuums sich manifestirt. Sind aber Leben und Selbsterhaltung ein und dasselbe, so sind auch alle übrigen Triebe im Leben selbst begründet und da wir die endliche Ursache der durch die Triebe sich bildenden That, Seele nennen, so geht daraus hervor, daß Thierseele und Lebensprincip ganz gleichbedeutende Worte sind. Alle übrigen Triebe beziehen sich, wie schon erwähnt, auf die Selbsterhaltung oder die Erhaltung der Art: so der Trieb der Geselligkeit, alle Kunsttriebe, der Geschlechtstrieb, die Triebe der Pflanzen, sich dem Lichte zuzukehren oder sich theilweise bei den sogenannten Geschlechtsfunktionen zu bewegen. Die Gefühle der Triebe sind dunkel und die durch sie erregten Empfindungen nur die der Lust und Unlust, der Freude und des Schmerzes. Was dem Thiere in der Befriedigung seines Triebes Lust erregt, ist ihm nützlich, was ihm Unlust erregt, schädlich. Wird der Trieb oft durch einen Gegenstand

Leibe) und dem Geiste, als Grund der Moralität, einen Unterschied zu machen.

In vielen Stellen der Schrift bedeutet ψυχὴ blos die Seele, in Stellen der Paulinischen Briefe die nach dem Irdischen gerichtete Seele. Aber im ersten Briefe des Paulus an die Corinther im 15. Kap. spricht Paulus von einem σῶμα ψυχικὸν und einem σῶμα πνευματικόν. Das erstere ist ihm der belebte Körper aus σῶμα und ψυχὴ zusammengesetzt, wie dieser Ausdruck auch an andern Orten 1. Mos. 1. 20., 3. Mos. 11. 10 u. 46 (נפש חיה). Offenb. Joh. 16. 3. nur von dem sinnlichen Leben der Thiere gebraucht wird. Es geht aus diesem Briefe Pauli nicht hervor, daß wir zwei Seelen haben, aber Paulus sagt mit klaren Worten, daß wir nach dem Tode einen andern Körper erhalten werden und daß dieser sich aus dem irdischen Leibe entwickeln wird (a. a. O. v. 46). Der Keim des ätherischen Leibes liegt also im irdischen Leibe.

Ich knüpfe hier noch folgende Betrachtungen an.

Der Tod ist der Uebergangspunkt, durch welchen aus dem irdischen Leibe der unverwesliche, ätherische Leib sich herausbildet, und jener enthält schon diesseits den Keim der ätherischen Bildung. Das Diesseits und Jenseits bestehen, da die Natur nie einen Sprung macht, nach denselben Gesetzen, und der Himmel bildet sich nur aus dem irdischen Daseyn. Der Schlaf, in jeder Hinsicht ein Bruder des Todes, läßt sich in seinem Wesen nur dadurch erforschen, daß wir ihn mit dem Tode vergleichen, und sehen wir im Tode den Uebergangspunkt zur Auferstehung, wo sich der Geist mit der Seele, dem ätherischen Leibe, aufs Neue verbindet, den Punkt, wo der ätherische Leib seine irdische Schaale abstreift und sich frei erhebt, so ist uns der Schlaf nur die Herausbildung des irdischen Körpers zu der ätherischen Form, nur daß diese noch nicht rein hervortritt, sondern sich nur insoweit

entwickelt, als es das Leben verlangt, daß die Seele dem Körper gebiete, als es die Erde erlaubt. Die Materie und das Leben innig verbunden, zwei ganz verschiedene Richtungen des Seyns, stehen in einem fortwährenden Kampfe, in dem bald die irdische, körperliche, bald die ätherische, ewige Richtung den Sieg davon trägt. Das Wachen ist die Zeit, wo die ewige Richtung, der ätherische Leib, die Oberhand hat, der Zustand der Thätigkeit. Aber eben in dieser, in dem Conflikt mit der materiellen Körperwelt, liegt der Grund, warum sich während dem Wachen die materielle Seite wieder erhebt und im Einschlafen die ätherische gänzlich überwindet; doch bildet sich im Schlafe die ätherische wieder reiner hervor und erhält beim Erwachen die Oberhand über die materielle. Da nun alles Belebte diesen Kampf zwischen Materie und Leben zeigen muß, so muß auch der Schlaf mit allem irdischen Leben innig verbunden seyn, und wir sehen auch in der That nichts Lebendes, was nicht in einem Wechsel des Schlafens und Wachens sich bewegte: so schläft und wacht die Pflanzenwelt, so die Erde selbst. Es war mithin ein großer Mißgriff, die Ursache des Schlafes in einzelnen körperlichen Organen und Systemen suchen zu wollen, da er doch in den innersten Lebensverhältnissen selbst begründet ist. Aber je deutlicher sich die Materie belebt zeigt, desto deutlicher tritt auch der Typus des Schlafens und Wachens hervor, am deutlichsten im Menschen, wo zu dem Leben sich noch der Geist gesellt. Im wachen Zustande, bei dem regeren Geistesleben, im Conflikt mit allen irdischen Reizen, concentrirt sich die Seele mehr, der ätherische Leib tritt verdrängt in den Hintergrund und es fehlt das Mittelglied der Wirksamkeit zwischen Geist und Leib, der Geist vermag deßhalb nicht mehr dem Körper zu gebieten und versagt es sich, sinnliche Anschauungen mit Bewußtseyn aufzunehmen. Der Geist verliert die Fühlfäden, womit er in der materiellen Welt

stitution, die atrabiläre Beschaffenheit des Bluts der Alten, das melancholische und phlegmatische Temperament und mit diesem die Krankheitsanlagen und wirkliche bereits angeführte Krankheiten die diese Konstitutionen und Temperamente zur Folge haben, wie namentlich in Absicht der Gemüthskrankheiten die Hypochondrie, Hysterie, Melancholie, Narrheit und Raserei, unter gleichzeitiger Einwirkung anderer günstiger Ursachen, vermöge der durch die nachtheilige Einwirkung auf das Nervensystem des Unterleibes statt findende Verstimmung desselben, und der hieraus entspringenden sekundären sympathischen Leiden des Gehirns.

Auf der andern Seite wird eine verhältnißmäßig zu große Menge von Sauerstoff, wie sie in den höheren Regionen der Luft, bei anhaltendem Ost- und Nordostwinde Statt findet, dem Blute eine zu reizende Eigenschaft geben, und mit dieser die Anlage zu entzündlichen Krankheiten überhaupt so wie nächstdem noch zur Manie und Raserei verursachen.

So sehn wir den Menschen durch den Einfluß der atmosphärischen Luft, von welcher wir hier nur die vorzüglichsten Eigenschaften in Betracht gezogen haben, auf mannichfaltige Weise verändert und durchaus von ihm abhängig. So wie aber die psychische Seite des Menschen immer nur der physischen entsprechen kann, welche jener wiederum als Mittel dient, um ihre Thätigkeiten zu äußern, so sehn wir auch immer durch den Einfluß der Außendinge auf den Menschen, sekundärerweise, den psychischen Karakter desselben mannichfaltig modifizirt. Diese Modifikation der Psyche, inwiefern sie von der atmosphärischen abhängt, durch Zusammenstellung verschiedener Thatsachen darzuthun, war der Zweck dieses Aufsatzes, welchen ich, wenn auch unvollkommen, erreicht zu haben hoffe.

Ueber Geist, Seele und Körper.

Von
Herrn Dr. Schindler
in Greiffenberg.

Es wird uns ein ewiges Räthsel bleiben, wie der Geist dieser göttliche Hauch, die einfache Kraft, die einer ewigen Vervollkommnung, einer ewigen Glückseligkeit fähig ist, in die Verbindung mit dem schwachen, hinfälligen und der Vergänglichkeit zugewandten Körper gekommen ist. Leibnitz versuchte diese Gemeinschaft vergeblich durch die prästabilirte Harmonie zu erklären und Kant wich jeder Erklärung aus, indem er lehrte, es liege ganz ausser dem Felde menschlicher Erkenntniß, zu erklären, wie überhaupt Substanzen in Verbindung stehen. Die Art und Weise dieser Verbindung kann mithin kein Gegenstand unserer Forschung seyn, und nur von dem Felde der Erfahrung aus blinken uns einige schimmernde Lichter, die wir aber nie zu einem Ganzen vereinen werden, da wir die reine Intelligenz durch die sinnliche Anschauung nicht zu fassen vermögen. — Folgender Ideengang hat mich zu der Annahme einer Seele im Menschen und eines von dieser verschiedenen Geistes gebracht.

Wir erkennen an der uns umgebenden Aussenwelt Materie und Kräfte, können uns aber beide nicht getrennt denken, da wir nur mit Kraft begabte Materie und keine Kraft ohne Materie kennen. Wir müssen also annehmen, daß die Kraft eine Eigenschaft der Materie, oder daß die Materie ein Produkt der Kraft, oder daß beide der gleichzeitige Ef-

tischer Traum und Ahnung auf. Da aber im Schlafe die Gefühlsseite besonders erregt, der Sinnlichkeit ein weites Feld überlassen ist, wo der rohe irdische Stoff mit dem ätherischen Körper um die Herrschaft streitet, wo das Bewußtseyn verdunkelt ist, so führt uns die Nacht Irrlichter herauf, die die Sonne des Tages, die Vernunft, nicht zu verdunkeln vermag, und die uns gaukelnd umschwärmen. Es ist ein kurzes Irreseyn, das sich mit der rückkehrenden freyen Einwirkung des Geistes auf den Körper verliert, und hier findet es seine Bedeutung, wenn Kausch die Irren für Wachendträumende hält.

Anmerkung.

Da der vorstehende Aufsatz zum Theil einen früheren von mir herrührenden (diese Zeitschr. für 1825, Heft 1, S. 13—16) angeht, so scheint es nicht unpassend, die Gegenbemerkungen, zu denen er mir Veranlassung gab, hier sofort beyzufügen.

Ich danke dem Hrn. Verfasser, daß er einen gewiß beachtenswerthen Gegenstand, für den fernere Erörterungen in dieser Zeitschrift anzuregen in jenem Aufsatze mein Wunsch war, durch seine gefällige Mittheilung wieder zur Sprache gebracht hat; ich erkenne das Eigenthümliche in seiner Ansicht und seiner Begründung derselben achtungsvoll an; ich gestehe indeß auch, daß ich ihm nicht beypflichten kann, und zwar aus nachstehenden seiner Prüfung hier dargelegten Gründen.

1. Von allen wissenschaftlichen Verwirrungen ist die schlimmste die Willkühr im Gebrauch der Worte. Nach dem vorstehenden Aufsatze (S. 232) soll Seele gleich Lebenskraft des Körpers, Nervenfluidum, ätherischem Leib rc., der Geist allein das Bewußte, Denkende, Wollende seyn, während doch keine neuere Sprache und wohl am wenigsten die deutsche, nicht auch das Freieste, Edelste im Menschen unter jenem Ausdruck begreift. Mit Recht glaube ich mich gegen diesen Mißbrauch aufs entschiedenste er-

klären zu müssen. Allerdings ist es wesentlich nichts besser, und es fällt blos weniger auf, wenn andere Schriftsteller die Lebenskraft, den sogenannten ätherischen Leib, die Triebe und Begierden im Menschen die Psyche nennen; als wenn ψυχὴ bei allen, den hergebrachten Sprachgebrauch beibehaltenden griechischen Schriftstellern, nicht wesentlich dasselbe hieße, wie Seele, und wir Deutschen für das, was in uns lebt und wirkt, erst bei den Griechen einen Namen borgen müßten!«

2. Eine ähnliche Freiheit verstattet sich der vorstehende Aufsatz, wenn er S. 231 der »nur in den ungestörten Verhältnissen der Materie bestehenden« Lebenskraft Triebe und Begierden zuschreibt. Lassen wir hier das in verbis simus faciles gelten, so können wir nicht bloß, sondern wir müssen, auch dem positivelektrischen Metall, wenn es das negativelektrische, oder dem Kalk, wenn er Wasser und Kohlensäure anzieht, mit gleichem Fug einen Trieb, eine Begierde zuschreiben. Dann fällt aber erstens der S. 230 behauptete Unterschied von organisch belebter und nicht organisch belebter Materie hinweg, und zweitens stellen sich die Triebe und Begierden im Menschen nur als eine höhere Stufe der elektrischen Anziehung dar, für welcher Ansicht Richtigkeit dann aber noch der Beweis zu führen ist.

3. Lassen wir die Vermuthungen über das Verhältniß der Menschenseele zur Thierseele, lassen wir diesen Spielplatz des Phantasirens, auf dem es bei aller Sorgfalt nicht zu vermeiden ist, daß dem Menschen, gegen die Natur, Thierartiges, dem Thiere Menschenartiges angedichtet werde! Wenigstens Beweisführungen über das Seelenwesen des Menschen aus dem des Thiers haben wir alles Recht zu verwerfen. Der Mensch ist ein anderes Wesen als das Thier, weil er sittlicher Bestrebungen fähig ist: das genügt uns; und wollen wir eine Erklärung, durch welche Bedingungen er dies sey, so kommen wir mit der, daß seine Seele die Unabhängigkeit des ihr Eigenthümlichen vom Körper vor der durchaus körperlich gebundenen des Thieres vorab habe, zum mindesten eben so weit, wie mit jeder anderen. Wie übrigens der Gegensatz, daß nach S. 231 des vorstehenden Aufsatzes beim Menschen »der Verstand« nicht aus den Fähigkeiten des Leibes, der beim Thiere hingegen nach S. 230 aus der Materie entspringe, ins Gleichgewicht zu bringen sey, wird schwerlich einem

jeden einleuchten, der den dümmsten eines Menschen mit dem der klügsten Thiere, eines Elephanten z. B., nach den Aeußerungen beider, (und weiter können wir hier ja nicht), zu vergleichen nicht unterläßt.

4. Halten wir uns an jene Thatsache unseres Bewußtseyns, die auch der vorstehende Aufsatz S. 237 anerkennt! Wir umfaßen in einem Ich die ganze Welt des Denkens, Empfindens und Wollens, deren wir theilhaftig sind. Mein Bewußtseyn sagt es mir, daß der sinnlichste Trieb und das sittlichste Streben in mir demselben Wesen angehören. Beide, der niedere Trieb und das ihm entgegengesetzte Streben, können mit einander kämpfen, und wir vernehmen in diesem Kampfe allerdings ein Doppeltes; verwechseln wir aber nicht, gleich dem vorstehenden Aufsatze (S. 238), ein Doppeltes der Neigung, der Bestrebungsrichtung, mit einem Doppelten des Seyns!

5. Die Triebe, welche der vorstehende Aufsatz der Seele zuschreibt, sind, nach S. 238 desselben, bewußtlos. Aber nach S. 235 haben diese Triebe Gefühle; sie werden durch Lust und Schmerz geweckt und unterdrückt; die Thierseele hat nach S. 237 Lust und Schmerz, Neigung und Abneigung. Und dennoch kein Bewußtseyn? Ein Begehren ohne Bewußtseyn? Sehen und Hören ohne Bewußtseyn?

6. Man kann mit dem vorstehenden Aufsatze S. 232 ganz einverstanden seyn, daß nur die von ihm so benannten materialistischen Philosophen zwischen Denken und Ausdehnung kein Drittes bedurften, ja man kann noch hinzufügen, daß diesen sogenannten Philosophen sogar ein Zweites etwas scheinbar Ueberflüssiges war, aber sowohl sehr unlogisch, als auch sehr ungerecht wäre denn doch die Umkehrung dieses Urtheils: wer kein Drittes bedarf, ist ein materialistischer Philosoph. — Wie, nach S. 234 d. vorst. Aufs., der Lehre von der Entstehung der sogenannten Geisteskrankheiten aus Beschränkung der Seele durch Aktionen des Körpers ohne die Annahme einer leiblichen Seele der schrecklichste Materialismus so nahe sey, möchte ich gern von dem hochgeehrten Verfasser dieses Aufsatzes entwickelt sehen und ich bitte, mit Beziehung auf diese Zeitschr. f. 1822, Heft 1, S. 32 u. f., und zumal auf §. 153, 154, 155 und 165, ihn angelegentlichst darum.

selbst nur in den ungestörten Verhältnissen der Materie, sie wird krank, wenn die Materie sich verändert, sie erhält andre Triebe und Begierden durch Veränderung der Mischung und hört scheinbar auf, wenn die Organisation durch gröbere Störungen verletzt wird. Es liegt also allem Lebenden eine Urform zum Grunde, oder vielmehr jeder belebte Körper ist zusammengesetzt aus dem Körper und dem unmittelbaren Begriffe des Körpers (der Lebenskraft, dem Leben), beide sind ein und dasselbe. Der Körper ist nur die äußere Schaale der ewigen Idee, aber beide sind auf der Erde schlechthin untrennbar.

Gehen wir zu dem Menschen über, so sehen wir ebenfalls einen organisch belebten Körper, der aber noch durch einen, mit Selbstbewußtseyn begabten, der moralischen Vervollkommnung fähigen Geist sich gänzlich von allem übrigen Belebten unterscheidet. Sollen wir nun glauben, daß dieser Geist nur eine, um eine Stufe höher stehende Thierseele sey, oder sollen wir glauben, daß (wie ich oben vom Körper und von der Lebenskraft behauptete) Leib und Geist eins seyen, und daß, da der Geist nichts anders als der unmittelbare Begriff des Leibes und mit ihm ein und dasselbe Ding sey, die Vortrefflichkeit des Geistes nur aus der Vortrefflichkeit des Leibes ihren Ursprung nehme und die Fähigkeiten des Verstandes nur aus den Fähigkeiten des Leibes entspringen (nach Spinoza)? Können wir aber beides nicht zugeben, so bleibt uns nichts anders übrig, als anzunehmen, daß der Mensch aus dem Körper, der dem Körper innwohnenden Urform (der Thierseele, der Lebenskraft), und dem Geiste bestehe.

Ganz abgesehen von der aristotelischen Philosophie haben neuerdings Windischmann (m. s. diese Zeitschr. 1823, Heft 3. 4.), Leupoldt (Heilwissenschaft, Seelenheilkunde und Lebensmagnetismus, Berlin 1821) und besonders Fr. Groos (diese Zeitschr. 1821, 4tes Heft) diese Idee

Ueber die Bestimmung der Sitten und Karaktere der Menschen nach Beschaffenheit des Gesichtes und anderer Theile des Körpers.

Von
W. Grataroło,
Arzt zu Bergamo.

Aus dem Lateinischen
übersetzt von
Herrn Ferd. Aug. Bering, Cand. d. Med.

Mitgetheilt und mit einem Vorwort begleitet
von
Herrn Dr. A. M. Bering,
Arzt zu Liesborn.

Vorwort.

Die Physiognomik Lavaters fesselte eine Zeitlang die Aufmerksamkeit der Gelehrten, ward aber bald vergessen.

Großes Aufsehen erregte Galls Lehre über die Schädelbildung in Beziehung auf die intellektuellen und Gemüthsanlagen im Menschen nicht allein unter den Gelehrten, sondern auch, und vorzüglich, unter den gebildeten Ständen, so daß die Bekanntschaft mit dieser Lehre sogar eine Angelegenheit der Mode ward; demohngeachtet gerieth auch diese Lehre in Vergessenheit, ohne auf das Studium der Anthropologie eine merkbare Einwirkung zurückgelassen zu haben.

Wenn aber auch Galls Organenlehre, so wie sie von ihm aufgestellt ward, bei nüchterner Prüfung so wenig in der Erfahrung für sich zeigt, so ist und bleibt es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß ein gutgebildeter Schädel

auf gute Verstandesanlagen, und ein fehlerhaft gebildeter auf Beschränkung derselben schließen läßt.

Vielfache, mit Sorgfalt angestellte, Beobachtungen haben mich gelehrt, daß, sowohl jene Subjekte, die von Haus aus an Beschränkung des Verstandes leiden, als auch jene Irre, in deren Familie die Anlage zur Verrücktheit erblich ist, fast immer am Schädel eine oder andere auffallende Mißbildung zeigen, wodurch das Gehirn gepreßt wird und in seiner Wirksamkeit Hindernisse erleidet. Ich behalte mir vor, die Resultate meiner Beobachtungen über diesen Gegenstand an einem andern Orte bekannt zu machen.

In der Voraussetzung, daß das Gehirn für die intellektuellen Anlagen eine direkte, und für die Gemüthsanlagen eine mehr indirekte Bedeutung hat, hat man in neueren Zeiten angefangen, nicht, wie Gall, allein das Gehirn, sondern auch den sympathischen Nerven, das Gangliensystem, das Herz und andere wichtige Organe des Körpers in Beziehung auf das Gemüth und dessen Aeusserungen in Untersuchung zu ziehen.

Ausser an das, was ich in meiner psychischen Heilkunde an mehreren Stellen über diesen Gegenstand angezeigt habe, erinnere ich vorzüglich an die lehrreichen Aufsätze von Nasse in dieser Zeitschrift, und an Lenhosseks Darstellungen des menschlichen Gemüths u. s. w. Wenn nun die eigenthümliche Beschaffenheit und Lebensthätigkeit dieser Organe für das thierische Gemüth von so großer Bedeutung ist; wenn man ziemlich allgemein darin übereingekommen ist, für die vier Grundtemperamente, die eigentlich doch hauptsächlich auf das Gemüth sich beziehen, eine eigenthümliche Physiognomie, die sich über den ganzen Körper verbreitet, aufzustellen, so frägt es sich nicht ohne Grund, ob nicht auch die vorherrschenden thierischen Gemüthsanlagen sich durch eigenthümliche Beschaffenheit der äußeren Theile des Körpers,

namentlich des Auges, der übrigen Gesichtstheile, der Haare, der Haut, der Brust, der Gliedmaaßen u. s. w., offenbaren, so daß jede Hauptgemüthsanlage ihre eigenthümliche Physiognomie hat. Es versteht sich, daß hier jenes Eigenthümliche der Physiognomie nicht gemeint ist, welches Folge anhaltender Gemüthszustände ist.

Aus dem obigen Gesichtspunkte betrachtet, hat die Physiognomik einen nicht geringen Werth, und verdient in der Anthropologie eine besondere Beachtung.

Ich halte es daher der Mühe nicht unwerth, die Ansichten eines Arztes aus dem sechzehnten Jahrhundert über die Physiognomik in dieser Zeitschrift niederzulegen, welche derselbe im Jahre 1553 unter dem Titel:

»De praedictione morum naturarumque hominum, ex inspectione vultus, aliarumque corporis partium.
Authore Guilielmo Gratarolo,
Medico Bergomensi.«

durch den Druck bekannt machte.

Die Uebersetzung dieser Schrift hat mein Sohn unter meiner Aufsicht unternommen, und obgleich das Original in einem barbarischen, mit vielen italiänischen Ausdrücken untermischten Latein abgefaßt ist, so ist dafür gesorgt, den oft sehr unverständlichen Text soviel möglich treu im Teutschen wiederzugeben. Die Schrift enthält ausser vielen krassen und irrigen Meinungen (besonders in physiologischer Hinsicht), die den damaligen rohen Standpunkt des medizinischen Wissens deutlich bezeichnen, viele treffende Aussprüche, welche mehr oder weniger die Erfahrung für sich haben, und die wohl geeignet sind, der Physiognomik einen besondern Platz in der Anthropologie zu vergönnen.

Die auf dem Grundprinzip des Christenthums ruhende Schlußbemerkung des Verfassers zeigt zur Gnüge, daß seine Physiognomik nur die psychischen Anlagen andeuten soll,

daß er aber die Herrschaft der Vernunft über dieselben unter der Leitung der heilbringenden Wirkungen des Christenthums, wohl anerkenne.

Physiognomik;
von
W. Grataroló.

§. 1. Von der Beurtheilung des Kopfes.

Unter allen Theilen des menschlichen Körpers ist der Kopf der wichtigste. Schon Hippokrates lehrt uns hauptsächlich nach dem Bau des Kopfes die ganze übrige Körperbildung beurtheilen (libr. epid. 6.) Sowohl ein übermäßig großer als übermäßig kleiner Kopf zeugen beide von fehlerhafter Bildung; und bei Menschen, denen ein solcher zu Theil ward, erscheinen die Verstandeskräfte augenscheinlich leidend und beschränkt. Ein kleiner Kopf ist immer fehlerhaft, ein großer bald schlecht, bald gut gebauet. Derjenige Kopf ist am besten gebildet, der gänzlich gerundet und an beiden Seiten sanft eingebogen erscheint; wie man sich etwa eine aus Wachs geformte, gänzlich runde und an beiden Seiten sanft eingebogene Kugel denken mag. Daher der besser gebildete Kopf von mäßiger Größe, von angemessener, vorn und hinten hervorragender Ründung, und geringer Beibiegung ist.

Die Ursache der kleinen Kopfausbildung ist Geringheit der bildenden Materie; die Ursache der größeren Vielheit derselben. Wenn nun aber die Geringheit der Materie mit der Stärke der ersten bildenden Kraft gleich ist, so muß der Kopf eine gute Form erhalten, und zwar eine desto bessere, je mehr die kleinere Kopfausbildung mit der übrigen schlechten Ausbildung des Subjektes harmonirt. Das Hirn folgt der Form des Schädels; bei einem kleinen Schädel ist

ein kleines, und umgekehrt bei einem großen ein großes zugegen. Zerstört man die Bildung des Schädels, so zerstört man auch die Form des Gehirns. Verhältnißmäßig besitzt der Kopf des Menschen unter allen Thieren das meiste Hirn, indessen die Männer mehr als die Weiber. Eben so finden wir vor allen thierischen Geschöpfen am menschlichen Haupte die meisten Näthe und zwar wiederum beim männlichen Geschlechte mehr als beim weiblichen. Ein Kopf von gehöriger Ausbildung hat die Form eines Hammers, an welchem der vordere und hintere Theil hervorragen. Erscheint die Form des mittleren Ventrikels etwas beigebogen, so ist ausgezeichnete Denkkraft vorhanden; ist die vordere Seite beigedrückt, so fehlt der Verstand; ist dies bei der hinteren der Fall, so mangelt das Erinnerungsvermögen, und es ist Schwäche der Nerventhätigkeit, und zwar gleichmäßig durch den ganzen Körper vorhanden: denn nach der Größe des Gehirns bestimmt sich die Stärke des Halses und der Nerven, und ähnlicher Weise auch die Weite der Schulterblätter, der Brust, der Hypochondrien und der Knochen.

Ein Kopf, dessen Bildung nicht über die regelmäßige Form und Beschaffenheit hinausgeht, zeugt von Verstand und Kraft, und zeigt einen ausgezeichneten Menschen an, indem ein kleiner und unregelmäßiger das Gegentheil verräth.

Mit dem größten regelmäßigen Kopfe verbindet sich Schönheit und gute Ausbildung.

Ein großes Haupt, von ungleicher Form, mit zarten Nerven, leicht beweglichem und dünnem Halse, und dünnen Knochen ist Zeichen einer schlechten Gehirnausbildung.

Welche einen großen, unförmlichen Kopf besitzen, sind läppisch, dumm und ungelehrig.

Ein großer Kopf, mit kurzem Halse, ist von schlechtem

Bau: denn es fehlt die bildende Kraft, welche die Materie leiten soll; daher Dummheit und Läppischheit.

Ein großer, dem Körper, besonders dem Halse angemessener Kopf, der Art, daß der Hals stark und mäßig dick und mit starken und dicken Nerven versehen ist, ist gut gebildet.

Ein birnförmiger Kopf, in Form einer Pyramide, so gestaltet, daß der untere Theil dick und rund, der obere spitz und birnförmig ist, verräth Unverschämtheit, Raubsucht und verwegene Kühnheit: der Grund liegt in warmer und trockner Beschaffenheit des Gehirns. Sogenannte Thürschieser *) sind meistens solcher Bildung und solchen Karakters, wie auch die Kukullenträger **), welche man die Religiösen nennt, vorzüglich Bigotte und Heuchler.

Der große Kopf, mit allen Verstand bezeichnenden Anzeichen begabt, ist der Aufenthalt guter Künste; ein Anderes ist's, wenn derselbe mit den übrigen Theilen nicht korrespondirt.

Der Kopf hat eine angemessene Form, wenn der vordere Ventrikel gut geformt und hinreichend mit Feuchtigkeit versehen ist, weil die Aufnahme der Sinneseindrücke von der Feuchtigkeit bewirkt wird, die Zurückhaltung derselben durch Trockenheit im hintersten Ventrikel.

Wo der mittlere Ventrikel an der Seite etwas beigebogen ist, läßt dies auf eine in Verbindung und Scheidung dessen, was sie erfaßt hat, schnelle Denkkraft schließen, wegen Concentrirung der Lebensgeister in einem Centrum.

Ein kugelrunder Kopf zeigt Beweglichkeit, Unbeständigkeit, Vergessenheit, geringe Bescheidenheit, und wenig

---

*) Januenses.

**) Es scheint, daß der Verfasser der Kukulle die Kraft beilege, die Bildung des Schädels und des Gehirns zu modifiziren und zu reorganisiren!! B.

Weisheit an, indem die Bewegung der Lebensgeister niemals ruhen kann: so sehen wir es bei den meisten Franzosen, Navarresern, und einigen Teutschen. Wenn nämlich der Kopf eine kugelrunde Form hat, so ist der mittlere Ventrikel von weitem Umfange, und die dahin strebenden Lebensgeister können sich, indem sie auf einen weiten Raum stoßen, nicht gut vereinigen, und so wird die Verstandeskraft geschwächt, weil die Lebensgeister in einem Kreis umher getrieben werden. Menschen mit solcher Kopfbildung versprechen viel, und achten auf weniges, sind ungestüm, geizig, neidisch und nur auf die Gegenwart bedacht. Eine solche Form zeigt sich bei mehreren Franzosen, so wie bei Mönchen, besonders der Observanz *). Nichts traue man solchen Menschen zu, vorzüglich wenn sie cholerischen oder melancholischen Temperamentes sind; wenn sie die Oberherrschaft erlangen, sind sie grausam, Tyrannen, und Räuber und Mörder.

Ein kleiner Kopf ist nothwendig schlecht gebildet; daher er auch leicht erkranket: und zwar wegen des inwendigen kleinen Gehirns und der engen Ventrikel, in welchen die Lebensgeister eingeengt sind und ihre Pflicht nicht erfüllen können, indem sie gepreßt, entzündet und erstickt werden; daher nehmen sie nicht gehörig auf, ordnen nicht, und behalten nicht. Menschen mit einem solchen Kopfe sind leicht zu erzürnen, sind furchtsam und halten den Zorn zurück; der Grund liegt in warmer und trockener Beschaffenheit ihres Gehirns. Sie sind klein an Urtheil und Verstand, können nicht recht unterscheiden, handeln falsch, sind schmähsüchtig und zweizüngig, und man hat sie zu fliehen, gleichwie den Feind.

---

*) Hier gilt die obige bei einer ähnlichen Erklärung angeführte Bemerkung. V.

auf gute Verstandesanlagen, und ein fehlerhaft gebildeter auf Beschränkung derselben schließen läßt.

Vielfache, mit Sorgfalt angestellte, Beobachtungen haben mich gelehrt, daß, sowohl jene Subjekte, die von Haus aus an Beschränkung des Verstandes leiden, als auch jene Irre, in deren Familie die Anlage zur Verrücktheit erblich ist, fast immer am Schädel eine oder andere auffallende Mißbildung zeigen, wodurch das Gehirn gepreßt wird und in seiner Wirksamkeit Hindernisse erleidet. Ich behalte mir vor, die Resultate meiner Beobachtungen über diesen Gegenstand an einem andern Orte bekannt zu machen.

In der Voraussetzung, daß das Gehirn für die intellektuellen Anlagen eine direkte, und für die Gemüthsanlagen eine mehr indirekte Bedeutung hat, hat man in neueren Zeiten angefangen, nicht, wie Gall, allein das Gehirn, sondern auch den sympathischen Nerven, das Gangliensystem, das Herz und andere wichtige Organe des Körpers in Beziehung auf das Gemüth und dessen Aeusserungen in Untersuchung zu ziehen.

Ausser an das, was ich in meiner psychischen Heilkunde an mehreren Stellen über diesen Gegenstand angezeigt habe, erinnere ich vorzüglich an die lehrreichen Aufsätze von Nasse in dieser Zeitschrift, und an Lenhosseks Darstellungen des menschlichen Gemüths u. s. w. Wenn nun die eigenthümliche Beschaffenheit und Lebensthätigkeit dieser Organe für das thierische Gemüth von so großer Bedeutung ist; wenn man ziemlich allgemein darin übereingekommen ist, für die vier Grundtemperamente, die eigentlich doch hauptsächlich auf das Gemüth sich beziehen, eine eigenthümliche Physiognomie, die sich über den ganzen Körper verbreitet, aufzustellen, so frägt es sich nicht ohne Grund, ob nicht auch die vorherrschenden thierischen Gemüthsanlagen sich durch eigenthümliche Beschaffenheit der äußeren Theile des Körpers,

namentlich des Auges, der übrigen Gesichtstheile, der Haare, der Haut, der Brust, der Gliedmaaßen u. s. w., offenbaren, so daß jede Hauptgemüthsanlage ihre eigenthümliche Physiognomie hat. Es versteht sich, daß hier jenes Eigenthümliche der Physiognomie nicht gemeint ist, welches Folge anhaltender Gemüthszustände ist.

Aus dem obigen Gesichtspunkte betrachtet, hat die Physiognomik einen nicht geringen Werth, und verdient in der Anthropologie eine besondere Beachtung.

Ich halte es daher der Mühe nicht unwerth, die Ansichten eines Arztes aus dem sechzehnten Jahrhundert über die Physiognomik in dieser Zeitschrift niederzulegen, welche derselbe im Jahre 1553 unter dem Titel:

»De praedictione morum naturarumque hominum, ex inspectione vultus, aliarumque corporis partium.
Authore Guilielmo Gratarolo,
Medico Bergomensi.«

durch den Druck bekannt machte.

Die Uebersetzung dieser Schrift hat mein Sohn unter meiner Aufsicht unternommen, und obgleich das Original in einem barbarischen, mit vielen italiänischen Ausdrücken untermischten Latein abgefaßt ist, so ist dafür gesorgt, den oft sehr unverständlichen Text soviel möglich treu im Teutschen wiederzugeben. Die Schrift enthält ausser vielen krassen und irrigen Meinungen (besonders in physiologischer Hinsicht), die den damaligen rohen Standpunkt des medizinischen Wissens deutlich bezeichnen, viele treffende Aussprüche, welche mehr oder weniger die Erfahrung für sich haben, und die wohl geeignet sind, der Physiognomik einen besondern Platz in der Anthropologie zu vergönnen.

Die auf dem Grundprinzip des Christenthums ruhende Schlußbemerkung des Verfassers zeigt zur Gnüge, daß seine Physiognomik nur die psychischen Anlagen andeuten soll,

niges und heftiges Gemüth, bisweilen auch Verrücktheit. Ist das Gesicht roth, so zeigt es entweder Schaamröthe oder Betrunkenheit an. Man unterscheide diese Röthe nach den Anzeigen der Augen.

§. 3. Beurtheilung nach der Substanz der Haare.

Flaches, sanftes Haar zeigt Sanftmuth und eine kalte und feuchte Komplexion an.

Um so viel mehr dem Hirne Wärme abgeht, um so viel haarigter ist das Haupt.

Die, aufwärts steigende, Wärme des Menschen durchdringt, indem sie allenthalben hervorquillt, die Haut des Kopfes, und führt durch die Oeffnungen die Feuchtigkeit heraus; der dünnere Theil der Feuchtigkeit verrinnt, der dikkere aber bleibt zurück, und muß wegen der Kälte auf der äußeren Haut zum Haare gerinnen. Die Dicke des Haares bestimmt sich sodann nach der Weite der Oeffnung, die Länge nach dem Andrang des Hervorquillenden.

Wenn die Haare langsam entstehen, so zeigen sie eine feuchte Komplexion, keine blutreiche an.

Entstehen sie schnell, so neigt der Körper sich mehr zu einer trocknen Beschaffenheit; und bei der Vereinigung der Wärme und Trockenheit entstehen die Haare schneller und dicker.

Die Menge der Haare verräth Wärme, die Dicke der Haare Vaporosität, und zwar beim Jünglinge mehr als beim Kinde; denn beim Kinde sind eher die dunstförmigen Materien vorhanden, als die feuchten; beim Jünglinge aber ist es anders: daher folgt hier das Entgegengesetzte dem Entgegengesetzten.

Viel Haare beim Kinde zeigen, daß sich sein aufkeimendes Temperament zum melancholischen hinneige.

Krause Haare zeigen Wärme und Trockenheit an, und entstehen durch Krümmungen der Poren.

Die Dicke der Haare erzeugt sich aus dicker und überflüssiger Vaporosität. Dickes und schwarzes Haar wird dem Saturnus zugeschrieben.

Ein zu sehr geputztes und geziertes, oder ein langes Haar, sey es das durch Kunst oder durch Natur, verräth der Venus und dem Sonnengotte dienende Menschen. Die ihr Haar der Zierde wegen geputzt tragen, sind gewiß im Dienste der Venus: denn wie ein Weib, das sich mit männlichem Schmucke einem Brustharnisch, Drillich, und anderen dahin gehörigen Sachen bekleidet, männlichen Karakters ist, so nennen wir ähnlicher Weise die an weibischen Ziereteien sich erfreuenden Männer weibisch, d. i. wollüstig und kleinmüthig.

Aufrechtstehende Haare auf dem Kopfe und am übrigen Körper verrathen einen Furchtsamen.

Gerade oder dicht stehende Haare deuten einen Wilden an; wenige einen Tückischen; weiche einen Weibischen.

Krauses, aufwärtsstrebendes, Haar zeugt von warmer Komplexion.

Verworrenes, über die Stirn hervorragendes, Haar bezeichnet einen gierigen, starken und brutalen Menschen. Man vergleiche ihn mit den Bären und reissenden Thieren.

Verworrene, auf der Mitte der Stirn zurückgeschlagene, sich nach dem Gehirn zurückbiegende Haare bezeichnen einen Menschen von warmer Komplexion und wenig Erfahrenheit im Guten. Man vergleiche die Wilden.

Auf beiden Seiten über die Stirn tief herabfallendes Haar ist Zeichen einer Pferdenatur.

Dünne und wenig Haare an den Schläfen zeigen einen kalten und kraftlosen Menschen an: denn jene Stelle müßte, wegen der dort vorhandenen großen Arterien natür-

licher Weise warm und für Erzeugung der Haare sehr geeignet seyn, weil diese durch Wärme geschieht; sind daher dort nur wenige und dünne Haare vorhanden, so mangelt Wärme. Man vergleiche die an jener Stelle weniger behaarten Weiber.

Wenig aber steifes Haar an der Schläfe läßt auf Furchtsamkeit und Kälte schließen.

Dichte Haare um die Ohren und Schläfe deuten auf eine warme Komplexion und Wollust.

Wenn die dort befindlichen Haare schwarz-gelb sind, so zeigen sie Gewaltthätigkeitssinn an. Man vergleiche die wilden Schweine.

Sind die Haare daselbst dick und weißer, so verrathen sie Ungelehrigkeit und ungezügelte Sitten. Vergleichen wir die Friesen.

Weiche, wenig und dünne Haare verrathen ein weibisches Gemüth und Blutleere, ähnlicher Weise auch Stumpfsinn und Trägheit; und sind noch weniger Haare vorhanden, so deuten sie auf Hinterlist, Rauhheit und Gewinnsucht hin. Vergleiche man hiermit die Furchtsamkeit der Wilden und den Geiz der Assyrier, welche letzteren über alle Maaßen geizig sind.

Viele, dicke und herabhängende Haare, mit Behaartheit des ganzen Körpers verbunden, sind beim Knaben die Anzeigen künftiger Melancholie, d. i. des Geneigtseyns zur Manie.

Vermehren sich die Haare im aufsteigenden Alter, so zeigen sie eine große Verbrennung durch den ganzen Körper an, welche Ursache der Narrheit ist.

Wenn die letzte Linie der Haare von der Stirne zurückweicht, so verräth das Arglist und wenig Verstand.

Wenn die letzte Haarlinie über die Stirne hineinhängt, so zeigt das einen beherzten und halbwilden Menschen an.

Steigt die letzte Haarlinie hinter dem Vorderhaupt, wo die Haare anfangen, gegen den Hals zu herab, so läßt dies auf einen in Schlechtigkeiten verschmitzten, im Guten wenig erfahrenen, üppigen Menschen schließen.

Wenn jene Linie von dem vorderen Theile aus weit höher vom Halse verläuft, so finden wir einen trägen, furchtsamen, und weibischen Sinn und Zorn angezeigt.

Die Weiber werden nicht kahl, weil ihre Beschaffenheit jener der Kinder ähnlich ist; Verschnittene nicht, weil sie in Weiber verwandelt sind.

Krauses, wie schrumpfiger Pfeffer anzufühlendes, Haar zeigt Verdauungsschwäche und schnelles Alter an.

§. 4. Beurtheilung der Farbe der Haare.

Die Bezeichnung der Farbe der Haare bewahrheitet sich dem größeren Theile nach nicht, außer in den gemäßigten Klimaten; jedoch dürfte man Einiges in jedem Klima annehmen durch Vergleichung der Bewohner desselben, wie nämlich bei den Teutschen und Mohren: denn die Mohren sind schwarz, und ihre Haare kraus durch einander verschlungen, aber ihre Complexion ist deswegen nicht eine warme; denn diese Wärme und dies Kraussenn der Haare wird von der auswendigen Wärme erzeugt; durch die dunstförmige Wärme würden sie eher kalter Natur seyn. Die Teutschen aber und die Slaven, d. i. die Illyrier, welche kältere Regionen bewohnen, sind weiß, und haben gelbes und flaches Haar; man kann sie aber überhaupt deswegen nicht einer kalten Komplexion beschuldigen, sie sind vielmehr sehr warmer Beschaffenheit, weil die Wärme inwendig eingeschlossen wird, wie es im Winter geschieht u. s. w.

Die Weiße der Haare bezeichnet entweder heftige Kälte, wie beim Grauwerden, oder große Trockenheit, wie es geschieht bei ausgetrockneten frischen Kräutern, welche ihre

Schwarz oder Grün in Weiß verändern: bei Menschen ist dies nicht anders der Fall, als am Ende austrocknender Krankheiten.

Das weiße Haar ist kalter Komplexion. Es gibt vier Hauptfarben der Haare; die schwarze, rothe, gelbe und weiße. Gegend und Luft haben Einfluß auf die Haare.

Weißes Haar entsteht aus Abgang der natürlichen Wärme, oder aus einem fauligen Phlegma; einigermaaßen kündet es auch einen wollüstigen Karakter an.

Schwarzes Haar entsteht von gereizter übermäßiger Galle, oder von verbranntem Blute.

Schwärzliche, zugleich mäßig dünne Haare haben einen guten Karakter, und eine gute Komplexion des Menschen für sich. Sehr schwarze, und nicht flache, sondern krause Haare verrathen Wärme.

Von Geburt an rothes Haar ist Zeichen nicht verbrannter Wärme; denn rothe Haare sind von verringerter Wärme, und die Komplexion rothhaariger Menschen ist minder warm, als jene schwarzhaariger, indem Röthe mit Röthe am nächsten verwandt ist.

Hochrothes Haar zeigt uns einen hinterlistigen, tollen, cholerischen, zornigen, wüthenden, sinnlosen Menschen; weißlichrothes Geiz.

Haare von Kastanienfarbe verrathen einen redlichen, gerechten, beliebten Mann.

Goldgelbes Haar ist Zeichen von verringerter Wärme.

Röthlich goldgelbes Haar ist Zeichen einer gemäßigten Komplexion.

Hellgelbe, mäßig dünne Haare zeigen den Einfluß der Sonne und des Merkurs an.

Die gelbe und weiße Haarfarbe verräth Kälte; aber die gelbe weniger.

samen, Verschmitzten; blicken wir nur auf die Bewohner der Mittagslinie.

Helldunkle, oder hellschwarze Farbe verräth Geneigtheit zum Zorn.

Sehr roth gefärbte Menschen sind listig; man vergleiche sie mit den Füchsen. Selten sah ich kleine Menschen demüthig, und rothe treu.

Menschen von hagerem Gesichte, der Art, daß die Stirn mehr geröthet ist und die Augen zurückliegen, hat man für ganz züchtig zu halten; indessen deutet dieses Aussehen auf Kränklichkeit.

Weiß=röthliche Farbe zeigt tapfere und beherzte Menschen an: man vergleiche die Nordländer. Sehr weiße Farbe aber spricht nicht für Tapferkeit.

Eine blasse Farbe bekleidet schwache, furchtsame, widerspenstige Menschen, ausgenommen wenn Krankheit Ursache der Blässe ist. Spielt die blasse Farbe mehr ins Bräunliche, so ist sie Zeichen von Gefräßigkeit, Geschwätzigkeit, ungezügeltem Zorne, und ungezügelter Zunge. Daher diese Farbe Anlage zur Verrücktheit ankündigt.

Einfach rothe Farbe mit reizenden Lippen und weiten Nasenlöchern karakterisirt beherzte und jähzornige Menschen: ein solches Aussehen zeigt einen leidenschaftlichen Karakter an.

Gleiche und mäßig rothe Farbe kündet gelehrigen und schnellen Verstand an.

Ein Mensch, der auf der Brust eine flammende Röthe hat, wird leicht vom Zorne entflammt.

Die, welche allenthalben eine flammende Röthe haben, halten den Zorn lange an, sind unversöhnlich, und schwer im Zorne zu leiten. Man vergleiche das Betragen erzürnter Menschen.

Ragen die Venen am Halse und an der Schläfe hervor, und sind die Augen blutreich, so verrathen sie uns ein zor=

Augenbraunen begränzt werden, gegen die Commissura coronalis zu.

Die Länge der Stirn richtet sich nach der Breite des Körpers.

In der Rundung der Stirn bemerkt man eine runde und nach Außen gebogene Hervorragung, welche der Länge der Stirne abgeht.

Die eine große Stirn haben, sind langsam; man stelle sie mit den Ochsen zusammen; die eine kleine haben, sind betriebsam.

Die eine breite Stirn haben, sind beweglichen Gemüthes; die eine sehr breite haben, albern, von geringer Bescheidenheit und steifem Verstand.

Eine breite Stirn erkennt man aus dem gehörigen Verhältniß der Länge und Breite.

Die eine runde Stirn haben, sind zornmüthig; ist dieselbe sehr hervorgebogen, auch gefühllos. Man vergleiche sie mit den Eseln.

Die eine kleine und enge Stirn haben, sind dumm, ungelehrig, schmutzig und gefräßig; man vergleiche sie mit den Sauen.

Die eine länglichte Stirn besitzen, sind scharfen Sinnes, gelehrig, aber etwas heftig. Man vergleiche sie mit den Hunden.

Die eine viereckige, mäßig große und dem Kopfe anpassende Stirn haben, sind ausgezeichnet klug und großmüthig. Man vergleiche sie mit den Löwen.

Die eine flache und faltenlose Stirn haben, sind unbiegsam, gefühllos, schmähsüchtig und sehr zornig, und zwar beharrlichen Zornes, halsstarrig und zänkisch.

Die eine hervorgestreckte Stirn haben, sind Schmeichler. Man zähle diese Stirnbildung zu den krankhaften; denn eine vorgestreckte Stirn ist dasselbe mit einer übermäßig ausgedehnten.

Die eine finstere Stirn haben, sind kühn und grausam; man vergleiche sie mit den Stieren und Löwen.

Eine Stirn, deren Beschaffenheit zwischen allen diesen das Mittel hält, ist passend und gut.

Eine traurige Stirn ist Zeuge von Betrübniß, und man hat dies zu den leidenden Zuständen zu zählen.

Eine niedergeschlagene, düstere Stirn, zeigt Geneigtheit zum Wehklagen an. Den Vergleich geben die Pfauen.

Eine große Stirn ist immer mit dickem, und umgekehrt eine kleine mit dünnem Fleische bedeckt.

Eine kleine Stirn mit zarter Haut zeigt zarte und bewegliche Lebensgeister an, und umgekehrt. Die Lebensgeister aber sind zarte, aus den Dünsten des Blutes erzeugte Körper und Ueberbringer der Kräfte der Seele in ihre geistigen Glieder; wo daher dicke Feuchtigkeiten vorhanden sind, da kann kein guter Verstand seyn.

Eine sehr runzlige Stirn ist Zeichen von Unverschämtheit; die Runzeln entstehen aus zu vieler Feuchtigkeit, jedoch auch aus Trockenheit; dann nehmen die Runzeln nicht die ganze Stirn ein, und bezeichnen Jähzorn, leichten und anhaltenden Zorn, Haß ohne Ursache und Streitsucht.

Die eine kurze Stirn, zusammengepreßte Schläfen und Kiefern mit weiten Kinnbacken haben, sind scrofulös und leiden leicht am Kropf.

Die eine breite und glatte Stirn haben, sind Schmeichler und hinterlistig.

Eine, besonders an der Nasenwurzel, der Länge nach mit Runzeln versehene Stirn, verräth schwermüthige Gedanken.

Eine laxe, ausgebreitete oder rauhe, concavförmige, in der Mitte mit einer glatten, glänzenden Haut versehene Stirne verräth verschlagene und geizige, vielleicht auch unwissende Menschen.

licher Weise warm und für Erzeugung der Haare sehr geeignet seyn, weil diese durch Wärme geschieht; sind daher dort nur wenige und dünne Haare vorhanden, so mangelt Wärme. Man vergleiche die an jener Stelle weniger behaarten Weiber.

Wenig aber steifes Haar an der Schläfe läßt auf Furchtsamkeit und Kälte schließen.

Dichte Haare um die Ohren und Schläfe deuten auf eine warme Komplexion und Wollust.

Wenn die dort befindlichen Haare schwarz-gelb sind, so zeigen sie Gewaltthätigkeitssinn an. Man vergleiche die wilden Schweine.

Sind die Haare daselbst dick und weißer, so verrathen sie Ungelehrigkeit und ungezügelte Sitten. Vergleichen wir die Friesen.

Weiche, wenig und dünne Haare verrathen ein weibisches Gemüth und Blutleere, ähnlicher Weise auch Stumpfsinn und Trägheit; und sind noch weniger Haare vorhanden, so deuten sie auf Hinterlist, Rauhheit und Gewinnsucht hin. Vergleiche man hiermit die Furchtsamkeit der Wilden und den Geiz der Assyrier, welche letzteren über alle Maaßen geizig sind.

Viele, dicke und herabhängende Haare, mit Behaartheit des ganzen Körpers verbunden, sind beim Knaben die Anzeigen künftiger Melancholie, d. i. des Geneigtseyns zur Manie.

Vermehren sich die Haare im aufsteigenden Alter, so zeigen sie eine große Verbrennung durch den ganzen Körper an, welche Ursache der Narrheit ist.

Wenn die letzte Linie der Haare von der Stirne zurückweicht, so verräth das Arglist und wenig Verstand.

Wenn die letzte Haarlinie über die Stirne hineinhängt, so zeigt das einen beherzten und halbwilden Menschen an.

sind warmer Komplexion; und reißende Thiere, und, in Hinsicht der Wärmebeschaffenheit, eine Art der Adler, und von cholerischem Temperamente. Man hüte sich daher vor cholerischen Menschen, wenn sie nicht aus dem Heiligen wiedergeboren sind.

Ist der Thränensack inwendig mäßig groß, so bezeichnet dies Verschlagenheit, wie Avicenna meint.

Ragt die obere Wimper mehr aufgeblasen als voll hervor, und neigt sie sich etwas über das Auge herüber, so gibt sie einen stolzen und gleichsam fixirten Blick.

Wenn sich die Augenlieder aber nach unten beugen, so zeigen sie einen besoffenen Menschen, und wenn sie sehr geröthet erscheinen, einen schon ruinirten Trinker an. Ich habe dies beobachtet bei Mehreren, die häufig die Schenke besuchten; und ich schließe es daraus, weil diese Bildung Schwäche der Augen bezeichnet, und also auch Schwäche des Gehirns, weswegen sie den Wein fürchtet.

Wenn das Augenlied dünn und nach unten zurückgezogen erscheint, so daß das Weiße im Auge bedeckt wird, so zeigt dies Trockenheit der Säfte an, was, wenn es in einer akuten Krankheit vorkommt, den Tod ankündigt.

Wenn die Haare der Augenlieder sich unten umbiegen, oder von Natur nach einer Seite sich drängen, so zeigt dies Lügenhaftigkeit und Verschlagenheit an.

Wer größere und dickere Wimpern hat, sieht weiter, indem selbe das Licht vor der auswendigen Wärme und Kälte beschützen.

Wenn die Augenwinkel erweitert erscheinen, so verkünden sie Kranksein der Augen, und, wenn sie einige fleischige Erhabenheiten haben, Trunkenheit, zumal wenn die Augen hervorstehen und die Häute derselben trocken sind.

Wenn die obern Wimpern die untern bedecken, so verkünden sie ein langes Leben.

Häufiges Zittern der Wimpern verräth Schenheit und Wahnsinn.

Dünne Wimpern sind für die Gesundheit am besten, und zeigen den gottähnlichsten Sinn an.

§. 8. Beurtheilung der Augen.

Aus den Anzeigen der Augen suchen die Physionomen ihre Meinungen zu beglaubigen.

Die Komplexion des Auges ist eine feuchte; es wird von sieben Häutchen und drei Arten von Feuchtigkeiten gebildet.

Den Augen drücken sich am meisten die Bewegungen der Seele ein: Betrübniß, Fröhlichkeit, Liebe, Haß u. s. w.

Vier Hauptfarben der Augen giebt es: eine schwarze, graue, vielfarbige und blaue.

Eine runde Augenform ist beweglicher, vollkommener und unverletzlicher, wegen des Abganges der Winkel.

Winklichte Augen haben sehr oft Ueberfluß an Feuchtigkeiten in ihren Winkeln.

Dicke Augen verrathen Furchtsamkeit und Kleinmuth, indem sie von großem Vorrath von Feuchtigkeit im Gehirn entstehn, in welcher Kälte vorherrscht, die sich durch die Glieder ergießt und das Blut erkalten macht; daher wie der Dunst des Blutes kühn macht, so eine feuchte und kalte Complexion furchtsam.

Hervorstehende Augen verrathen Furchtsamkeit; man vergleiche jene der Hasen, Kaninchen und Frösche;

Nach vorn hin ausgedehnte Augen Albernheit;

Tiefliegende Abgefeimtheit.

Breite, die ganze Körperbreite messende Augen, von der Art wie die der Schweine, verrathen eine feuchte Körperbeschaffenheit.

Die aufstehende und hervorragende Augen haben, sehen

wenig; weil sie entfernter sind vom Gehirn, dem Quell des Sehens, und die solche besitzen, sind geschwätzig.

In den Kopf hineingepreßte Augen sehen schärfer.

Ein tief liegendes Auge ist Anzeige böser Sitten.

Die Beweglichkeit der Augen rührt von Wärme her, und bezeichnet Zorn, Ueppigkeit und Kühnheit.

Unbeweglichkeit der Augen rührt von Kälte her, und zeigt Schüchternheit und Sittsamkeit an.

Augen, die sich regellos bewegen, indem sie bald umher laufen, bald ruhen, dienen jedem Laster, und zeigen stetes Sinnen auf Schlechtigkeiten an; daher Menschen, die solche besitzen, vom verdorbensten Karakter sind.

Deren Augen sich schnell und mit einem scharfen Blicke bewegen, sind Räuber, ungetreue und betrügerische Menschen. Ich habe mir dies bei vielen Knaben gemerkt, die späterhin wegen Räubereien gehängt wurden; solche haben einen feinen, aber zu allem Schlechten geneigten Verstand.

Ein fixer Blick rührt von zu vielem und fixem Nachdenken her, und oftmals von der Begierde zu betrügen.

Die einen Blick haben, wie Weiber, sind weichlich und unverschämt; und dies kommt her von der ähnlichen Komplexion.

Wer aussieht, wie ein Kind, so daß Gesicht und Augen gleichsam lächeln, erlangt ein vergnügtes und langes Leben.

Wenn nur allein die Augen ein lächelndes Aussehen haben, so bezeichnen sie Schmeichler, Weichlinge und Verläumder.

Augen von safrangelber Farbe verrathen Grausamkeit und Betrügerei, wie man ersieht bei Hurenwirthen und Mördern. Diese Farbe rührt her von vorherrschender und verbrannter Galle.

Kleine Augen bezeichnen einen boshaften, närrischen, und kleinmüthigen Menschen; zum Vergleich dienen die Affen.

Tiefliegende Augen kommen her von Mangel an Feuchtigkeit, wodurch die Muskeln und Bänder austrocknen, wovon Contraktion nach Innen und Erschöpfung des Gehirns Folge sind.

Geringheit der Materie in den Augen zeigt bei proportionirter Säftemasse das Vorherrschen einer trockenen Complexion und eines melancholischen Temperamentes an; und deßwegen sind solche Menschen furchtsam und betrügerisch wie die Affen; das bestätigt die Erfahrung.

Länglich geformte Augen verrathen einen neidischen, hinterlistischen und betrügerischen Menschen.

Naturgemäß sind beim Menschen die Augen nach der Breite des Körpers gelegen.

Nach der Länge des Körpers gelegene Augen sind ungewöhnlich, d. i. widernatürlich; nur einen Menschen von solcher Beschaffenheit sah ich zu Venedig, und ich fand ihn verdorben und grausam; die Ursache hievon ist verbrannte Wärme, deren Folge Betrug, Neid und böse Lüste sind.

Wo sich daher nach der Länge des Körpers gelegene Augen vorfinden, werden dieselben Verschlagenheit und Betrügerei anzeigen.

Ziegenaugen, d. h. in der Pupille etwas buntfarbige und trübe, verrathen dumme und alberne Menschen; Augen, die jenen der Kühe ähnlich sind, schweren Verstand, Verrücktheit und Einfalt; kleine und hervorragende Augen, wie jene der Krebse, Albernheit mit ihrem Gefolge von thörichten Lüsten.

Hervorragende Augen erfassen viele Objekte, woher erfolgt ein albernes Geschwätz, wegen der Verwirrung der Objekte.

Aufwärts strebende Augen bezeichnen einen guten Menschen; sind sie aber nebstdem noch roth und sehr groß, einen höchst schlechten, närrischen, dem Trunke ergebenen und wirk-

lich betrunkenen Menschen: dies rühret her von Schwäche und Dyskrasie des sehr feuchten Gehirns.

Das Aufstehen der Augen entsteht zufällig; denn rühret dasselbe von Wärme her, welche sich durch Röthe ankündigt, so bedeutet es eine starke Gemüthsbewegung, wie wir es sehen bei heftig Zürnenden.

Weite Augen mit Ausdehnung des Gesichtes verbunden, verrathen verdorbene, boshafte Menschen; und zwar, weil Trockenheit die Ursache ist und also ähnlicher Weise auch Wärme; aber ein hitziges Gemüth ist boshaft.

Eselsaugen zeichnen dumme, unempfindliche Menschen; denn sie sind trockner und kalter Komplexion.

Augen, die gleichsam im Kopfe versteckt liegen, d. h. nach Innen concave Augen, sehen schärfer, und verrathen argwöhnische, boshafte Menschen, von bösem Zorn und verkehrtem Karakter, und solche, die schwer Beleidigungen vergessen, wie auch kühne, grausame, falsche, lügenhafte, lasterhafte, geile Menschen u. s. w.

Augen, die sich einförmig im Kreise bewegen, verrathen einen bösen Karakter, verbrecherische, lasterhafte Menschen, Vergifter und Schänder ihrer eigenen Familie, wie es waren Thyestes, und Atreus und Medea, deren Söhne zerfleischt wurden von den Händen der eigenen Erzeuger: solche Augen schließen sich bald, bald laufen sie unruhig umher, nun ruhen sie wieder dazwischen; noch ist der Frevel nicht vollbracht, aber schon nährt ihn die brütende Seele.

Das Auge besitzt deshalb so viele Farbenverschiedenheiten, weil es durchsichtig und von dünner Substanz ist; daher die sichtbaren Lebensgeister ihre Verschiedenheiten im Auge zeigen, wie ein menstruirendes Weib den Spiegel befleckt, die Kinder in der Wiege beschmutzt, und zuweilen gesunden Augen schadet.

Dem auf der Stirn, wie auf einem Bach, ein Nebel liegt, oder der eine in der Mitte gleichsam verstrickte Stirn hat, der ist jähzornig: man vergleiche ihn mit einem Ochsen oder Löwen.

Eine niedergeschlagene und traurige Stirn bezeichnet Betrübniß, Zorn und Traurigkeit.

Eine hohe, breite und lange Stirn spricht für gute Eigenschaften; eine niedrige ist unmännlich.

Eine an den Schläfen, mit gleichsam aufgeblasenem dickem Fleische bedeckte Stirn, mit sehr fleischigten Kinnbacken, verräth viel Muth, Zorn, Stolz und groben Verstand.

Eine krumme Stirn, und eine hohe und runde sind Zeichen von Blödsinn.

§. 6. Beurtheilung der Augenbraunen.

Die Augenbraunen sind auf die Zusammenfügung der Knochen gelegt, weswegen sie auch bei den meisten Greisen wachsen.

Sehr haarigte Augenbraunen zeigen Ungeschicklichkeit im Reden an, weil sie viele und verbrannte Materie verrathen; eben so zeigen sie ein ungeschicktes und niedriges Benehmen an, weil Verstand und gute Sitten nur von dem Temperamente ausgehen, nicht von Verbrennung und Menge der dunstförmigen Materie. Von großer Verbrennung wird das Gehirn immer erwärmt, und folgerecht ist dies die Ursache von Geschwätzigkeit und ungestümem Wesen, ohne Uebereinstimmung.

Dichte Augenbraunen mit vielen an die Nasenwurzel sich anschließenden Haaren zeigen eine heftige Verbrennung an, und die sie besitzen, sind mit melancholischem und bösem Karakter begabt, gottlose Menschen und zuweilen Diebe, und gewiß Betrüger, ja Mörder, Hurenwirthe, kurz der Inbegriff aller Laster.

sind warmer Komplexion, und reißende Thiere, und, in Hinsicht der Wärmebeschaffenheit, eine Art der Adler, und von cholerischem Temperamente. Man hüte sich daher vor cholerischen Menschen, wenn sie nicht aus dem Heiligen wiedergeboren sind.

Ist der Thränensack inwendig mäßig groß, so bezeichnet dies Verschlagenheit, wie Avicenna meint.

Ragt die obere Wimper mehr aufgeblasen als voll hervor, und neigt sie sich etwas über das Auge herüber, so gibt sie einen stolzen und gleichsam fixirten Blick.

Wenn sich die Augenlieder aber nach unten beugen, so zeigen sie einen besoffenen Menschen, und wenn sie sehr geröthet erscheinen, einen schon ruinirten Trinker an. Ich habe dies beobachtet bei Mehreren, die häufig die Schenke besuchten; und ich schließe es daraus, weil diese Bildung Schwäche der Augen bezeichnet, und also auch Schwäche des Gehirns, weswegen sie den Wein fürchtet.

Wenn das Augenlied dünn und nach unten zurückgezogen erscheint, so daß das Weiße im Auge bedeckt wird, so zeigt dies Trockenheit der Säfte an, was, wenn es in einer akuten Krankheit vorkommt, den Tod ankündigt.

Wenn die Haare der Augenlieder sich unten umbiegen, oder von Natur nach einer Seite sich drängen, so zeigt dies Lügenhaftigkeit und Verschlagenheit an.

Wer größere und dickere Wimpern hat, sieht weiter, indem selbe das Licht vor der auswendigen Wärme und Kälte beschützen.

Wenn die Augenwinkel erweitert erscheinen, so verkünden sie Kranksehn der Augen, und, wenn sie einige fleischige Erhabenheiten haben, Trunkenheit, zumal wenn die Augen hervorstehen und die Häute derselben trocken sind.

Wenn die obern Wimpern die untern bedecken, so verkünden sie ein langes Leben.

halt liegende, anzusehen, und sie verrathen, wenn sich Backen, Augenbraunen und Lippen zugleich bewegen, Sinnen auf Schlechtigkeiten und Betrug, und um so mehr, wenn sich die Wimpern bald schliessen, bald nur berühren, auch zeigen sie die schändlichste Gesinnung an.

Ein trauriges Auge braucht man nicht zu fürchten; denn in Betracht seiner feuchten Beschaffenheit gibt es eine günstige Prognose, und zeigt das Streben nach guten Künsten an.

Wenn die Augenbraunen solcher Augen und die Stirn breiter sind, im guten Verhältniß zusammenstehn, und die Augenlieder gut geformt sind, so sind sie Zeugen von Treue, Wohlwollen und tiefem Verstand.

Aber traurige und trockne Augen, mit einer rauhen Stirn, Hervordrängen des Augapfels und Zurückbleiben der Augenlieder, verrathen einen verderblichen, wilden, nichts ungewagt lassenden Menschen.

Die gleichsam niederhangende Triefaugen haben, sind Liebhaber des Weines und werden leicht kahl; einer solchen Disposition liegt Feuchtigkeit und Schlaffheit des Hirns zum Grunde.

Die gleichsam hervorragende Triefaugen haben, sind Liebhaber des Schlafs.

Die Triefaugen entstehen aus dickem Blute und melancholischen Säften, welche den Augenliedern zufließen.

Triefaugen zeigen, mit Rücksicht auf die Disposition, einen Betrunkenen und Säufer an, und wenn sie mit Senken der Augen verbunden sind, einen Liebhaber des Schlafs.

Große Augen bezeichnen träge Menschen. Man vergleiche die Ochsen.

Ein Auge von mittlerer Größe ist gut beschaffen. Die mittlere Größe der Augen spricht für Güte und Lauterkeit des Karakters.

Ein konkavgeformtes Auge ist einem Bösewicht eigen; ein hervorragendes Auge einem Albernen.

Grossmüthige haben mässig konkave Augen; man vergleiche die Löwen; sehr konkave Augen zeigen Gezähmtheit an; man vergleiche die Ochsen.

Eine schwarze Pupille zeigt einen trägen und stumpfsinnigen Menschen an; eine Pupille, in deren Umkreis Perlen erscheinen, einen neidischen, wortreichen, furchtsamen, verderbten, wie Rasis sagt.

Schielende Augen in einem akuten Fieber sind Zeichen des Todes.

Augen, die lange offen stehen, sind Zeichen von Dummheit und Unverschämtheit.

Sehr schwarze Augen zeugen von Furchtsamkeit; es trügt dies niemals; auch bezeichnen sie Habsucht.

Nicht sehr schwarze, sondern mehr ins Gelbliche spielende sind Verkündiger eines guten und starken Geistes.

Blaue, oder weisse zeigen einen furchtsamen Menschen an; bei den letzteren trügt man sich nie.

Nicht sehr blaue Augen sprechen für eine gute Geistesbeschaffenheit; man vergleiche den Löwen und Adler.

Gefässreiche Augen sind Zeugen von Wahnsinn; man vergleiche die Ziegen. Gefässreich aber werden jene Augen genannt, welche voll sind von kleinen und verkleinerten Gefässchen, was den Grund der verschiedenen Farben der Augen enthält. Die sie besitzen, haben daher wenig Phantasie, welche dem Verstande dient; man vergleiche die Schafe.

Feurige Augen sind Unverschämten eigen; zum Vergleich dienen die Hunde; auch raubsüchtigen, reissenden, zänkischen Menschen. Feurig sind die Augen, wenn sie nach Art des Feuers glänzen, flammen und funkeln. Die sie besitzen, sind glühenden Zornes und sehen Alles verdoppelt.

Averrois in seinem Buche von den Sinnen lehrt uns die Ursachen kennen.

Mißfarbige Augen verrathen Furchtsamkeit; man zähle sie zu den krankhaften: denn, welche sich fürchten, erbleichen und sind von ungleicher Farbe. Fröhliche Augen zeigen Geilheit an; man vergleiche Hähne, Raben u. s. w.

Ueberrothe Augen und Wangen bezeichnen Säufer und Weinliebhaber.

Trockne, röthe Augen sind Zeichen von Beherztheit und schnellem Zorne.

Graue oder trübe Augen verrathen Furchtsamkeit; man vergleiche Schafe und Ziegen.

Mittelmäßig große und niedergeschlagene Augen bezeichnen Schaamhaftigkeit und Ehrbarkeit.

Flüchtige, röthliche Augen künden Geilheit und Gefräßigkeit an.

Stehende, kleine Augen bezeichnen einen geitzigen, sehr gewinnsüchtigen und begierlichen Menschen. Wenn ein solcher aber Stirn und Augenbraunen nach der Mitte zusammenzieht, so ist er noch viel geiziger und habsüchtiger.

Der Wolf ist ein reißendes, zorniges, hinterlistiges, kühnes, gewaltthätiges Thier. Menschen, die diesem Thiere gleichen, sind also beschaffen: sie haben krumme, nach Unten gebogene, Nasen, zusammenlaufende, buschichte Augenbraunen, kleine geschlossene, unten hohle Augen, ein kleines und rundes Haupt, rauhen Körper, hervorgestreckte Haare, zurückgebogene und eingezogene Schenkel. Menschen dieser Art sind hinterlistig, boshaft, blutdürstig und leicht zu erzürnen.

§. 9. Beurtheilung des Gesichts.

Das Gesicht derer, die mit guten Anlagen begabt sind, ist also beschaffen: es ist mit mittelmäßig großen Wangen und

Schläfen versehen, und von mäßiger Fettheit. Wer ein solches hat, ist wahrhaft, liebreich und verständig.

Die Heitere des Gesichtes kommt aus heiterem Herzen, und umgekehrt.

Das Gesicht wird meistens und schlichtweg für die natürliche Beschaffenheit, die Miene aber für die Beschaffenheit des Gemüthes genommen. Wer ein entstelltes Gesicht hat, ist selten glücklich. Welche ein fleischiges Gesicht haben, sind sehr begierlich; man vergleiche sie mit den Ochsen.

Ein mageres Gesicht verräth sorgenvolle Menschen.

Ein fleischiges Gesicht furchtsame: man vergleiche Hirsche und Esel. Die Furchtsamkeit ist eine Schwester der Zähigkeit.

Ein großes Gesicht karakterisirt einen Langsamen; denn er besitzt irreguläre, phlegmatische Materie, wie die Ochsen und Esel.

Die mittlere, nicht große, nicht kleine Gesichtsform ist die angemessene.

Ein kleines Gesicht karakterisirt grobe Menschen.

Ein sehr fleischigtes Gesicht bezeichnet Faulheit, Dummheit und heftige Gier; daher Verlangen nach Nichtigem und Unmöglichem; und die ein solches besitzen, sind nur beflissen auf Streiten, Saufen und Schwelgen, wenn zugleich andere Theile damit korrespondiren, z. B. dickbäuchige Wangen.

Der im Gesichte fleischig ist, ist weniger weise, ist ungestüm, verlogen und gefräßig.

Ein schlankes Gesicht zeugt von Umsicht in Geschäften und durchdringendem Verstand.

Ein zartes Gesicht bezeichnet einen Menschen von vielem Nachdenken.

Wer ein Gesicht wie ein Betrunkener hat, wird leicht berauscht, und ist ein Säufer.

Wer ein bescheidenes und verschämtes Gesicht hat, besitzt auch solche Sitten.

Viele Flecken um die Pupille im Auge bezeichnen einen bösen Menschen, und um so mehr, wenn das fleckige Auge auch buntfarbig ist.

Die Vielfarbigkeit der Augen kommt von nichts anderem als von der Wärme, welche ihre Dünste zu den Augen hinauftreibt; und je größer die Vielfarbigkeit ist, desto größer die Wärme.

Je bunter jene Flecken sind, desto größer ist die Verbrennung der heraufgetriebenen Dünste, woher sowohl die Verschiedenheit der Karaktere, als auch ein Haufen von Fehlern hervorgeht; die große Verschiedenheit erschwert das richtige Urtheil.

Augen, roth wie glühende Kohlen, verrathen gänzlich verderbte und hartnäckige Menschen; denn eine feurige Farbe zeigt gereizte Galle an.

Wer mittelmäßig große, himmelblaue oder schwärzliche Augen hat, ist durchdringenden Verstandes, treu und gesellig. Avicenna nennt solche Augen dem Antimonium ähnliche.

Almansor lobt vorzüglich die schwarzen und vielfarbigen Augen, wenn sie nicht strahlicht sind, noch eine rothe oder zitronengelbe Farbe darin erscheint. Solche Augen zeigen Bescheidenheit und Verstand an, und zwar weil sie frei sind vom Einfluß der Galle und Melancholie.

Die himmelblaue und schwarze Farbe der Augen, vorzüglich, wenn dabei keine Flecken vorhanden sind, entsteht vom feuchten und temperirten Säfteverhalten ohne Verbrennung, woraus Uebereinstimmung der Lebensgeister und der Nationen, und daher denn Verstand und Forschungsgeist folget.

Die Verschiedenfarbigkeit der Augen entsteht aus klaren sichtbaren Lebensgeistern; daher jene, welchen sie zu Theil ward, mit guten Anlagen und mit Liebe für wissenschaftliche Forschung begabt sind.

Finstere Augen verrathen einen in bösen Künsten erfahrenen, untreuen und unmäßigen Menschen.

Augen, die diesen entgegenstehen, sind von guter Beschaffenheit: denn durchsichtige Augen haben kein einziges böses Zeichen für sich. So waren die Augen des Kaisers Hadrian, wie Polemon vermeldet.

Helle, stark glänzende, dabei blaue und blutreiche Augen verrathen Verwegenheit und Wahnsinn; wenn sie aber im gemäßigten Zustande verbleiben, eine gute Geistesbeschaffenheit.

Augen, die zwischen Schwärze und Vielfarbigkeit das Mittel halten, lobt man, wie auch unter den vorbemerkten Arten, wenn sie nur nicht sehr strahlicht, zitronenfarbig, oder roth erscheinen.

Große, durchsichtige, glänzende Augen bezeichnen einen gerechten, gelehrigen, vorsichtigen, einsichtigen Mann: also waren die Augen des Sokrates.

Zuviel hervorstehende, rothe und kleine Augen verrathen einen unbändigen Sinn, eine unbändige Zunge und ein unstätes Gemüth. Hervorstehende, glänzende und tanzende Augen, welche die Griechen pantomimische nennen, bezeichnen niedrige, listige und hintertückische Menschen.

Ein zitterndes Auge zeigt Leichtigkeit, d. i. Unbeständigkeit des Gemüthes an; zitternde, blaue, Augen sind ohne Schaam, ohne Treue, und Redlichkeit.

Feuchte und durchsichtige Augen, von mäßiger Größe, verrathen einen hochherzigen, Großes ersinnenden und vollendenden Mann; zuweilen Zorn und Trunksucht, Ruhmsucht und Begierden über das Maaß. Also waren die Augen des Alexander.

Lachende und sehr große Augen zeigen einen einfältigen schwelgerischen und unvorsichtigen Menschen an.

Hohle, lachende, Augen sind, als gleichsam im Hinter-

halt liegende, anzusehen, und sie verrathen, wenn sich Backen, Augenbraunen und Lippen zugleich bewegen, Sinnen auf Schlechtigkeiten und Betrug, und um so mehr, wenn sich die Wimpern bald schliessen, bald nur berühren; auch zeigen sie die schändlichste Gesinnung an.

Ein trauriges Auge braucht man nicht zu fürchten; denn in Betracht seiner feuchten Beschaffenheit gibt es eine günstige Prognose, und zeigt das Streben nach guten Künsten an.

Wenn die Augenbraunen solcher Augen und die Stirn breiter sind, im guten Verhältniß zusammenstehn, und die Augenlieder gut geformt sind, so sind sie Zeugen von Treue, Wohlwollen und tiefem Verstand.

Aber traurige und trockne Augen, mit einer rauhen Stirn, Hervordrängen des Augapfels und Zurückbleiben der Augenlieder, verrathen einen verderblichen, wilden, nichts ungewagt lassenden Menschen.

Die gleichsam niederhangende Triefaugen haben, sind Liebhaber des Weines und werden leicht kahl; einer solchen Disposition liegt Feuchtigkeit und Schlaffheit des Hirns zum Grunde.

Die gleichsam hervorragende Triefaugen haben, sind Liebhaber des Schlafs.

Die Triefaugen entstehen aus dickem Blute und melancholischen Säften, welche den Augenliedern zufließen.

Triefaugen zeigen, mit Rücksicht auf die Disposition, einen Betrunkenen und Säufer an, und wenn sie mit Senken der Augen verbunden sind, einen Liebhaber des Schlafs.

Große Augen bezeichnen träge Menschen. Man vergleiche die Ochsen.

Ein Auge von mittlerer Größe ist gut beschaffen. Die mittlere Größe der Augen spricht für Güte und Lauterkeit des Karakters.

Eine Adlernase bei cholerischem Körper, d. i. bei zitronfarbigem, oder braunem, verbranntem, gibt eine schlimme Prognosis. Eine Adlernase aber, bei sanguinischem Körper, wenn sich derselbe auch etwas zur cholerischen Beschaffenheit hinneigt, gibt eine nicht so schlimme.

Eine an der Stirn eingelenkte Adlernase bezeichnet Großmuth. Man vergleiche den Adler. Eine solche der Stirn eingelenkte Nase erkennt man an einer Erhöhung gegen die Stirn zu. Auch hält man, die eine solche besitzen, für raubsüchtig. Die Ursache liegt in Wärme und Trockenheit, und es werden ebenfalls zornige, ungestüme und cholerische Menschen dadurch bezeichnet.

Eine Affennase verräth ungestüme und geile Menschen, jedoch auch kleinmüthige. Der Grund liegt in phlegmatischer und feuchter Complexion.

Kurze Nase, kleiner Mund, kurze und dicke Zähne entstehen von feuchter und kalter Complexion.

Spitze Nase, langer Hals, lange Epiglottis und eine helle Stimme zeugen von cholerischem Temperament.

Eine breite, in der Mitte aufwärts gebogene, Nase bezeichnet einen wortreichen, lügenhaften und zornigen Menschen. Menschen solcher Art sah ich mit Lastern prangend, und vorzüglich in der Lügenhaftigkeit sich auszeichnend.

Eine an ihrem Ende spitze Nase ist Zeichen von Lügenhaftigkeit, Streitsucht und Zorn. Dies rührt vom Einfluß der Galle her.

Eine an ihrem Ende dicke Nase bezeichnet begierliche Menschen; zum Vergleich dienen die Ochsen. Vorzüglich in Hinsicht der Wollust sind sie begierlich auf Alles, was sie sehen. Auch sind sie zornig.

Weite Nasenlöcher zeigen Geilheit an.

Eine an ihrem Ende dicke Nase bezeichnet unempfindliche, unverschämte, ungelehrige Menschen.

Averrois in seinem Buche von den Sinnen lehrt uns die Ursachen kennen.

Misfarbige Augen verrathen Furchtsamkeit; man zähle sie zu den krankhaften; denn, welche sich fürchten, erbleichen und sind von ungleicher Farbe. Fröhliche Augen zeigen Geilheit an; man vergleiche Hähne, Raben u. s. w.

Ueberrothe Augen und Wangen bezeichnen Säufer und Weinliebhaber.

Trockne, röthe Augen sind Zeichen von Beherztheit und schnellem Zorne.

Graue oder trübe Augen verrathen Furchtsamkeit; man vergleiche Schafe und Ziegen.

Mittelmäßig große und niedergeschlagene Augen bezeichnen Schaamhaftigkeit und Ehrbarkeit.

Flüchtige, röthliche Augen künden Geilheit und Gefräßigkeit an.

Stehende, kleine Augen bezeichnen einen geizigen, sehr gewinnsüchtigen und begierlichen Menschen. Wenn ein solcher aber Stirn und Augenbraunen nach der Mitte zusammenzieht, so ist er noch viel geiziger und habsüchtiger.

Der Wolf ist ein reißendes, zorniges, hinterlistiges, kühnes, gewaltthätiges Thier. Menschen, die diesem Thiere gleichen, sind also beschaffen: sie haben krumme, nach Unten gebogene, Nasen, zusammenlaufende, buschichte Augenbraunen, kleine geschlossene, unten hohle Augen, ein kleines und rundes Haupt, rauhen Körper, hervorgestreckte Haare, zurückgebogene und eingezogene Schenkel. Menschen dieser Art sind hinterlistig, boshaft, blutdürstig und leicht zu erzürnen.

§. 9. Beurtheilung des Gesichts.

Das Gesicht derer, die mit guten Anlagen begabt sind, ist also beschaffen: es ist mit mittelmäßig großen Wangen und

fer. Solche sind vorzüglich von feuchter Beschaffenheit, besonders wenn sich diese Anzeige an Körpern von kleiner Dimension vorfindet. So lehrt es die Erfahrung.

Weit geöffnete Nasen bezeichnen Zorn, und je größer die Oeffnung ist, desto größeren Zorn.

Dünne und weit geöffnete Nasen bezeichnen wilden und thörischen Sinn. Dünne und lange, Beweglichkeit und Leichtsinn.

Eine dünne und spitze Nase verräth einen Spürer.

Befindet sich an dem der Stirn verbundenen Nasentheil eine sanfte Abbiegung und gute Form, so daß die Nase weder hoch noch platt ist, und steigt dieselbe in etwas gerader Richtung herab, so zeigt dies Männlichkeit an, Beständigkeit und Klugheit.

Nasenlöcher, die sich gerade in die Höhe erheben, und so ununterbrochen fortlaufen, zeigen Unmäßigkeit an; sie steigen am innern Munde des Nasenkörpers zur geraden Linie herauf, und gegen die Nase herab, und bei einer solchen Richtung verrathen sie eine unbändige Zunge.

Größere Nasen sind gewöhnlich besser als kleinere.

Kleine Nasen legt man von Geburt aus sclavischen Seelen, Dieben und widerspenstigen Menschen bey.

Weit offen stehende Nasenlöcher sind Zeichen von Hurtigkeit und Stärke.

Enge, stumpfe, runde und geschlossene Nasenlöcher sind an dummen Menschen karakteristisch.

Weite Nasenlöcher, sehr fleischige Kinnbacken, und wenig Haare auf den Wangen zeigen eine feuchte Complexion an. Sehr stumpfe Nasenlöcher Albernheit. Kleine einen verkehrten Sinn.

Wenn die Haare innerhalb der Nasenlöcher dicht, reichlich und dick sind, so zeigen sie ein unbiegsames, rohes Gemüth, wenn sie aber wenig und weich sind, ein bewegliches und gelehriges an.

Ein zorniges Gesicht bezeichnet Zorn; und so mit andern.

Ein rundes Dummheit; ein sehr grosses Faulheit.

Ein sehr kleines Gesicht bezeichnet einen schlechten, hinterlistigen, schmeichlerischen, sclavischen und furchtsamen Menschen.

Ein häßliches Gesicht verräth selten einen guten Karakter; ein verzerrtes zeigt Widerspruch im Karakter an.

Ein langes Gesicht zeichnet einen unverschämten, ungerechten Menschen, und zwar wegen der Wärmebeschaffenheit.

Aufgeblasene Schläfen mit grossen Venen und Arterien zeigen heftigen und schnellen Zorn an.

Wenn ein fleischigtes Gesicht ein schmutziges Aussehen hat, so bezeichnet es Furchtsamkeit und Verrücktheit.

Ein grobes und bäurisches Gesicht, mit weiten Kinnbacken, bezeichnet einen groben und rohem Karakter.

Ein kleines Gesicht, von safrangelber Farbe zeigt einen verderbten, betriegerischen, versoffenen Menschen an. Dies habe ich sehr oft beobachtet.

§. 10. Beurtheilung der Mienen oder des Gesichts.

Ein trotziges Aussehen, welches sich aus einer eigenen Beschaffenheit der Lippen, Backen, der Stirn und des aufgesperrten Rachens ergibt, bezeichnet einen Dummen und Läppischen.

Eine fröhliche und lachende Miene verräth einen fröhlichen und wollüstigen Menschen.

Ein trauriges Gesicht zeigt Traurigkeit an; ein herabgezogenes einen brütenden, tückischen, furchtsamen und verschlagenen Menschen.

Ein Gesicht, das oft schwitzt, verkündet Wärme, Geilheit, Schlemmerei und starke Eßlust, und daher schlechte Verdauung und künftige Krankheiten.

Pferdeohren verkünden Herrschersinn und Herrschergröße, wenigstens künftige.

Wenn der untere Rand des Ohrläppchens mit dem Fleische der Kinnbacken verbunden erscheint, so bezeichnet das einen albernen und leeren Menschen.

Bewegliche Ohren zeigen ein proportionirtes Verhalten zwischen warmer und feuchter Complexion an.

Aufrechtstehende und knorplichte Ohren bedeuten das Vorherrschen einer trockenen Complexion.

Hervorragende, sehr große Ohren bezeichnen Habsucht, Albernheit, Schwatzhaftigkeit und Unverstand.

Halbrunde, mittelmäßig große, in der Mitte etwas zusammengedrückte und in ihrem Mittelpunkte an den Kopf befestigte Ohren, verrathen Güte des Karakters.

An dem Kopf anliegende und befestigte Ohren bezeichnen Stumpfsinn und Langsamkeit. Verborgen liegende, dem Kopfe auf die gehörige Art sich anschließende Ohren, Faulheit.

Haarigte Ohren sind Zeichen von langem Leben und gutem Gehör.

Ohren, die in ihrer Beschaffenheit zwischen allen diesen das Mittel halten, sind von guter Beschaffenheit und Zeichen eines vortrefflichen Karakters.

Viele, dichte und lange Haare in den Ohren verrathen einen hitzigen und wollüstigen Sinn.

§. 14. Beurtheilung der Kinnbacken und Wangen.

Die Wangen ragen unter den Augen hervor; die Kinnbacken unterscheiden sich durch eine Schmälerung von den Wangen.

Die Kinnbacken sind jene Theile der Kinnlade, an welchen der Bart wächst.

Kinnladen werden oft für Kinnbacken genommen.

Sie zeigen vorzüglich die Complexion des Menschen an.

Hervorragende Kinnladen oder Kinnbacken am obern Theile des Mundes, von besonderer Länge, bezeichnen listige Menschen, vorzüglich in Hinsicht unerlaubter und niedriger Dinge listige; man vergleiche sie, des Baues ihrer Kinnladen wegen, mit den Ochsen und Eseln.

Kurze, aus dem obern Theile des Mundes hervorragende Kinnbacken verrathen Bosheit, Verläumdungstrieb, Gewaltthätigkeitssinn und Neid, vorzüglich wenn sie nicht sehr fleischig sind.

Röthliche, mäßig weiße Kinnbacken, von nicht zu dicker aber mäßiger Fleischbedeckung lassen auf ein temperirtes Wärme- und Feuchtigkeitsverhältniß schließen.

Magere, und von Substanz dünne Kinnbacken, von dunkler oder zitronengelber Farbe, zeigen warme und trockne Complexion an.

Gleichsam schwarzblaue Kinnbacken, von fleischleerer Substanz, verrathen Uebermaaß von Trockenheit und Kälte, wie es sich bei Melancholischen offenbart.

Sehr fleichige Kinnbacken bezeichnen einen groben Karakter, Faulheit und zuweilen auch Gewaltthätigkeitssinn.

Aeusserst dünne Kinnladen verrathen Bösartigkeit; zarte und lange Wangen unzeitige Geschwätzigkeit.

Volle Wangen mit Aufgeblasenheit an den Schläfen sind Zeichen eines heftigen Zornes.

Kleine, wie von den Augen abgeschnitten erscheinende Wangen verrathen Anhäufung beschwerender Feuchtigkeiten; runde Wangen Neid.

Die dicke Wangen haben, sind träge und dem Trunk ergeben. Glatte Wangen von übrigens schlechter Beschaffenheit zeigen Weitschweifigkeit im Reden, Ungestümheit und Geschwätzigkeit an.

Eine Adlernase bei cholerischem Körper, d. i. bei zitronfarbigem, oder braunem, verbranntem, gibt eine schlimme Prognosis. Eine Adlernase aber, bei sanguinischem Körper, wenn sich derselbe auch etwas zur cholerischen Beschaffenheit hinneigt, gibt eine nicht so schlimme.

Eine an der Stirn eingelenkte Adlernase bezeichnet Großmuth. Man vergleiche den Adler. Eine solche der Stirn eingelenkte Nase erkennt man an einer Erhöhung gegen die Stirn zu. Auch hält man, die eine solche besitzen, für raubsüchtig. Die Ursache liegt in Wärme und Trockenheit, und es werden ebenfalls zornige, ungestüme und cholerische Menschen dadurch bezeichnet.

Eine Affennase verräth ungestüme und geile Menschen, jedoch auch kleinmüthige. Der Grund liegt in phlegmatischer und feuchter Complexion.

Kurze Nase, kleiner Mund, kurze und dicke Zähne entstehen von feuchter und kalter Complexion.

Spitze Nase, langer Hals, lange Epiglottis und eine helle Stimme zeugen von cholerischem Temperament.

Eine breite, in der Mitte aufwärts gebogene Nase bezeichnet einen wortreichen, lügenhaften und zornigen Menschen. Menschen solcher Art sah ich mit Lastern prangend, und vorzüglich in der Lügenhaftigkeit sich auszeichnend.

Eine an ihrem Ende spitze Nase ist Zeichen von Lügenhaftigkeit, Streitsucht und Zorn. Dies rührt vom Einfluß der Galle her.

Eine an ihrem Ende dicke Nase bezeichnet begierliche Menschen; zum Vergleich dienen die Ochsen. Vorzüglich in Hinsicht der Wollust sind sie begierlich auf Alles, was sie sehen. Auch sind sie zornig.

Weite Nasenlöcher zeigen Geilheit an.

Eine an ihrem Ende dicke Nase bezeichnet unempfindliche, unverschämte, ungelehrige Menschen.

Eine am Ende spitze Nase bezeichnet zornige. Man vergleiche sie mit den Hunden.

Eine stumpfe, am Ende runde Nase ist Zeichen von Großmuth. Man vergleiche einen Löwen.

Eine am Ende vogelartig zugespitzte Nase, gleich dem Schnabel der Vögel, verräth Eilfertigkeit, Leichtsinn und Albernheit.

§. 12. Beurtheilung der Nase und der Nasenlöcher.

Eine von der Stirn an bis zum Munde krumme und rauhe Nase macht unverschämt; man vergleiche die Raben. Auch bezeichnet eine solche Diebe.

Eine konkav geformte Nase bei einer runden aufstehenden Stirn zeigt geile Menschen an, gleichend den Hahnen.

Eine an ihrem Ende unförmlich dicke Nase bezeichnet Unempfindlichkeit.

Eine am obern Theile niedergedrückte Nase zeigt Geistesschwäche, Dummheit und weibischen Leichtsinn.

Wenn die Nase gleich von der Stirn an krumm verläuft, so zeigt sie Unverschämtheit an.

Krumme Nasen, nach dem Griechischen Habichtsnasen (γρυπὸς) genannt, gelten als Zeichen der Großmuth.

Wenn die auf beiden Seiten der Körperhälfte gelegene Nase sich nur nach einem Theile ihrer Lage hinneigt, so bezeichnet sie eine gänzlich fehlerhafte Bildung; wenn sie aber nach beiden Seiten ihrer Lage hin getheilt erscheint, Krankheit oder Verletzung. Die Ursache ist entweder eine primäre oder sekundäre.

Eine in ihrem Ursprunge fast affenähnliche Nase bezeichnet Edelmuth, wie beim Löwen.

Eine rothe, in ihrer Basis, Oeffnung und Breite schwülstige Nase bezeichnet einen Weinliebhaber und Säu-

so zeigen sie einen einfältigen, über alles lachenden Menschen, von grobem Verstand. Man kann ihn mit den Eseln vergleichen. Das phlegmatische Temperament herrscht vor.

Zarte und schlaffe Lippen, so daß die obere auf die untere herabhängt, verrathen Großmuth. Man vergleiche die Löwen; auch ersieht man dies an großen Hunden.

Dünne und harte, in der Gegend der Hundszähne hervorragende, Lippen verrathen thierischen Verstand und Ungelehrigkeit. Dicke, den untern anhangende Oberlippen zeigen Dummheit an; man vergleiche die Esel.

Wenn die Oberlippe über das Zahnfleisch hervorragt, so bezeichnet dies schmähsüchtige, alles in Zank und Hader kehrende Menschen. Man vergleiche sie mit den Hunden.

Kleine Lippen und ein kleiner Mund zeigen Schwäche des Gemüthes und Verschmitztheit an.

Die beste Beschaffenheit der Lippen und des Mundes ist eine nicht zu feuchte; denn diese feuchte Beschaffenheit derselben verräth Furchtsamkeit und Bösartigkeit.

Das Hervorstehen der Lippen verräth Albernheit, Geschwätzigkeit und Kühnheit.

Wohlgebildete, d. h. nicht sehr dünne und nach Aussen etwas umgeworfene Lippen bezeichnen einen in sich gekehrten, scharfsinnigen, zornigen und sehr talentvollen Menschen.

Lippen, die mit dem Zahnfleisch über die Zähne hervorstehen, verrathen einen schmähsüchtigen, über alles sogleich ein Geschrei erhebenden, zornigen und zu Beleidigungen geneigten Menschen. Man vergleiche die Hunde.

Gut gefärbte, mehr dünne als dicke Lippen, bezeichnen einen Menschen von guten Anlagen, der sich leicht zu Allem, aber leichter zur Tugend, bewegen läßt. Hier waltet Jupiter.

Sind die Lippen nicht gleichförmig, die eine größer als die andere, so verrathen sie einen mehr einfältigen, als

weisen und dem Wechsel des Schicksals unterworfenen Menschen.

Kleine, ein wenig aufstehende, Lippen bezeichnen einen wortreichen, sehr neidischen und verrätherischen Menschen.

Aufstehende Oberlippen, und niederhangende Unterlippen sind Zeugen von Elend und fehlerhaften Sitten.

Dünne und umgestülpte, schiefe Oberlippen bezeichnen einen Dieb und Betrüger.

Ueber die Bedeutung der Lippen bei den Mohren können wir nicht urtheilen, wenn wir nicht länger unter ihnen gelebt haben. Aber für unsern Himmelsstrich steht uns ein freies Urtheil zu.

§. 17. Von den Zähnen.

Lange und feste, nach Aussen gekehrte, sogenannte Hundszähne verrathen einen gefräßigen, zornigen und bösen Menschen, ähnlicher Weise auch einen geilen. Man vergleiche die wilden Schweine und Hunde. Ich habe Menschen mit solchen Zähnen gekannt, welche die größten Fresser, Säufer, Betrüger, ja Hurenwirthe und Mörder waren, besonders wenn sich dabei ein angemessenes Verhältniß des übrigen Körpers zeigte.

Schwache, dünne und kleine Zähne verrathen Schwäche des ganzen Körpers und Schwäche und Kürze des Lebens.

Knirschen mit den Zähnen ist ein Zeichen von Raserei; doch ist es zuweilen bei Kindern vorhanden, und dann Anzeige von Gefahr.

Dicke und breite Zähne, seyen sie nach Innen oder Aussen gekehrt, bezeichnen einen eitlen, geilen Menschen, und verrathen guten, nach Andern einen groben Verstand, wegen der dicken Beschaffenheit der Feuchtigkeiten.

Sehr trockne, aller Feuchtigkeit beraubte, dürre Zähne zeigen bei einer Krankheit den Tod an, bei Gesundheit die

künftige und baldige Erkrankung, indem sie den Verbrauch der natürlichen Säfte anzeigt. Die Körper solcher Menschen sind wie eine Lampe ohne Oel.

Zähne, die sehr am Rheumatismus leiden, zeigen Fehler im Kopfe oder des Magens und Kopfes zugleich an, woraus sich Lungenkatarrh, Heiserkeit, Husten, Bräune und Rachengeschwüre erzeugen.

Thiere, die gezackte Zähne haben, trinken leckend; haben sie aber gerade Zähne, schlürfend.

§. 18. Von der Zunge.

Eine nach unten gekehrte Zunge, mit einer lispelnden Sprache, verräth Durchfall.

Die Zunge ist zum Geschmack und zur Hervorbringung der Buchstaben und Worte bestimmt.

Die am Durchfall leiden, lispeln, wegen der vom Kopfe absteigenden Materie, welche die schwammigten und muskulösen Theile der Zunge angreift, wodurch Verdickung, Erweiterung und Verkürzung entsteht, welche das Lispeln und Stammeln erzeugen.

Eine vorn angewachsene Zunge spricht das S nicht gut aus, und stößt mit der Stimme an.

Die das R schlecht aussprechen, werden nach dem Griechischen τραυλοὶ genannt, und sie gebrauchen statt des R das L.

Die das S schlecht aussprechen, nennt man Syali, und sie gebrauchen statt dessen das C.

Die mit der Stimme lispeln, sind betrunken, daher es kommt, daß Besoffene stammeln und schlecht aussprechen (Trentatri.)

Eine schwere Sprache in der Jugend verkündet, wenn sie leichter wird, einen plötzlichen Tod.

Kinnladen werden oft für Kinnbacken genommen.

Sie zeigen vorzüglich die Complexion des Menschen an.

Hervorragende Kinnladen oder Kinnbacken am obern Theile des Mundes, von besonderer Länge, bezeichnen listige Menschen, vorzüglich in Hinsicht unerlaubter und niedriger Dinge listige; man vergleiche sie, des Baues ihrer Kinnladen wegen, mit den Ochsen und Eseln.

Kurze, aus dem obern Theile des Mundes hervorragende Kinnbacken verrathen Bosheit, Verläumdungstrieb, Gewaltthätigkeitssinn und Neid, vorzüglich wenn sie nicht sehr fleischig sind.

Röthliche, mäßig weiße Kinnbacken, von nicht zu dicker aber mäßiger Fleischbedeckung lassen auf ein temperirtes Wärme- und Feuchtigkeitsverhältniß schließen.

Magere, und von Substanz dünne Kinnbacken, von dunkler oder zitronengelber Farbe, zeigen warme und trockne Complexion an.

Gleichsam schwarzblaue Kinnbacken, von fleischleerer Substanz, verrathen Uebermaaß von Trockenheit und Kälte, wie es sich bei Melancholischen offenbart.

Sehr fleichige Kinnbacken bezeichnen einen groben Karakter, Faulheit und zuweilen auch Gewaltthätigkeitssinn.

Aeußerst dünne Kinnladen verrathen Bösartigkeit; zarte und lange Wangen unzeitige Geschwätzigkeit.

Volle Wangen mit Aufgeblasenheit an den Schläfen sind Zeichen eines heftigen Zornes.

Kleine, wie von den Augen abgeschnitten erscheinende Wangen verrathen Anhäufung beschwerender Feuchtigkeiten; runde Wangen Neid.

Die dicke Wangen haben, sind träge und dem Trunk ergeben. Glatte Wangen von übrigens schlechter Beschaffenheit zeigen Weitschweifigkeit im Reden, Ungestümheit und Geschwätzigkeit an.

nen, und von Menge an Lebensgeistern, und alle diese wiederum Folge der Wärme.

Menschen, die mit lauter Stimme reden, beleidigen grob; man vergleiche sie mit den Eseln.

Die eine gewichtig kräftige, nicht undeutliche Stimme haben, sind stark; man vergleiche starke Hunde.

Wer eine starke und sonore Stimme hat, ist kriegerisch und beredsam.

Eine feine und leise Stimme bezeichnet Schüchternheit.

Eine helle, weiche und gebrochene Stimme zeigt weibische Furchtsamkeit an, und ist verweichlichten Menschen eigen.

Eine helle und starke verräth Zornige; man vergleiche die Ziegen.

Eine langsame Sprache zeigt einen trägen, unbesonnenen, unverschämten Menschen an.

Eine schwache Stimme zeigt Verengerungen der Arterien und Mangel der Lebensgeister an, was eine Folge der Kälte ist.

Eine weiche Stimme, ohne Ausdehnung, verräth Sanftmuth. Man vergleiche die Schaafe, denn auch die Stimme läßt sich, wie Alles übrige, auf Aehnlichkeit mit Thieren zurückführen.

Welche mit der Stimme vertönen, d. i. deren Stimme in einem groben Tone anfängt und in einen hellen sich auflöset, sind zornig, versöhnlich und weichen Gemüthes.

Eine Stimme, die zwischen einer rauhen und hellen die Mitte hält, bezeichnet einen weisen, vorsichtigen, Wahrheit und Gerechtigkeit liebenden Menschen. Eine unangenehme Stimme verräth Dummheit.

Wer schnell in Worten ist, vorzüglich wenn er dabei eine feine Stimme hat, ist gottlos, albern, ungestüm und lügenhaft; wenn er eine grobe Stimme hat, zornig und von böser Natur.

Wer eine süße Stimme hat, ist neidisch und argwöhnisch.

schen Kinn an; denn die Weiber haben ein solches Kinn. Ein männliches muß fast viereckig seyn.

§. 16. Beurtheilung der Lippen.

Die Lippen bestehen aus weichem Fleische, welches in Hinsicht der Bewegung für die Sprache von großem Nutzen ist.

Große Lippen sind dummen, einfältigen Menschen eigen.

Die rothe Farbe der Lippen an der Mundöffnung rührt von den vielen dort angehäuften Venen her.

Die natürliche Farbe der Lippen ist die rothe, wegen Zartheit der Haut, und zeigt an eine reine Complexion und lautere Mischung einer kräftigen Blutmasse.

Blasse Farbe der Lippen bezeichnet das Gegentheil; denn es mangelt dem Blute an Kraft und natürlicher Wärme. Die solche haben, sind krank.

Eine schlaffe, sehr rothe Unterlippe verräth beim Weibe die größte Begierde und Unverschämtheit; ich habe dies bei Mehreren beobachtet; bei Knaben bezeichnet sie Weichlinge, wenigstens künftige, vorzüglich wenn Gesicht und Augen lächelnd aussehen.

Schlaffe Lippen haben den Mond zu ihrem Planeten.

Große Lippen verrathen viele durch Wärme herbeigezogene Materie, und dicke Lippen dicke Säfte und Lebensgeister, woraus Verstandesschwäche erfolgt.

Aufstehende und dicke Lippen, d. h. feste und kompakte, haben den Mars zum Planeten; gleichfalls ein großer Mund.

Freundliche, lachende Lippen, mit einer fröhlichen Miene verbunden, verrathen wollüstige Menschen. Einige sind indessen auch dabei betrügerisch, diebisch und hinterlistig. Ein Mensch, dessen Lippen inwendig nicht roth sind, ist krank oder wird bald erkranken.

Sind die Lippen dick und nach Außen sehr gewölbt,

so zeigen sie einen einfältigen, über alles lachenden Menschen, von grobem Verstand. Man kann ihn mit den Eseln vergleichen. Das phlegmatische Temperament herrscht vor.

Zarte und schlaffe Lippen, so daß die obere auf die untere herabhängt, verrathen Großmuth. Man vergleicht die Löwen; auch ersieht man dies an großen Hunden.

Dünne und harte, in der Gegend der Hundszähne hervorragende, Lippen verrathen thierischen Verstand und Ungelehrigkeit. Dicke, den untern anhangende Oberlippen zeigen Dummheit an; man vergleiche die Esel.

Wenn die Oberlippe über das Zahnfleisch hervorragt, so bezeichnet dies schmähsüchtige, alles in Zank und Hader kehrende Menschen. Man vergleiche sie mit den Hunden.

Kleine Lippen und ein kleiner Mund zeigen Schwäche des Gemüthes und Verschmiztheit an.

Die beste Beschaffenheit der Lippen und des Mundes ist eine nicht zu feuchte; denn diese feuchte Beschaffenheit derselben verräth Furchtsamkeit und Bösartigkeit.

Das Hervorstehen der Lippen verräth Albernheit, Geschwätzigkeit und Kühnheit.

Wohlgebildete, d. h. nicht sehr dünne und nach Aussen etwas umgeworfene Lippen bezeichnen einen in sich gekehrten, scharfsinnigen, zornigen und sehr talentvollen Menschen.

Lippen, die mit dem Zahnfleisch über die Zähne hervorstehen, verrathen einen schmähsüchtigen, über alles sogleich ein Geschrei erhebenden, zornigen und zu Beleidigungen geneigten Menschen. Man vergleiche die Hunde.

Gut gefärbte, mehr dünne als dicke Lippen, bezeichnen einen Menschen von guten Anlagen, der sich leicht zu Allem, aber leichter zur Tugend, bewegen läßt. Hier waltet Jupiter.

Sind die Lippen nicht gleichförmig, die eine größer als die andere, so verrathen sie einen mehr einfältigen, als

Menschen, der in mechanischen Künsten sehr geschickt ist, und in seinen Arbeiten mit Weisheit zu Werke geht; auch sind sie Zeichen einer guten Lebensordnung.

Dicke Finger bezeichnen Dummheit und Einfalt.

Man messe den Raum vom Nabel bis zum Ende der Brust, und bis da, wo der Hals anfängt: ist der Brusttheil der größere, so verräth das Weisheit; ist aber der Raum unterhalb der Brust bis zum Nabel der größere, Gefräßigkeit.

Ist der Bauch sehr schlaff, gleichsam leer, so bezeichnet das einen furchtsamen, boshaften und gefräßigen Menschen.

Ist der Bauch mehr weich und etwas eingedrückt, so verräth das eine vortreffliche und ausgezeichnete Gemüthsbeschaffenheit.

Dünne, schmale und eingedrückte Seiten verrathen Furchtsamkeit, so wie sehr fleischige und harte, Ungelehrigkeit. Wo sie aber rund und gleichsam aufgeschwollen sind, deuten sie auf leere Geschwätzigkeit; zum Vergleich dienen die Frösche.

Ein breiter Rücken ist Zeuge von Festigkeit und Männlichkeit; das Gegentheil Zeuge von Weibischheit. Ein krummer Rücken bei weichem Körperbau gibt eine nicht so schlechte Prädisposition, als wo er bei festem und gesetztem Körperbaue sich vorfindet.

Der untere Theil des Rückgraths, welchen die Griechen ὀςφὺς nennen, ist, wenn er breit, sehr groß und mit zartem Fleische bedeckt ist, den Weibern eigen. Wenn er faltig ist und spitz verläuft, so zeigt das eine ungezügelte Gier und Furchtsamkeit an. Bei Männern ist er mit durchscheinenden Knochen versehen, mäßig groß und fest.

Eine feste und harte Hüfte, von mäßig dicken Knochen, ist einem starken und kriegerischen Menschen eigen: Wenn dieselbe breit und mit vielem Fleische bedeckt ist,

so zeigt sie einen weibischen Sinn an. Wenn sie aber sehr abgezehrt und runzelig aussieht, und mit dünnem Fleische bedeckt ist, so verräth sie die Bosheit der Affen.

Kniee, die gegen einander gekehrt erscheinen und zusammenfallen, zeigen Weiblichkeit an.

Sind die untersten Theile der Schienbeine, die der Ferse zunächst gelegenen Theile, die Fersen und Fußsohlen, sehr breit und fleischig; so zeigen sie einen dummen oder verrückten Menschen an, und um so mehr, wenn dabei kleine Zehen und dicke Waden vorhanden sind.

Sind die Fußsohlen mit zarten Nerven und Gelenken versehen, so zeigen sie einen klaren, ausgezeichneten und männlichen Geist an.

Weiche, reichlich mit Fleisch umhüllte Fußsohlen verrathen ein weiches, weibisches Gemüth.

Dünne und spitz aufstehende Schultern bezeichnen einen hinterlistigen Menschen.

Dünne Ellenbogen sind schwachen, ausgezeichnet dicke ungelehrigen Menschen eigen. Sind sie von mäßiger Festigkeit, und mit dicken Gelenken und Muskeln versehen, so zeigen sie ein starkes Gemüth und einen starken Körper an.

Weiche Finger bezeichnen einen gelehrigen Menschen; harte einen starken, aber ungelehrigen.

Kurze Hände und starke Finger geben eine gute Prädisposition.

Dicke und kleine Hände mit ungewöhnlich kurzen Fingern verrathen einen widerspenstigen, hinterlistigen und diebischen Menschen; dünne und krumme Hände einen geschwätzigen.

Weiße, breite und röthliche Nägel geben die Anzeige eines ausgezeichneten Verstandes. Schmale oder längliche sind die Anzeigen von Dummheit und Wildheit. Gebogene

und krumme zeigen Unverschämtheit und Raubsucht an. Man vergleiche die Raubvögel und die reissenden Thiere.

Deren Nägel eingedrückt sind und tief ins Fleisch hineingehen, sind wild und dumm.

Zu kurze Nägel bezeichnen einen bösartigen Menschen eben so bleiche, schwarze, und rauhe Nägel.

Runde Nägel verrathen Geneigtheit zur Wollust.

Alle diese den Nägeln beigelegte Zeichen sind schon an sich selbst nicht zulänglich genug; indessen haben sie in Verbindung mit anderen sichereren Anzeigen gewiß Gewicht.

Mit einander verbundene und zusammenhängende Finger bezeichnen einen unlauteren Menschen; sind sie dicht zusammenstehend und zusammengeballt, einen boshaften und habsüchtigen; kleine und dünne verrathen Finger einen dummen; kleine und dicke Finger einen neidischen, kühnen und wilden Menschen. Sehr lange und sehr dünne Finger sind mit Weisheit gepaart. Deren Finger übermäßig weit von einander stehen, sind leichtsinnig und geschwätzig.

Finger, die von mäßiger Größe und passender Form sind, zeigen den besten Karakter an. Das hier Gesagte betrifft sowohl die Nägel und Finger der Hände, als der Füße.

Eine dünne Brust ist schwächlich und Zeichen von Schwäche des Gemüths; ist sie aber mit Fleisch gefüllt, Zeichen von Ungelehrigkeit und Trägheit.

Deren Brüste herabhängen und mit weichem Fleisch umgeben sind, sind trunksüchtig und unmäßig in der Wollust.

Wer die Schultern bewegt, aber den Hals gerade und aufrecht hält, den nennt man mit vollem Recht einen Stolzen und Hoffärtigen: denn es ist dies gerade der Gang der Pferde.

Die aber den ganzen Körper bewegen, sind gewißlich verweichlicht. Weniger jedoch die, welche dabei den Körper

nen, und von Menge an Lebensgeistern, und alle diese wiederum Folge der Wärme.

Menschen, die mit lauter Stimme reden, beleidigen grob; man vergleiche sie mit den Eseln.

Die eine gewichtig kräftige, nicht undeutliche Stimme haben, sind stark; man vergleiche starke Hunde.

Wer eine starke und sonore Stimme hat, ist kriegerisch und beredsam.

Eine feine und leise Stimme bezeichnet Schüchternheit.

Eine helle, weiche und gebrochene Stimme zeigt weibische Furchtsamkeit an, und ist verweichlichten Menschen eigen.

Eine helle und starke verräth Zornige; man vergleiche die Ziegen.

Eine langsame Sprache zeigt einen trägen, unbesonnenen, unverschämten Menschen an.

Eine schwache Stimme zeigt Verengerungen der Arterien und Mangel der Lebensgeister an, was eine Folge der Kälte ist.

Eine weiche Stimme, ohne Ausdehnung, verräth Sanftmuth. Man vergleiche die Schaafe, denn auch die Stimme läßt sich, wie Alles übrige, auf Aehnlichkeit mit Thieren zurückführen.

Welche mit der Stimme vertönen, d. i. deren Stimme in einem groben Tone anfängt und in einen hellen sich auflöset, sind zornig, versöhnlich und weichen Gemüthes.

Eine Stimme, die zwischen einer rauhen und hellen die Mitte hält, bezeichnet einen weisen, vorsichtigen, Wahrheit und Gerechtigkeit liebenden Menschen. Eine unangenehme Stimme verräth Dummheit.

Wer schnell in Worten ist, vorzüglich wenn er dabei eine feine Stimme hat, ist gottlos, albern, ungestüm und lügenhaft; wenn er eine grobe Stimme hat, zornig und von böser Natur.

Wer eine süße Stimme hat, ist neidisch und argwöhnisch.

und krumme zeigen Unverschämtheit und Raubsucht an. Man vergleiche die Raubvögel und die reissenden Thiere.

Deren Nägel eingedrückt sind und tief ins Fleisch hineingehen, sind wild und dumm.

Zu kurze Nägel bezeichnen einen bösartigen Menschen eben so bleiche, schwarze, und rauhe Nägel.

Runde Nägel verrathen Geneigtheit zur Wollust.

Alle diese den Nägeln beigelegte Zeichen sind schon an sich selbst nicht zulänglich genug; indessen haben sie in Verbindung mit anderen sichereren Anzeigen gewiß Gewicht.

Mit einander verbundene und zusammenhängende Finger bezeichnen einen unlauteren Menschen; sind sie dicht zusammenstehend und zusammengeballt, einen boshaften und habsüchtigen; kleine und dünne verrathen Finger einen dummen, kleine und dicke Finger einen neidischen, kühnen und wilden Menschen. Sehr lange und sehr dünne Finger sind mit Weisheit gepaart. Deren Finger übermäßig weit von einander stehen, sind leichtsinnig und geschwätzig.

Finger, die von mäßiger Größe und passender Form sind, zeigen den besten Karakter an. Das hier Gesagte betrifft sowohl die Nägel und Finger der Hände, als der Füße.

Eine dünne Brust ist schwächlich und Zeichen von Schwäche des Gemüths; ist sie aber mit Fleisch gefüllt, Zeichen von Ungelehrigkeit und Trägheit.

Deren Brüste herabhängen und mit weichem Fleisch umgeben sind, sind trunksüchtig und unmäßig in der Wollust.

Wer die Schultern bewegt, aber den Hals gerade und aufrecht hält, den nennt man mit vollem Recht einen Stolzen und Hoffärtigen: denn es ist dies gerade der Gang der Pferde.

Die aber den ganzen Köper bewegen, sind gewißlich verweichlicht. Weniger jedoch die, welche dabei den Körper

nach der rechten Seite hinneigen. Welche denselben nach der linken Seite hinneigen, sind einfältiger.

Wenn der Athem ruhig ist, so daß er keine, oder nur geringe Zeichen von sich gibt beim Aus- und Einathmen, so zeigt er einen im Nachdenken begriffenen Menschen an. Und die Verräther dieser Gedanken sind die Augen. Wenn der Athem bald ruht, bald aber nach langen Zwischenräumen wieder heftig hervorgezogen wird, so zeigt das einen in Traurigkeit versenkten Menschen an. Wer daher das Haupt heftig schüttelt und seufzt, ärgert sich über sich selbst. Wenn der Athem brausend ist und heftig eingezogen und ausgestoßen wird, so zeigt das Wildheit und Besoffenheit an.

Wessen Athem, wie der eines Menschen nach starkem Laufen, angegriffen und voll ist, ist ein Mensch ohne Ueberlegung und voll Zorn, dem nichts in Worten und Handlungen schnell genug geschieht.

Man beobachte bei allen diesen Zeichen die Regel, daß ein starker Athem eine böse Anzeige, ein mäßiger und ruhiger eine gute gibt.

Aristoteles sagt, daß die, welche mit den Fersen einwärts und mit den Füßen auswärts gehen, Schleicher seyen, so wie diejenigen neidisch, bei welchen die an der linken Seite gelegenen Theile größer sind und die Augenbraunen nach den Augen heruntergezogen erscheinen.

Derselbe sagt, daß, wenn die Waden nach den Knieen oder deren Gelenken zurückgezogen seyen, dies einen zum Beischlaf sehr fähigen und geschwinden Menschen anzeige. Wenn die Hüften sehr rauh und krumm wären, so deute das einen zur Wollust geneigten Menschen an.

Derselbe sagt, trockne Hintertheile zeugten von Männlichkeit; sehr fleischige aber von Weibischheit. Hintertheile, die wie abgeschnitten erscheinen, zeugten von Bosheit. Man denke an die der Bären und Affen.

Ein Unverschämter ist also beschaffen. Er hat helle, freie Augen, gewöhnlich von einander abstehende Augenbraunen, dicke Füße und Hände, er brüstet sich gegen die Umstehenden, hat eine rothe Farbe und helle Stimme. Ein solcher ist auch ungerecht.

Ein hagerer Mensch, mit schwarzen, aufrechtstehenden Haaren, behaartem Munde, Kinn und Schläfen, fetten glänzenden Augen, ist ein wüthender, zur Wollust geneigter, in Verstellung gewandter, schmähsüchtiger Mensch.

Im zwölften Buche über die Spitzfindigkeit, sagt der berühmte Cardanus, Arzt und Philosoph zu Mailand: Obschon alle Verschnittene Bösewichter sind, so sind doch nicht alle, welche eine fehlerfreie Bildung des Körpers haben, von gutem Karakter; denn es gehört mehr dazu, das Gemüth fehlerfrei zu bilden, als den Körper. So sind die schlimmsten von Allen die Bucklichten, indem in Hinsicht des Herzens, als des Ursprunges des ganzen Körpers, ein Mißverhältniß ist; nach diesen die Blinden und Schielenden, bei denen in Rücksicht des Hirns die Natur sich verfehlt; darnach die Stummen und Tauben; denn hier fehlte die Natur an den vorzüglichen Theilen des Gehirns weniger; hierauf die Lahmen, welche an einem großen Gliede Fehler leiden; nach diesen die Sechsfingerigen, und die, welche zusammenhängende Finger haben, denn hier ist in weniger wichtigen Theilen gefehlt. Den letzten Platz nehmen ein, welche Warzen und Muttermäler haben, welchen dann die Wundmäler folgen.

Eine breite Brust, dicke Schultern und Rücken bezeichnen Rechtschaffenheit und Kühnheit mit Beschränktheit des Verstandes und der Klugheit.

Ein kleiner Rücken zeigt einen Menschen von disharmonischem Karakter an. Mittelmäßige Größe der Brust und des Rückens giebt eine sehr gute und zuverläßige Anzeige.

Schlaffe Schultern zeugen von Schwäche des Gemüths und von Furchtsamkeit.

Wer einen großen Bauch hat, ist unbescheiden, dumm, stolz und liebt den Beischlaf.

Ein mittelmäßig großer Bauch, mit Verkleinerung der Brust, zeigt hohen Verstand und Klugheit an.

Fleischige und dicke Füße zeigen Albernheit und Schmähsucht an. Langsame und leichte Füße Härte.

Dünnheit der Schienbeine verräth Unwissenheit; aber Dicke derselben Kühnheit und Körperstärke.

Viel Fleisch an den Knieen verräth eine schwache und weichliche Complexion.

Wessen Schritte weit und langsam sind, der geht bei seinen Sachen vernünftig zu Werke; wessen Schritte kurz sind, der ist ungestüm und kraftlos, und bei seinen Arbeiten eines bösen Willens.

Derjenige endlich, ist von gutem Gedächtniß und guter Natur, welcher weiches, feuchtes, nicht zu rauhes und nicht zu sanftes Fleisch hat, der nicht zu groß und nicht zu klein, von weißlich röthlicher Farbe und sanftem Aussehen ist, der mit flachen, mittelmäßig großen Haaren, großen, rundlichen Augen, einem mäßig und passend großen Kopfe versehen ist, und einen großen, gut und gleichmäßig geformten Hals, nicht sehr herabhängende Schultern, kein Uebermaaß von Fleisch an den Schienbeinen und Knieen, eine klare, mäßig feine Stimme besitzt, der nur wenig lacht, nie verlacht, und dessen Aussehen zwischen Frohsinn und Scherz gemischt erscheint.

Man theile aber seine Meinung oder sein Urtheil in Betreff einzelner von diesen Zeichen nicht, sondern man sammle das Zeugniß aller, und wenn dann die verschiedenen Zeichen verschiedene Andeutungen geben, so wähle man immer die beste Seite. Den größeren oder minderen Ein-

und krumme zeigen Unverschämtheit und Raubsucht an. Man vergleiche die Raubvögel und die reissenden Thiere.

Deren Nägel eingedrückt sind und tief ins Fleisch hineingehen, sind wild und dumm.

Zu kurze Nägel bezeichnen einen bösartigen Menschen eben so bleiche, schwarze, und rauhe Nägel.

Runde Nägel verrathen Geneigtheit zur Wollust.

Alle diese den Nägeln beigelegte Zeichen sind schon an sich selbst nicht zulänglich genug; indessen haben sie in Verbindung mit anderen sichereren Anzeigen gewiß Gewicht.

Mit einander verbundene und zusammenhängende Finger bezeichnen einen unlauteren Menschen; sind sie dicht zusammenstehend und zusammengeballt, einen boshaften und habsüchtigen; kleine und dünne verrathen Finger einen dummen; kleine und dicke Finger einen neidischen, kühnen und wilden Menschen. Sehr lange und sehr dünne Finger sind mit Weisheit gepaart. Deren Finger übermäßig weit von einander stehen, sind leichtsinnig und geschwätzig.

Finger, die von mäßiger Größe und passender Form sind, zeigen den besten Karakter an. Das hier Gesagte betrifft sowohl die Nägel und Finger der Hände, als der Füße.

Eine dünne Brust ist schwächlich und Zeichen von Schwäche des Gemüths; ist sie aber mit Fleisch gefüllt, Zeichen von Ungelehrigkeit und Trägheit.

Deren Brüste herabhängen und mit weichem Fleisch umgeben sind, sind trunksüchtig und unmäßig in der Wollust.

Wer die Schultern bewegt, aber den Hals gerade und aufrecht hält, den nennt man mit vollem Recht einen Stolzen und Hoffärtigen: denn es ist dies gerade der Gang der Pferde.

Die aber den ganzen Körper bewegen, sind gewißlich verweichlicht. Weniger jedoch die, welche dabei den Körper

fund; nur an Wachsthum und körperlicher Entwickelung blieb sie zurück. Dabei hatte sie gute geistige Anlagen, war gut und fleißig. Nachdem sie im dreizehnten Jahre der Schule entlassen worden, wurde sie vom Pfr. H.... als Kindsmagd in Dienste genommen. Durch Fleiß, gutes Betragen und guten Karakter erwarb sie sich das Zutrauen ihrer Dienstherrschaft bald ganz; zugleich gewann sie durch die bessere Nahrung, die sie jetzt zuweilen in Verbindung mit etwas Wein erhielt und bei leichterer Arbeit bald ein besseres Aussehen, bekam eine lebhafte Gesichtsfarbe, wurde besser genährt, stärker, und gieng der Geschlechtsentwickelung rasch entgegen; die Brüste quollen hervor, rundeten sich; man gewahrte Veränderung in ihrem Gemüth; sie wurde ernst, gesetzter und verlohr das Kindische; die monatliche Periode war indeß noch nicht vorhanden.

Bisher hatte sie noch nie an Nervenübeln, Gichtern ꝛc. gelitten. Im Januar 1824 besuchte sie ihren am Scharlach kranken Bruder, den sie sehr lieb hatte, und kam gerade in dem Augenblick zu ihm, als er starb. Durch den unerwarteten, schreckhaften Eindruck und von heftigem Schmerz ergriffen, bekam sie plötzlich Zuckungen und sank bewußtlos hin; der Anfall ging indeß schnell vorüber, und als sie sich von demselben wieder erhohlt hatte, achtete man nicht weiter darauf. Im Febuar 1824 wurde der fünf Jahr alte Knabe ihrer Dienstherrschaft, den sie sehr liebte, am Scharlach krank und starb. Theils durch die Anstrengung während der Krankheit dieses Kindes, vorzüglich aber durch den unerwartet eingetretenen Tod desselben, wurde ihr Gemüth tief erschüttert: sie blieb dabei jedoch mehr in stillen Schmerz versunken, als daß sie sich darüber aussprach. Sie begleitete den geliebten Todten ans Grab. Einige Tage hierauf, am vierzehnten März, gieng sie an einem Sonntag-Nachmittag in die Kirche; der Weg zur Kirche führte über

Ein Unverschämter ist also beschaffen. Er hat helle, freie Augen, gewöhnlich von einander abstehende Augenbraunen, dicke Füße und Hände, er brüstet sich gegen die Umstehenden, hat eine rothe Farbe und helle Stimme. Ein solcher ist auch ungerecht.

Ein haariger Mensch, mit schwarzen, aufrechtstehenden Haaren, behaartem Munde, Kinn und Schläfen, fetten glänzenden Augen, ist ein wüthender, zur Wollust geneigter, in Verstellung gewandter, schmähsüchtiger Mensch.

Im zwölften Buche über die Spitzfündigkeit, sagt der berühmte Cardanus, Arzt und Philosoph zu Mailand: Obschon alle Verschnittene Bösewichter sind, so sind doch nicht alle, welche eine fehlerfreie Bildung des Körpers haben, von gutem Karakter; denn es gehört mehr dazu, das Gemüth fehlerfrei zu bilden, als den Körper. So sind die schlimmsten von Allen die Bucklichten, indem in Hinsicht des Herzens, als des Ursprunges des ganzen Körpers, ein Mißverhältniß ist; nach diesen die Blinden und Schielenden, bei denen in Rücksicht des Hirns die Natur sich verfehlt; darnach die Stummen und Tauben; denn hier fehlte die Natur in den vorzüglichen Theilen des Gehirns weniger; hierauf die Lahmen, welche an einem grossen Gliede Fehler leiden; nach diesen die Sechsfingerigen, und die, welche zusammenhängende Finger haben, denn hier ist in weniger wichtigen Theilen gefehlt. Den letzten Platz nehmen ein, welche Warzen und Muttermäler haben, welchen dann die Wundmäler folgen.

Eine breite Brust, dicke Schultern und Rücken bezeichnen Rechtschaffenheit und Kühnheit mit Beschränktheit des Verstandes und der Klugheit.

Ein kleiner Rücken zeigt einen Menschen von disharmonischem Karakter an. Mittelmäßige Größe der Brust und des Rückens gibt eine sehr gute und zuverlässige Anzeige.

und bot ihr Kleider zum Anziehen dar, die aber nicht die ihrigen waren; nachdem sie dieselben an die Wange gehalten, erklärte sie, es seyen nicht die ihrigen. Man gab ihr andere; nachdem sie diese wieder an die Wange gehalten, erklärte sie dieselben für die ihrigen und zog sich schnell und in aller Ordnung an. Als der Hr. Pfr. H., der sie immer beobachtete, ihr jetzt sagte, daß sie ins Wohnzimmer gehen sollte, folgte sie, immer noch mit festgeschlossenen Augen, willig. Um sie hier ferner zu beobachten, hieß er sie seine Kleider reinigen, was auch sonst ihr Geschäft war. Sogleich nahm sie Bürste, Stock und die Kleider, und machte sich an das Geschäft, und verrichtete es mit einer Pünktlichkeit und Schnelligkeit, wie sie im wachenden Zustande es nicht vermocht hätte. Wenn sie über eine Stelle Zweifel hatte, so hielt sie dieselbe an eine Wange, gleichviel ob an die linke oder an die rechte. Auf diese Weise verrichtete sie mehrere Geschäfte in der Küche und im Hause mit der größten Genauigkeit und Schnelligkeit, stets mit geschlossenen Augen. Als sie wieder ins Wohnzimmer kam, war das kleine ein Jahr alte Kind des Hrn. Pfr. anwesend, das zu warten sonst ihr Geschäft war; sogleich lief sie auf dasselbe zu, nahm und herzte es. Die Frau Pfarrerin, welche besorgte, daß sie dem Kinde Leides zufügen möchte, wollte es ihr abnehmen, sie hielt es aber fest. Man beobachtete sie nun genau. Sie nahm an dem Kinde mehrere Verrichtungen vor, zog ihm Kleider an, gab ihm zu essen ꝛc.; alles mit der größten Pünktlichkeit. Hr. Pfr. H. richtete mehrere Fragen an sie; sie gab aber nie eine Antwort, sondern bejahte bloß durch Kopfnicken und verneinte durch Kopfschütteln, während sie doch vor sich oder bei ihren Geschäften redete, und folglich das Vermögen zu reden besaß. Dieser Anfall dauerte gegen vier Stunden, wo sie dann plötzlich die Augen aufschlug und mit Verwunderung erwachte. Beim Erwachen wußte

sie nicht, wie sie aus der Kirche gekommen noch was seit der Zeit mit ihr vorgegangen war. Als die Nebenmagd ihr erzählte, was sie gethan habe, wollte sie es zuerst nicht glauben; als sie aber die Bestätigung von andern Personen vernahm, wurde sie traurig und weinte.

Ich bin bei Erzählung dieses ersten Anfalls etwas umständlich geworden, weil mir dies nothwendig schien, theils weil dieser Anfall von den spätern etwas verschieden war, theils weil ich die Sache gerade wieder so erzählen wollte, wie Hr. Pfr. Huff sie mir schriftlich berichtete, wovon ich den Brief in Händen habe. Den weitern Verlauf werde ich, so viel es sich thun läßt, näher zusammenfassen, und nur die vorzüglichsten Momente herausheben.

Am funfzehnten März 1824 Nachmittags besuchte ich die Kranke. Ich traf sie wachend bei ihrem gewöhnlichen Geschäft; sie sah gut genährt aus, nur war ihr Gesicht ungewöhnlich roth, so daß Kongestionen nach dem Kopf sichtbar waren. Für ihr Alter hatte sie eine normale Größe, war gut gebildet, aber von zärtlicher nervöser Konstitution und in der Pubertäts-Entwickelung begriffen. Auf mein Anfragen sagte sie, daß sie gesund sey, guten Appetit habe, indeß an öfterem Kopfschmerz, Schwindel und Ohrensausen leide. Während ich sie über ihren Zustand befragte und sie scharf beobachtete, wobei sie mir gegenüber auf einem Stuhle saß und richtig antwortete, wurde sie nach etwa einer Viertelstunde plötzlich still und schloß die Augen. Dann stand sie schnell vom Stuhle auf, und schon während dem Aufstehen zog ein Opisthotonus ihr den Kopf nach hinten, und sie blieb wie an den Boden gefesselt stehen. Nach etwa drei Minuten verlohr sich der Krampf und der Zustand ging nun in Katalepsie über, wobei sie wie eine Statue da stand, während jedoch der Körper sich beugen ließ wie Wachs und in jeder ihm gegebenen Stellung beharrte.

Die Katalepsie dauerte wieder vielleicht vier Minuten lang; dann ging der Zustand in Somnambulismus über. Nun lief die Kranke fort und verrichtete mit festgeschlossenen Augen ihr Geschäft, wobei ich sie stets genau beobachtete. Ich richtete jetzt mehrere Fragen an sie, erhielt aber nie eine Antwort; indeß gab sie durch Zeichen zu verstehen, daß sie gehört und verstanden hatte, was sie gefragt wurde. Sie erkannte jeden Anwesenden, und wenn man ihr sagte, sie solle diesem oder jenem etwas absordern, so ging sie sogleich auf denselben zu, hielt die Hand entgegen, redete aber nicht. Ich reichte ihr ein Buch und forderte sie auf, darin zu lesen; sogleich nahm sie mir dasselbe ab und las mit festzugeschlossenen Augen flüchtig daraus vor; wenn ihr eine Stelle undeutlich war, so hielt sie das Buch, oder vielmehr die Stelle, die sie lesen wollte, an die Wange, gerade an den Ort, wo sich der Nervus facialis mit dem Nerv. infraorbitalis in den Pes anserinus vertheilt, oder sie drückte auch die obern Augenlieder mit den Fingern fest auf die Augen herab, und las so fort. So wurden die Proben etwa drei Viertelstunden lang in verschiedener Art fortgesetzt, bis sie endlich schnell, gleichsam erschrocken, erwachte, von dem Vorgang aber nichts wußte. Während dem Schlaf war der Puls geschwind und krampfhaft klein, das Gesicht stark geröthet, der Kopf wärmer und starker Bluttrieb nach demselben vorhanden.

Die folgenden Tage haben die Anfälle sowohl an Stärke als Andauer zugenommen, so daß sie deren an einem Tage zwei bis drei bekam; niemals stellten sich aber welche bei Nacht ein, sondern sie schlief gewöhnlich fest, ja fester als zu der Zeit, wo sie noch gesund war. Jedesmal fing der Anfall plötzlich und mit Opisthotonus an, und ging dann in Katalepsie und aus diesem in Somnambulismus über, wo sie dann ihre Geschäfte, wie oben erzählt, ver-

richtete. Bemerkenswerth ist noch, daß sie im Verlauf der Krankheit reizbar und leicht erzürnbar geworden ist, und daß wenn etwas sie aufregte, gleich darauf der Anfall folgte. Nie konnte sie im Zustande des Somnambulismus zum Antworten auf Fragen gebracht werden; sie redete aber die sie umgebenden Personen von selbst an, fragte dieses oder jenes und alles in sanft ausgesprochnen, sehr vertraulichen Worten, und einem andern Tone als im wachenden Zustand.

Noch muß ich folgendes hier näher erzählen. Am neunten April 1824 schickte Hr. Pf. H. die Kranke im somnambulen Zustande mit einem schriftlichen Bericht über den Verlauf ihrer Krankheit zu mir, eine Stunde Weges. Sie war noch im Schlafwachen, als sie bei mir ankam, überreichte den Brief, ohne zu reden und blieb ruhig stehen. Ich gab ihr eine Verordnung und schickte sie damit in die Apotheke, folgte ihr aber auf dem Fuße nach. In der Apotheke gab sie das Recept ab und wartete auf die Verfertigung der Arznei. Immer schlafend nahm sie die erhaltenen Medicamente, legte sie in einen Bogenkorb, den sie bei sich hatte, und ging, den Weg nach Hause einschlagend. Ich folgte ungefähr zehn bis funfzehn Schritte hinter ihr nach. Mit Verwunderung sahe ich, wie sie auf dem Wege, der mit Fuhrwerk hin und her stark befahren wurde, jedem ihr entgegentretenden Hinderniß so geschickt auf die Seite auswich, immer ruhig und sicher vorwärts gehend. Eine halbe Stunde weit war ich ihr so nachgefolgt, als sie plötzlich erwachte und erschrocken um sich sah. Sie bemerkte mich, und als ich sie hierauf anredete, wußte sie nichts zu sagen, als, sie wisse nicht wie sie hierher gekommen, sie habe zu Hause dieses und jenes gearbeitet. Ich sagte ihr, daß sie Medicin für sich im Korbe habe und wie sie diese gebrauchen solle, und schickte sie nach Hause, wo sie wachend ankam.

Im Monat Mai gingen ihr eine Menge Spulwürmer

aß, und darauf wurden die Anfälle seltner, so daß nur noch alle zwei bis drei Tage sich einer einstellte. Auch war weder Opisthotonus noch Katalepsie mehr dabei, sondern sie fingen sogleich mit Somnambulismus an, welcher zugleich jetzt von anderer Art war als zu Anfang der Krankheit. Die R. arbeitete und las nicht mehr, verrichtete überhaupt kein Geschäft mehr; sondern gleich zu Anfang des Anfalls stieg sie wie Nachtwandler mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit und Behendigkeit auf die gefährlichsten Höhen, so daß man sie hüten und halten mußte; oder sie machte Sprünge und tanzende Bewegungen, wie die am Veitstanz Leidenden, doch dies alles in einer solchen Abgemessenheit und Ordnung, daß wohl kein gesunder Mensch im Stande gewesen seyn würde, es ihr nachzuthun. Sie stellte z. B. beide Füße eng zusammen, und hüpfte so mit gleichen Füßen, neun und einen halb Fuß weit, immer auf dieselbe Stelle hin, oder sie machte auf einem ganz schmalen Raume tanzende Bewegungen vor- und rückwärts mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Hielt man sie dabei mit Gewalt vom Entlaufen zurück, so wurde sie zornig und wie rasend.

Im Mai und Juni wurden die Anfälle bei ihr immer schwächer und seltner. Im Juli trat zum erstenmal ihre Menstruation ein. Von der Zeit an blieben nur schwache Spuren von den Anfällen übrig, und auch die verloren sich, so wie die Menstruation in völlige Ordnung kam, im Monat August gänzlich. Seitdem blieb sie vollkommen von dergleichen Zufällen befreit und gesund; doch haftet ihr noch immer eine Schüchternheit und Neigung zum Erschrecken an.

Krankhaft erhöhte Vitalität im Uterinalsystem und eine dadurch gesteigerte Nervenerregbarkeit, verursacht durch regelwidrig schnelle Pubertäts-Entwickelung, schienen mir das

sie nicht, wie sie aus der Kirche gekommen noch was seit der Zeit mit ihr vorgegangen war. Als die Nebenmagd ihr erzählte, was sie gethan habe, wollte sie es zuerst nicht glauben; als sie aber die Bestätigung von andern Personen vernahm, wurde sie traurig und weinte.

Ich bin bei Erzählung dieses ersten Anfalls etwas umständlich geworden, weil mir dies nothwendig schien, theils weil dieser Anfall von den spätern etwas verschieden war, theils weil ich die Sache gerade wieder so erzählen wollte, wie Hr. Pfr. Huff sie mir schriftlich berichtete, wovon ich den Brief in Händen habe. Den weitern Verlauf werde ich, so viel es sich thun läßt, näher zusammenfassen, und nur die vorzüglichsten Momente herausheben.

Am funfzehnten März 1824 Nachmittags besuchte ich die Kranke. Ich traf sie wachend bei ihrem gewöhnlichen Geschäft; sie sah gut genährt aus, nur war ihr Gesicht ungewöhnlich roth, so daß Kongestionen nach dem Kopf sichtbar waren. Für ihr Alter hatte sie eine normale Größe, war gut gebildet, aber von zärtlicher nervöser Konstitution und in der Pubertäts-Entwickelung begriffen. Auf mein Anfragen sagte sie, daß sie gesund sey, guten Appetit habe, indeß an öfterem Kopfschmerz, Schwindel und Ohrensausen leide. Während ich sie über ihren Zustand befragte und sie scharf beobachtete, wobei sie mir gegenüber auf einem Stuhle saß und richtig antwortete, wurde sie nach etwa einer Viertelstunde plötzlich still und schloß die Augen. Dann stand sie schnell vom Stuhle auf, und schon während dem Aufstehen zog ein Opisthotonus ihr den Kopf nach hinten, und sie blieb wie an den Boden gefesselt stehen. Nach etwa drei Minuten verlohr sich der Krampf und der Zustand ging nun in Katalepsie über, wobei sie wie eine Statue da stand, während jedoch der Körper sich beugen ließ wie Wachs und in jeder ihm gegebenen Stellung beharrte.

Die Katalepsie dauerte wieder vielleicht vier Minuten lang; dann ging der Zustand in Somnambulismus über. Nun lief die Kranke fort und verrichtete mit festgeschlossenen Augen ihr Geschäft, wobei ich sie stets genau beobachtete. Ich richtete jetzt mehrere Fragen an sie, erhielt aber nie eine Antwort; indeß gab sie durch Zeichen zu verstehen, daß sie gehört und verstanden hatte, was sie gefragt wurde. Sie erkannte jeden Anwesenden, und wenn man ihr sagte, sie solle diesem oder jenem etwas absordern, so ging sie sogleich auf denselben zu, hielt die Hand entgegen, redete aber nicht. Ich reichte ihr ein Buch und forderte sie auf, darin zu lesen; sogleich nahm sie mir dasselbe ab und las mit festzugeschlossenen Augen flüchtig daraus vor; wenn ihr eine Stelle undeutlich war, so hielt sie das Buch, oder vielmehr die Stelle, die sie lesen wollte, an die Wange, gerade an den Ort, wo sich der Nervus facialis mit dem Nerv. infraorbitalis in den Pes anserinus vertheilt, oder sie drückte auch die obern Augenlieder mit den Fingern fest auf die Augen herab, und las so fort. So wurden die Proben etwa drei Viertelstunden lang in verschiedener Art fortgesetzt, bis sie endlich schnell, gleichsam erschrocken, erwachte, von dem Vorgang aber nichts wußte. Während dem Schlaf war der Puls geschwind und krampfhaft klein, das Gesicht stark geröthet, der Kopf wärmer und starker Bluttrieb nach demselben vorhanden.

Die folgenden Tage haben die Anfälle sowohl an Stärke als Andauer zugenommen, so daß sie deren an einem Tage zwei bis drei bekam; niemals stellten sich aber welche bei Nacht ein, sondern sie schlief gewöhnlich fest, ja fester als zu der Zeit, wo sie noch gesund war. Jedesmal fing der Anfall plötzlich und mit Opisthotonus an, und ging dann in Katalepsie und aus diesem in Somnambulismus über, wo sie dann ihre Geschäfte, wie oben erzählt, ver-

Des Sehnervens gedenkend erwähne ich hier noch eines von mir beobachteten merkwürdigen Falls von angeborner Blindheit, über den die Section Aufschluß gab. Sehr achtbare Eltern zeugten fünf Kinder, von denen das erstgeborne, so wie das dritte und fünfte an derselben Art von Augenübel leiden, während das zweite und vierte keine Spur davon zeigen. Jene drei Kinder, die sich übrigens geistig und körperlich gut entwickelten, haben bei einem ganz normalen Bau des äußeren Auges, außer einer weit offen stehenden und auf den Lichtreiz sich nicht verändernden Pupille, das Eigene, daß sie nur sehen können, wenn der wahrzunehmende Gegenstand recht hell ist, weshalb sie denn, wenn sie sehen wollen, den Blick dem grellsten Licht zu, z. B. gegen die Sonne hin, wenden, dann aber scharf, dagegen im Schatten, z. B. unter einem Baume oder an einem trüben Tage, wenig oder fast gar nicht sehen. Nachdem jedoch zwei von diesen Kindern ein Alter von sieben bis neun Jahren erreicht, wurden durch Uebung und fortgesetzten Gebrauch von Reizmitteln ihre Augen dahin gebracht, daß dieselben den Focus leichter finden und auch bei schwächerem Licht sehen können. Das Kleinste der Kinder starb, drei Vierteljahr alt, an einem Brechdurchfall. In der Leiche fand sich das Gehirn abnorm weich und in den vordern Hirnhöhlen Wasser; die Sehhügel und Sehnerven waren ungewöhnlich dick und hart und mit einer sulzigen Masse umgeben, welche die letzteren bis an die Netzhaut begleitete.

aß, und darauf wurden die Anfälle seltner, so daß nur noch alle zwei bis drei Tage sich einer einstellte. Auch war weder Opisthotonus noch Katalepsie mehr dabei, sondern sie fingen sogleich mit Somnambulismus an, welcher zugleich jetzt von anderer Art war als zu Anfang der Krankheit. Die R. arbeitete und las nicht mehr, verrichtete überhaupt kein Geschäft mehr; sondern gleich zu Anfang des Anfalls stieg sie wie Nachtwandler mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit und Behendigkeit auf die gefährlichsten Höhen, so daß man sie hüten und halten mußte; oder sie machte Sprünge und tanzende Bewegungen, wie die am Veitstanz Leidenden, doch dies alles in einer solchen Abgemessenheit und Ordnung, daß wohl kein gesunder Mensch im Stande gewesen seyn würde, es ihr nachzuthun. Sie stellte z. B. beide Füße eng zusammen, und hüpfte so mit gleichen Füßen, neun und einen halb Fuß weit, immer auf dieselbe Stelle hin, oder sie machte auf einem ganz schmalen Raume tanzende Bewegungen vor- und rückwärts mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Hielt man sie dabei mit Gewalt vom Entlaufen zurück, so wurde sie zornig und wie rasend.

Im Mai und Juni wurden die Anfälle bei ihr immer schwächer und seltner. Im Juli trat zum erstenmal ihre Menstruation ein. Von der Zeit an blieben nur schwache Spuren von den Anfällen übrig, und auch die verloren sich, so wie die Menstruation in völlige Ordnung kam, im Monat August gänzlich. Seitdem blieb sie vollkommen von dergleichen Zufällen befreit und gesund; doch haftet ihr noch immer eine Schüchternheit und Neigung zum Erschrecken an.

Krankhaft erhöhte Vitalität im Uterinalsystem und eine dadurch gesteigerte Nervenerregbarkeit, verursacht durch regelwidrig schnelle Pubertäts-Entwickelung, schienen mir das

Des Sehnervens gedenkend erwähne ich hier noch eines von mir beobachteten merkwürdigen Falls von angeborner Blindheit, über den die Section Aufschluß gab. Sehr achtbare Eltern zeugten fünf Kinder, von denen das erstgeborne, so wie das dritte und fünfte an derselben Art von Augenübel leiden, während das zweite und vierte keine Spur davon zeigen. Jene drei Kinder, die sich übrigens geistig und körperlich gut entwickelten, haben bei einem ganz normalen Bau des äußeren Auges, außer einer weit offen stehenden und auf den Lichtreiz sich nicht verändernden Pupille, das Eigene, daß sie nur sehen können, wenn der wahrzunehmende Gegenstand recht hell ist, weshalb sie denn, wenn sie sehen wollen, den Blick dem grellsten Licht zu, z. B. gegen die Sonne hin, wenden, dann aber scharf, dagegen im Schatten, z. B. unter einem Baume oder an einem trüben Tage, wenig oder fast gar nicht sehen. Nachdem jedoch zwei von diesen Kindern ein Alter von sieben bis neun Jahren erreicht, wurden durch Uebung und fortgesetzten Gebrauch von Reizmitteln ihre Augen dahin gebracht, daß dieselben den Focus leichter finden und auch bei schwächerem Licht sehen können. Das Kleinste der Kinder starb, drei Vierteljahr alt, an einem Brechdurchfall. In der Leiche fand sich das Gehirn abnorm weich und in den vordern Hirnhöhlen Wasser; die Sehhügel und Sehnerven waren ungewöhnlich dick und hart und mit einer sulzigen Masse umgeben, welche die letzteren bis an die Netzhaut begleitete.

Ueber die richterliche Fragstellung an den Arzt zur Beurtheilung psychischer Zustände.

Von

Nasse.

Ein an und für sich einfaches Verhältniß, daß der Arzt den Richter bei Beurtheilung der psychischen Zustände rechtlich in Betracht kommender Personen durch seine Kenntnisse unterstütze, ist vermittelst der Berathungen, die es für die Ausübung fester stellen sollten, ein Gegenstand verwickelter theoretischer Erörterungen und hieraus entstandener abweichender Ansichten geworden, und dadurch in solche Gefahr der Verwirrung für die Praxis gerathen, daß wir wohl mit Recht uns bemühen, die rechte Stellung dieses Verhältnisses im Auge und uns den Blick frei zu erhalten von den Trübungen, welche lebhaft andringende Meinungen ihm drohen könnten. Wenden wir dann dem so beachtenswerthen Gegenstande eine aufmerksame Untersuchung und ein uneingenommenes, allein auf die Sache gerichtetes Urtheil zu!

Wir gehen von dem festen Punkte aus, der Arzt sey dem Richter in Fällen von zweifelhaften psychischen Zuständen bei rechtlich in Betracht kommenden Personen als zu Rath zu ziehender Sachverständiger beigegeben. Ob auch ein anderer als der Arzt sich zu solchem Rathgeben geeignet, ob er sich besser dazu geeignet hätte, über diese Frage streiten wir hier nicht aufs Neue; der Arzt ist nun einmal durch das Gesetz zu diesem Geschäft bestellt.

Wir betrachten das Verhältniß zwischen Gesetzausübung und rathgebendem Arzt. Wir verfolgen diese Betrachtung für den doppelten Fall, daß dem Richter zu seiner Entschei-

dung über die rechtliche Geltung psychischer Zustände in der ihm vorliegenden Gesetzverfassung nur eine allgemeine oder daß ihm darüber eine ins Besondere dieser Zustände gehende Bestimmung gegeben sey.

Die Untersuchung betrifft die Fragstellung sowohl für civilrechtliche als für strafrechtliche und polizeiliche Fälle, mögen nun für alle diese Fälle die gleichen, oder möge für jede Art derselben andere Fragen erforderlich seyn.

Bei welcher Beschaffenheit der rechtlich in Betracht kommenden Fälle der Richter den Arzt zu Rathe zu ziehen habe, lassen wir hier dahin gestellt. So sehr diese Frage bei der Unbestimmtheit, die für ihre Beantwortung obwaltet, eine genauere Untersuchung verdient, so würde uns ihre Betrachtung doch hier nur vom Wege abführen.

Es ist ausser Zweifel, daß von dem, der den Rath sucht, die Fragstellung ausgehn müsse; der Arzt hat blos zu antworten. Mag das sein Uebles haben, falls der Richter nicht zu fragen weiß, unmöglich läßt es sich doch anders einrichten.

Der Arzt hat zu antworten, was er gefragt wird, so weit er dazu im Stande ist. Den Streit, ob er das Recht habe, mehr zu antworten, als er gefragt wird, lassen wir hier als einen juristisch zu entscheidenden bei Seite; wiefern er das Bedürfniß haben könne, in seiner Antwort über die Frage hinauszugehen, werden wir weiter unten zu betrachten Gelegenheit haben.

Was soll er gefragt werden? — dieß ist, was wir hier näher betrachten wollen. Juristen und Aerzte haben dieß mehrseitig bestimmt; man hat in neuerer Zeit zwischen verschiedenen Fragstellungen hin und her geschwankt; wo ist das Rechte?

Was der Richter fragen soll, kann durchaus nichts anderes seyn, als was sein Urtheil über einen rechtlich in Be-

Ueber die richterliche Fragstellung an den Arzt zur Beurtheilung psychischer Zustände.

Von

Nasse.

Ein an und für sich einfaches Verhältniß, daß der Arzt den Richter bei Beurtheilung der psychischen Zustände rechtlich in Betracht kommender Personen durch seine Kenntnisse unterstütze, ist vermittelst der Berathungen, die es für die Ausübung fester stellen sollten, ein Gegenstand verwickelter theoretischer Erörterungen und hieraus entstandener abweichender Ansichten geworden, und dadurch in solche Gefahr der Verwirrung für die Praxis gerathen, daß wir wohl mit Recht uns bemühen, die rechte Stellung dieses Verhältnisses im Auge und uns den Blick frei zu erhalten von den Trübungen, welche lebhaft andringende Meinungen ihm drohen könnten. Wenden wir dann dem so beachtenswerthen Gegenstande eine aufmerksame Untersuchung und ein uneingenommenes, allein auf die Sache gerichtetes Urtheil zu!

Wir gehen von dem festen Punkte aus, der Arzt sey dem Richter in Fällen von zweifelhaften psychischen Zuständen bei rechtlich in Betracht kommenden Personen als zu Rath zu ziehender Sachverständiger beigegeben. Ob auch ein anderer als der Arzt sich zu solchem Rathgeben geeignet, ob er sich besser dazu geeignet hätte, über diese Frage streiten wir hier nicht aufs Neue; der Arzt ist nun einmal durch das Gesetz zu diesem Geschäft bestellt.

Wir betrachten das Verhältniß zwischen Gesetzausübung und rathgebendem Arzt. Wir verfolgen diese Betrachtung für den doppelten Fall, daß dem Richter zu seiner Entschei-

dung über die rechtliche Geltung psychischer Zustände in der ihm vorliegenden Gesetzverfassung nur eine allgemeine oder daß ihm darüber eine ins Besondere dieser Zustände gehende Bestimmung gegeben sey.

Die Untersuchung betrifft die Fragstellung sowohl für civilrechtliche als für strafrechtliche und polizeiliche Fälle, mögen nun für alle diese Fälle die gleichen, oder möge für jede Art derselben andere Fragen erforderlich seyn.

Bei welcher Beschaffenheit der rechtlich in Betracht kommenden Fälle der Richter den Arzt zu Rathe zu ziehen habe, lassen wir hier dahin gestellt. So sehr diese Frage bei der Unbestimmtheit, die für ihre Beantwortung obwaltet, eine genauere Untersuchung verdient, so würde uns ihre Betrachtung doch hier nur vom Wege abführen.

Es ist ausser Zweifel, daß von dem, der den Rath sucht, die Fragstellung ausgehn müsse; der Arzt hat blos zu antworten. Mag das sein Uebles haben, falls der Richter nicht zu fragen weiß, unmöglich läßt es sich doch anders einrichten.

Der Arzt hat zu antworten, was er gefragt wird, so weit er dazu im Stande ist. Den Streit, ob er das Recht habe, mehr zu antworten, als er gefragt wird, lassen wir hier als einen juristisch zu entscheidenden bei Seite; wiefern er das Bedürfniß haben könne, in seiner Antwort über die Frage hinauszugehen, werden wir weiter unten zu betrachten Gelegenheit haben.

Was soll er gefragt werden? — dieß ist, was wir hier näher betrachten wollen. Juristen und Aerzte haben dieß mehrseitig bestimmt; man hat in neuerer Zeit zwischen verschiedenen Fragstellungen hin und her geschwankt; wo ist das Rechte?

Was der Richter fragen soll, kann durchaus nichts anderes seyn, als was sein Urtheil über einen rechtlich in Be-

tracht kommenden Menschen durch Hülfe ärztlicher Kenntnisse zu vervollständigen vermag. Das ist die so einfache Aufgabe. Wir brauchen nur zu entwickeln, was in dieser Aufgabe liegt.

Der Richter sucht in seiner Fragstellung Rath. Was soll er da anders fragen können, als was er selbst entweder gar nicht oder nur unvollkommen weiß, was er aber von dem Befragten besser zu erfahren hoffen darf! Es wäre die ungereimteste Anordnung, wenn ihm geboten wäre, einen Anderen um etwas zu fragen, was er selbst durch die Kenntnisse, die er mit diesem Anderen gemein hat, so gut wissen kann als dieser.

Der, bei dem er Rath sucht, bei dem er Rath zu suchen hat, ist der zum Dienst des Gerichtes angestellte Arzt. Unstreitig kann er diesen, wenn er wieder nichts Verkehrtes thun will, nur um dasjenige fragen, was in den Kreis der Kenntnisse eines Arztes überhaupt, und eines zur Funktion eines Medicus forensis geprüften und angestellten insbesondere gehört. Nach allem, was, den vorliegenden Fall angehend, in diesem Kreise ärztlicher Kenntnisse liegt, kann er fragen. Der Arzt möge sehen, ob es in dem einzelnen Falle beantwortbar sey, und wo es das nicht ist, da möge er die Gründe dieser Nichtbeantwortbarkeit darlegen. Was er aber für keinen Fall zu beantworten vermag, ein ärztlich absolut Unerforschliches, oder gar ein menschlich absolut Unerforschliches, kann ihn der verständige Richter nicht fragen wollen.

Der Richter kann endlich nur nach etwas fragen, was ein Urtheil gründlicher zu machen im Stande ist. Er sucht Aufschluß; wie sollte er eine Antwort wollen, die wieder neuen Aufschluß bedarf! Er hat ein bestimmtes Urtheil zu fällen; er kann also auch nur eine dazu tüchtige Erkenntniß suchen, keine unbestimmte, vieldeutige Formeln; er kann nicht eingeführt seyn wollen in das Reich ärztlicher

Meinung und Dichtung. Er hat über einen einzelnen Fall zu entscheiden; die Auskunft, die er sucht, muß sich also auch auf die vollständigere Erkenntniß dieses einzelnen Falls beziehen. Er wird endlich, wo die ihm vorliegende Gesetzverfassung besondere Zustände als mit bestimmten Rechtsverhältnissen verbunden nennt, den meisten Nutzen von solchen an den Arzt gerichteten Fragen ziehen, die ihm über das Daseyn oder Nichtdaseyn dieser besondern Zustände in den rechtlich zu beurtheilenden Personen Auskunft geben.

Es kann kein Zweifel seyn, daß die hier aufgestellten Forderungen in der Natur der Sache liegen. Nur indem wir sie beachten, können wir die von dem Richter an den Arzt zu stellenden Fragen treffend bestimmen; an ihnen müssen wir prüfen, ob die über die Abfassung dieser Fragen bereits vorhandenen Bestimmungen für die vorliegende Aufgabe genügend oder ungenügend seyen. Wie das Richtige überall nur Eines, das Unrichtige aber ein Mannichfaltiges ist, so läßt sich auch für die Erfüllung jener Forderungen eine Menge von Abweichungen denken, die das Verhältniß zwischen dem über einen psychischen Zustand fragenden Rechtskundigen und dem antwortenden Arzt nur verwirren. Es gilt nun durch Prüfung der zur Erforschung dieser Zustände theils bereits in Ausübung, theils bis jetzt bloß in Vorschlag gebrachten Fragstellungen diese Abweichungen zur Erkentniß zu bringen, um dadurch der Einsicht, was das Richtige sey, gewisser zu werden.

Der Richter fragt entweder im Allgemeinen nach dem psychischen Zustande einer Person, oder er fragt nach besondern Eigenschaften dieses Zustandes. Dieser zweite Fall kann wieder zwiefach seyn: der Richter kann fragen, ob dem Subjekte ein bestimmtes einzelnes Prädikat zuzuschreiben sey, oder er nennt in seiner Fragstellung mehrere Prädikate und fragt, ob eins davon dem Subjekte zukomme oder nicht zukomme. Wir wollen die beachtenswertheren jener Fragstellungen in der

hier bezeichneten Folge durchgehen. — Wir können dabei außer Acht lassen, ob die Frage des Richters den noch dauernden, oder den bereits vergangenen, oder den erst bevorstehenden Zustand eines Menschen betrifft, da dieß für den Gegenstand unserer Untersuchung nur Nebensache ist.

1.

Die Fragstellung wird bloß im Allgemeinen gehalten, indem der Richter den Arzt fragt, welcher Gemüths-, welcher Seelen-, welcher psychische Zustand bei der rechtlich in Betracht stehenden Person vorhanden sey, ein Verfahren, das in der Ausübung nicht selten befolgt wird.

Der Fragende läßt hier dem Antwortenden die Freiheit, den Zustand der in Rede stehenden Person umfassend und genau zu schildern. Ist der Arzt ein Mann von Geist und Kenntniß, und weiß er, worauf es in dem vorliegenden Falle dem Richter ankommt, so kann hier eine Antwort hervorgehen, die den Fragenden befriedigt.

Aber ehe wir diese Bedingungen erörtern, gilt es, erst die Frage näher ins Auge zu fassen. Es ist diese nur dann eine bestimmte, wenn sie auf den Seelenzustand oder auf den psychischen Zustand der in Rede stehenden Person gestellt wird. Der Ausdruck Seele umfaßt nach allgemeinem Verständniß die gesammte erkennende, empfindende und begehrende Thätigkeit im Menschen; psychisch ist, wie jeder Psycholog es versteht, das, was zur Seele gehört, was die Seele angeht; wie wenig stimmen aber die Schriftsteller über das überein, was unter Gemüth zu verstehen ist! Dem Einen bedeutet dieses Wort das bloße Gefühlsvermögen, dem Anderen Gefühl in Beziehung zum Begehren, dem Dritten bloß das Begehren. Dem Richter muß indeß daran gelegen seyn, daß die Frage, die er dem Arzte stellt, bestimmt, daß sie keiner willkührlichen Deutung ausgesetzt sey. Einer solcher Deutung ist aber das Wort Gemüth Preis gegeben.

Da der Sprachgebrauch durchaus nicht rechtfertigt, daß unter Gemüth auch das Vorstellungsvermögen begriffen werde, so darf der Richter, der nach dem Gemüthszustande eines Menschen fragt, nicht erwarten, daß der Antwortende ihm auch darüber Auskunft gebe, wie das Gedächtniß, wie die Einbildungskraft, wie das Denkvermögen bei der untersuchten Person beschaffen seyen. Seine Frage nach dem Gemüthszustande ist demnach unpassend, wenn er auch über diese Seelenthätigkeiten unterrichtet zu seyn wünscht.

Fragt er nach dem Seelenzustande, so verlangt er von dem Arzte eine Leistung, welche nicht bloß ärztliche und allgemeine menschliche Bildung, sondern, da zur Seele unwidersprechlich gleichfalls Gewissen, sittlicher Karakter und religiöse Richtung gehört, obendrein die Erforschungsgabe eines gewandten Untersuchungsrichters und den in Ergründung der Herzenstiefen geübten Blick des Seelsorgers verlangt. Gleiche Forderungen gelten für die Erforschung des Gemüthszustandes, der ebenfalls die sittliche und religiöse Stimmung in sich begreift; so wie nicht minder für die des psychischen Zustandes, den wir für die Aufgabe der Untersuchung der bewußten Thätigkeiten mit dem Seelenzustand gleich stellen müssen.

Was befähigt den Arzt zu den hier geforderten Leistungen? Die Seelen, die Gemüther zu erforschen wird ihm nirgends gelehrt; in keinem Examen fragt man nach seiner Tüchtigkeit hierzu; die Aufgabe ist offenbar größer als der Arzt sie nach den ihm gewordenen Vorbereitungen und nach seiner amtlichen Befähigung zu erfüllen vermag. Mögen immerhin einzelne dazu im Stande seyn: sie sind es nicht vermittelst ihres ärztlichen Berufs, sondern vermittelst dessen, was sie durch Natur und Bildung mehr sind als Aerzte.

Ist dem aber so, wie sich schwerlich widerlegen läßt, wie unbegründet erscheint denn nicht das Gesetz, wie sonderbar nicht der Gebrauch, daß der Richter, um zu einem Urtheil über den

Seelenzustand eines Menschen zu kommen, sich gerade an den Arzt zu wenden hat! Soll er einmal fremden Rath suchen, warum nicht den des ex professo Seelenkundigen, des Psychologen? Wie läßt es sich läugnen, daß Kant Recht hat, wenn er die Beantwortung einer bloß psychologischen Frage nicht der medicinischen, sondern der philosophischen Fakultät zuweiset? Soll aber diese nicht darum angesprochen werden, warum soll der Richter eingestehen, das er sich zu einem Urtheil über einen Seelen-, über einen Gemüthszustand nicht eben so gut im Stande glaubt, als der Arzt? Was kann ihn, wenn nicht etwa ein positives Gesetz es ihm gebietet, dazu bestimmen, daß er, den Arzt herbei rufend, sich selbst zu diesem Geschäft für untüchtig erklärt?

Und dieß führt uns denn zur Betrachtung jener Bedingungen zurück. Der Richter hat zur Beurtheilung des Gemüthszustandes der in Rede stehenden Person alle äußere Hülfe, die der Fall nur darzubieten vermag. Dagegen ist die Bedingung, daß der Arzt von der besondern Absicht, in welcher der Richter fragt, unterrichtet sey, keinesweges immer erfüllt. Der Richter ist nicht verpflichtet, den Arzt diese Absicht wissen zu lassen; jener kann seine Gründe haben, diesem dieselben zu verschweigen; ja es haben rechtskundige Männer sogar gemeint, es sey nachtheilig, den Arzt etwas aus den Akten wissen zu lassen. Und so muß denn dieser, wo jene Bedingung nicht erfüllt ist, in seiner Beantwortung der Frage nach dem Seelen-, nach dem Gemüthszustand, für die Sache unnöthig ins Breite gehen, damit er nicht das Rechte verfehle, und doch sichert ihn auch diese Breite nicht, daß er nicht demohngeachtet den Richter Unbefriedigendes leiste, indem er entweder das, worauf es diesem ankommt, nicht hinreichend heraushebt oder es nicht in der Art darstellt, wie der Richter, um den Fall dem Gesetz zu subsumiren, es bedarf.

Was aber zweitens die durch Geist und Kenntniß be-

dingte Tüchtigkeit des Arztes zu einem Urtheil über den Seelen- oder Gemüthszustand betrifft; so müssen die Fälle, wo dieselbe fehlt, unvermeidlich die häufigeren seyn. Trifft nun die Lösung der Aufgabe einen, der ihr nicht gewachsen ist, so kann hier kaum etwas Anderes hervorgehen, als was den Richter unbefriedigt läßt. Der Arzt wird sich vergebens abmühen; er verliert sich in dem Umfang und der Tiefe des Gegenstands; dieser Irre Preis gegeben, wird er geneigt seyn, von seiner Aufgabe abzuschweifen, ins Unbestimmte, in Fremdartiges, auch wohl ins Juristische hinein; und so bringt er dem Richter, was dieser nicht brauchen kann, und läßt dagegen das fehlen, was dieser bedarf. Es wird zu einem bloßen Glücksfall, wenn die Antwort auf die zu allgemein aufgestellte Frage das rechte Besondere, was die Frage hätte fordern sollen, darbringt.

Man wird nun freilich entgegnen können, es werde ja das Urtheil über den Seelen-, über den Gemüthszustand einem Arzte abgefordert, was deutlich darthue, daß hier nur von einem Urtheil die Rede sey, zu welchem ärztliche Kenntnisse in den Stand setzen. Und man hat Recht. Aber man erkennt dann auch das aus allem Vorigen nothwendig Hervorgehende an, daß die richterliche Fragstellung an den Arzt nicht schlechthin auf den Seelen-, auf den Gemüthszustand gerichtet seyn sollte. Und indem man dieß anerkennt, vermag man dann noch das Unpassende der Einrichtung zu läugnen, daß die an den Arzt gestellte Frage eine allgemeine seyn, die Antwort aber nur einen besondern Theil dieses in Frage gestellten Allgemeinen betreffen soll? Warum soll der Arzt denn nicht gleich statt nach dem Allgemeinen, das er als Arzt nicht erforschen kann, nicht erforschen soll, nach dem Besondern, Eigenthümlichen gefragt werden, das nur vermittelst der ihm eigenthümlichen Kenntnisse erforscht werden kann?

Lassen wir denn ein Verfahren, das so wesentliche Män-

gel hat! Auch hat man ja bereits in der Ausübung anerkannt, daß die allgemeine Frage nach dem Gemüths-, nach dem Seelenzustande kein befriedigendes Resultat gebe, sie also gar nicht aufzustellen, oder wenigstens mit der nach den besonderen Zuständen, welche der Arzt zu erforschen vermag, zu verbinden sey.

2.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung desjenigen Verfahrens, wo dem Arzt die Frage vorgelegt wird, ob einer ihm zur Untersuchung bezeichneten Person ein gewisses Prädikat zukomme oder nicht, so bieten sich hier mehrere Fragstellungen dar, von denen ein Paar in neuerer Zeit viel Beistimmung gefunden haben. Wir betrachten hier zunächst eine bereits in die Praxis eingeführte, und dann die bisher bloß von Schriftstellern empfohlenen.

Ob ein Mensch den Gebrauch der Vernunft habe oder nicht, ist eine den richterlichen Behörden in Fällen von zweifelhaften Seelenzuständen geläufige Frage, welche die Autorität des Ausspruchs mehrerer Gesetzverfassungen, daß Mangel des Gebrauchs der Vernunft unzurechnungsfähig mache, für sich hat. Wo der Richter der Ausübung einer Gesetzverfassung, die sich auf solche Weise ausspricht, dienet, da schließt er sich denn unstreitig in jener Art von Fragstellung an den Wortausdruck dieser Verfassung (wenn auch nicht eben so sicher an den Sinn des Gesetzgebers) enge an; außerdem hat jene Fragstellung das Gute, daß sie die ärztliche Untersuchung nicht wie die im Vorigen betrachtete, auf das Allgemeine und dadurch Unbestimmte sondern auf ein Besonderes des Seelenzustandes der in Anfrage stehenden Person leitet; aber sie ist auch reich an Mängeln.

Zunächst theilt sie mit allen ähnlichen disjunktiven Fragen, in denen die Theilungsglieder Begriffe von weitem Umfang sind, den Uebelstand, daß das, wonach gefragt

wird, immer noch zu allgemein ist. Die Seelenzustände sind mannichfaltig; die Geltung der verschiedenen kann dem Gesetz nicht gleich seyn; durch eine Frage jener Art wird aber der Arzt, will er anders nicht über die Frage hinausgehn, genöthigt, das Verschieden-geltende unter einem und demselben Ausdruck zusammen zu fassen, sowohl der Natur der Sache als auch dem Bedürfniß des Richters, der über einen besonderen Fall erkennen soll, zuwider.

Daß die Fragstellung nach dem Besitz des Vernunftgebrauchs diesen Mangel habe, ist unverkennbar. Der Begriff ist unbestimmt, willkührlich weit oder enge. Eine neuere Gesetzverfassung nennt als solche Personen, die des Gebrauchs der Vernunft nicht mächtig sind, Rasende, Wahnsinnige und Verrückte. Nun ist aber keineswegs ausgemacht, daß diese drei Arten oder Abarten von Irren, auch bei gleicher Höhe ihres Krankheitszustandes, zu der richterlichen Beurtheilung in gleichem Verhältniß stehen. So ist es z. B. dem Wahnsinnigen durch seine Krankheit eigen und ihm deshalb nicht zuzurechnen, daß er zu einer Gewaltthat von Ueberlegung zeugende Vorbereitungen trifft, da hingegen der Rasende aus einem plötzlichen Antrieb handelt, wo demnach Vorbereitungen solcher Art leicht eines schuldigen Ursprungs seyn können. Es sind ferner jene Arten des Irreseyns, je nachdem sie einzeln für sich oder in Zusammensetzung vorkommen, rechtlich verschieden, wie schon das oben angeführte Beispiel darthut, wo die That des ohne vorhergegangenen Wahnsinn und die des aus Wahnsinn Rasenden dem Richter nicht von gleicher Geltung seyn kann. Es sind endlich jene Zustände verschiedener Abstufungen fähig, welche dem Richter unmöglich gleichbedeutend seyn können. Der Wahnsinnige glaubt an seinen Wahn mehr oder minder fest, der Rasende ist der Selbstbestimmung verlustig, oder er steht schon der Gränze nahe, wo er seinen Ausbruch zu

hemmen vermöchte. Kann das alles mit einem und demselben Ausdruck befriedigend umfaßt werden? Wie ist es dem Arzt möglich, da gewissenhaft, wie dem Richter, da gerecht zu seyn?

Andere, noch wichtigere Mängel gesellen sich zu dem hier erwähnten, um die Fragstellung auf den Besitz des Vernunftgebrauchs zu einer sehr unsicheren und darum für den Gebrauch in der Ausübung untauglichen zu machen. Je aufmerksamer man diese Fragstellung betrachtet, desto mehr tritt dieß hervor.

Was man auch unter dem Ausdrucke Gebrauch der Vernunft verstehe: Offenbarwerden der Aeusserung der Vernunft, Anwendung der Vernunft zu den Geschäften des Lebens, Umbildung ihrer Produkte in die Formen des Verstandes ꝛc., schon diese Vieldeutigkeit eignet das Wort wenig zu einem bestimmten Gebrauch. Auch bewährt dieß der Mangel an Uebereinstimmung in der Art, wie Gesetzbücher und Schriftsteller sich seiner bedienen.

Unmöglich läßt sich von dem Gebrauche eines Dinges gründlich reden, wenn man die Art der Wirkung, die Thätigkeitsweise dieses Dinges nicht genau kennt. Um über das Vorhandenseyn des Vernunftgebrauchs zu urtheilen, bedürfte der Arzt, vorausgesetzt, diesem Urtheilen stehe sonst nichts im Wege, nun allerdings nicht eine streng gemessene Definition, was Vernunft sey; aber er müßte doch wohl wissen, wie sich das Daseyn der Vernunft in dem Benehmen, in den Reden, in den Handlungen eines Menschen äußert. Welches sind nun aber die Aeußerungen der Vernunft? Er wird nicht umhin können, wenigstens zu dieser Entscheidung die Resultate der Philosophie in Betracht zu ziehn. Soll er die Vernunft nun erkennen mit Kant in der Fähigkeit eines Menschen, von dem Allgemeinen das Besondere abzuleiten und dieses nach Prinzipien als nothwendig darzustellen, oder mit F. H. Jacob

in der Verachtung des Uebersinnlichen, oder mit Fichte in dem absoluten Abstraktionsvermögen, oder mit Schelling in der Erkenntniß des Absoluten, oder mit Fries in der Selbstthätigkeit der unmittelbaren Erkenntniß, oder mit Weiß in dem Inbegriff der höchsten geistigen Perfektibilität, oder mit Eschenmayer in dem Vermögen, ein ganzes System von Begriffen zur Einheit zu verknüpfen? ꝛc. Sich hierüber zu entscheiden, ist der Arzt gezwungen, der über das Vorhandenseyn des Vernunftgebrauchs urtheilen soll. Der Denkende wird zu wählen wissen, der Nichtdenkende greift blindlings zu; aber selbst jener kann das Rechte verfehlen, und wie nun gar dieser! Welch ein Reich hat hier Eingenommenheit, Nachläßigkeit, Willkühr! Und dennoch soll ein Wort von so vagem Begriffe das Prädikat bilden in einem Urtheil, von dem die Entscheidung über Ehre, bürgerliche Freiheit und Leben abhängt!

Soll der Ausdruck: Brauchen im eigentlichen Sinne verstanden werden, so wird man es sich als eine Ungereimtheit müssen vorwerfen lassen, daß ein absolutes Vermögen als des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs fähig dargestellt wird. Wir sprechen allerdings vom Gebrauch des Verstandes, des Gedächtnisses; aber schon nicht einmal mehr vom Gebrauch der Phantasie, des Wahrheitsgefühls, des Gewissens. Welcher Art ist die Antwort, wenn jemand mit F. H. Jacobi fragte: Hat der Mensch Vernunft oder hat Vernunft den Menschen? Oder wenn einer Schellings Worte wiederhohlte: »Die Vernunft ist kein Vermögen, kein Werkzeug und läßt sich nicht brauchen; überhaupt gibt es nicht eine Vernunft, die wir hätten, sondern nur eine Vernunft, die uns hat,« was ließe sich Gründliches erwiedern, als man habe in dem Ausdruck Vernunftgebrauch Vernunft und Verstand mit einander verwechselt?

Die Vernunft kann sich durch ihre dienende Thätigkeiten,

Aufmerksamkeit, Verstand, willkührliche Bewegung, mehr oder weniger äussern. Soll diese Aeusserung unter dem Ausdruck: Vernunftgebrauch verstanden werden, so reducirt sich die Frage nach diesem Gebrauch auf die nach dem Daseyn oder Nichtdaseyn dieser dienenden Vermögen. Warum soll denn aber nicht gleich nach diesen gefragt werden, sey es nun nach ihnen unmittelbar, oder sey es nach dem Daseyn oder Nichtdaseyn der Zustände, deren Eigenschaften sie sind? Die schwierige Untersuchung nach dem Daseyn oder Nichtdaseyn der Vernunft bliebe dann ganz aus dem Spiel.

Wie man das Prädikat des Besitzes des Vernunftgebrauchs auch nur mit einiger Sicherheit zur Sonderung der Zurechnungsfähigen von den Nichtzurechnungsfähigen anwenden wolle, läßt sich schwer begreifen. Es ist offenbar, daß man diese so wichtige Aufgabe auf solche Weise in eine Verwirrung versenke, aus der auf diesem Wege keine Rettung ist.

Es ist bekanntlich die Behauptung einsichtsvoller Männer, daß bei der Ausübung eines jeden Verbrechens die Vernunft unterdrückt sey. Was unterdrückt ist, läßt sich nicht gebrauchen; dem Verbrecher fehlt also hiernach bei Vollbringung seiner That der Gebrauch der Vernunft. Denkt man sich unter der Vernunft blos das Schlußvermögen, die Fähigkeit, aus dem Allgemeinen das Besondere abzuleiten, oder Aehnliches, so ist jene Behauptung gewiß falsch; versteht man hingegen unter diesem Ausdruck das Vernehmen des Uebersinnlichen oder den Inbegriff der höchsten Perfektibilität oder Aehnliches, so wird sich wohl nicht darthun lassen, daß sie irrig sey.

Zweitens möchte es schwer werden, denen, welche den Ausdruck Vernunft in jenem ersteren Sinne nehmen, den Beweis zu liefern, daß manche anerkannt irre und deshalb nicht zurechnungsfähige Personen des Vernunftgebrauchs beraubt seyen. Der an firem Wahnsinn Leidende urtheilt der Form

nach-richtig, das Daseyn von Wahnvorstellungen in seiner Seele hat er mit manchem Gesunden gemein; der Unterschied ist bloß, daß er an den objectiven Grund dieser Vorstellungen fest glaubt, der Gesunde nicht. Ist aber die Wahnvorstellung ein Mangel des Vernunftgebrauchs, warum reden wir nicht bei jeder Augentäuschung von solchem Mangel; und ist das Glauben-Müssen ein Nichtgebrauch der Vernunft, warum meinen wir Gesunden uns denn dieses Gebrauchs zu erfreuen, wenn wir unserer normalen Organisation gemäß Schwarz für Schwarz und nicht für Gelb oder Roth zu halten gezwungen sind?

Wir haben aber nicht bloß Grund, diese Verwirrung, wozu der Ausdruck Vernunftgebrauch führen muß, als bevorstehend zu befürchten; sie ist schon da. Wo in dem einen Gesetzbuch bei Bestimmung der Zurechnungsfähigkeit von dem Gebrauch der Vernunft die Rede ist, spricht ein anderes von dem Gebrauch des Verstandes, gleich als ob Vernunft und Verstand dieselben Seelenverrichtungen seyen. Während der Mangel des Vernunftgebrauchs in dem einen bloß allgemein als Grund der Nichtzurechnungsfähigkeit ausgesprochen wird, so daß man schließen muß, jener Mangel und diese Nichtzurechnungsfähigkeit gehörten nothwendig zusammen, werden in anderen besondere Zustände als solche genannt, bei denen dieser Mangel Statt finden soll. Aber in Betreff dieser Zustände findet sich keineswegs in allen Uebereinstimmung. Während das eine bloß Räsende und Wahnsinnige als solche Personen nennt, welche des Gebrauchs der Vernunft beraubt seyen, fügt ein anderes zu den Rasenden und Wahnsinnigen auch noch die Verrückten hinzu. Man fragt nun mit Verwunderung, warum denn neben den Rasenden und Wahnsinnigen die Blödsinnigen ausgelassen sind, denen schwerlich jemand im Urtheilen, im Schließen, in dem Vermögen der Principien, in dem Ver-

nehmen des Uebersinnlichen eine höhere Stufe zu vindiciren vermag als den Rasenden und Wahnsinnigen; man fragt, warum denn neben den Rasenden und Wahnsinnigen, statt von Blödsinnigen, von Verrückten die Rede ist; man fragt, wodurch denn bei der Eigenthümlichkeit dieser Bestimmungen der Mangel des Vernunftgebrauchs bezeichnet seyn soll ꝛc. ꝛc. Der Arzt sucht sich über dieses und anderes, das er in solchen Gesetzaussprüchen vorfindet, mühsam Aufschluß; aber je mehr Licht er hinzubringt, desto offenbarer wird nur die Verwirrung.

Lassen wir denn eine Fragstellung, die so vielseitig und in solchem Grade mangelhaft ist. Der Arzt hat Recht, sich ein Verfahren zu verbitten, das ihn, wenn er sich bloß an die Frage hält, nur verwirren kann, und bei dem er sich und dem Richter nur dann Genüge zu thun im Stande ist, wenn er über die Frage hinaus geht, also sie wesentlich aufhebt.[113] Er hat um so mehr Recht, sich auf diese Fragstellung nicht einzulassen, da das, wonach in ihr gefragt wird, ihn nicht vorzugsweise angeht.

Nach Vernunft und nach Vernunftgebrauch zu forschen, gebührt vor allem dem Psychologen. Soll es ein anderer als der Psycholog, so steht es dem Richter eben so gut zu, als dem Arzte. Will man aber durch ärztliche Kenntnisse erforscht wissen, ob bei einem Menschen ein einzelner oder eine Complication von denjenigen Zuständen vorhanden sey, welche nach dem Ausspruch des Gesetzes den Vernunftgebrauch hemmen, so frage man nach diesen Zuständen, und nicht nach dem angeblichen zweideutigen Produkt derselben, dem Mangel des Vernunftgebrauchs.

3.

Da im Vorigen schon der richterlichen Fragstellung auf den Besitz des Verstandesgebrauchs erwähnt worden, so mögen wir hier nun zunächst diese prüfen. Für die Ansicht, Vernunft und Verstand seyen in gerichtlich-medicinischer Bezie-

hung gleichbedeutend, ist diese Prüfung eine nothwendige Ergänzung des Inhalts des vorigen Abschnitts.

Mehrere Gesetzverfassungen haben den Ausspruch, diejenigen Personen, welche des Verstandesgebrauchs beraubt seyen, müßten als nichtzurechnungsfähige betrachtet werden, und manche Richter auch solcher Länder, deren Gesetzverfassungen diesen Ausspruch nicht enthalten, lieben die Fragstellung auf das Daseyn oder Nichtdaseyn des Verstandesgebrauchs. Nicht minder haben auch ärztliche Schriftsteller sich dieser Art von Fragstellung durch unbedingtes Eingehen auf dieselbe in ihren Gutachten geneigt gezeigt.

Es hat diese Fragstellung ihr Gutes darin, daß sie auf ein Besitzthum gerichtet ist, von dem jeder eben Unterrichtete weiß, wie es sich äußern muß. Gibt es auch bei einzelnen Schriftstellern über das, was unter Verstand zu verstehen, Abweichungen von dem logischen Sprachgebrauch, so sind dieß doch bloß den Einzelnen verbliebene Anomalieen. Jene Fragstellung ist aber anderweitig verwerflich:

Um über das Daseyn oder Nichtdaseyn des Verstandes-Gebrauchs zu urtheilen, bedarf der Richter zunächst nicht der Hülfe eines Arztes; es ist ungereimt, daß er nach etwas frage, was er selbst eben so gut wissen kann. Will er indeß jemand, der den Gegenstand pflichtmäßig zu seinem Studium gemacht hat, zu Rathe ziehen, ist ihm dies geboten, so hat hier wieder Kant vollkommen Recht, wenn er über eine gänzlich psychologische Frage den Richter an die philosophische Fakultät verweiset. Gilt es aber zu erfahren, ob bei jemand nicht irgend ein den Gebrauch des Verstandes störender Krankheitszustand vorhanden sey, zu dessen vollständiger Erforschung ärztliche Kenntnisse gehören, so möge der Richter den Arzt befragen, dann aber auch die Frage so stellen, wie sie den Kenntnissen des Arztes gemäß ist.

Es ist indeß über den Punkt, wer zur Beantwortung

der Frage nach dem Daseyn oder Nichtdaseyn des Verstandesgebrauchs zu Rathe zu ziehen sey, hier zu rechten überflüßig, da, wie schon von Anderen anerkannt worden, die Frage selbst nichts taugt. Jeder nur eben unterrichtete Arzt weiß jetzt, daß ein Wahnsinniger alle Vorbereitungen zu einer Gewaltthat mit Verstandesgebrauch treffen, so wie daß derselbe, wie gleichfalls der Maniacus, die That mit Verstandesgebrauch ausführen kann, während beide doch in dieser Ausführung Irre, psychisch Kranke sind, denen vor dem Gesetz Entschuldigung gebührt. Da also die beiden Fragen, die nach dem Daseyn oder Nichtdaseyn des Verstandesgebrauchs und die nach der Zurechnungsfähigkeit und Nichtzurechnungsfähigkeit, sich auf einem wesentlich verschiedenen Eintheilungsgrund stützen, so kann die Beantwortung der einen nichts Zuverläßiges für die der anderen ergeben.

Der Einwurf, es sey noch nicht allgemein anerkannt, daß es eine Manie mit normalem Verstandesgebrauch gebe, rettet jene Fragstellung nicht. Sie würde schon nicht taugen, so lange über diesen Punkt auch nur Zweifel bestände; indeß spricht wiederhohlte Beobachtung für das Daseyn eines solchen Zustandes. Wäre aber auch erwiesen, daß jede Manie mit Verstandesstörung verbunden sey, so bliebe die Verwerfung jener Fragweise immer noch dadurch begründet, daß ein Wahnsinn mit einzelnen fixen Vorstellungen bei einer normalen Form des Denkens unläugbar ist.

4.

Anerkennend, daß die Fragstellungen auf die Beschaffenheit des Seelen-, des Gemüthszustandes, auf Vernunft- und Verstandesgebrauch nicht genügen und zugleich auch alle anderen verwerfend, haben bekanntlich ärztliche Schriftsteller in der letzten Zeit die auf Freiseyn und Unfreiseyn in Vorschlag gebracht und als die einzig zweckmäßige dringend empfohlen. Die Bestimmungen der Juristen über die Bedingungen der

Zurechnungsfähigkeit und die in einer neueren Gesetzverfassung dem Unvermögen, frei zu handeln, zugesprochene Unfähigkeit zum Verbrechen konnten leicht zu diesem Vorschlag Veranlassung geben.

Man hat für diesen Vorschlag vorzüglich geltend gemacht, daß das bisherige Verfahren, dem Richter über zweifelhafte psychische Zustände durch den Arzt Aufschluß zu geben, ungenügend sey, indem jener einzig und allein über die Freiheit der rechtlich in Frage stehenden Personen Auskunft bedürfe, weil die Rechtspflege, sey es nun in der Wirkungsweise des bürgerlichen, oder in der des peinlichen Rechts oder in der polizeilichen, lediglich nur auf freie Wesen gerichtet sey. Wir wollen dies, und was die Sache sonst angeht, sorgfältig zu prüfen uns angelegen seyn lassen.

Es würde gewiß ein sehr einfaches Verhältniß zwischen Richter und Arzt bei Beurtheilung zweifelhafter psychischer Zustände seyn, wenn der Richter den Arzt bloß nach dem Frei- oder Unfreiseyn der in Rede stehenden Person zu fragen hätte und dabei der Begriff des hier zu- oder abzusprechenden Prädikats zwischen Richter und Arzt ein für allemal und allgemein geltend festgesetzt wäre. Das Streben, einen solchen Zustand herbeizuführen, ist gewiß ein sehr ehrenwerthes, sollte es auch auf dem hier betretenen Wege nicht zum Ziele gelangen können.

Es überrascht nicht wenig, wenn man, von dem Gedanken an die Einfachheit des Verfahrens, das jener Vorschlag dem Mittheilungs-Verhältniß zwischen Richter und Arzt zu versprechen scheint, eingenommen und denselben nun mit jenen oben als Bedingungen einer befriedigenden richterlich-ärztlichen Fragstellung aufgestellten Forderungen zusammenhaltend, sich der Bemerkung nicht erwehren kann, daß dieser Vorschlag von allen jenen Forderungen auch nicht einer einzigen Genüge thue. In der Meinung, eine nähere Betrach-

tung jenes Verfahrens werde diesen überraschenden Widerspruch lösen, verweilt man in dieser Betrachtung; aber je näher man jenen Vorschlag ins Auge faßt, desto mehr tritt das Ungenügende an ihm hervor.

Ueber Frei- oder Unfreiseyn eines Menschen wird ein Urtheil gefordert; der Verbrecher soll als ein Freier erkannt werden; der Irre, der Blödsinnige, der Wahnsinnige, als ein Unfreier; der Mannichfaltigkeit der irren Zustände soll der eine Ausdruck Unfreiheit zur Bezeichnung dienen, ohne Unterscheidung der Formen, der Zusammensetzungen, der Grade; und der Arzt soll derjenige seyn, welcher dies zu leisten hat: wie wird es gelingen, allen diesen Forderungen ein Genüge zu thun?

Ob ein rechtlich in Betracht kommender Mensch für frei zu halten sey oder für unfrei, darüber wird ein Urtheil verlangt. Indem vorausgesetzt wird, das hier Zu- oder Abzusprechende sey ein dem Normal der Menschennatur Angehörendes, gilt es also, die in Anfrage stehende Person mit dem regelmäßigen Verhalten der Uebrigen zu vergleichen. Bevor aber von der Gültigkeit jener Voraussetzung und von dieser Vergleichung die Rede seyn kann, drängt sich unwiderstehlich die Frage auf: Was ist das für eine Freiheit, über die hier verhandelt werden soll? Die Philosophen reden von einer des transcendentalen Ichs und einer des Menschen in der Erscheinung, von absoluter Freiheit und bedingter, von Freiheit der Gesinnung und Freiheit der That, von einer Freiheit, die das natürliche Eigenthum des Menschen ist und von erworbener ꝛc. Die Juristen sind noch uneins, welche dieser Freiheiten sie im Criminalrecht meinen wollen; es ist bei ihnen die Rede von Freiheit des reinen Willens und von Freiheit des Menschen als eines Sinnenwesens, von Freiheit des obern und Freiheit des untern Begehrungsvermögens, von sittlicher Freiheit und recht-

licher, von Freiheit des Entschlusses, Freiheit des Urtheils, und Freiheit der That, wobei denn sehr oft die Unterscheidung, die der Eine annimmt, von dem Anderen verworfen wird. Mit gleicher Bestimmtheit als der Eine Freiheit und Willkühr für gleichbedeutend nimmt, scheidet der Andere beide; während der Eine den Menschen in Beziehung auf Zurechnung nur als ein Thier, wo nicht gar als ein Automat betrachtet, will der Andere die Zurechnungsfähigkeit nur von der sittlichen Selbstbestimmung abhängig wissen. Die Aerzte verhandeln unter sich nicht minder über die Annahme oder Nichtannahme jener bei den Philosophen in Rede stehenden Unterscheidungen; sie haben es außerdem an eigenen nicht fehlen lassen: höchste Freiheit, mittlere und niedere Freiheit, geistige Freiheit und psychische, Freiheit nach der Möglichkeit und Freiheit nach der Wirklichkeit, schlafende Freiheit und erstorbene etc. etc. sind bei ihnen zur Sprache gebracht, der hypothetischen Unterscheidungen der Freiheit von bloßer Seelenbeschränkung, Seelengebundenheit etc. nicht zu gedenken. Von welcher dieser Freiheiten soll nun vor Gericht die Rede seyn? Während die Juristen unter sich nicht eins sind, was sie Freiheit heißen wollen, und die Aerzte ebenfalls nicht, sollen doch beide sich gegen einander verständigen, und zwar mit der genauesten Bestimmung des Begriffs verständigen, der ein Prädikat bilden soll in dem von dem Arzt zu fällenden Urtheil. Was gibt aber Bürgschaft, daß Jurist und Arzt unter Freiheit hier dasselbe verstehen? Ja was sichert dafür, daß nicht jeder Arzt sich den Ausdruck in seinem Sinne deute, auch für das Willkührlichste wohl einen Gewährsmann findend? Und dennoch soll ein Begriff von so unbestimmtem Gehalt das Prädikat bilden in einem Urtheil, das über Ehre und Schande, über Leben und Tod entscheidet!

Dieses im Gebrauch so vieldeutige Wort soll nun das

Mittel seyn, um dem Richter den Verbrecher unverkennbar als einen Zurechnungsfähigen zu bezeichnen. Aber bedürften wir noch ein Zeugniß für jene Vieldeutigkeit, so böte es sich hier im vollen Maaße dar. Jeder ächte Verbrecher handelt frei, heißt es von der einen, jeder Verbrecher begeht sein Verbrechen in einem Zustand von Unfreiheit, heißt es von der andern Seite. Man schlägt auch schon vor, die Unfreiheit in zwei Arten einzutheilen, in die der Verbrecher und in die der Irren. Die Unterscheidungen von metaphysischer, absoluter, moralischer, höherer und niederer, schlafender und erstorbener Freiheit kommen hier dem Kampfe der Meinungen zu Hülfe; man verliert sich in ein spekulatives Labyrinth über die Zurechnungsfähigkeit oder Nichtzurechnungsfähigkeit der Verbrecher; jeder entscheidet nach seinem Freiheitsbegriff. Durch die Vieldeutigkeit, durch die unabweisliche Verwirrung dieses Begriffs, an den jedoch das Urtheil des Arztes geknüpft seyn soll, entsteht auf der einen Seite die Gefahr, daß Menschen als Schuldige verurtheilt werden, denen vor dem Gesetz Entschuldigung gebührte; andererseits hören wir schon gegründete Klagen, daß die angebliche Unfreiheit der Verbrecher, indem sie zur Entschuldigung jeder Schandthat freies Feld biete, dem positiven Recht Willkühr und Verwirrung und der Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft den Untergang drohe.

Der Irre, der nichtzurechnungsfähige psychisch Kranke soll als unfrei erkannt werden. Aber gerade dieser für die Lehre, daß die Fragstellung auf Freiseyn oder Unfreiseyn die der Sache einzig angemessene sey, so wichtige Punkt unterliegt großen Bedenklichkeiten. Erstens ist nicht erwiesen, daß alle Irre der Freiheit beraubt sind; zweitens müssen wir anerkennen, daß es für die Unterscheidung der Irren von den Nichtirren auf etwas anderes ankommt, als auf die Betrachtung der Freiheit.

Weder von der Verstandesschwäche noch vom Wahnsinn läßt sich darthun, daß bei ihnen die Selbstbestimmung fehle. Der Kranke leidet hier in Betreff der Seele darin, daß sein Vorstellen regelwidrig geschieht; es fehlt ihm nicht nothwendig das Vermögen, den sich in ihm bildenden Vorstellungsreihen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und zu entziehen, er entscheidet sich, er handelt nach seiner Einsicht. Ein reges Gewissen, ein inniges Gottesgefühl können, wenn sie sonst in ihm vorhanden waren, in ihm fortdauern und innerhalb des Kreises seiner Vorstellungsbildung auf sein Handeln wirken; sittliches Streben ist in ihm nicht aufgehoben.

Selbst von der Tobsucht läßt sich nicht allgemein behaupten, daß in ihr, obgleich sie allerdings der Selbstbestimmung am meisten Abbruch zu thun geneigt ist, jedesmal das Wollen unfrei sey. In dem Zustande, wo das Wollen einer Handlung alle anderen Seelenthätigkeiten überwiegt, welchen Zustand ein neuerer Schriftsteller zwar richtig schildert, aber unpassend eine Lähmung der Seele nennt, ist eine bewußte Anregung, ein hieraus hervorgehendes Wollen einer das Recht verletzenden That und dennoch unläugbar keine Verderbtheit des Willens vorhanden.

Der Wahnsinnige ist wahnsinnig, weil die Vorstellungen bei ihm auf regelwidrige Weise zu Stande kommen, auf regelwidrige Weise sich bei ihm verknüpfen, und diese Regelwidrigkeit in ihm so constant und mit seinen übrigen Seelenthätigkeiten so übereinstimmend ist, daß er an die Wahrheit ihrer Erzeugnisse fest glaubt. Eben so ist bei dem Verstandesschwachen, bei dem Blödsinnigen die Vorstellungsthätigkeit das Abgewichene; nur leidet dieselbe hier blos an Trägheit, dagegen beim Wahnsinnigen die regelwidrige Auffassung und Zusammensetzung der Vorstellungsglieder sehr lebhaft seyn kann.

Nun zeigt aber jedem Gesunden seine Selbstbeobachtung,

daß er, wenn auch die Richtung und der Grad seiner Aufmerksamkeit von ihm abhängig ist, doch an den für ihn geltenden logischen Gesetzen nichts ändern kann, daß die Art und Weise, wie er empfindet, ihm vorgeschrieben ist, daß seine Vorstellungen sich auf eine nothwendige Weise in ihm bilden, daß die Erinnerung größtentheils nicht von ihm abhängt, und daß er an die Richtigkeit seines Empfindens, seines Vorstellens glauben muß. Es gibt also auch in dem Gesunden eine Menge von psychischen Akten, die nicht frei sind.

Worin aber Gesunder und Irrer einander gleich sind, das kann zu keinem Unterscheidungsmerkmal beider dienen. Der Wahnsinnige ist in seiner regelwidrigen Verknüpfung der Vorstellungen, der Verstandesschwache in seinem trägen Fortbilden derselben nicht unfreier, als der Gesunde beim Normal dieser Thätigkeit. Wer freilich allein an die heftigen, die Selbstbestimmung aufhebenden Triebe des Tobsüchtigen denkt dem wird die irrige Behauptung, alle psychisch Kranke liessen sich durch Unfreiheit von den Gesunden unterscheiden, richtig erscheinen; doch ist es denn nicht längst von umsichtigeren Männern anerkannt, wie entscheidend der Antheil sey, den das Erkenntniß-, den das Gefühlsvermögen an dem Wesen des Irreseyns hat! Nach dem Maaße des Verstandes und Gedächtnisses muß aber bei jeder rechtlich in Betracht kommenden Person geforscht werden; kein verständiger Richter wird, sowohl in civil- als in criminalrechtlichen Untersuchungen, das verkennen. Die Fragstellung auf Frei oder Unfrei läßt das indeß durchaus unbeachtet.

Sollte man geneigt seyn zwischen Irren und Nichtirren einen Unterschied zu finden in der Fähigkeit, die Aufmerksamkeit zu richten, so vergleiche man doch einen zwar übrigens geistig Kräftigen, aber an einem fixen Wahn Leidenden, mit einem psychisch Gesunden, der die lang erwartete Geliebte sieht oder über eine ihm höchst wichtige Angelegenheit

einen Brief liest. Wer vermag hier in Beziehung auf jene Fähigkeit befriedigend eine Gränze zu ziehen? Und dennoch soll eine gezogen werden zur Entscheidung über Schuld oder Unschuld?

Daß ein Fehler in der Vorstellungbildung, in dem Gedächtniß, dem Verstande ꝛc. für die gerichtliche Beurtheilung sehr wichtig werden könne, leuchtet von selbst ein. Zwar bilden diese Fehler an und für sich nie etwas Rechtswidriges; wohl thun es aber die durch sie veranlaßten Thaten, die ohne sie nicht entstanden seyn würden, ja die aus ihnen unter gegebenen äußern Umständen eben so nothwendig hervorgehen mußten, als der Mensch mit normaler Vorstellungsbildung, mit normalem Verstand, Gedächtniß ꝛc. den Widerwillen ausdrückt, dem ihn der Anblick des Scheußlichen erregt und als er sich dem Feinde entgegengestellt, vom dem er angegriffen wird.

Offenbar paßt jene in Vorschlag gebrachte Frage auf Frei oder Unfrei bloß zur Abgränzung einer kleinen Sphäre des psychischen Krankseyns von der Gesundheit. Bloß ein Theil der Manie liegt in der Region des Unfreiseyns, nicht aber die ganze Sphäre derselben, noch weniger Wahnsinn und Blödsinn oder was man sonst zu dem psychischen Krankseyn rechnen mag. Die grundlos aufgestellte Behauptung, daß der Blödsinn nicht zu den psychischen Krankheiten gehöre, können wir hierbei dahin gestellt seyn lassen, da uns hier hinreicht, daß er vor Gericht in Betracht kommen kann.

Aber der Begriff der Unfreiheit soll nicht blos das ihm Fremde, wie es auch widerstrebe, in sich aufnehmen, sondern er soll auch dieses Fremde und das ihm Eigenthümliche auf eine völlig ununterscheidbare Weise in sich zusammenfassen. Alle Gradabstufungen, alle Artabweichungen der irren Zustände, alle Verstärkungen dieser Zustände durch Complikationen, alle Mittelzustände zwischen psychisch gesundem und krankem Zustand sollen in jener Fragstellung unter dem Doppelfall, Freiseyn oder Unfreiseyn, ohne alle weitere Un-

terscheidung befaßt werden. Man stellt den Satz auf, es gebe keine Grade der Freiheit, (und muß es auch wohl, da die Fragstellung ja bloß auf Frei oder Unfrei gerichtet seyn soll, und niemand eine Zweidrittels- oder Dreiviertels-Freiheit messen möchte), und muß doch anerkennen, daß Besonnenheit, Urtheilskraft, Einbildungskraft, Gedächtniß bei Irren und Nichtirren in den manichfaltigsten Abstufungen vorhanden sind. Man muß nun entweder zeigen, daß es auf den verschiedenen Zustand aller dieser Seelenthätigkeiten bei der Erwägung der Zurechnungsfähigkeit nicht ankomme, oder eine psychologisch befriedigende Nachweisung geben, wie die Fragstellung auf Frei und Unfrei dieselben sämmtlich zu einer gerechten juridischen Schätzung des in Untersuchung stehenden Falles umfassen könne.

In all diesen Schwierigkeiten, in all dieser Ungewißheit über den Zustand eines Menschen auf Frei oder Unfrei zum Dienst des Richters zu entscheiden, soll nun dennoch das Amt des Arztes seyn. Er soll in dem Zwist der Philosophen, der Juristen und seiner eigenen Kollegen über das, was zurechnungsfähige Freiheit sey, das Rechte treffen; er soll dadurch den Verbrecher vom Irren scheiden; er soll den Wahnsinnigen, den Verstandesschwachen, obgleich diese als solche nicht an ihrer Selbstbestimmung leiden, als Unfreie anerkennen; er soll über die ihm zur Beurtheilung Vorgestellten dem Richter nichts anderes zu sagen haben, als ob sie frei oder unfrei sind, alle Verschiedenheit des Grades, der Form, der Art, der Complication der in ihnen vorhandenen Zustände hintanlassend, und all diese Mannichfaltigkeit unter einem Namen zusammenzufassen durch die Frage des Richters gezwungen. Der Arme, wenn er sich nun in jenem Widerstreit nicht zurecht zu finden weiß, wenn er von jenen unsicher aufgestellten Sätzen nicht überzeugt ist, wenn gar seine Ueberzeugung gerade gegen dieselben wäre! Soll er

dennoch auf die vorgelegte Frage eingehen oder soll er sie zurückweisen und wenn sie wiederkehrt, von dem so gegen sein Gewissen gehenden Geschäft seine Entlassung suchen?

Indeß wozu bedarf es auch feiner zu einem Urtheil, wie es hier gefordert wird! Dem Richter sind die Akten offener, als in der Regel dem Arzte, er kann die in Anfrage stehende Person so genau und so oft er will vernehmen; ist er also ein Mann von Geistesbildung, wie es sich von jedem Juristen voraussetzen läßt, warum soll nicht er selbst über Freiseyn oder Unfreiseyn urtheilen, warum soll er dazu noch ärztlicher Hülfe bedürfen? Man muthet den Juristen eine besondere Selbstverläugnung zu, daß sie zu diesem Urtheil solche Hülfe herbeirufen sollen. Daß der Arzt besser zu erkennen wisse, was etwa von Seiten des Körpers, in Annäherungen zu Krankheit oder als wirkliche Krankheit, der Freiheit hinderlich sey, kann hier nicht entscheiden; wollte man von diesen Hindernissen durch den Arzt unterrichtet seyn, so würde man ja nach diesen fragen, nicht ohne alle Hindeutung hierauf, nach Frei oder Unfrei schlechthin. Der Arzt hätte also in der Sache selbst die Befugniß, eine solche unbestimmte, das Trennungfordernde vermengende, sein Gewissen drückende Frage von sich abzuweisen, falls die Gesetzgebung dieselbe durchaus nöthig machen sollte, wozu aber glücklicherweise weder in der Rechtstheorie noch in den Gesetzbüchern das Erforderniß liegt. Ganz richtig ist es zwar, daß das Gebiet der Rechtspflege sich nur über freie Wesen erstreckt; aber dadurch wird jene Frage um nichts nothwendiger, als die den Arzt angehende nach psychischer Gesundheit oder Krankheit, nach irrem oder nichtirrem Zustand, weil ja das Gebiet der Rechtspflege sich auch nur über psychisch Gesunde oder Nichtirre erstreckt. Und wenn auch ein Gesetzbuch unter vielen die Bestimmung enthält, daß Unvermögen zum freien Handeln die Zurechnungsfähigkeit aufhebe, so

gibt ja gerade jenes Gesetzbuch anderweitig dem Richter eben so gut Anlaß, nach etwas zu fragen, was der Arzt durch seine Berufsstellung zu beantworten tüchtig und als beim Gericht angestellter ohne Bedenken zu beantworten verpflichtet ist.

5.

Betrachten wir nun noch einige Abarten der im Vorigen abgehandelten Frage, in denen zwar ebenfalls ein Urtheil über Freiseyn oder Unfreiseyn, jedoch mit Hinzufügung näherer Bestimmungen, gefordert wird.

Fragt der Richter, wie es wohl geschehen ist, nach dem freien Gebrauch der Vernunft, oder auch nach dem freien Gebrauch des Verstandes, so wird hier zwar der Ausdruck Freiheit nicht mehr so unbestimmt, so vieldeutig gebraucht, wie es bei der im vorigen Abschnitt betrachteten Fragstellung, diese dadurch unbrauchbar machend, der Fall ist; allein es stellt sich jenem Verfahren alles das entgegen, was oben unter 2 und 3 gegen die Ausdrücke Gebrauch der Vernunft und Gebrauch des Verstandes zu bemerken war. Gibt es aber keinen Gebrauch der Vernunft, so gibt es auch keinen freien Gebrauch derselben; und je weniger man Vernunft und Verstand einander gleich stellt, desto mehr gilt dieß. Der Gebrauch des Verstandes kann allerdings frei und unfrei seyn, aber darum, weil der Verstand frei gebraucht wird, ist er noch nicht ein regelmäßig wirkender, eben so wenig als frei gebrauchte Sinne nothwendig fehlerlos sind.

Zu der Erkenntniß gelangt, daß die auf Frei oder Unfrei schlechthin gestellte Frage nicht genügen könne, hat man die Forderung nachgebracht, der Arzt solle bei der Beantwortung auf Nichtfrei jedesmal nähere Bestimmungen des vorhandenen unfreien Zustandes hinzufügen. Aber auch mit dieser Beihülfe bleibt die Sache wesentlich mangelhaft.

Wenn der Arzt seiner Beantwortung nähere Bestimmungen hinzufügen soll, so muß der Richter nach diesen gefragt

haben. Verlangt nun auch der Richter bei der Fragstellung auf Frei oder Unfrei diese näheren Bestimmungen über die Beschaffenheit des unfreien Zustandes, so bleibt erstlich die Frage in aller der Unbestimmtheit und Zweideutigkeit, wie die auf Frei oder Unfrei schlechthin gestellte, hängen, und alles im Abschnitt 4 Gesagte gilt ebenfalls noch hier. Ein zweites Uebel kommt aber noch hinzu: die unbestimmt geforderten Bestimmungen können die Verwirrung nur noch größer machen. Der Arzt wird diese Bestimmungen nach seinem Gutdünken wählen, wobei die größte Mannichfaltigkeit der Wahl unvermeidlich ist. Der Richter wird in Gefahr seyn, vor lauter Bestimmungen nichts Bestimmtes zu erfahren; er wird weder in der Mannichfaltigkeit und Willkührlichkeit sich selbst, noch mitten in allen jenen Bestimmungen für die Vorschriften seines Gesetzbuches eine Anwendung zu finden wissen.

6.

Da für ärztliche Untersuchungen über zweifelhafte psychische Zustände nicht selten die Fragen vorkommen, ob eine Person bei Bewußtseyn, oder ob sie bei Sinnen sey oder gewesen sey, so mögen wir diese hier ebenfalls in der Kürze betrachten. Beide lassen sich, da sie einander wesentlich ähnlich sind, in der Betrachtung zusammenfassen.

Wir haben hier wieder Fragen vor uns, die, psychologischen Gehalts, auch vor allem dem Psychologen ex professo zu ihrer Beantwortung anheim fallen. Dieß gilt zumal für die Frage auf Bewußtseyn. Jeder Mann von psychologischer Bildung muß zur Beantwortung derselben eben so tüchtig seyn, wie der Arzt. Auch verfügt eine neuere Criminalordnung, der Richter solle untersuchen, ob der Verbrecher zu der Zeit, wo die That verübt worden, mit Bewußtseyn gehandelt habe, und Zuziehung des gerichtlichen Arztes wird nur geboten, wenn (wie der freilich nicht passende Ausdruck lautet) sich

Spuren einer Verwirrung oder Schwäche des Verstandes finden.

Daß ein so unbestimmter Ausdruck wie der des Bei-Sinnen-seyns gar wenig dazu tauge, Arzt und Richter auf eine bestimmte Art zu verständigen, ist unverkennbar. Während der eine Antwortende mit jenem Ausdruck den inneren und äusseren Sinn zugleich bezeichnet glaubt, kann es einem zweiten gefallen, denselben bloß auf den ersten zu beziehen, und ein dritter versteht wohl gar bloß den letzten darunter. Und so erhält denn der Richter auf die nämliche Frage über den nämlichen psychischen Zustand ganz abweichende Antworten.

Der Ausdruck Bewußtseyn wird nicht viel mehr Sicherheit geben; die Aerzte werden auch ihn in verschiedener, also in unbestimmter Weise verstehen. Die psychologischen Unterscheidungen: klares Bewußtseyn und dunkles, unmittelbares und mittelbares, so wie die verschiedenen Definitionen der Psychologen vom Bewußtseyn müßen diese Unsicherheit des Verständnisses fördern.

Der Hauptpunkt aber ist, daß Bei-Sinnen-, so wie Psychisch-Krank-seyn keineswegs nothwendig Prädikate eines und desselben Subjekts sind, eben so wenig wie Psychisch-Krank- und Sich-Bewußt-seyn. Es fehlt nicht an unbezweifelbaren Fällen, in denen Wahnsinnige einen Mord oder eine andere Rechtsverletzung zu einer Zeit begingen, wo sie sich ihrer selbst, ihrer Umgebungen, und auch des Verhältnisses ihrer That zum Gesetze bewußt, wo sie also auch bei Sinnen waren. Je mehr man die Natur des Wahnsinns und der Tobsucht studirt, desto vollkommener überzeugt man sich, daß bei beiden keine Störung des Bewußtseyns des Bei-Sinnen-seyns nothwendig zugegen zu seyn braucht.

Es steht endlich den Fragstellungen auf Bewußt- und Bei-Sinnen-seyn entgegen, daß, wenn sie auf alle psychisch

kranken Zustände zu umfaßen vermöchten, (wozu sie indeß, wie gesagt, untüchtig sind), sie dieselben doch nur nach gradweisen, nicht nach specifischen Unterschieden dem Fragenden darzustellen Veranlassung geben könnten. Es muß aber dem Richter, der sein Amt gewissenhaft üben will, daran gelegen seyn, den psychischen Krankheitszustand, woran eine rechtlich in Betracht kommende Person leidet, nach der Art dieses Zustandes kennen zu lernen; ja mehrere Gesetzbücher schreiben allen Arten des psychischen Krankseyns nicht die gleiche Geltung vor dem Gesetze zu. Und so haben wir unstreitig Grund, diese Fragstellung zur ärztlichen Berathung des Richters in Fällen zweifelhafter psychischer Zustände für wenig tauglich zu halten. Wenn auch Kaiser Carl V. Ordnung des peinlichen Gerichts die Bestimmung enthält, daß über »jemand, der seine Sinn nit hätte«, außer den Richtern auch andere Verständige zu Rath gezogen werden sollen, so ist dieser Ausdruck doch theils eben unbestimmt, theils auch von neueren Gesetzverfassungen nicht wiederhohlt worden.

7.

Obschon so leicht kein Richter dem Arzt die Frage, ob ein Mensch zurechnungsfähig sey, stellen dürfte, so kommt es doch nicht selten vor, daß der über den Gemüthszustand eines Menschen befragte Arzt sich in seiner Antwort über die Zurechnungsfähigkeit der untersuchten Person äußert. Auch ist bereits von ärztlicher Seite in Vorschlag gebracht worden, der Richter solle seine Frage geradezu darauf stellen, ob die in Betracht stehende Person zurechnungsfähig oder nichtzurechnungsfähig sey.

Diese Frage zu beantworten behält sich indeß der Richter vor, und wie nicht zu läugnen ist, mit Recht. Die Aerzte würden den Ausdruck zurechnungsfähig nach ihrem Sinne deuten: in Beziehung auf das ärztlich Erkennbare, und der

eine so, der andere anders. Der Richter will aber mit seinem Ausdruck einen sich stets gleich bleibenden Sinn verbinden, und einen, der seinem Begriff von Zurechnung entspricht. Um Verwirrung zu vermeiden, ist es also nothwendig, daß der Arzt nicht nach Zurechnungs- oder Unzurechnungsfähig gefragt werde.

Es ist außer Zweifel: nur der Richter, nachdem er den Sachverständigen gehört hat, vermag die Beziehung einer That zu dem äußeren und inneren Zustand des Thäters alle Verhältnisse umfassend zu bestimmen. Der Arzt kann hierzu als Sachverständiger über das ärztlich Erkennbare seinen Beitrag liefern; und den hat der Richter in sein Urtheil aufzunehmen. Aber dies vom Arzte Mitgetheilte ist nicht der einzige Stoff dieses Urtheils; es umfaßt dasselbe auch anderes, nicht vom Arzte in der Funktion eines Sachverständigen zu Erforschendes.

Daß das Geschäft des ärztlichen Sachverständigen bei Beurtheilung psychischer Zustände durch diese Abweisung eines ärztlichen Urtheils über die Zurechnungsfähigkeit der in Anfrage stehenden Person nur gewinnen könne, zeigt sich bei näherer Erwägung immer überzeugender. Falls man auch einem neueren Schriftsteller, welcher Zurechnen und Zuschreiben für gleichbedeutend hält, nicht beistimmte, (wie wir denn einem vom Dache fallenden Stein die Verletzung des dadurch Getroffenen zwar zuschreiben, aber nicht zurechnen), so wären doch gewiß andere Willkührlichkeiten im Gebrauch der Worte Zurechnung und Zurechnungsfähig bei den Aerzten nicht zu vermeiden. Die Fragen über äußere und innere That, über Vernunft und Freiheit, über den Freiheitsstand des Verbrechers und den des Irren rc. würden dazu hinreichenden Stoff geben, und haben ihn gegeben. Lasse dies doch der Arzt den Juristen, die sich über imputatio facti und imputatio juris, über Zurechnung im weitern und im engern Sinn,

über den Ursprung der That aus Willkühr oder aus Freiheit ꝛc. in ihrem Gebiet verständigen mögen.

Auch wenn man die Sphäre der Zurechnungsfähigkeit bloß auf das beschränkt, was der Arzt auszumitteln im Stande ist, wird der Richter für die Fragstellung hierauf schwerlich zu stimmen geneigt seyn. Was kann ihn vermögen, erst den Arzt zu fragen, ob jemand noch im Kindesalter sey? Ist doch selbst ungewiß, ob er nöthig habe über das Daseyn angeborner Taubstummheit ein ärztliches Urtheil zu veranlassen. Er hat zu fragen, nicht was auch der Arzt, sondern was nur der Arzt zu beantworten im Stande ist. Erhält er hierauf eine bestimmte, den besonderen Fall beachtende Antwort, so hat der Arzt das Seinige gethan.

8.

Wohl möchte es nun scheinen, daß, nachdem die Fragen rein psychologischen oder juristischen Inhalts verwerflich gefunden worden, nun die psychologisch-medicinische: ob die in Untersuchung stehende Person seelenkrank (psychischkrank, gemüthskrank, geisteskrank) sey oder nicht, Befriedigung geben werde. Allerdings scheint dieser Fragstellung zu Gunsten zu kommen, daß für sie der Arzt wirklich der Sachverständige ist, daß hier also eine recht bestimmte Antwort zu erwarten wäre; allein die Mängel fehlen auch hier nicht.

Was sollen denn die Ausdrücke seelenkrank, psychischkrank, gemüthskrank, ꝛc. bezeichnen? Schon daß sie von den Schriftstellern durch einander gebraucht werden, beweist für ihre Unbestimmtheit. Wie kann der Richter für seine Aufgabe gründlichen Aufschluß hoffen von einem Ausdruck, der so schwankend ist, daß man denselben sowohl zur Bezeichnung des Irreseyns als der Unsittlichkeit gebrauchen konnte! Wie mögen die Ausdrücke geisteskrank und gemüthskrank ihm für eine umfassende Frage genügen, da jener die juristisch so wichtigen Regelwidrigkeiten des Triebes, dieser die Störungen des Ge-

dächtnisses, des Verstandes, der Einbildungskraft, die doch gewiß auch unzurechnungsfähig machen können, von sich ausschließt?

Sey es nöthig oder sey es unnöthig, es ist bei den Aerzten gewöhnlich, daß sie in ihre Definitionen von dem, was Seelenkrankheit, Gemüthskrankheit, Geisteskrankheit sey, das Merkmal der Unfreiheit bringen. Wer nun die Frage, ob eine Person seelenkrank, gemüthskrank, geisteskrank sey oder nicht, nach Maaßgabe einer solchen Definition zerlegt, der geräth in alle die Schwierigkeiten, womit die Entscheidung über Freiseyn oder Unfreiseyn zu kämpfen hat Ja die Verwirrung wird zwiefach, indem zu der über die Bestimmung der Freiheit noch die über die Gültigkeit jener Definition kommt. Selbst der Vortheil, daß die Beurtheilung auf Seelenkrank Grad-Unterschiede des in Anfrage stehenden Prädikats verstattet, geht bei der Hineinmischung jenes zwistigen Fragepunktes wieder verloren.

Der Arzt, der Unfreiheit zur Krankheit der Seele, des Gemüths, des Geistes einmal für nothwendig hält, wird in der ihm zur Untersuchung gestellten Person nach derselben suchen. Findet er die Selbstbestimmung noch normal, so wird er, was auch sonst in der untersuchten Person psychisch abweichend sey, diese nicht für seelenkrank, gemüthskrank rc. erklären. Folgt ihm nun der Richter, wie dieser angewiesen ist, so kann hier nur ein ungerechtes Urtheil zu Stande kommen.

Denkt sich ein Arzt hingegen unter einer Seelenkrankheit eine bloße Störung der Seelenthätigkeit, der Seelenverrichtungen, so wird er auch jede leichte Verwirrung darunter zu begreifen sich für berechtigt halten. Wie müßte es bei dieser Willkühr um die Rechtspflege stehen! Je nachdem des Arztes Begriff von Seelenkrankheit, Gemüthskrankheit rc. verschieden wäre, gölte ein unglücklicher Blödsinniger für einen Verbrecher, oder ein ausgemachter Bösewicht für einen entschuldigungswerthen Irren.

Noch ein Mißverständniß gesellt als leicht möglich sich zu den vorigen. Die unbegründete Lehre, daß im Wahnsinn, in der Tobsucht rc. ein wesentlicher Unterschied sey zwischen Freiheit und bloßer Gebundenheit (dem psychischen Krankseyn aus angeblich bloßem Seelenleiden und dem aus körperlichen Ursachen), hat glücklicherweise in der ärztlichen Beurtheilung der Irren vor Gericht sich selbst ungetreu werden müssen, indem sie hier den Wahnsinnigen aus vorausgegangener Lasterhaftigkeit und den aus Epilepsie, aus einer Absonderungsstörung nach der Niederkunft, aus einem Fieber rc., nicht wesentlich zu scheiden vermag. Die Fragstellung auf Seelenkrank oder Nichtseelenkrank könnte aber einen minder umsichtigen Arzt auf den irrigen Gedanken bringen; er solle die Irren, die nach vorhergegangener Lasterhaftigkeit in ihr Uebel verfallen sind, von denen, zu deren Erkranken kein solches Verhältniß mitgewirkt hat, für die Beurtheilung des Richters scheiden, was, wenn es ihm auf unpathologische Weise gelänge und er dadurch auf das Urtheil des Richters einwirkte, nur zur Verwirrung des Urtheilenden und Erzeugung eines ungerechten Ausspruchs zu gereichen vermöchte.

Man hat es mit Recht getadelt, daß das französische Criminalgesetzbuch die verschiedenen psychischen Zustände, welche rechtlich in Betracht kommen können, unter dem einen Worte Demence zusammenfaßt. Daß dieses Wort dort nicht in dem engeren Sinne, wie einige neuere französische Aerzte es gebrauchen, gemeint sey, ergibt die Erläuterung desselben durch den obersten französischen Gerichtshof, welcher zufolge es für jeden Zustand gebraucht wird, der die Zurechnungsfähigkeit aufhebt. Ob man nun aber alle krankhaft-psychischen Zustände vor Gericht mit dem Namen Demence oder mit denen Seelenkrankheit, Gemüthskrankheit, Geisteskrankheit rc. belege, macht keinen wesentlichen Unterschied; der Hauptfehler, daß alle specifischen Verschiedenheiten

übersehen werden, findet bei diesen deutschen Benennungen eben so gut Statt, als bei jener französischen.

Daß endlich die hier betrachtete Fragstellung keiner bestehenden Gesetzverfassung gemäß ist, fügt zu ihren übrigen Mängeln noch einen hinzu, der, in Verbindung mit jenen anderen, diese unläugbar vermehren hilft.

9.

Wenden wir uns nun zu der Betrachtung derjenigen Fragstellungen, in denen der Richter von dem Arzte zu wissen verlangt, ob von mehreren Zuständen, die er als solche kennt, welche die Zurechnungsfähigkeit mehr oder weniger aufheben, einer oder ein paar in Verbindung bei der in Untersuchung stehenden Person vorhanden seyen. Bevor wir in die specielle Prüfung der hier in Betracht kommenden Fragstellungen eingehen, ist es passend, ein allgemeines Hauptverhältniß dieser Art von Fragen in nähere Erwägung zu ziehen.

Der Richter nennt entweder nur einen oder allenfalls ein paar von den Zuständen, die ihm als die Zurechnungsfähigkeit aufhebende oder mindernde bekannt sind und fragt, ob diese da seyen; oder er nennt sie alle, übrigens die Frage wie eben angegeben stellend. Von beiden Verfahrungsarten sind Beispiele in der Ausübung vorhanden.

Jene erste Art zu fragen ist offenbar höchst tadelnswerth. Was bürgt dem Richter dafür, daß, wenn auch die von ihm genannten Zustände nicht da sind, nicht ein anderer ebenfalls die Zurechnung aufhebender da sey, an den er nicht gedacht hat! Wo aber ein solcher von ihm nicht genannter Zustand vorhanden ist und sein Fehler nicht durch den Arzt dadurch verbessert wird, daß dieser in seiner Beantwortung über die mangelhafte richterliche Frage hinausgeht, da liegt es wenigstens nicht an ihm, wenn ein unglücklicher

Kranker nicht statt in eine Heilanstalt, zum Hochgericht geführt wird.

Die zweite Art zu fragen ist unstreitig viel besser als jene erste so tadelnswerthe; sie sichert jedoch nur unter Erfüllung einer unerläßlichen Bedingung den Fragenden vor einem Mißgriff. Er muß wissen, daß die sämmtlichen Zustände, die er dem Arzte nennt, mögen ihrer nun viel oder wenig seyn, die Sphäre der auf Anomalieen des psychischen Zustandes beruhenden Nichtzurechnungsfähigkeit erschöpfen.

Auf eine specielle Prüfung von Fragstellungen der ersten Art hier einzugehen ist unnöthig; jedwede derselben, welches Inhalts auch, ist ohne Weiteres verwerflich. Von den tadelnswerthen der zweiten Art wollen wir aber ein paar näher betrachten.

Man hat vorgeschlagen, die Fragstellung des Richters solle auf Frei oder Unfrei und für den Fall des Unfrei zugleich darauf gehen, ob die in Untersuchung stehende Person sowohl ihres Verstandes als ihres Willens verlustig sey. Wesentlich gleich mit diesem Vorschlage ist der, der Richter solle seine Frage führen nach dem Daseyn oder Nichtdaseyn von Freiheit des Urtheils und Freiheit des Entschlusses.

Wie in diesen Vorschlägen die Fragstellung auf Frei oder Unfrei mit der auf das Daseyn oder Nichtdaseyn zwei besonderer psychischer Eigenschaften, des Verstandes und Willens oder der Urtheils- und Entschließungsfähigkeit, verknüpft ist, so gebührt ihnen auch in dieser doppelten Hinsicht eine nähere Erwägung. Sie befriedigen indeß in keiner.

Es werden erstens auch hier der psychisch Gesunde und der psychisch Kranke als zwei für den Gebrauch aller Seelenverrichtungen ganz verschiedene betrachtet; es wird ferner irrig angenommen, die Bezeichnungen: ein Irrer und ein Unfreier, seyen gleichbedeutend; es wird die Antwort auf die Frage nach Freiseyn des Verstandes und Urtheils dahin Preis ge-

geben, daß sie in Beziehung auf dieselbe Person bejaht und verneint werden kann, nämlich jenes, wenn der Antheil der Aufmerksamkeit an den Operationen der Begriffs- und Urtheilsbildung betrachtet wird, dieses, wenn der Antwortende sich an den Akt der Begriffs- und Urtheilsbildung selbst hält; es wird übersehen, daß, da für den Akt der Begriffs- und Urtheilsbildung nur in Ansehung der Aufmerksamkeit, einer Funktion der Selbstbestimmung, von einem Freiseyn die Rede seyn kann, der Doppelfall, Freiheit des Verstandes und Freiheit des Willens, oder Freiheit des Urtheils und Freiheit des Entschlusses, bloß eingebildet ist, indem es nur eine Art von Freiheit, die des Willens oder des Entschlusses, gibt, und jene Fragen sich demnach in die eine wegen ihrer Allgemeinheit und Unbestimmtheit, wie wir oben gesehen, tadelnswerthe auflösen, in die nach Freiseyn oder Unfreiseyn schlechthin.

Es wird anderntheils irrig angenommen, daß Verstand und Willen, oder Urtheil und Entschließung, die einzigen Seelenthätigkeiten seyen, die für die Frage über die Unzurechnungsfähigkeit eines Menschen in Betracht kommen. Allerdings müssen unrichtiges Bilden der Vorstellungen, Schwäche des Gedächtnisses, regelwidrige Thätigkeit der Einbildungskraft, auf die Funktionen des Verstandes und des Urtheils, auf Willen und Entschluß einwirken und dieselben durch ihren Einfluß regelwidrig machen; aber soll ein auf solche Weise regelwidrig urtheilender, regelwidrig wollender Mensch genügend beurtheilt werden, so gilt es, das ursachliche Uebel in seiner Seele, die Unrichtigkeit des Auffassens der Anschauungen, der Bildung der Vorstellungen, die Anomalie der Einbildungskraft, des Gedächtnisses, zu erkennen und in der Beziehung dieses Uebels zu den Störungen, welche bloß dessen Folgen sind, zu erwägen. Man verwirrt aber den Arzt, wenn man ihn nach den Symptomen, statt nach der Krankheit

selbst fragt, und der Richter, der eine solche Frage aufwirft, wird nie sicher seyn, den Zustand der in Untersuchung stehenden Person unentstellt kennen zu lernen.

Es ist zu zweifeln, daß irgend ein Richter bei diesen Mängeln der hier betrachteten Fragstellungen und bei den Aussprüchen der bestehenden Gesetzverfassungen, von denen keine die unzurechnungsfähigen Zustände nach der Unterscheidung von Unfreiheit des Verstandes und Willens, oder des Urtheils und des Entschlusses eintheilt, den Aufschluß über diese Zustände in der Aufstellung jener Frage suchen werde. Sollte aber einer dazu geneigt seyn, so hat er ja seine eigene Einsicht und die Kenntniß der Person und der Akten, um jene Fragen ohne Hülfe des Arztes zu beantworten. Warum soll er das, was er selbst wissen kann, von Andern herbeiholen? Mit welchem Grunde könnte eine gesetzliche Anordnung ihm dies Unnöthige zur Pflicht machen? Soll aber der Arzt herbeigerufen werden, so fordere man von ihm, was er vermag, was er mehr vermag als der Richter. Die ihm eigenthümlichen Kenntnisse setzen ihn in den Stand, dem Richter die besonderen Lebenszustände zu nennen, deren Eigenschaften jene Störungen des Denkens und Wollens sind, er kann dem Richter die Gewißheit geben, daß, wo diese Zustände vorhanden sind, auch jene Störungen als nothwendige Attribute derselben nicht fehlen können; er vermag diese Zustände mit den denselben angehörenden Eigenschaften für das Bedürfniß des Richters wie für die Forderungen des Gesetzes zu sondern. Diese Tüchtigkeit des Arztes nehme denn der Richter für seine Aufgabe in Anspruch.

10.

Man hat nun auch vorgeschlagen, der Richter solle dem Arzte krankhafte oder zwischen Gesundheit und Krankheit stehende Zustände nennen, von denen sein Gesetzbuch es aussagt oder es ihm sonst bekannt ist, daß sie

die Zurechnung aufheben, und demnach jenen fragen, ob bei der in Untersuchung stehenden Person ein einzelner oder eine Verbindung dieser dem Arzte erkennbaren Zustände vorhanden sey. Man nimmt zur Beantwortung dieser Frage allerdings mit Recht die Hülfe des Arztes in Anspruch; man schließt die mißlichen Untersuchungen über Freiheit und Unfreiheit, über Vernunftgebrauch, Zurechnungsfähigkeit ꝛc. aus; man sucht den Grund der Nichtzurechnungsfähigkeit nicht bloß in Beschränkung des Verstandes und Willens ꝛc.; man nähert sich insofern dem Rechten, verfehlt es jedoch wieder auf andere Weise.

Der Hauptmangel dieses Verfahrens ist die bei demselben obwaltende Ungewißheit, ob die Zahl der die Zurechnungsfähigkeit aufhebenden Zustände durch die in der Frage des Richters nach dessen Wahl genannten erschöpft sey. Der Richter ist nicht im Besitz der Kenntnisse, die zur Vollständigkeit einer solchen Frage erfordert werden, und die Gesetzbücher könnten, wenn es nicht schon aus der Natur der Sache folgte, hiefür den Beweis geben.

Der Arzt wird, wo der Richter auf diese Weise fragt, oft genug Gelegenheit haben, die Unvollständigkeit der Fragstellung zu erkennen. Er muß also, wenn er seinem Gewissen Genüge thun will, entweder an der Frage drehen und deuteln, oder über dieselbe hinausgehn. Nicht jeder Richter wird aber dieses Verfahren, obschon er selbst dazu genöthigt hat, zu billigen und auf das Ergebniß desselben sein Urtheil zu stützen geneigt seyn.

Aber nicht bloß Mangel an Kenntniß des Gegenstands, sondern auch Nachlässigkeit, Eigensinn, ja selbst böser Wille, könnten die so zu stellende Frage unvollständig machen. Es kann demnach kein Zweifel seyn, daß nicht auch der hier betrachtete Vorschlag, was er auch sonst Gutes haben möchte, für die Ausführung verwerflich sey.

Daß es unsicher bleiben muß, ob der Arzt unter den Zustandsbenennungen, die ihm der Richter nennt, dieselben Zustände verstehe, wie dieser, verschlimmert die Sache noch. Geben doch schon einzelne Ausdrücke, mit denen wir in einigen Gesetzbüchern nichtzurechnungsfähige Zustände bezeichnet finden, zu gar verschiedenen ärztlichen Deutungen Anlaß; wie viel mehr würden es die von einem Richter willkührlich, wenigstens schwerlich immer mit solcher Vorsicht, wie sie sich für die Abfassung eines Gesetzes voraussetzen läßt, in Gebrauch genommenen!

11.

Es wird zwar in einem Hauptpunkte besser, alle Verwirrung jedoch immer noch nicht ausgeschlossen, wenn man den Richter fragen läßt, ob bei der in Untersuchung stehenden Person ein einzelner oder eine Verbindung derjenigen vom Arzte erkennbaren Zustände vorhanden sey, welche die zum normalen Handeln nöthigen Seelenverrichtungen aufheben. Statt daß bei der in dem vorigen Abschnitt betrachteten Fragstellung dem Richter zu viel Freiheit eingeräumt wird, geschieht es hier umgekehrt, aber ebenfalls der Sache zum Nachtheil, zu Gunsten des Arztes.

Der Fehler, daß die richterliche Frage einen dem Richter wichtigen Zustand nicht mitumfasse, ist zwar hier ausgeschlossen: der Arzt kann in seiner Antwort auf diese Frage jeden Zustand aufführen, der ihn der richterlichen Beachtung werth scheint; es ist seiner Umsichtigkeit keine Gränze gesetzt, und seine Pflicht gebietet ihm, nichts unbeachtet zu lassen. Aber eben hier liegt wieder ein Mangel: es wird dem Arzte zu viel überlassen, mehr, als der Richter wünschen kann. Es fehlt, wo die Frage auf jene Art abgefaßt wird, das Mittel, um den Arzt hinreichend zu binden, daß er nicht in einem möglichen Misgriffe unter die ihm erkennbaren Zustände, welche die zum normalen Handeln nöthigen Seelen-

verrichtungen aufheben, auch einmal den zurechnungsfähigen eines Verbrechers rechne. Und gerade vor diesem Misgriffe ist doch der Arzt um so sorgfältiger zu bewahren, da die aus seinem Studium hervorgehende Ansicht der Menschennatur ihn leicht veranlassen kann, für die Regungen der Seele in denen des Körpers eine Minderung der Schuld zu sehen.

Ueberläßt man es dem Arzt, in seiner Antwort die Zustände zu nennen, welche vor dem Gesetze Entschuldigung fordern, so wird schwerlich von Seiten der Richter die Klage lange ausbleiben, daß in den Antworten Benennungen, Erklärungen und Eintheilungen enthalten seyen, worin sich der Fragende nicht zu finden wisse. Natürlich muß es für die Bezeichnung und Sonderung psychischer Krankheitszustände Ausdrücke geben, die nur der Arzt vollkommen versteht; die ärztliche Neigung zu neuen Namen und Anordnungen wird aber leicht über die Gränzen des Natürlichen hinausführen, wo denn Dinge vorkommen können, die der Richter nicht blos unvollkommen versteht, sondern bei denen ihm geradezu der Verstand stehen bleibt.

Wie mannichfaltig die Ausdrücke Verrückung, Verrücktheit, Tollheit, Unsinnigkeit ꝛc. von den Schriftstellern gebraucht werden, ist jedem Arzte bekannt. Müssen wir es nun mit Recht verwerfen, daß der Richter in seiner Frage solche unbestimmte Benennungen psychischer Zustände gebrauche, weil der Arzt nicht genau wissen kann, was jener mit denselben bezeichnen will, so gilt diese Verwerfung noch mehr für den Gebrauch solcher Ausdrücke von Seiten des Arztes, da es in der Bildungsweise des Juristen liegt, daß er zu einer naturgemäßen Deutung dieser Ausdrücke weniger vorbereitet ist, als der Arzt.

Finden sich diese Ausdrücke nicht in dem Gesetzbuche, dessen Anwendung der Richter dient, so wird dieser genöthigt seyn, entweder die Antwort nach seinem Ermessen zu

erklären, oder die Frage in anderer Art zu wiederhohlen: Dort trift dann Gefahr ein, daß die Erklärung irrig werde, und hier wird eingestanden, daß die erste Frage nichts getaugt habe.

12.

So überall Mängel findend, mögen wir uns wohl erklären, wie Richter und Rechtskundige überhaupt dem Hinzuziehen der Aerzte als Sachverständiger zur Beurtheilung psychischer Zustände fast durchgehends wenig geneigt, ja manche von der entschiedenen Ueberzeugung sind, daß ein solches Hinzuziehen geradezu als unnöthig, als verwirrend, zu verwerfen sey. Je mehr aber diese Ueberzeugung durch den unbefriedigenden Erfolg unpassend gestellter Fragen genährt wird, desto seltener werden die Gerichte den Rath der Aerzte suchen; und ginge die Sache auf diesem Wege fort, so könnten wir in Deutschland zuletzt noch dahin kommen, wo jetzt die Franzosen stehen, deren Gesetzverfassung es bekanntlich dem Richter frei stellt, ob er bei Beurtheilung zweifelhafter psychischer Zustände einen Arzt zu Rathe ziehen will oder nicht. Daß dieß aber der Gerechtigkeitspflege zum gewissen Nachtheil seyn würde, zeigt uns eben diese französische Einrichtung überzeugend, welche Ueberzeugung zu gewinnen man nur Dr. Georget's im vorigen Jahr zu Paris erschienene Schrift: Examen médical des procès criminels des nommés Leger etc. suivi de quelques considérations médico-legales sur la liberté morale, einzusehen braucht, welche in den Berichten von dem bei fünf Hingerichteten befolgten Gerichtsverfahren hinreichend vor Augen legt, wie dort von Richtern und Geschwornen, ohne Zurathziehung von Sachverständigen, mit jeder anderen Frage, außer der nach der äußern That, verfahren wird.

Hat uns nun auch die vorstehende Untersuchung keine Art der richterlich-ärztlichen Fragstellung als die genügende ken-

nen gelehrt, so haben wir doch gelernt, wo die Mängel liegen, welche bei dieser Fragstellung zu vermeiden sind, wir haben dadurch wenigstens Andeutung gewonnen nach dem Besseren hin. Es gilt nun, diese Andeutungen bei unseren weiteren Betrachtungen zu benutzen, nach ihnen das Bessere suchend.

Noch ist uns eine Fragstellung zu prüfen übrig, die zwar sonst mehr gegolten, aber in der letzten Zeit mehrseitigen Tadel erfahren hat. Es ist die, ob bei der in Untersuchung stehenden Person einer von den drei Zuständen, Blödsinn; Wahnsinn oder Tobsucht (Raserei) vorhanden sey.

Man hat diese Frage verworfen, weil sie dem Richter das nicht zur Antwort bringe, worüber er Aufschluß bedürfe, weil sie ferner nicht alle Zustände, welche vor dem Gesetz Entschuldigung fordern, umfasse, weil es ihr außerdem an der zur sicheren Verständigung von Richter und Arzt nöthigen Bestimmtheit fehle, weil sie endlich wegen dieser Unbestimmtheit dem Arzte zu viel Willkühr verstatte. Gewiß sind diese Verwerfungsgründe, wenn sie gültig sind, entscheidend; es gilt denn, sie sorgfältig zu prüfen. Wir sind eine solche genaue Erwägung einem Verfahren besonders zu widmen verpflichtet, das, wenn auch sonst nicht, uns doch schon darum beachtenswerth seyn müßte, weil es ein uns von unsern Vätern überliefertes ist.

Worüber bedarf der Richter vom Arzte Auskunft? Wir haben im Vorigen Gelegenheit gehabt, zur Beantwortung dieser Frage Stoff zu sammeln. Es hat sich uns fest gestellt, daß es dem Richter nicht darum zu thun seyn könne, von dem Arzte etwas zu erfahren, was er selber eben so gut wissen kann, oder etwas, worin der Arzt seinem Urtheil vorgreift, noch weniger etwas mit Meinungen Zusammenhängendes oder gar auf Meinungen Beruhendes. Der Richter hat einen Menschen, ein lebendiges menschliches

Wesen, vor sich, dessen Seyn und Streben er durch Hülfe ärztlicher Kenntnisse für seine Aufgabe, ein Urtheil über den rechtlichen Werth dieses Menschen, näher kennen lernen will. Wo ein Lebendiges, wo die Natur eines Menschen zu erkennen ist, da kann kein Abstractum genügen; denn der Mensch ist ein Ganzes, ein in diesem Ganzen Zusammenwirkendes, und jeder für sich bestehend ein Besonderes, ein Abstractum hingegen ein aus dem Ganzen herausgerissenes, alle Besonderheit aufhebendes Allgemeines. Was sollen dem Richter da Angaben, die eben nur ein solches isolirtes Allgemeines bezeichnen, wie die von Zurechnungsfähig oder Unzurechnungsfähig, Frei oder Unfrei, Irr oder Nichtirr ꝛc.! Nur die Erkenntniß eines Zustandes, in dem diese Abstracta als Lebenseigenschaften verknüpft sind, kann ihn bei seinem Geschäfte fördern. Nach diesen Zuständen fragt er nun aber nicht den Psychologen, oder sonst jemand, der nicht Arzt ist, sondern eben diesen; offenbar sucht er also Aufschluß nicht bloß über das psychische, sondern über das gemeinsame psychisch-körperliche Lebensdaseyn der in Anfrage stehenden Person für einen bestimmten Zeitpunkt dieses Daseyns, kurz über einen Lebenszustand, wie ihn der Arzt zu erkennen vermag. Durch das Gesetz zwar an eine Regel gewiesen, für seine Untersuchung aber an einen individuellen Fall gebunden, muß er dabei durch diejenige Mittheilung die meiste Befriedigung gewinnen, welche in der Bezeichnung des darzustellenden Zustandes das Mittel hält zwischen einer Angabe, die ihm alle Besonderheit, die er doch erkennen soll, in ein gleichartiges Allgemeines auflößt, und derjenigen, die durch eine Menge von Abtheilungen und Unterabtheilungen ihm, der doch auch zur Anwendung einer Regel gelangen soll, auf die entgegengesetzte Weise mangelhaft, den Blick verwirrt. — Solche besondere Lebenszustände sind nun aber Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht, welche zu der Entscheidung, daß

sie da sind und auf welche Art und in welchem Grade sie da sind, ärztlicher Kenntnisse bedürfen, und die auch in mehreren Ländern die Gesetzbücher dem Richter als rechtlich zu beachtende nennen.

Was den zweiten Punkt betrifft, daß die Fragstellung auf jene drei deshalb nicht befriedigend sey, weil sie nicht die ganze Sphäre der vor dem Gesetz Entschuldigung fordernden Zustände umfasse, so tritt hier die Frage ein, was man denn zu dieser Sphäre rechnen wolle. Man erkennt an, daß bloße Gefühlsaufregungen und Gemüthsverstimmungen, so wie einfache Sinnesvorspiegelungen, von dieser Sphäre auszuschließen seyen; man rechnet also nur die wirklich irren Zustände hieher. Und allerdings gehören auch nur diese in die Frage des Richters an den Arzt; diese aber auch alle, mögen sie bloß vorübergehend oder dauernd, wenig entwickelt oder sehr entwickelt, ohne auffallende körperliche Zufälle, oder, wie im Fieberirrereden, Kindbettwahnsinn, in Krampfkrankheiten rc. mit dergleichen verbunden seyn, welches alles für die Erwägung des Richters keinen wesentlichen Unterschied macht. Das ganze Reich irrer Zustände zerfällt nun aber in die drei Regionen: Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht, und ist in denselben vollständig enthalten. Theils läßt sich dies aus der Natur des psychischen Krankseyns erweisen (man sehe schon diese Zeitschr. für 1818, Heft 1, S. 44), theils lehrt es die Erfahrung, daß es keine Form, keine Varietät irrer Zustände gebe, die sich nicht auf jene drei, entweder auf einen allein oder auf eine Verbindung derselben, ungezwungen zurückführen lasse, wie wir dieß weiter unten noch näher zu betrachten Gelegenheit haben werden.

Angehend den Tadel, daß es der Frage, ob eine Person blödsinnig, wahnsinnig oder tobsüchtig sey, an Bestimmtheit fehle, so könnte dieser Tadel allerdings, wenigstens vorübergehend, gegründet scheinen, wenn man einzelnen

auf einem willkührlichen Verfahren beruhenden Anomalieen in der Deutung dieser Ausdrücke ein größeres Gewicht beimessen wollte, als der so offenbaren etymologischen Geltung und der allgemeinen Gebrauchsweise derselben. Schlägt man die Schriften der Aerzte über den Gebrauch der Ausdrücke Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht nach, so findet man, jene Anomalieen Einzelner abgerechnet, in den, wenn auch den Worten nach zuweilen anders klingenden, Definitionen derselben eine wesentliche Uebereinstimmung: dem Blödsinn wird als sein Karakteristisches ein blödes (geschwächtes), dem Wahnsinn ein falsches (wähnendes), der Tobsucht ein durch heftige Triebe beherrschtes Vorstellungsbilden zuerkannt; ja gerade jene Ausdrücke sind unter allen, die man zur Bezeichnung irrer Zustände gebraucht hat, die vorzugsweise bestimmten, und die Willkühr der Sprachverkehrer hat sich bei ihnen das nicht herauszunehmen gewagt, was sie bei den durch eine minder entschiedene Gebrauchsweise ihr hingegebenen: Tollheit, Wahnwitz, Irrsinn, Tiefsinn ꝛc. für erlaubt hielt. Und eben durch diese Uebereinstimmung des Sprachgebrauchs kann es denn auch der ärztlichen Beurtheilung eines rechtlich in Betracht kommenden Falles gelingen, die Frage des Richters bis auf den Grad genau zu beantworten, als die über jenen Fall vorliegenden Thatsachen dazu das Material bieten.

Durch diese Bindung des Sprachgebrauchs für die in der hier betrachteten Fragstellung vorkommenden Ausdrücke ist denn auch von Seiten des Richters der forensischen Anwendung derselben eine Schranke gesetzt. Ein beträchtlicher Misbrauch der Worte blödsinnig, wahnsinnig, tobsüchtig, kann ihm, ist er aufmerksam, schwerlich entgehen, und er hat ja dann das Hülfsmittel, die ihm nicht genügende Antwort an eine höhere ärztliche Behörde zur Prüfung zu übergeben. Die Unterordnung aller irren Zustände unter die hier bezeichneten drei Arten (man nenne es nun Arten, oder was hier gleich-

viel ist, Gattungen), wird aber vor dieser Prüfung bestehen, da sie wissenschaftlich und praktisch begründet ist.

Können uns nun die sich so darstellenden Einwürfe nicht zur Verwerfung der hier betrachteten Fragstellung bestimmen, so sehen wir den Werth dieser Fragstellung in keinem geringen Maaße steigen, wenn wir sie nun nach jenen Forderungen prüfen, die wir zu Eingang unserer Untersuchung als die nothwendigen Bedingungen einer befriedigenden Berathung des Richters durch den Arzt anerkennen mußten. Halten wir, um genau zu gehen, alle diese Bedingungen an die hier betrachtete Fragstellung.

Der Richter kann in seiner Fragstellung, wenn sie nicht überflüssig seyn soll, nur über das Auskunft suchen, was er nicht auch ohne Hülfe eines Anderen wissen kann. Daß in der Sache selbst kein Grund liege, weshalb er über die Fragen, ob ein Mensch bei Verstand, bei Bewußtseyn, bei Sinnen, ob er frei oder unfrei sey, einen Anderen als Sachverständigen zu Rath zu ziehen nöthig hätte, haben wir im Vorhergehenden gesehen; und daß er für die Fragen, ob jemand im Zustande des Affekts, der Leidenschaft, oder der einfachen (nicht mit Krankheit verbundenen) Trunkenheit sey oder gewesen sey, einen Anderen um Rath zu fragen habe, ist mit Recht selbst von Aerzten bezweifelt worden. Aber zur Entscheidung über das Daseyn oder Nichtdaseyn von Blödsinn, Wahnsinn oder Tobsucht befähigt ihn auch die vollste Kenntniß seines Fachs nicht; seine genaueste Untersuchung des in Anfrage stehenden Falls liefert ihm nicht die vollständigen Mittel dazu. Wie gut es ihm auch gelingen möchte, die entwickelteren Formen jener drei Zustände zu erkennen und von einander zu unterscheiden, die verborgeneren, die nur in einem oder wenigen Symptomen sich äußernden, werden ihm entgehen; er wird nicht vermögend seyn, die leisen Anfänge, die versteckten Fortschreitungen, die der Gesundheit benachbarten

Zustände des Irreseyns zu erkennen; ja es ist wohl gewiß, daß sie ihn täuschen, und demnach verhehlter, vorgeblicher und wahrer Wahnsinn ihm in Eins zusammenfliessen müssen. Derjenige, der die Sache für leicht hält, wird am ersten betrogen werden; der aber, der ihre Schwierigkeit am meisten einsieht, wird der erste seyn, der das Bedürfniß, einen Sachverständigen zu Hülfe zu nehmen, anerkennt.

Es wäre ein ungründlicher Einwurf, wenn man entgegnen wollte, es komme ja vor Gericht blos darauf an, zu entscheiden, ob Irreseyn, nicht aber, ob eine besondere Art desselben, Blödsinn, Wahnsinn oder Tobsucht, zugegen sey. Gölte es auch nur jene Entscheidung, so wäre doch auch hier über die leisen Anfänge, über die versteckten Fortschreitungen, über jene Angränzungen des Irreseyns an die Gesundheit, über die Frage, was verhehlt, was erdichtet, was wahr sey, zu entscheiden. Wie will man dies aber ohne eine ins Besondere gehende Kenntniß und ohne Uebung in der Beobachtung der verschiedenen Arten von Irren? Sollen wir indeß übersehen, daß weder in civil- noch in criminal-rechtlicher und eben so wenig in polizeilicher Hinsicht Blödsinnige, Wahnsinnige und Tobsüchtige einander gleich sind? Die gemeinste Erfahrung würde uns auf den Unterschied derselben aufmerksam machen. Während man dem Blödsinnigen willig seinen Aufenthalt im Kreise seiner Angehörigen läßt, eilt man den Tobsüchtigen in Verwahrsam zu bringen; während man dem Verstandesschwachen die Verwaltung seines Vermögens nimmt, läßt man dieselbe dem an fixem Wahnsinn Leidenden, sofern der Wahn desselben auf Geldverhältnisse keine Beziehung hat. Mag es immerhin Gesetzverfassungen geben, die auf die Unterschiede jener drei Zustände keine Rücksicht nehmen, es gibt andere umsichtigere, die es thun, und wer die verschiedenen Leistungen und Bestrebungen der Irren genau beachtet und

sorgfältig erwogen hat, der wird es für gewiß halten, daß eine Unterscheidung derselben vor Gericht etwas rechtlich Unentbehrliches sey.

Zweitens soll der, bei dem der Richter nun Rath sucht, der zum Dienst des Gerichtes angestellte Arzt, hinreichende Auskunft zu geben im Stande seyn über das, was jener zu wissen braucht, sofern es ein ärztlich Erforschbares ist. Die Frage über das Daseyn oder Nichtdaseyn von Blödsinn, Wahnsinn oder Tobsucht ist nun aber eine solche, die der Arzt, falls nur die Data des vorliegenden Falles hinreichen, dem Richter genügend zu beantworten vermag.

Sind wir oben gezwungen gewesen, dem Ausspruche, daß der Psycholog vorzugsweise über den Bewußtseyns-, über den Verstandeszustand, über das Frei- oder Unfreiseyn eines Menschen zu urtheilen befugt sey, beizupflichten, so können wir doch, wenn nun die Frage entsteht, wessen Amt es sey, über das Daseyn oder Nichtdaseyn von Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht zu entscheiden, nur dem Arzte, der das ist, was er als Diener des Gerichtes seyn soll, dieß Amt zuerkennen. Der Arzt ist ganz dazu vorbereitet, diese Frage zu beantworten; er braucht bei dieser Beantwortung nicht aus seinem Kreise herauszugehen; er übernimmt in derselben keine größere Verantwortlichkeit, als die, welche schon in der Sphäre seines Amtes liegt.

Jedes Irreseyn ist ein körperlich-psychisches Leiden; die körperlichen Abweichungen gehören eben so nothwendig zu dem Blödsinn, dem Wahnsinn und der Tobsucht, als die psychischen. Nur wer sich durch die einseitig bezeichnenden Benennungen dieser Zustände oder eine allein den auffallenderen Erscheinungen zugewandte Betrachtung täuschen läßt, kann der Meinung seyn, der nichtärztliche Psycholog vermöge hier ein eben so genügendes Urtheil zu fällen als der Arzt; wer über jene Zustände aus aufmerksamer umsichtiger Beobach-

tung kennt, der wird nicht zweifeln, wer hier vor Allem zu entscheiden habe. Der Arzt allein vermag diese Zustände nicht bloß als Abstrakta psychischer Störungen, sondern so wie sie in der Natur sind, als ein verschlungenes Zusammenseyn körperlicher und psychischer Abweichungen, die sich dem Blicke des Kenners stets vereint, nur bald mit auffallenderem Hervortreten dieser, bald mit auffallenderem Hervortreten jener, zeigen, während der einseitige Beobachter nur die letzteren sieht, von verwandten Zuständen zu unterscheiden und über ihr Vorhandenseyn oder Nichtvorhandenseyn einen zuverläßigen Ausspruch zu thun. Nur er hat hinreichende Gelegenheit, diese Zustände nach der Gesammtheit ihrer Merkmale, wie die Erfahrung sie darlegt, einzeln und vergleichend kennen zu lernen; keiner ist durch sein Amt, wie er zu seinen pathologischen und therapeutischen Aufgaben, gezwungen, mit Irren umzugehen, ihre Eigenthümlichkeiten zu studiren, und ihren geheimeren geistigen und körperlichen Uebeln nachzuspüren; keiner ist also wie er vorbereitet, diese Unglücklichen und ihre verschiedenen Krankheitzustände genau zu kennen.

Der Arzt kann dem Richter über alle Zustände, die vor dem Gericht Entschuldigung finden, Aufschluß geben, weil alle innerhalb der Gränzen von Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht begriffen sind. Er braucht, um das zu leisten, weder über die Frage, noch, da jedes durchgeführte pathologische Studium diese Zustände umfaßt, über die Sphäre seiner Berufskenntnisse hinauszugehn. Und so kann denn auch der Richter von jedem Arzte, und zumal von dem zum Dienst eines Gerichts angestellten, erwarten, die Behörde, welche den Arzt angestellt hat, kann es fordern, daß ihm die zu solchem Geschäft nöthigen Kenntnisse genügend eigen seyen.

Die Fragstellung des Richters an den Arzt muß drittens,

wenn sie die rechte seyn soll, dem Richter über sein Fragobjekt, den zweifelhaften psychischen Zustand eines Menschen, den ihm nöthigen Aufschluß geben, sofern der in Beurtheilung stehende Fall und der Kreis ärztlicher Forschung es zuläßt. Die auf Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht gerichtete Frage leistet dieß, und ihre Vorzüglichkeit vor allen anderen Fragweisen bewährt sich hier ganz besonders.

Die Begriffe Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht sind, wie wir oben gesehen haben, schon durch ihr etymologisches Verhältniß vor Misbrauch gesichert, und sowohl der Sprachgebrauch als unsere besseren, sich an ihn haltenden ärztlichen Schriftsteller schützen diese Ausdrücke gegen das Geltendwerden der Willkühr des Einzelnen. Daß in den Schriften der Aerzte keine volle Uebereinstimmung in den Definitionen von Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht obwaltet, ist für den gerichtlichen Gebrauch dieser Ausdrücke kein Hinderniß. Auch andere Krankheitsbenennungen werden von den Aerzten nicht übereinstimmend definirt; bei der Anwendung derselben in der Praxis ist aber der Zwispalt weit geringer, als in den Definitionen. Die eigenthümliche Art und Weise einer Krankheit bleibt durch alle Zeiten unverändert dieselbe: Epilepsie, Schlagfluß, Starrkrampf sind, wie Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht, heute noch, was sie vor ein paar tausend Jahren waren; aber die Definitionen der Krankheiten wechseln sowohl nach vorschreitender Erfahrung, zunehmender Einsicht, als nicht selten auch nach dem Einfluß der Meinung. Die Differenz der Definitionen beweist also auch nur für die Differenz dieser Bedingungen, nicht für eine wesentliche Verschiedenheit in dem Gebauch der definirten Worte. Der Arzt hat die Zustände des Blödsinns, des Wahnsinns und der Tobsucht in der Erfahrung kennen gelernt, die praktischen Schriftsteller über die psychischen Krankheiten geben ihm naturgemäße Beschreibungen davon; wo lernt er

aber Vernunftgebrauch und Vernunftnichtgebrauch, Bewußtseyn und Nichtbewußtseyn, Freiseyn und Nichtfreiseyn, auch nur mit einiger Annäherung zu dieser Bestimmtheit unterscheiden?

Wie unter allen Benennungen irrer Zustände keine ist, die den Aerzten so allgemein verständlich wäre als eine jener drei, so gibt es auch keine mit so weniger Gefahr für den Arzt, bei ihrer Anwendung zu irren. Er braucht hier nicht erst eine Abstraktion von Eigenschaften zu bilden, wobei ein logischer Irrthum so leicht ist; er braucht nicht die mindeste theoretische Deutung hinzuzubringen, die ihr Objekt so gern befangener Ansicht und der Willkühr Preis gibt; sondern er hat nur die Symptome, die vor seiner Beobachtung liegen, zusammenzufassen und die so zusammengefaßten mit dem Namen zu belegen, welcher der Vereinigung dieser Symptome gebührt und dessen Bedeutung ihm bekannt ist. Unverstand kann hier freilich fehl greifen, böser Wille kann das Urtheil verfälschen, aber gegen die Wirksamkeit beider sichern dieselben Mittel, wie im Amte des Richters und jedes Anderen, bei dem durch Prüfung des Geleisteten von Seiten sachverständiger höherer Behörden die Verkehrtheit unschädlich gemacht wird, gegen welche amtliche Vorbereitung und Verpflichtung keinen hinreichenden Schutz darzubieten vermochten.

Sowohl zur Gränzscheidung der Irreseynsarten unter sich als gegen die Gesundheit hin sind die Ausdrücke, Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht durch den ärztlichen Sprachgebrauch für den Gebrauch vor Gericht hinreichend festgestellt. Durch jene schon erwähnte Verschiedenheit in der Art und Beherrschung des Vorstellungsbildens unter einander geschieden, hat der Blödsinn seinen Nachbar innerhalb der Sphäre der Gesundheit in der Dummheit; der Wahnsinn beginnt da, wo sich mit den Sinnesvorspiegelungen und Einbildungen, die noch außerhalb seinem Kreise liegen, der feste Glau-

de an die Wahrheit dieser Wahnvorstellungen verbindet; die Tobsucht reiht sich da der Gesundheit an, wo der regelwidrige Trieb anfängt besiegbar zu seyn. Zusammengesetzte Zustände haben zusammengesetzte Gränzscheidungen.

Diesen Bestimmungen folgend, kann der Arzt nicht in Ungewißheit seyn, welcher Platz in dem Kreise irrer Zustände dem einzelnen seiner Untersuchung vorliegenden Falle gebühre. Die mit verschiedenen Namen ausgestatteten Irreseyns-Formen ordnen sich, wenn man ihre Beziehung zu Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht eben näher betrachtet, von selbst unter einen dieser drei. Ob die psychische Störung verborgener oder offenbarer sey, kann natürlich in der Stellung des Zustands keinen Unterschied machen, und Platner's Amentia occulta gehört, sofern sie die Zurechnungsfähigkeit aufhebt, offenbar, je nach der Verschiedenheit ihrer Symptome, entweder zum Wahnsinn oder zur Tobsucht, und Gleiches gilt von dem Zustand des sogenannten gebundenen Vorsatzes. Manie ohne Irrereden ist Tobsucht, eben so die Raserei. Andere Zustände ordnen sich als zusammengesetzte unter eine Verbindung von Blödsinn und Wahnsinn, wie die einfältige Narrheit, oder unter eine von Wahnsinn und Tobsucht, wie die Manie mit Irrereden, oder von Tobsucht und Blödsinn, wie die blinde Zerstörungssucht nach epileptischen Anfällen.

Da Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht der Gradabstufungen fähig sind, so kann der Arzt den zur Beurtheilung vorliegenden Fall nach diesen Abstufungen darstellen. Alle Formen irrer Zustände, die sich nicht als Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht der vollkommenen Art betrachten lassen, ordnen sich nun unter diese drei als deren unvollständige Entwickelungen: so die Verstandesschwäche und die geistige Stumpfheit unter den Blödsinn, so der mit Sinnestäuschungen verbundene Rausch und das bloß phantasirende Fie-

verirrereden unter den Wahnsinn, so die Zornmüthigkeit, der tobende Rausch, das wilde Fieberirrereden, unter die Tobsucht. In einer Anleitung für gerichtliche Aerzte zur Beurtheilung psychischer Zustände, in der man nur eine klare Darstellung des Gegenstandes, keine Geltendmachung von Meinungen zur Absicht hätte, liesse sich in einer auf solche Art durchgeführten Anordnung von jedem dieser Zustände eine so genau bezeichnende Karakteristik geben, daß die Stelle, die jedem derselben in dem System aller gebührt, zu sicherem Verständniß und auch dem minder gelehrten, mit den laufenden Theorieen unbekannten Arzte einleuchtend, genugsam dadurch bezeichnet würde.

Daß für den gerichtsärztlichen Gebrauch die vielfach zersplitternden Eintheilungen der irren Zustände, welche seit einigen Jahren in Vorschlag gekommen, unnöthig, ja unbrauchbar seyen, haben selbst die Freunde dieser Eintheilungen eingesehen, indem sie dieselben bloß pathologisch und zur Unterscheidung der Behandlungsweisen angewendet wissen wollen. Es bedarf indeß die therapeutische Praxis keine wesentlich andere nosologische Anordnung der irren Zustände als die gerichtsärztliche. Alle diese Zustände stellen sich (m. s. schon diese Zeitschr. f. 1818, Heft 1, S. 43) in einen Kreis um die Gesundheit: die nächste Region um den Mittelpunkt herum nehmen die verschiedenen Verstimmungen ein, welche noch nicht bis zur Krankheit abgewichen sind; dann beginnen die unvollständig entwickelten irren Zustände, die den Radien des Kreises entlang in immer stärkerer Entwickelung sich Schritt vor Schritt der Peripherie nähern, wo die psychische Störung auf der höchsten Stufe ist. Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht nehmen, vollkommner oder unvollkommner entwickelt, die ganze Kreisfläche außerhalb der Region der Gesundheit ein, jeder dieser drei Zustände zu gleichen Theilen, alle sich an einander anschließend, jeder des leich-

ten Uebergangs in die beiden anderen an ihn angränzenden fähig; an diesen Gränzen sich mit dem Nachbar vermischend und durch das Verweilen in dieser Uebergangsregion die Erzeugung zusammengesetzter Zustände bedingend.

Von dem Richter nach einer Dreifachheit von Zuständen befragt und zur Unterscheidung der verschiedenen Entwickelungsgrade dieser Zustände von der Natur angewiesen, kann nun der Arzt in seiner Antwort auf eine der Anwendung des Gesetzes genügende Weise den ihm zur Beurtheilung vorliegenden einzelnen Fall bezeichnen. Er bedarf dazu nur der Nachforschung, zu der ihn die Frage anweist. Und indem er sich an diese Frage hält, wird er zugleich den Anforderungen seiner Wissenschaft und denen des Richters ein Genüge thun.

Die Frage auf Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht führt ferner den Richter zu einer Antwort, die ihm, wenn die Umstände es verstatten, daß sie der Frage zur Genüge entsprechend gegeben wird, sowohl für civilrechtliche als für criminalrechtliche Fälle den ihm nöthigen ärztlichen Aufschluß bringt, wie sie nicht minder auch für polizeiliche Zwecke in gleicher Befriedigung dient. Sie hat auch hierin einen entschiedenen Vorzug vor anderen Arten von Fragen, die Gleiches gar nicht, oder nur unvollkommen leisten. So ist z. B. die von Gedächtnißschwäche, die von Verstandesschwäche herrührende Unfähigkeit eines Menschen zur Verwaltung seines Vermögens unbezweifelt unter dem unvollkommenen Blödsinn begriffen; wiefern ist sie aber in den Fragstellungen nach dem Gemüthszustande, nach dem Bewußtseyn, nach Freiseyn oder Unfreiseyn befaßt? Gehören Gedächtniß und Verstand zum Gemüth, bedingt ihre Schwäche Mangel des Bewußtseyns, hängt es von uns ab, daß zweimal zwei uns vier und nicht fünf sind?

Jene Fragstellung schließt sich endlich an Ausdrücke und

Verordnungen bestehender Gesetzverfassungen an. Die Ausdrücke Blödsinn, Wahnsinn und Raserei, welcher letztere für den gerichtlichen Gebrauch mit dem Ausdruck Tobsucht gleichbedeutend ist, kommen zur Bezeichnung irrer Zustände in vielen Gesetzbüchern vor; und vielleicht meint schon das römische Recht mit den bisher nach der Verschiedenheit ihrer Bedeutung noch nicht hinreichend beachteten: mente captus, demens und furiosus, dasselbe, was im Deutschen blödsinnig, wahnsinnig und rasend bezeichnet. Das preußische Landrecht nennt Rasende, Wahnsinnige und Blödsinnige ausschließlich; das sächsische Gesetzbuch führt ebenfalls diese drei an; das weimar'sche spricht von Rasenden, Wahnsinnigen und des Verstandes beraubten Personen. Auch das französische Civilgesetzbuch nennt als irre Zustände bloß imbécillité, démence und fureur. Diese Uebereinstimmungen kommen dem Richter entgegen, der nun in der ihnen entsprechenden Frage zugleich die Forderungen des Gesetzes und das ärztliche Bedürfniß einer naturgemäßen Anordnung der irren Zustände befriediget.

Welche von den bisher erwogenen Fragstellungen (und wir haben alle beachtenswerthen aufgeführt) sollen wir nun als die bessere wählen? Wo Befriedigendes und Unbefriedigendes sich einander so gegenüber stehen, da ist keine Wahl mehr. Wir sind auch hier wieder, wie so oft im Leben und Wirken, gedrängt anzuerkennen, daß das Alte, nach so manchem Neuen, doch das Bessere sey. Die Fragstellung, welche das Herkommen für sich hat, auf der die Verfügungen mehrerer Gesetzverfassungen ruhen, stellt sich uns als die rechte dar. Mag sie immerhin in neuerer Zeit getadelt worden seyn, wir haben im Vorigen dies an ihr Getadelte nach seinem Gehalt und außerdem auch ihre Vorzüge kennen gelernt. Indem wir indeß jene ältere Fragstellung für die bessere erklären, haben wir uns kei-

neswegens des Verdienstes zu rühmen, daß wir wiederherstellen, was etwa schon allgemein verworfen gewesen wäre, sondern wir wirken nur mit zu seiner Erhaltung, da die Fragstellung, der wir hier den Vorzug zugestehen müssen, bis jetzt bei den Gerichten in häufigem Gebrauch geblieben und noch in der letzteren Zeit von denkenden Männern, wie Kausch, Link und A. Meckel, als die am meisten genügende anerkannt worden ist.

Es braucht hier, nach dem was schon im Vorigen bemerkt worden, kaum noch erwähnt zu werden, daß das Gute, welches von der Fragstellung nach Blödsinn, Wahnsinn oder Tobsucht zu rühmen ist, nur dann von dieser Fragstellung gelten könne, wenn dieselbe, wie hier angegeben, auf alle drei genannte Zustände zugleich gerichtet wird und nicht auf einen oder auch auf zwei allein. Wo jenes geschähe, da könnte der Richter verschulden, daß der Arzt den nicht genannten, entweder als einen einfachen für sich bestehenden oder als einen mit anderen zusammengesetzten Zustand, unbeachtet liesse. Und bewahrte auch den Arzt seine eigne Umsicht hiervor, so würde er doch, wenn er in seiner Antwort von Zuständen spräche, die der Richter in seiner Frage nicht genannt hat, diese eben dadurch für unvollständig, für nicht genügend zu Veranlassung einer umfassenden ärztlichen Untersuchung, also auch zu einer gesetzmäßigen Aufstellung für untauglich erklären.

Daß der Blödsinn, der Wahnsinn, die Tobsucht, worauf die Frage des Richters gestellt ist, vollkommen und unvollkommen seyn können, versteht sich von selbst; jeder psychische Zustand ist einer gradweisen Verschiedenheit fähig. Der Richter braucht also nur nach Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht schlechthin zu fragen; ob diese Zustände, wo sie vorhanden sind, vollkommen oder unvollkommen entwickelt seyen, wird ihm der Arzt schon sagen. Weiß er dann, was diese Zu-

stände in ihrer vollständigen Entwickelung vor dem Gesetze gelten, so wird er danach zu ermessen haben, welche rechtliche Beziehungen den unvollständig entwickelten, den zwischen jenen vollkommnen und der Gesundheit in der Mitte stehenden zukommen, in welches Urtheil sich der Arzt nicht zu mischen hat.

Was unter den Ausdrücken Blödsinn, Wahnsinn und Tobsucht zu verstehen sey, muß der Arzt wissen. Es wäre verkehrt, wenn der Richter, oder auch selbst wenn der Gesetzgeber ihm dies sagen wollte. Was diese ihm sagten, müßten sie doch erst von Aerzten gelernt haben, und da der Gerichtsarzt auf sein Amt geprüft ist, so ist die Annahme unstatthaft, daß jene es von Aerzten wüßten, die besser unterrichtet seyen als er. Dazu kommt, daß das ärztliche Wissen kein durch positive Satzungen abgeschlossenes ist, so daß die Definition eines Krankheitszustandes, welche der jetzigen Zeit genügt, leicht von der nächstfolgenden als mangelhaft erkannt werden kann. Soll nun durch gesetzliche Satzungen, durch richterliche Ueberlieferung das wissenschaftlich Fortschreitende unwissenschaftlich fixirt werden? Wir können hier nicht anders als demjenigen vollständig beistimmen, was schon Hoffbauer (die Psychologie in ihren Hauptanwendungen auf die Rechtspflege §. 8, Anmerk.) treffend über diesen Gegenstand gesagt hat.

Die ursachlichen Bedingungen, welche den irren Zustand erzeugt haben, braucht der Arzt dem Richter nicht anzugeben. Es ist nicht bloß nicht nöthig, da es dem Richter für seine Beurtheilung des irren Zustandes einerlei seyn muß, ob jemand durch eine gestörte Fieberkrisis oder durch die Nachricht von dem Verlust eines geliebten Gegenstandes in diesen Zustand versetzt ward; sondern es wäre auch selbst schädlich, da hier den Vermuthungen der weiteste Spielraum geöffnet würde. Jenes, daß es den Richter für seine

Beurtheilung des irren Zustandes nicht angehe, woraus dieser entstanden, erkennen selbst juristische Schriftsteller an; wer aber dieser Anerkennung ohngeachtet zwischen psychischer Krankheit aus einem Fieber, einer Hirnentzündung, und psychischer Krankheit aus Gemüthsbewegungen, aus Leidenschaften, einen Unterschied gemacht wissen wollte, würde sich selbst widersprechen.

Daß aber der Arzt dem Richter die Gründe darlege, warum er den von ihm beurtheilten Zustand Blödsinn, Wahnsinn oder Tobsucht, in vollkommener oder unvollkommener Entwickelung, nennt, wird schon deshalb nothwendig, weil der Fall eintreten kann, daß die Entscheidung des zuerst befragten Arztes einer andern ärztlichen Behörde zur Beurtheilung vorgelegt wird. Wenn es nun auch den Richter weiter nicht angeht, um welcher Facta willen der Arzt den vorliegenden Fall so oder anders benannte, so muß doch jene Behörde, wenn sie die Gründe des zuerst zu Rath gezogenen Arztes prüfen soll, dieselben erst kennen. Es hat ferner die in Untersuchung stehende Person das Recht zu fordern, daß für sie die Verhandlungen, nach denen über ihren psychischen Zustand entschieden ward, vollständig zu den Akten gegeben werden, sollte sie auch für den Augenblick unfähig seyn dieselben einzusehen. Es muß endlich der Anwald, sey es nun ein vom Staat bestellter oder ein der in Untersuchung stehenden Person dienender, der das ärztliche Gutachten zu prüfen Pflicht oder Neigung hat, zu diesem Endzweck die Gründe kennen, auf denen es ruht.

Wo der Arzt sich auf die Frage des Richters aus den vorliegenden Thatsachen nicht zu entscheiden weiß, da hat er ebenfalls die Gründe anzugeben, weshalb er die Frage auf diese Weise erwiedert. Auch hier müssen diese Gründe einer anderen ärztlichen Behörde zur Prüfung vorgelegt werden können, wenn es nöthig scheint, eine solche über den Fall zu befragen.

So durch die Frage des Richters auf die rechtlich anerkannten Zustände verwiesen, in der Entscheidung über das Daseyn oder Nichtdaseyn dieser Zustände frei, durch die Verpflichtung, die Gründe seiner Entscheidung darzulegen, aber wieder gebunden, steht der Arzt in dem rechten Verhältniß zu wohlthätiger Wirksamkeit für den Schutz der Unschuldigen und Erkennung der Schuldigen. Er ist hier gebundener als bei den Fragstellungen auf Zurechnungsfähig, Vernunftgebrauch, Freiseyn oder Unfreiseyn rc., denn je bestimmter die Frage ist und je mehr sie die Abschweifung auf philosophische und juristische Lehren ausschließt, desto weniger Raum gibt sie der ärztlichen Willkühr. Im Aerztlichen muß aber der Arzt zu urtheilen haben; wer anders wie er kann entscheiden, wo ein psychisch-kranker Zustand vorhanden ist und ob dieser Zustand Blödsinn, Wahnsinn oder Tobsucht heißen soll!

Freilich bleiben hier noch immer Schwierigkeiten der Entscheidung übrig, und sogar solche, im Objekt liegende, die sich nie ganz werden beseitigen lassen. Andere sind indeß der Art, daß schon der Einzelne sie besiegen kann; wieder andere wird das Zusammenwirken Mehrerer beseitigen. Vor nachlässiger Erforschung und Beurtheilung des in Frage gestellten Falls warnt den Arzt sein Pflichtgefühl und seine Verantwortlichkeit; ist er also nur hinreichend unterrichtet, so wird er das Seinige thun. Was hier helfen kann, sind Belehrungen der Medicin-Studirenden durch gründliche Vorträge über die Pathologie und Semiotik der irren Zustände, eine hiemit verbundene Gelegenheit, daß der junge Arzt unter guter Leitung Irre beobachten und mit denselben umgehen lernen könne, und Schriften über diese Zustände, die über dieselben nicht bloß phantasiren und polemisiren, wie ein solches eitles Treiben sich in der neueren Zeit in Deutschland hat geltend machen wollen, sondern die

dieselben, zunächst von allen theoretischen Deutungen absehend, naturhistorisch schildern, dann die Ausmittelung derselben, das Examen der Irren, gründlich kennen lehren und hierauf eine auf Erfahrung beruhende Diagnostik der verschiedenen Arten und Formen, wie der Arzt dieselbe theils zu seinem gerichtlichen, theils zu seinem Heil-Geschäft gebraucht, naturgetreu aufstellen. Haben wir erst solche Mittel, und wird dann nur der tüchtig befundene als gerichtlicher Arzt angestellt, so wird auch dem Richter, wenn er auf die rechte Weise fragt und der Fall es zuläßt, eine seinem Bedürfniß und der Absicht des Gesetzgebers genügende Antwort nicht ermangeln.

Verbesserungen für Heft 1.

Seite 158	Zeile	9 v. u.	lies Sitz statt Reiz.
— 160	—	4 v. u.	lies Denkens statt Denkers.
— 163	—	4 v. o.	lies mittelbar statt unmittelbar.
— 169	—	7 v. o.	lies mochte statt möchte.
— 175	—	4 v. o.	lies Scene statt Sinne.
— 185	—	10 v. u.	lies und statt in.

Ueber die Veränderung des Seelenseyns und die Veränderung der Seelenbeziehung.

Von

Nasse.

Für den Streit über die Veränderlichkeit oder Unveränderlichkeit der Seele, in welchem die Verschiedenheit der Meinungen sich zu dem Aeußersten gesteigert hat, daß auf der einen Seite die Seele als sich unwandelbar gleich bleibend, auf der anderen als ein im unabläßigen Wechsel sich anders gestaltendes dargestellt wird, bietet sich ein beachtenswerther Anhaltpunkt in der genaueren Festsetzung dessen dar, was unter dem Ausdruck veränderlich verstanden werden soll. Wir können, wollen wir gründlich zu Werke gehn, nicht umhin, diesem in der Unbestimmtheit vielleicht Entscheidung Bringenden unsere Aufmerksamkeit zu widmen.

Was Herbart in seinen Hauptpunkten der Metaphysik §. 4—6 und seiner Physiologie als Wissenschaft, Th. I. §. 33. für die Theorie der Veränderung festgestellt hat, kann uns hier zur Grundlage dienen. Und demselben trefflichen Forscher folgen wir hier denn auch in der Bestimmung der Begriffe Wesen und Kraft.

Wie das Seyn eines Dinges zu unterscheiden ist von dem Zusammen des Dinges mit andern, so auch die Veränderung des Seyns von der dieses Zusammens. Beide Ver-

änderungen haben mit einander gemein, daß in ihnen etwas anderes zu Stande kommt, als was vorher da war; aber dies Etwas ist in beiden wesentlich verschieden.

Eine Veränderung erster Art wandelt das Ding, welches sie betrifft, zwar nicht nothwendig um; sie setzt aber in demselben wenigstens einzelne neue Merkmale. Wegen der veränderten Merkmale ist dann die Complexion eine andere, wegen der beharrenden ist es dieselbe. Aber so wenig der veränderten Merkmale auch sind, es ist doch jedesmal eine Veränderung in dem, was das Ding ist.

Die Veränderung der zweiten Art ändert nur die Beziehungen, die Accidenzen des Dinges in dessen Zusammen mit andern. Da aber das Zusammen, die in diesem entstehende Kraft eines Dinges verschieden ist von dem Seyn des Dinges, so kann dieses Seyn mitten in dem Wechsel solcher Akte unangetastet bleiben; statt daß jene erste Art von Veränderung i n dem Dinge geschieht, geschieht diese a n dem Dinge.

Jene Veränderung der ersten Art, die wir im Folgenden der Kürze wegen stets eine des Seyns nennen wollen, ist auch jedesmal mit einer der zweiten, mit einer der Beziehung, verbunden, die verschiedenen Grades, bald merklich, bald nur unmerklich, entwickelt seyn kann. Auf der Gränze zwischen beiden, der Seynsveränderung und der Beziehungsveränderung, ist die Affection des Seyns nur eine bloße Störung, bei der das Ding in Selbsterhaltung thätig ist.

Veränderungen des Seyns zeigen uns die Zersetzungen und Verbindungen, womit sich der Chemiker beschäftigt. Wir sehen hier völlige Umwandlungen, in denen alles bis auf die Gegenwart des Gewichts oder des beharrlichen Merkmals der Materie wechselt. Aber auch schon die geringeren Veränderungen, wo z. B. ein durchsichtiger Körper durch schwache Oxydation sich an seiner Oberfläche trübt, gehören hierher.

Veränderungen der Beziehung sind die Ortsveränderungen, welche die Physik betrachtet. Wo in diesen Ortsveränderungen das Seyn des in seiner Stelle veränderten Körpers elektrisch, magnetisch ꝛc. afficirt wird, da ist Störung mit Selbsterhaltung. Wenn hingegen die Lichtverbreitung aus einem leuchtenden, die Schwingungsverbreitung aus einem erschütterten Körper durch die Umgebung dieses Körpers mehr oder weniger afficirt wird, so ist das bloße Störung der Wirksamkeit ohne Affektion des Seyns, reine Veränderung der Beziehung.

Aus dem Vorigen ergeben sich nun nachstehende Kriterien zur Unterscheidung einer Veränderung des Seyns von einer der Beziehung:

1) In der Veränderung des Seyns wird das Ding ein anderes. Die objective Betrachtung zeigt es als ein solches, und fühlt es sich, so muß es sich als ein anderes fühlen.

2) Aus der Veränderung des Seyns muß die Wiederherstellung schwieriger seyn, als aus der Veränderung der Beziehung, und nur unter besonders günstigen Bedingungen mag es gelingen, daß eine Veränderung jener Art ganz aufgehoben werde.

3) Ein Ding ist um so gewisser bloß in seiner Beziehung zu einem andern verändert, je mehr sich die Merkmale 1 und 2 mit einer offenbaren Seynsveränderung in diesem andern verbinden.

Wollen wir nun diese Kriterien für die Untersuchung, welcher Art die psychischen Veränderungen seyen, deren wir uns in den verschiedenen Zuständen und Verrichtungen unsers Lebens bewußt werden, in Anwendung bringen, so entsteht uns zunächst die Frage, ob wir auch zu einer solchen Anwendung derselben auf diesen Gegenstand berechtigt sind. Wir werden indeß zugestehn müssen, daß diese Berechtigung vorhanden sey.

Die Seele ist; nur Mißverstand kann sie für ein bloßes Attribut des Körpers erklären. Das, was sie ist, ist allerdings ein anderes, als das des Körpers; in dem Seyn sind aber beide sich einander gleich.

Da der mit der Seele verbundene Leib nothwendig ein Seyn außer der Seele ist, deren Ineinanderwirken von dem zwischen zwei anderen, zwar innig, aber doch vergänglich verbundenen nicht wesentlich verschieden seyn kann, so sind wir auch berechtigt, die sonst geltenden Gesetze der Beziehung als ebenfalls hier geltend in Anwendung zu ziehn.

Sehen wir nun nach, was uns zunächst die verschiedenen Zustände des Menschenlebens zur Unterscheidung von Seyns- und Beziehungsveränderungen der Seele darbieten, so finden wir hier Folgendes:

1) Es sagt dem Menschen sein Bewußtseyn nichts von gänzlichen Umänderungen seines Seelenseyns; er fühlt sich, so lange er sich fühlt, derselbe. Welcher Art im tiefen Schlafe, im Schlagflusse, in tiefer Ohnmacht das Seelenseyn sey, ist uns zwar verborgen, weil aus diesen Zuständen die Erinnerung fehlt; aber der aus ihnen Erwachende ist sich bewußt, daß er mit dem, vor dem Eintritt des seiner Erinnerung verschlossenen Zustandes, wesentlich derselbe sey, er hat noch die Fähigkeit zu denselben Seelenakten, noch dieselbe sittliche Richtung, noch dieselbe Kraft, diese zu bewahren oder zu verändern.

2) Für das Daseyn einer Veränderung, die zwar nicht umwandelnd, jedoch für das Eigenthümliche der Menschennatur wesentlich ist, sind dagegen Beweise vorhanden. Innere und äußere Zeugnisse vereinigen sich hier zu einem übereinstimmenden Ausdruck.

Es sagt dem Menschen sein Bewußtseyn von einer solchen, das Eigenste seines Seelenseyns angehenden Veränderung. Er fühlt, daß er, dieser Veränderung sich hingebend,

wesentlich verändert seyn würde; er fühlt, ihr hingegeben, daß er es ist.

Er hebt ferner diese Veränderung, ist sie einmal zu Stande gekommen, nur allmählig, nur langsam wieder auf, wie er auch nur langsan in sie eingeht. Plötzliche Veränderungen sind hier, wenn es deren anders giebt, wenigstens sehr selten, und zu einer vollkommenen gehören besonders fördernde Bedingungen.

Es ist hier endlich, wie lebhaft auch die Seele die Veränderung fühlt, doch an ihrem leiblichen Gefährten durchaus keine bemerkbar. Auch können Veränderungen von diesem sie hier nicht wiederherstellen; nur ein in ihr selbst begonnener Akt vermag es.

Unverkennbar stellt sich uns hiernach der Uebergang des Menschen zum Guten und zum Bösen als eine Veränderung des Seyns der Seele dar, und wenn auch als keine bloß dieses Seyn angehende, doch wenigstens als eine die Veränderung der Beziehung nur als Folge herbeiführende.

3) Den vollsten Gegensatz gegen diese Art von Veränderung, wo der Mensch sich im Innersten anders fühlt, ohne daß doch der Grund dazu in seinem Körper zu erkennen wäre, zeigen uns diejenigen Zustände, die schon ein nur eben bewußtes Gefühl von jenen mit sittlicher Umwandlung verbundenen unterscheidet, die wissenschaftliche Betrachtung aber völlig von ihnen scheiden muß: die Zustände gestörter Sinnesthätigkeit im Wachen und innerhalb der Gränzen des Schlafs.

Da ein Theil dieser Zustände unserer Erinnerung verschlossen ist, so können wir über den Ausspruch des Gefühls in diesen nicht urtheilen. In denjenigen aber, aus welchen uns die Erinnerung von dem Ausspruch dieser Stimme in ihnen Zeugniß giebt, findet sich keine Wahrnehmung eines solchen innersten Andersseyns, wie in jenen mit sittlicher

Abweichung verbundenen. Auch in dem klarsten Traume sind wir uns nichts der Art bewußt; nach dem Erwachen erkennen wir zwar, daß ein objectloses Spiel von Bildern uns getäuscht hat, aber wir unterscheiden in einem sicheren Gefühle, daß wir, aller dieser Täuschung ungeachtet, dieselben geblieben sind, wir fühlen uns genöthigt, dieß Spiel von Bildern nicht in unser Wesen, und obschon nicht außer uns, doch auch nicht als unsere eigene That in uns zu setzen.

Es sind jene Veränderungen in den Sinnesstörungen im Schwindel, in der Verwirrung ꝛc. ferner der Art, daß sie, wie sie leicht in uns entstehen, auch leicht in uns schwinden. Dabei geschieht dieses Schwinden so vollständig, daß in ihm eine völlige Wiederherstellung des vorher da gewesenen Zustandes der gewöhnliche Fall ist. Auch der verworrenste Traum zeigt dasselbe; wir fühlen uns nach ihm zwar körperlich anders, aber in uns dieselben Neigungen, dieselben Bestrebungen wieder, wie den Abend zuvor, und alle über Träume, Nachtwandeln, hellsehendes Schlafwachen ꝛc. vorhandenen Erfahrungen berechtigen uns nicht zu dem Ausspruch, das je ein Mensch in einem innerhalb der Pforten des Schlafes liegenden Zustande seine sittliche Richtung geändert habe.

Daß auch der tiefere, sowohl dem Einfluß der Seele auf die Bewegungen ihres Körpers, als der Erinnerung nicht offen stehende Schlaf nur zu den Veränderungen der Seelenbeziehung gehöre, wird aus mehreren Gründen wahrscheinlich. Das Gefühl schweigt hier zwar; aber die vollständige Wiederherstellung, deren wir uns nach einem solchen Schlafe bewußt sind, so wie die anerkannte Veränderung des Körperlichen, die mit ihm verbunden ist, sprechen entscheidend dafür, daß jene Ansicht Grund habe.

4) Ein Vereinigendes jener beiden, der Affection des Seelenseyns und einer entwickelten Beziehungsveränderung,

stellen uns die Zustände der Leidenschaft dar. Die frei beginnende Seelenbeschränkung, die in ihnen jedesmal, wenn auch nicht immer so eingreifend und andauernd, wie in dem unter 2 betrachteten Uebergange, mehr oder weniger vorhanden ist, hat Sinnesverwirrungen, Schwindel, Taumel ꝛc., also offenbare Störungen der Beziehung theils zu Begleitern, theils zum Gefolge, und unterscheidet sich dadurch wesentlich von jenen vorher erwähnten Vorgängen.

Indeß fühlen wir unser Seelenseyn in der leidenschaftlichen Aufwallung deutlich von dem in der Ruhe verschieden. Da der Zustand der Ruhe hier kurz vorherging, so können wir hier eine Vergleichung anstellen, und das Ergebniß dieser Vergleichung berechtigt uns zu dem Schlusse, daß auch in einem fortdauernden leidenschaftlichen Zustande, auch bei Mangel jenes Gefühls, die Veränderung dieselbe sey.

Wie jede sittliche Abweichung, kann allerdings auch die Leidenschaft aus kleinen Anfängen beginnen. Hat sie indeß einmal eine gewisse Höhe erreicht, so weicht sie nur vermittelst eines mächtigen Seelenkampfs, und wohl selten verlöschen ihre Spuren ganz.

Bei diesen Zeichen einer Veränderung des Seelenseyns kann dann die jede leidenschaftliche Aufwallung begleitende Körperveränderung nur beweisen, daß neben der Veränderung des Seyns auch eine der Beziehung Statt finde, die zugleich für den Körper ergreifender ist, als die unter 2 betrachtete, mehr reflectirende, Verderbniß der Seele.

5) Noch fordert hier eine Art Zustände für unsere Aufgabe Beachtung, die auf der einen Seite offenbar der Sinnesverwirrung, dem Rausch, dem Traume innig verwandt ist, auf der andern aber mit leidenschaftlichen Aufregungen in nahem Zusammenhang zu stehen scheint: das psychische Krankseyn, das Irrseyn. Was stellt dieses einer unbefangenen Betrachtung dar: eine Veränderung des Seelen-

seyns oder eine der bloßen Seelenbeziehung? Wenden wir auch hier die oben geltend gemachten Kriterien an.

Zwar fehlt die Aussage des Bewußtseyns für die entwickelteren Formen des Blödsinns immer, für die Tobsucht in der Regel; befragt man indeß verstandesschwach gewordene Greise um das Verhältniß ihres dermaligen Zustandes zu ihrem früheren, noch ungestört geisteskräftigen, so äußern sie keineswegs, daß sie sich, jene Schwäche und die der Sinne und der Muskelkraft ausgenommen, psychisch anders fühlen wie früher. Für unsere Untersuchung hiermit übereinstimmend ist, daß Personen mit fixem Wahnsinn, die unter allen Irren wohl noch am ersten sich zu besinnen im Stande sind, bei Erwähnung ihrer Metamorphosen zu Millionären, zu Kaisern, zu Gesandten Gottes stets nur, aus eigenem Antrieb oder befragt, von Veränderungen reden, die ihr Verhältniß zu einem Aeußeren, zur Natur, zu den Menschen, zu Gottes Einfluß auf die Welt ꝛc., nie aber von solchen, die ihren eigenen Seelenzustand angehen. Die vom Irrseyn Genesenen sind sich bewußt, daß das ihre Vorstellungen Beschränkende, Verfälschende, daß die Befangenheit ihres Empfindens und Wollens gewichen sey; sie fühlen sich, auf ihren Krankheitszustand zurückblickend, wie aus einem Traume erwacht; aber sie wissen auch von keiner andern Veränderung in sich, als ein aus einem Traum Erwachender.

Wie rasch jemand in psychische Krankheit verfallen könne, ist bekannt. Plötzliche Wiederherstellungen aus ihr gelingen wenigstens der Natur nicht selten, wenn auch die Kunst sich nur auf langsame versteht; hat man doch selbst Fälle eines plötzlichen Aufhörens von lange dagewesenem Blödsinn. Und waren diese von der Natur rasch herbei geführten Wiederherstellungen auch nicht sämmtlich vollständig, so sind doch solcher vollständigen genug vorhanden, um die Möglichkeit dieses Uebergangs außer allen Zweifel zu setzen.

Daß Regelwidrigkeiten des Körpers, sey es nun in dessen Bau oder in dessen Verrichtungen oder in diesen beiden zugleich, das Entstehen psychischer Krankheiten bedingen, thun treue Beobachtung und wissenschaftliche Erwägung so entscheidend dar, daß auch die ausgesuchtesten Scheingründe es nur in immer helleres Licht zu stellen vermögen. Auch wo sittliche Abweichung zur Erzeugung der psychischen Krankheit mitwirkt, muß doch jedesmal, bevor jemand auf diese Weise erkranken kann, eine Regelwidrigkeit des Körpers hinzukommen, und der nach leidenschaftlicher Aufregung eingetretene Wahnsinn verhält sich für diese Bedingung ganz so, wie der ohne alle Verschuldung des Erkrankten durch ein Fieber, eine Absonderungsstockung, eine Verletzung entstandene; das Sittliche steht zu der nächsten Ursache der psychischen Krankheit nur in einem entfernten und zufälligen Verhältniß.

Dieß alles weist uns auf eine bloße Beziehungsveränderung auch für die psychische Krankheit hin. Daß der Traum, dieser nahe Verwandte des Wahnsinns, und die von dem tieferen Blödsinn psychisch nur um eine geringe Abstufung verschiedenen Zustände der im Schlagfluß, oder im epileptischen Anfall Liegenden, allen Kriterien nach sich ebenfalls als bloße Beziehungsveränderungen darstellen, tritt mit jenem Resultat in volle Uebereinstimmung. Und dergestalt wäre uns denn nur eine einzige Veränderung des Seelenseyns erwiesen: die in unserer Richtung auf Gut und Böse. Denn das, was in der Leidenschaft nicht bloß den Körper, die Aufregung oder Herabstimmung des Nerven- und Gefäßsystems angeht, ist eben auch eine Abweichung der Seele in ihrem sittlichen Zustande.

Schon das im Sprachgebrauch sich ausdrückende Bewußtseyn unterscheidet, was wir hier auf wissenschaftlichem Wege als ein Verschiedenes anzuerkennen genöthigt worden. Wir sagen bei Veränderung unserer Gesinnung, es sey eine

Veränderung in uns vorgegangen; wir reden hingegen, nach einem Wechsel in unserer Sinneswahrnehmung, in unseren Vorstellungen von Veränderungen an uns. Es stimmt mit jener Unterscheidung ferner das auf unser Gefühl gegründete Urtheil, womit nach wir diese Veränderungen uns und Anderen zur Schuld oder Nichtschuld anrechnen. Nicht minder fühlen wir uns zu dem Vertrauen gedrungen, daß die Zustände der Sinnesbefangenheit, des intellektuellen Irrthums und der psychischen Krankheit mit diesem Leben endigen, hingegen die, welche wir in der vorhergehenden Untersuchung als Veränderungen des Seelenseyns anzuerkennen genöthigt waren, über dasselbe hinauswirken.

Betrachten wir nun für unsere Aufgabe nach den Zuständen die verschiedenen Akte der Seele, welche von jenen die Bestandtheile bilden, so werden wir auch hier einen verschiedenen Antheil des Seelenseyns und der Seelenbeziehung an dem Betrachteten anerkennen müssen. Sowohl die in Selbstbestimmung bestehenden Akte der Seele, als die der Selbstbestimmung entzogenen zeigen uns diesen Unterschied.

Allerdings geht überall die Selbstbestimmung von der Seele aus; es fragt sich aber, in welchem Maaße eine Seyns- oder Beziehungsveränderung dieser letzteren daran Antheil habe. Von einer lange fortgesetzten willkührlichen Muskelbewegung fühlt die Seele nichts, außer etwa eine Schwere, eine Bewegungsunfähigkeit in den thätig gewesenen Gliedmaaßen; einer Wiederherstellung bedarf sie hier nicht im mindesten; und die offenbare Veränderung der Reizbarkeit und des Blutverhältnisses der bewegt gewesenen Muskeln stimmt hiermit zu gleichem Beweise überein. Das solchergestalt bei der Bewegung Vorgehende deutet nun auch für andere willkührliche Bestimmungen unserer Organe, der Sinnesnerven bei der Thätigkeit des äußeren Sinnes, der Gehirntheile beim Denken, auf wesentlich gleiche Vorgänge

hin. Wirklich fühlen wir nach angestrengtem Aufmerken auf Gesichtsgegenstände beim Beobachten, auf Zahlencombinationen beim Rechnen, zwar deutlich das Auge, den Kopf angegriffen, aber keine Veränderung unseres geistigen Seyns, und lassen wir nur die gebrauchten Organe ausruhen, so können wir sogleich, ohne daß wir uns einer in uns vorgehenden Wiederherstellung bewußt werden, zu einer andern Seelenverrichtung, z. B. zum Anhören und Gefühls-Innewerden von Musik mit großer psychischer Leichtigkeit übergehen, welche sämmtliche Thatsachen sich denn offenbar dafür vereinigen, daß überall, wo die Seele in Beziehung zum Körper handelt, ihr Seyn wenigstens weit minder afficirt werde, als eben ihre Beziehung.

Prüfen wir die Seelenakte, abgesehen von dem Antheil der Selbstbestimmung an ihnen, nach Maaßgabe der zuvor aufgestellten Kriterien, so stellt sich uns vor Allem das Bilden von Vorstellungen, und zwar sowohl das aus gegenwärtigen Sinneserregungen wie das ohne Gegenwart dieser wiederhohlende und in diesen Wiederhohlungen umbildende, als ein auf vorwaltende und wohl selbst ausschließliche Beziehungsveränderung Hindeutendes dar. Wir erwerben Tausende von Vorstellungen, sammeln Gedächtnißschätze und verlieren sie wieder, während wir uns doch mitten in diesem Wechsel, wenn er nicht unser sittliches Verhältniß berührt, in unserem eigensten Seyn als unverändert dieselben fühlen. Einschlafen und Wiedererwachen zeigen uns ferner in der alltäglichsten Erfahrung, daß große Reihen, ja ganze Systeme von Vorstellungen in einem Nu uns verschwinden, und ebenfalls in einem Nu wieder da seyn können. Wir müssen endlich anerkennen, daß zum Bilden, zum Behalten und Wiederbilden von Vorstellungen körperliche Veränderungen, wenigstens in den Funktionen, wenn auch keine sinnlich wahrnehmbaren in Form und Mischung, nothwendige Bedingungen sind.

Die verschiedenen Gefühle führen kein gleiches Bewußtseyn von psychischer Veränderung mit sich und in manchen sind wir zu ergriffen, um uns selbst unbefangen beobachten zu können; nirgends aber ist in uns das Bewußtseyn von einer Veränderung unseres Seyns so sicher, so klar, als bei Umwandlungen unserer sittlichen, unserer religiösen Stellung. Wie gewaltig auch manche Gefühle die Seele fesseln, es ist doch nur zu bekannt, daß Heftigkeit und Innigkeit hier keineswegs gleichbedeutend sind. Die Seele stellt sich von heftigen Rührungen augenblicklich wieder her, das Erwachen hemmt plötzlich die bedrängteste Trauer wie die lebhafteste Freude des Träumenden. Dieser Wechsel der Gefühle im Traum und Wachen, so wie die Umstimmung der Neigungen gegen Freunde und Verwandte bei Irren, liefern uns den Beweis, wieviel der Einfluß des Körpers, sey es nun durch Veränderung der Vorstellungen, oder sey es durch unmittelbare Umstimmung der Gefühle an diesen Regungen Antheil habe. Kein im Wachen gut Gesinnter wird hingegen im Traum nach Bösem trachten, und Gottesgefühl und Gewissen offenbaren sich auch in dem Irren noch, so weit dieser durch verständliche Aeußerungen seine innern Regungen darzulegen vermag.

Die Uebereinstimmung der Resultate aus der vorstehenden Betrachtung liefert uns nun Stoff zur Beantwortung der Frage, wiefern es ein Wachsen der Seele gebe, und was demnach unter diesem Ausdruck, wo er von Schriftstellern gebraucht wird, naturgemäß zu verstehen sey.

Daß wir zunehmen an Kenntnissen, an der Fertigkeit, die einmal da gewesenen Vorstellungen wiederhervorzurufen, zu verknüpfen und zu sondern, in der Bildung zur Aufmerksamkeit, zur Selbstbestimmung, in der Neigung zum Guten und Bösen; alles das ist eine unläugbare Sache. Aber haben wir darum ein Recht, das von Raumverhältnissen entlehnte Wort Wach-

sen auf das Seyn und Wirken der Seele anzuwenden? Das zu thun ist gegen das natürliche Gefühl, wie dieses sich im Sprachgebrauch ausspricht, welcher von keiner wachsenden oder abnehmenden Seele, von keiner größer oder kleiner werdenden, (da auch die ungewöhnlichen Ausdrücke große und kleine Seele nur ein constant bleibendes Verhältniß des Gemüths bezeichnen), nicht einmal von einem Wachsen der absoluteren Seelenthätigkeiten, der Vernunft, der Phantasie, wissen will. Wissenschaftliche Gründe müssen hier also gegen jenes Gefühl den Ausschlag geben.

Mit Recht unterscheiden wir die Verrichtungen eines Vermögens von dem Vermögen selbst. Wir thun dieß für Materielles, warum nicht für die Seele! Während das electrische Vermögen eines Conductors weder wächst noch fällt, wächst oder fällt doch in diesem die Verrichtung des Funkengebens, je nachdem der ihm nahe gebrachte Auslader von anderer Beschaffenheit ist. Die Verrichtung eines Dinges ist demnach ein Produkt von zwei Faktoren, dem eigenen Seyn des Dinges und dem Zusammenseyn desselben mit andern Dingen. Welchen Antheil an dem Wechsel der Verrichtungen hat nun bei denen der Seele das Seyn der Seele und ihr Zusammen mit dem Körper? Die Vordersätze zu der Entscheidung hierüber liegen schon in dem Vorigen; wir finden gerade die Verrichtungen, die dem Wachsen unterworfen sind, in bloßer Beziehungsveränderung gegründet.

Es spricht hierfür schon die anerkannte Thatsache, daß der Verstand nicht vor Jahren kommt, daß zu dem, was man Reife des Urtheils nennt, ein gewisses Alter gehört. Gewiß kann einer bereits vor diesem Alter viel Kenntnisse sammeln und sich vielseitig geistig üben; dennoch hebt auch ein solcher Fall das Naturgesetz, daß zu jener Reife eine gewisse Körperentwickelung erforderlich sey, nicht auf. Dem Entwickelungsgang des Körpers entgegen ist das angestrengteste Stre-

ben vergeblich; vor dem rechten Alter bleibt alles unsicher und flüchtig; und der Körper zeigt hier selbst durch sein Erkranken, wie innig er in die Entwickelung des Geistes verflochten ist. Nur er hat Jugend und Alter, während von einer jungen oder alten Seele zu sprechen uns sowohl die Wissenschaft wehrt als der Sprachgebrauch.

Es wächst im Lernen, in der Uebung der Aufmerksamkeit, der Stärkung des Gedächtnisses die Macht der Seele über den Körper; sie gewinnt hier aber keine neue Kraft, sondern sie gebraucht nur die ihr angestammte in Beherrschung des Körpers, der vermittelst dieses Gebrauchs für ihre Einwirkung fähiger wird; es wächst ihre in diesem Gebrauch bestehende Verrichtung, nicht aber sie selbst in ihrem Seyn, das nur der eine in dem bloßen Beziehungswechsel unveränderte Faktor dieser Verrichtung ist.

Es wächst im Menschen die Macht des Guten; hier ist aber nicht bloß Gebrauch angestammter Fähigkeit, sondern Steigerung dieser durch selbstthätige Veränderung und höheren Beistand. Die Seele nähert sich dem Urquell des Guten; da der aber unveränderlich ist, so kann hier allein sie das Veränderte seyn. Eben so geschieht es allein durch eine Veränderung ihres Seyns, wenn sie, jenem Beistand entsagend, das Böse in sich aufkeimen läßt. Welche Umwandelung bei diesem Wechsel in ihrer eigenthümlichen Natur vorgehe, ist uns freilich verborgen; von einem Wachsen und Abnehmen will indeß auch hier das im Sprachgebrauch sich offenbarende Gefühl nichts wissen, und die wissenschaftliche Sprache wird, wo von einem unter der Zeitform existirenden Wesen und dessen innersten Umwandlungen die Rede ist, mit Recht einen Ausdruck vermeiden, der den entschiedenen Mangel hat, daß er selbst für Raumverhältnisse keine andere als quantitative Veränderungen zu bezeichnen vermag.

Aus den vorgehenden Betrachtungen mögen wir uns

nun deuten, wieviel in jenen sich einander entgegenstehenden Lehren, von denen die eine die größte Veränderlichkeit, die andere die völlige Unveränderlichkeit der Seele behauptet, wahr sey oder falsch. Die Seele ist in ihrem Seyn nicht so veränderlich, daß sie in demselben mit jeder Sinnesregung, mit jeder Wendung der Gedanken wechselte; sie ist anderntheils nicht so unveränderlich, daß sie auch bei ihrer sittlichen Veredlung und Entartung in ihrem Seyn dieselbe bliebe.

Die Lehre, die Seele sey einem steten Wechsel unterworfen, beruht auf dem die naturgemäße Ansicht des menschlichen Daseyns entstellenden Verfahren, wie die sogenannte reine Psychologie, in fortwährender Uebertretung ihres eigenen Gebots, sich dasselbe zur Aufgabe macht, die Seelenthätigkeiten zu betrachten, absehend von der dieselben fortwährend begleitenden Mitwirkung des Körpers. Auf solche Weise die Seele sich ohne Beziehung zum Körper denkend, mußte man nun wohl allen Wechsel, der sie bloß in dieser Beziehung angeht, in sie selbst, in ihr beziehungsloses Seyn versetzen, hierbei auf ähnliche Weise verfahrend, wie derjenige es machen würde, der die wechselnden Brechungen der von einem leuchtenden Körper ausgehenden Strahlen als einen Beweis dafür ansehen wollte, daß dieser Körper selbst in stetem Wechsel begriffen sey.

Unbegründet gesteigerte Vorstellungen von der Vollkommenheit der menschlichen Seele, selbst der ins Erdenleben versenkten, bilden die Grundlage der entgegengesetzten Lehrmeinung von der absoluten Unveränderlichkeit der Seele. Indem man, mit Recht, nicht zugeben wollte, daß die Seele durch den Einfluß des Leibes eine andere werden könne, übersah man den Unterschied dieses Falls von dem, wo sie durch sich selbst eine andere wird; man dachte sie sich absolut unveränderlich, um sie nur nicht absolut veränderlich denken zu müssen. Ein gleiches Mißverständniß entsprang bei

Schriftstellern der letzten Zeit aus der Verwechselung der wohl begründeten Lehre, daß durch keine Art von irren Zuständen das Seelenseyn verändert werde, mit der, daß keine solche Veränderung bei dem psychisch Gesunden durch sittliche Vernachlässigung zu Stande kommen könne.

Uebrigens ist die Lehre, die wir im Vorigen als die richtige anerkennen mußten, so alt, wie die gründliche Betrachtung der Menschennatur. Platon stellt sie im Phädon in ihren Grundzügen dar. Die Seele ist, nach ihm, dem Unveränderlichen verwandt, demselben weit ähnlicher als der Leib, (nicht gleich, wie F. A. Carus in seiner Geschichte der Psychologie S. 278 diese Behauptung unrichtig dem Platon, eben aus dem Phädon, zuschreibt), sie geht, durch sich selbst betrachtend, zu jenem Reinen, Sichselbstgleichen, schwankt aber und irrt in ihrer Gemeinschaft mit dem Leibe.

Ueber das, was der Ausdruck: Wachsen der Seelenkräfte, naturgemäß bedeuten kann, hat sich in neuerer Zeit vielleicht niemand treffender geäußert, als Herder, wo er in seiner Preisschrift über den Ursprung der Sprache (sämmtliche Werke zur Philosophie und Geschichte, Th. 2, S. 43) »leichteren, stärkeren, vielfacheren Gebrauch« einer Kraft und den angestammten Besitz der Menschennatur als etwas wesentlich Verschiedenes scheidet.

Facta zum Beweise des großen Einflusses des Willens und der Einbildungskraft auf den physischen Theil des Menschen, sowohl im gesunden als im kranken Zustande, nebst einigen daraus hervorgehenden Reflexionen.

Von

Herrn Medicinalrath Dr. Günther
in Köln.

»Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn:« — unter diesem Titel schrieb Kant bekanntlich vor mehr als dreißig Jahren eine Abhandlung, in der er durch sein eignes Beispiel die Wahrheit dieser Behauptung zu erweisen sucht. Denn, wenn gleich die Aufgabe, die Wechselwirkung der Seele und des Leibes zu erklären, so wenig als die: wie überhaupt eine Gemeinschaft von Substanzen möglich sey, innerhalb der Sphäre der menschlichen Erkenntniß liegt, (da sie im eigentlichsten Verstande transcendent ist), weshalb wir uns in Betreff des Weitern auf dasjenige beziehen, was wir bereits in dem vierten Hefte des Jahrgangs 1824 dieser Zeitschrift hierüber gesagt, so überzeugt uns doch die Erfahrung, (den Gegenstand auf empirischem Wege erwogen), von der Realität dieser Wechselwirkung. Wir theilen hier einige Data zum Beweise des großen Einflusses der Seele auf den Körper mit, insofern dieser von dem Willen und der Einbildungskraft be-

dingt ist, da dieser Einfluß von dieser Seite im Allgemeinen bei weitem nicht so sehr gewürdigt zu werden scheint, als insofern derselbe von den heftigen Bewegungen der Seele in den verschiedenen Aeußerungen der Affekte, der Liebe, des Hasses, des Zorns rc., abhängt, welche für denjenigen Theil der Leser dieser Zeitschrift nicht ohne Interesse seyn dürften, dem die diesfalsigen ärztlichen Beobachtungen; als außer dem Gebiete seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen liegend weniger bekannt sind.

Daß wir gehen und ruhen, wenn wir wollen, dies oder jenes willkührlich vornehmen, sind einem Jeden bekannte Erscheinungen; daß wir aber durch Uebung unglaubliche Fertigkeiten in der Herrschaft des Willens über Organe des Körpers erlangen können, die sonst der Willkühr entzogen sind, daß wir mit einem festen ausdauernden Vorsatze manche Gefühle des Körpers, sowohl im kranken als gesunden Zustande, durch das Ablenken unserer Aufmerksamkeit und Richten derselben auf andere Gegenstände, unterdrücken oder zum Schweigen bringen können, so wie gegentheils selbst den Ausbruch wirklicher Krankheitserscheinungen durch die Macht der Imagination hervorgerufen, zu bewirken im Stande sind, liegt dem gewohnten Kreise der Beobachtung zu wenig nahe, als daß es nicht selbst zuweilen den Arzt überraschen sollte.

Mit Uebergehung des in mancher Hinsicht noch so problematischen Somnambulismus und seiner diesfalsigen, besonders in neueren Zeiten so sehr hervorgehobenen Erscheinungen, wollen wir uns nur auf dasjenige beschränken, was aus anderweitigen Erfahrungen der Aerzte und unbefangener Beobachter hervorgeht, wo die Glaublichkeit des Factums mit dem Interesse des Beobachters, wenigstens nicht so offenbar zu collidiren scheint, als es in den Geschichtserzählungen der Somnambulen leider! so häufig der Fall ist.

Wie vieles der Wille durch das Ablenken der Aufmerksamkeit auf das Krankheitsgefühl zur Beseitigung desselben vermag, drückt Hufeland in einer seiner Anmerkungen zu der oben erwähnten Kantschen Abhandlung recht naiv aus, wenn er von der arbeitenden Klasse der Menschen sagt, daß sie hauptsächlich deshalb weniger kränkele, weil sie keine Zeit habe, krank zu seyn, und also einer Menge Anwandlungen von Krankheiten entgehe, d. h. bei ihrer Arbeit sie vergesse, und dadurch wirklich überwinde und aufhebe, statt daß der Müssige, den Gefühlen nachgehend und sie pflegend, dadurch oft den Keim zu Krankheiten erst ausbildet: ein Umstand, der besonders die Leiden des Hypochondristen so sehr vervielfältigt. — Kant wußte seinen nächtlich quälenden Husten, welcher durch den Reiz der mit offenem Munde eingeathmeten Luft auf den Luftröhrenkopf erregt ward, dadurch zu hemmen, daß er die Aufmerksamkeit auf diesen Reiz so ablenkte, daß sie mit Anstrengung auf irgend ein Objekt gerichtet, und auf diese Weise das Ausstoßen der Luft gehemmt wurde, welches ihm, wie er es deutlich fühlte, das Blut ins Gesicht trieb, wobei der durch denselben Reiz herbeigerufene Speichel, die Wirkung dieses Reizes, nämlich die Ausstoßung der Luft, verhinderte, und ein Hinunterschlucken dieser Feuchtigkeit bewirkte. »Eine Gemüthsoperation«, setzt er hinzu, »zu der ein recht großer Grad des festen Vorsatzes erforderlich, der aber darum auch desto wohlthätiger ist.« — Wie heilsam ein solches Ablenken der Aufmerksamkeit von eigenen Leiden auf einen anderen, den Kranken interessirenden Gegenstand, sich erweißt, beobachtete ich mehr als einmal, so wie es andern Aerzten ebenfalls nicht entgangen seyn wird, wo während der Krankheit der Mutter, ihr geliebtes Kind erkrankte, und die nun eintretende Sorge für dieses sie ihre eigene Krankheit vergessen und sie genesen machte. — Auch in acuten, selbst

fieberhaften Krankheiten, vermag die Psyche, so lange sie noch Freiheit zu wirken hat, nicht wenig zur Herstellung des Kranken, nur daß man diesen Einfluß des festen Vorsatzes, als eine reine Wirkung des geistigen Theils des Menschen, nicht mit dem der allgemeinen Naturkraft verwechsele, welche sich hier als spezifische Lebenskraft äußert, und eine solche kritische Umänderung in Gesundheit, als eine bewußtlos handelnde Potenz, nach nothwendigen Gesetzen der Natur bewirkt, von der hier die Rede nicht ist, und worüber ich meine Ansichten vor mehreren Jahren im Septemberstück des Hufelandschen Journals vom Jahre 1823 ausgesprochen *). Den Einfluß der Imagination in dieser Hinsicht beweist schon das Zutrauen gewisser Kranken zu einer, oft nichts bedeutenden Arznei, wodurch nicht selten eine schnelle Besserung des Kranken herbeigeführt wird; ein andresmal bewirken gewisse Umgebungen diese heilsamen Aufregungen der Einbildungskraft. So wurde Marcus Herz in dem

*) Stahl, dessen Schriften jungen, und auch wohl manchen älteren, dem wilden Experimentiren sich hingebenden Aerzten, nicht genug empfohlen werden können, macht sich dieser Verwechselung, unbeschadet übrigens der Wahrheit seines Grundsatzes in praktischer Hinsicht, schuldig, wenn er, nachdem er das Bestreben der dem menschlichen Körper inwohnenden Seele, zur Erhaltung der Integrität desselben, auseinandergesetzt, sagt: Haec est vera illa Medicina naturae, qua sine medici externo consilio et auxilio multos homines sanari, jam pridem monuit Hippocrates. Haec est methodus illa αὐτοκρατικὴ, summae dignitatis, ad considerationem atque pensitationem solertissimam adhibendam, qua homines a gravissimis etiam quibuslibet morbis, sponte naturae (ut loquuntur), mortis periculum evadunt, et ad sanitatem revertuntur. G. E. Stahlii Theoria med. vera etc. Hal. 1708. 4. p. 79.)

hin. Wirklich fühlen wir nach angestrengtem Aufmerken auf Gesichtsgegenstände beim Beobachten, auf Zahlencombinationen beim Rechnen, zwar deutlich das Auge, den Kopf angegriffen, aber keine Veränderung unseres geistigen Seyns, und lassen wir nur die gebrauchten Organe ausruhen, so können wir sogleich, ohne daß wir uns einer in uns vorgehenden Wiederherstellung bewußt werden, zu einer andern Seelenverrichtung, z. B. zum Anhören und Gefühls-Innewerden von Musik mit großer psychischer Leichtigkeit übergehen, welche sämmtliche Thatsachen sich denn offenbar dafür vereinigen, daß überall, wo die Seele in Beziehung zum Körper handelt, ihr Seyn wenigstens weit minder afficirt werde, als eben ihre Beziehung.

Prüfen wir die Seelenakte, abgesehen von dem Antheil der Selbstbestimmung an ihnen, nach Maaßgabe der zuvor aufgestellten Kriterien, so stellt sich uns vor Allem das Bilden von Vorstellungen, und zwar sowohl das aus gegenwärtigen Sinneserregungen wie das ohne Gegenwart dieser wiederhohlende und in diesen Wiederhohlungen umbildende, als ein auf vorwaltende und wohl selbst ausschließliche Beziehungsveränderung Hindeutendes dar. Wir erwerben Tausende von Vorstellungen, sammeln Gedächtnißschätze und verlieren sie wieder, während wir uns doch mitten in diesem Wechsel, wenn er nicht unser sittliches Verhältniß berührt, in unserem eigensten Seyn als unverändert dieselben fühlen. Einschlafen und Wiedererwachen zeigen uns ferner in der alltäglichsten Erfahrung, daß große Reihen, ja ganze Systeme von Vorstellungen in einem Nu uns verschwinden, und ebenfalls in einem Nu wieder da seyn können. Wir müssen endlich anerkennen, daß zum Bilden, zum Behalten und Wiederbilden von Vorstellungen körperliche Veränderungen, wenigstens in den Funktionen, wenn auch keine sinnlich wahrnehmbaren in Form und Mischung, nothwendige Bedingungen sind.

Die verschiedenen Gefühle führen kein gleiches Bewußtseyn von psychischer Veränderung mit sich und in manchen sind wir zu ergriffen, um uns selbst unbefangen beobachten zu können; nirgends aber ist in uns das Bewußtseyn von einer Veränderung unseres Seyns so sicher, so klar, als bei Umwandlungen unserer sittlichen, unserer religiösen Stellung. Wie gewaltig auch manche Gefühle die Seele fesseln, es ist doch nur zu bekannt, daß Heftigkeit und Innigkeit hier keineswegs gleichbedeutend sind. Die Seele stellt sich von heftigen Rührungen augenblicklich wieder her, das Erwachen hemmt plötzlich die bedrängteste Trauer wie die lebhafteste Freude des Träumenden. Dieser Wechsel der Gefühle im Traum und Wachen, so wie die Umstimmung der Neigungen gegen Freunde und Verwandte bei Irren, liefern uns den Beweis, wieviel der Einfluß des Körpers, sey es nun durch Veränderung der Vorstellungen, oder sey es durch unmittelbare Umstimmung der Gefühle an diesen Regungen Antheil habe. Kein im Wachen gut Gesinnter wird hingegen im Traum nach Bösem trachten, und Gottesgefühl und Gewissen offenbaren sich auch in dem Irren noch, so weit dieser durch verständliche Aeußerungen seine innern Regungen darzulegen vermag.

Die Uebereinstimmung der Resultate aus der vorstehenden Betrachtung liefert uns nun Stoff zur Beantwortung der Frage, wiefern es ein Wachsen der Seele gebe, und was demnach unter diesem Ausdruck, wo er von Schriftstellern gebraucht wird, naturgemäß zu verstehen sey.

Daß wir zunehmen an Kenntnissen, an der Fertigkeit, die einmal da gewesenen Vorstellungen wiederhervorzurufen, zu verknüpfen und zu sondern, in der Bildung zur Aufmerksamkeit, zur Selbstbestimmung, in der Neigung zum Guten und Bösen, alles das ist eine unläugbare Sache. Aber haben wir darum ein Recht, das von Raumverhältnissen entlehnte Wort Wach-

sen auf das Seyn und Wirken der Seele anzuwenden? Das zu thun ist gegen das natürliche Gefühl, wie dieses sich im Sprachgebrauch ausspricht, welcher von keiner wachsenden oder abnehmenden Seele, von keiner größer oder kleiner werdenden, (da auch die ungewöhnlichen Ausdrücke große und kleine Seele nur ein constant bleibendes Verhältniß des Gemüths bezeichnen), nicht einmal von einem Wachsen der absoluteren Seelenthätigkeiten, der Vernunft, der Phantasie, wissen will. Wissenschaftliche Gründe müssen hier also gegen jenes Gefühl den Ausschlag geben.

Mit Recht unterscheiden wir die Verrichtungen eines Vermögens von dem Vermögen selbst. Wir thun dieß für Materielles, warum nicht für die Seele! Während das electrische Vermögen eines Conductors weder wächst noch fällt, wächst oder fällt doch in diesem die Verrichtung des Funkengebens, je nachdem der ihm nahe gebrachte Auslader von anderer Beschaffenheit ist. Die Verrichtung eines Dinges ist demnach ein Produkt von zwei Faktoren, dem eigenen Seyn des Dinges und dem Zusammenseyn desselben mit andern Dingen. Welchen Antheil an dem Wechsel der Verrichtungen hat nun bei denen der Seele das Seyn der Seele und ihr Zusammen mit dem Körper? Die Vordersätze zu der Entscheidung hierüber liegen schon in dem Vorigen; wir finden gerade die Verrichtungen, die dem Wachsen unterworfen sind, in bloßer Beziehungsveränderung gegründet.

Es spricht hierfür schon die anerkannte Thatsache, daß der Verstand nicht vor Jahren kommt, daß zu dem, was man Reife des Urtheils nennt, ein gewisses Alter gehört. Gewiß kann einer bereits vor diesem Alter viel Kenntnisse sammeln und sich vielseitig geistig üben; dennoch hebt auch ein solcher Fall das Naturgesetz, daß zu jener Reife eine gewisse Körperentwickelung erforderlich sey, nicht auf. Dem Entwickelungsgang des Körpers entgegen ist das angestrengteste Stre-

den vergeblich; vor dem rechten Alter bleibt alles unsicher und flüchtig; und der Körper zeigt hier selbst durch sein Erkranken, wie innig er in die Entwickelung des Geistes verflochten ist. Nur er hat Jugend und Alter, während von einer jungen oder alten Seele zu sprechen uns sowohl die Wissenschaft wehrt als der Sprachgebrauch.

Es wächst im Lernen, in der Uebung der Aufmerksamkeit, der Stärkung des Gedächtnisses die Macht der Seele über den Körper; sie gewinnt hier aber keine neue Kraft, sondern sie gebraucht nur die ihr angestammte in Beherrschung des Körpers, der vermittelst dieses Gebrauchs für ihre Einwirwirkung fähiger wird; es wächst ihre in diesem Gebrauch bestehende Verrichtung, nicht aber sie selbst in ihrem Seyn, das nur der eine in dem bloßen Beziehungswechsel unveränderte Faktor dieser Verrichtung ist.

Es wächst im Menschen die Macht des Guten; hier ist aber nicht bloß Gebrauch angestammter Fähigkeit, sondern Steigerung dieser durch selbstthätige Veränderung und höheren Beistand. Die Seele nähert sich dem Urquell des Guten; da der aber unveränderlich ist, so kann hier allein sie das Veränderte seyn. Eben so geschieht es allein durch eine Veränderung ihres Seyns, wenn sie, jenem Beistand entsagend, das Böse in sich aufkeimen läßt. Welche Umwandelung bei diesem Wechsel in ihrer eigenthümlichen Natur vorgehe, ist uns freilich verborgen; von einem Wachsen und Abnehmen will indeß auch hier das im Sprachgebrauch sich offenbarende Gefühl nichts wissen, und die wissenschaftliche Sprache wird, wo von einem unter der Zeitform existirenden Wesen und dessen innersten Umwandlungen die Rede ist, mit Recht einen Ausdruck vermeiden, der den entschiedenen Mangel hat, daß er selbst für Raumverhältnisse keine andere als quantitative Veränderungen zu bezeichnen vermag.

Aus den vorgehenden Betrachtungen mögen wir uns

nun deuten, wieviel in jenen sich einander entgegenstehenden Lehren, von denen die eine die größte Veränderlichkeit, die andere die völlige Unveränderlichkeit der Seele behauptet, wahr sey oder falsch. Die Seele ist in ihrem Seyn nicht so veränderlich, daß sie in demselben mit jeder Sinnesregung, mit jeder Wendung der Gedanken wechselte; sie ist andern-theils nicht so unveränderlich, daß sie auch bei ihrer sittlichen Veredlung und Entartung in ihrem Seyn dieselbe bliebe.

Die Lehre, die Seele sey einem steten Wechsel unterworfen, beruht auf dem die naturgemäße Ansicht des menschlichen Daseyns entstellenden Verfahren, wie die sogenannte reine Psychologie, in fortwährender Uebertretung ihres eigenen Gebots, sich dasselbe zur Aufgabe macht, die Seelenthätigkeiten zu betrachten, absehend von der dieselben fortwährend begleitenden Mitwirkung des Körpers. Auf solche Weise die Seele sich ohne Beziehung zum Körper denkend, mußte man nun wohl allen Wechsel, der sie bloß in dieser Beziehung angeht, in sie selbst, in ihr beziehungsloses Seyn versetzen, hierbei auf ähnliche Weise verfahrend, wie derjenige es machen würde, der die wechselnden Brechungen der von einem leuchtenden Körper ausgehenden Strahlen als einen Beweis dafür ansehen wollte, daß dieser Körper selbst in stetem Wechsel begriffen sey.

Unbegründet gesteigerte Vorstellungen von der Vollkommenheit der menschlichen Seele, selbst der ins Erdenleben versenkten, bilden die Grundlage der entgegengesetzten Lehrmeinung von der absoluten Unveränderlichkeit der Seele. Indem man, mit Recht, nicht zugeben wollte, daß die Seele durch den Einfluß des Leibes eine andere werden könne, übersah man den Unterschied dieses Falls von dem, wo sie durch sich selbst eine andere wird; man dachte sie sich absolut unveränderlich, um sie nur nicht absolut veränderlich denken zu müssen. Ein gleiches Mißverständniß entsprang bei

Schriftstellern der letzten Zeit aus der Verwechselung der wohl begründeten Lehre, daß durch keine Art von irren Zuständen das Seelenseyn verändert werde, mit der, daß keine solche Veränderung bei dem psychisch Gesunden durch sittliche Vernachläßigung zu Stande kommen könne.

Uebrigens ist die Lehre, die wir im Vorigen als die richtige anerkennen mußten, so alt, wie die gründliche Betrachtung der Menschennatur. Platon stellt sie im Phädon in ihren Grundzügen dar. Die Seele ist, nach ihm, dem Unveränderlichen verwandt, demselben weit ähnlicher als der Leib, (nicht gleich, wie F. A. Carus in seiner Geschichte der Psychologie S. 278 diese Behauptung unrichtig dem Platon, eben aus dem Phädon, zuschreibt), sie geht, durch sich selbst betrachtend, zu jenem Reinen, Sichselbstgleichen, schwankt aber und irrt in ihrer Gemeinschaft mit dem Leibe.

Ueber das, was der Ausdruck: Wachsen der Seelenkräfte, naturgemäß bedeuten kann, hat sich in neuerer Zeit vielleicht niemand treffender geäußert, als Herder, wo er in seiner Preisschrift über den Ursprung der Sprache (sämmtliche Werke zur Philosophie und Geschichte, Th. 2, S. 43) »leichteren, stärkeren, vielfacheren Gebrauch« einer Kraft und den angestammten Besitz der Menschennatur als etwas wesentlich Verschiedenes scheidet.

Facta zum Beweise des großen Einflusses des Willens und der Einbildungskraft auf den physischen Theil des Menschen, sowohl im gesunden als im kranken Zustande, nebst einigen daraus hervorgehenden Reflexionen.

Von
Herrn Medicinalrath Dr. Günther
in Köln.

»Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn:« — unter diesem Titel schrieb Kant bekanntlich vor mehr als dreißig Jahren eine Abhandlung, in der er durch sein eignes Beispiel die Wahrheit dieser Behauptung zu erweisen sucht. Denn, wenn gleich die Aufgabe. die Wechselwirkung der Seele und des Leibes zu erklären, so wenig als die: wie überhaupt eine Gemeinschaft von Substanzen möglich sey, innerhalb der Sphäre der menschlichen Erkenntniß liegt, (da sie im eigentlichsten Verstande transcendent ist), weshalb wir uns in Betreff des Weitern auf dasjenige beziehen, was wir bereits in dem vierten Hefte des Jahrgangs 1824 dieser Zeitschrift hierüber gesagt, so überzeugt uns doch die Erfahrung, (den Gegenstand auf empirischem Wege erwogen), von der Realität dieser Wechselwirkung. Wir theilen hier einige Data zum Beweise des großen Einflusses der Seele auf den Körper mit, insofern dieser von dem Willen und der Einbildungskraft be-

dingt ist, da dieser Einfluß von dieser Seite im Allgemeinen bei weitem nicht so sehr gewürdigt zu werden scheint, als insofern derselbe von den heftigen Bewegungen der Seele in den verschiedenen Aeußerungen der Affekte, der Liebe, des Hasses, des Zorns rc., abhängt, welche für denjenigen Theil der Leser dieser Zeitschrift nicht ohne Interesse seyn dürften, dem die diesfalsigen ärztlichen Beobachtungen; als außer dem Gebiete seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen liegend weniger bekannt sind.

Daß wir gehen und ruhen, wenn wir wollen, dies oder jenes willkührlich vornehmen, sind einem Jeden bekannte Erscheinungen; daß wir aber durch Uebung unglaubliche Fertigkeiten in der Herrschaft des Willens über Organe des Körpers erlangen können, die sonst der Willkühr entzogen sind, daß wir mit einem festen ausdauernden Vorsatze manche Gefühle des Körpers, sowohl im kranken als gesunden Zustande, durch das Ablenken unserer Aufmerksamkeit und Richten derselben auf andere Gegenstände, unterdrücken oder zum Schweigen bringen können, so wie gegentheils selbst den Ausbruch wirklicher Krankheitserscheinungen durch die Macht der Imagination hervorgerufen, zu bewirken im Stande sind, liegt dem gewohnten Kreise der Beobachtung zu wenig nahe, als daß es nicht selbst zuweilen den Arzt überraschen sollte.

Mit Uebergehung des in mancher Hinsicht noch so problematischen Somnambulismus und seiner diesfalsigen, besonders in neueren Zeiten so sehr hervorgehobenen Erscheinungen, wollen wir uns nur auf dasjenige beschränken, was aus anderweitigen Erfahrungen der Aerzte und unbefangener Beobachter hervorgeht, wo die Glaublichkeit des Factums mit dem Interesse des Beobachters, wenigstens nicht so offenbar zu collidiren scheint, als es in den Geschichtserzählungen der Somnambulen leider! so häufig der Fall ist.

Wie vieles der Wille durch das Ablenken der Aufmerksamkeit auf das Krankheitsgefühl zur Beseitigung desselben vermag, drückt Hufeland in einer seiner Anmerkungen zu der oben erwähnten Kantschen Abhandlung recht naiv aus, wenn er von der arbeitenden Klasse der Menschen sagt, daß sie hauptsächlich deshalb weniger kränkele, weil sie keine Zeit habe, krank zu seyn, und also einer Menge Anwandlungen von Krankheiten entgehe, d. h. bei ihrer Arbeit sie vergesse, und dadurch wirklich überwinde und aufhebe, statt daß der Müssige, den Gefühlen nachgehend und sie pflegend, dadurch oft den Keim zu Krankheiten erst ausbildet: ein Umstand, der besonders die Leiden des Hypochondristen so sehr vervielfältigt. — Kant wußte seinen nächtlich quälenden Husten, welcher durch den Reiz der mit offenem Munde eingeathmeten Luft auf den Luftröhrenkopf erregt ward, dadurch zu hemmen, daß er die Aufmerksamkeit auf diesen Reiz so ablenkte, daß sie mit Anstrengung auf irgend ein Objekt gerichtet, und auf diese Weise das Ausstoßen der Luft gehemmt wurde, welches ihm, wie er es deutlich fühlte, das Blut ins Gesicht trieb, wobei der durch denselben Reiz herbeigerufene Speichel, die Wirkung dieses Reizes, nämlich die Ausstoßung der Luft, verhinderte, und ein Hinunterschlucken dieser Feuchtigkeit bewirkte. »Eine Gemüthsoperation«, setzt er hinzu, »zu der ein recht großer Grad des festen Vorsatzes erforderlich, der aber darum auch desto wohlthätiger ist.« — Wie heilsam ein solches Ablenken der Aufmerksamkeit von eigenen Leiden auf einen anderen, den Kranken interessirenden Gegenstand, sich erweißt, beobachtete ich mehr als einmal, so wie es andern Aerzten ebenfalls nicht entgangen seyn wird, wo während der Krankheit der Mutter, ihr geliebtes Kind erkrankte, und die nun eintretende Sorge für dieses sie ihre eigene Krankheit vergessen und sie genesen machte. — Auch in acuten, selbst

fieberhaften Krankheiten, vermag die Psyche, so lange sie noch Freiheit zu wirken hat, nicht wenig zur Herstellung des Kranken, nur daß man diesen Einfluß des festen Vorsatzes, als eine reine Wirkung des geistigen Theils des Menschen, nicht mit dem der allgemeinen Naturkraft verwechsele, welche sich hier als spezifische Lebenskraft äußert, und eine solche kritische Umänderung in Gesundheit, als eine bewußtlos handelnde Potenz, nach nothwendigen Gesetzen der Natur bewirkt, von der hier die Rede nicht ist, und worüber ich meine Ansichten vor mehreren Jahren im Septemberstück des Hufelandschen Journals vom Jahre 1823 ausgesprochen *). Den Einfluß der Imagination in dieser Hinsicht beweist schon das Zutrauen gewisser Kranken zu einer, oft nichts bedeutenden Arznei, wodurch nicht selten eine schnelle Besserung des Kranken herbeigeführt wird; ein andresmal bewirken gewisse Umgebungen diese heilsamen Aufregungen der Einbildungskraft. So wurde Marcus Herz in dem

*) Stahl, dessen Schriften jungen, und auch wohl manchen älteren, dem wilden Experimentiren sich hingebenden Aerzten, nicht genug empfohlen werden können, macht sich dieser Verwechselung, unbeschadet übrigens der Wahrheit seines Grundsatzes in praktischer Hinsicht, schuldig, wenn er, nachdem er das Bestreben der dem menschlichen Körper inwohnenden Seele, zur Erhaltung der Integrität desselben, auseinandergesetzt, sagt: Haec est vera illa Medicina naturae, qua sine medici externo consilio et auxilio multos homines sanari, jam pridem monuit Hippocrates. Haec est methodus illa αὐτοκρατικὴ, summae dignitatis, ad considerationem atque pensitationem solertissimam adhibendam, qua homines a gravissimis etiam quibuslibet morbis, sponte naturae (ut loquuntur), mortis periculum evadunt, et ad sanitatem revertuntur. G. E. Stahlii Theoria med. vera etc. Hal. 1708. 4. p. 79.

Augenblick von einem, nach einer schweren Krankheit zurückgebliebenen Delirium befreit, als man ihn in sein gewohntes Studirzimmer brachte *). — Von der mächtigen Einwirkung der Imagination auf unsern physischen Zustand zeugen besonders folgende Beispiele. F. Hoffmann erzählt von einem jungen Menschen, der, nach dem vermeinten Anblick eines Gespenstes, in Convulsionen verfiel, wobei der sonderbare Umstand Statt fand, daß der Fuß, woran er von dem Gespenste ergriffen zu seyn glaubte, entzündet wurde und in wirkliche Eiterung überging **), so wie Wesener einen ähnlichen Fall berichtet ***), wo eine Kranke am Morgen die deutlichsten Striemen auf dem Rücken und den Armen zeigte, nachdem ihr Nachts geträumt hatte, sie sey heftig geschlagen worden. Diese letztere Beobachtung möchte indeß doch wohl ihre Erklärung in der umgekehrten Annahme finden, daß nämlich der Traum nicht die Striemen, sondern diese, als Ablagerung irgend eines Krankheitsstoffes, vielmehr den Traum zur Folge gehabt haben, wie ich etwas Aehnliches einmal an mir selbst erfahren, und bei einer übrigens gesund scheinenden Frau beobachtet, die mir Morgens einige stark auffallend blaue Flecken des Halses, Sugillationen ähnlich, zeigte, als sie Nachts geträumt, man habe sie erdrosseln wollen. — Tissot erzählt von einem Bauer, der, als er von einer Schlange träumte, die sich um seinen Hals geschlungen hatte, eine heftige Bewegung machte, und von dieser Zeit an

---

*) Brandis über psychische Heilmittel und Magnetismus. S. 82.

**) Morbus convulsivus a viso spectro; Ien. 1680.

***) Hufeland's und Harleß's Journal der pract. Heilk. 1818. St. 4.

täglich Zuckungen in dem nämlichen Arme hatte *). — Parry kannte eine Frau, in deren Brüsten eine starke Milchabsonderung vor sich ging, so oft sie ein Kind schreien hörte, obgleich sie schon lange nicht mehr gestillt hatte **). — Eine andere Frau, die schon dreizehnmal geboren hatte, glaubte alle Symptome der Schwangerschaft wieder an sich zu verspüren, litt an allen den Unpäßlichkeiten, die sie unter diesen Umständen bestanden hatte, und bekam sogar, genau am Ende ihrer Rechnung, die stärksten, mit Convulsionen verbundenen Wehen, die aber auf der Stelle cessirten, als zwei Geburtshelfer ihr erklärten, daß sie gar nicht schwanger sey ***). — Eben so weiß man Beispiele von Personen, die alle Zeichen der Wasserscheu hatten, und augenblicklich hergestellt wurden, als man ihnen die Versicherung geben konnte, daß das Thier, wovon sie gebissen worden, nicht rasend gewesen sey. — Selbst der Tod ist oft eine Folge der Wirkung einer abnormen Imagination. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht Hearne's Erzählung †) von dem Einflusse des unter den Wilden des nördlichen Amerika's herrschenden Glaubens an die Wunderkraft der Zauberer auf die Einbildungskraft dieser Menschen, bei denen sie insgemein von noch heftigerer Wirkung ist, als unter kultivirten Völkern. Einer dieser Wilden nämlich, Namens Matonabbi, der auch Hearne im Besitze übernatürlicher Kräfte glaubte, ersuchte diesen, einen Menschen, auf den er einen Haß geworfen hatte,

---

*) Abhandl. über die Nerven und deren Krankheiten, übersetzt von Ackermann, B. 3.

**) Elements of Pathology and Therapeutics Vol. I. p. 284.

***) Hufeland's und Harleß's J. d. pract. Heilk. B. 9. 1815.

†) Hearne's Reise nach dem nördl. Weltmeere, übersetzt von M. C. Sprengel S. 152.

durch Bezauberung zu tödten. Um ihm gefällig zu seyn und ohne üble Folgen zu ahnen, zeichnete Hearne verschiedene Figuren auf ein Papier, und übergab dieses dem Matonabbi mit der Weisung solches möglichst bekannt zu machen. Matonabbis Feind, der sich bei vollkommenem Wohlseyn befand, hörte kaum von diesem Papier, als er trübsinnig wurde, sich Nahrung zu nehmen weigerte, und in wenigen Tagen starb.

So manche andere bekannte Geschichte dieser Art, wohin z. B. die der Waisenkinder zu Hadrlem gehört, übergehe ich, so wie die mancherlei wunderbaren Erscheinungen und Phantasmen einer erhitzten Einbildungskraft, als nicht hierher gehörig, und verweise den Leser diesfalls an den vierten Band von Reil's Fieberlehre, wo mehrere derselben im dritten Kapitel gesammelt sind, so wie an die Collectanea Havniens. Vol. I. wo sich eine Menge Beobachtungen der Art findet. Auch erwähne ich nur im Vorbeigehen des, freilich noch immer nicht strenge erwiesenen Einflusses der Einbildungskraft der schwangern Mütter auf die Frucht, wovon die hierher gehörigen Beobachtungen doch wohl schwerlich alle zu bezweifeln seyn dürften, was auch für theoretische, wenig haltbare, Gründe, von mehreren, sonst anerkannt trefflichen Beobachtern, als einem Ludwig, Baldinger, Unzer, Chambon de Monteaux u. A. dagegen vorgebracht seyn mögen *). Nur eine Beobachtung von Sacombe **) kann ich nicht übergehen; sie ist folgende. Die Frau eines Fleischers mit Namen Truchet in der Straße Bon-puits St. Victor, gebar

*) Haller hat sie einer Kritik unterworfen in s. Element. Physiol. T. VIII. L. XXIX. etc.

**) Der Arzt als Geburtshelfer, aus dem Franz. des Herrn Sacombe, mit Anm. v. Dr. Christ. Kramp.

am zwei und zwanzigsten Dezember 1790 einen Knaben, dem ein ganzes Drittel der obern Lippe an der rechten Seite fehlte, von dem letzten Schneidezahn an bis an den Vereinigungswinkel der Lippen; außerdem mangelte ihm die Hälfte der Gaumendecke. Seine lebhaften hervorspringenden Augen gaben ihm ein abschreckendes Ansehn; die Zeugungstheile waren sehr geschwollen und äußerst entzündet, und eben so der Mund. Der Anblick eines so abscheulich aussehenden Kindes machte auf die unglückliche Mutter einen solchen Eindruck, daß sie von einem Kindbetterin-Faulfieber ergriffen wurde. Sacombe wurde deshalb am ein und dreißigsten Dez. zu der Kranken gerufen, bei welcher Gelegenheit man ihm das Kind zeigte, welches er ohne Entsetzen nicht ansehen konnte. Die Mutter sagte aus, daß sie dieses Unglück dem Eindruck zuschreibe, den der Anblick eines ihrem Neugebornen vollkommen ähnlichen Straßenbettlers auf sie gemacht habe. Sacombe suchte nun das Original eines so entsetzenden Abdruckes auf, und überzeugte sich durch seine Sinne von der Richtigkeit der Angabe. Denn das Kind lebte und der Unglückliche bettelte damals täglich sein Brod in den Gassen von Paris. — Auch das Thier ist gleichen Folgen von Eindrücken auf seine Einbildungskraft ausgesetzt. Eine trächtige Katze wurde zufällig von einer Magd auf den Schwanz getreten. Das Thier warf bald nachher fünf Junge, von denen vier einen Schwanz mit zur Welt brachten, dessen hinteres, nach der linken Seite gekehrtes Ende, mit dem vordern einen rechten Winkel machte, und welcher an der Spitze dieses Winkels einen Knoten von der Größe einer Erbse hatte *). Bechstein sagt nach eigner Erfahrung **), daß aus den Eiern

*) Transact. of the Linnean Society of London Vol. IX. p. 323.
**) Gemeinnützige Naturgesch. Deuschlands.

schwarzschwingiger Maskentauben, deren Jungen sonst nie in der Farbe von der ihrer eigentlichen Aeltern abweichen, rothschäckige, und einzelne rothe Flügel und Schwanzfedern besitzende Tauben auskriechen, wenn man sie durch rothgefleckte Schleiertauben (Col. cucullata) ausbrüten läßt. — Und wem ist aus der biblischen Geschichte nicht Jakobs Verfahren bekannt, durch das Vorhalten bunter Stäbe vor den Mutterschafen während des Bespringens, sich eine Heerde von mehrfarbigen Schaafen zu erzielen *)?

Von dem Einflusse des **Willens** auf die Bestimmung unseres körperlichen Zustandes, wovon bereits oben die Rede war, zeugen dann auch besonders noch so manche Beobachtungen von Menschen, die durch Uebung eine Fertigkeit erlangten, gewisse Organe ihres Körpers durch das bloße Wollen in Bewegung zu setzen, die im naturgemäßen Zustande der Willkühr durchaus entzogen sind. So erzählten **Baynard** und **Cheney** **) als Augenzeugen von einem Engländer, der die Bewegung des Herzens nach Willkühr abzuändern im Stande war. — **Blumenbach** sah einen Mann, der die Bewegung des Magens als Wiederkäuer nach Gefallen hervorbrachte, und andere Personen, die die Fähigkeit hatten, bei einer jedesmaligen Erinnerung an eine unangenehme Empfindung nach Willkühr sich eine fieberhafte Gänsehaut zu machen ***). — Ich selbst vermag den

*) 1. B. Mos. 30, 37 ff. Man vergleiche hier **David Michaelis** zwei Abhandl.: über den Einfluß der **Einbildungskraft der Mutter auf die Frucht**, und von der **Schaafzucht der Morgenländer**; in s. vermischten Schriften. Frankf. 1766.

) **Cheyne Treat. of nervous diseases, S. 307.

***) **Blumenbach's** Anfangsgründe der Physiol. aus dem Lat. von **Eyerel**, §. 294.

Schweiß in den Handflächen bloß durch meinen Willen, ohne die geringste Bewegung der Hände, fast augenblicklich hervorzubringen. — Perrault gedenkt eines Menschen, der sich willkührlich erbrechen konnte *), und Darwin eines Mannes, der sich durch willkührliche Anstrengung zu jeder Zeit binnen einer halben Stunde eine Darmausleerung zu bewirken vermochte **). — Beispiele von Menschen, die sich sogar nach Willkühr in eine Art von Scheintod zu versetzen im Stande waren, hat Martin gesammelt ***). — Fontana versichert es durch lange Uebung dahin gebracht zu haben, die Bewegungen des Herzens, der äußern Ohren und der Iris, ganz nach Willkühr hervorbringen und leiten zu können †). — Bei einigen Thieren, als den Hunden, den Katzen und den Vögeln, scheint die Bewegung der Iris von geistigen Eindrücken abzuhängen. »Die Bewegung der Pupille«, (sagt Porterfield ††), »geschieht von den Katzen ganz willkührlich, und es ist wohl der Vernunft gemäß, anzunehmen, daß diese bei dem Menschen anfangs gleichfalls von seinem Willen abhing, durch Gewohnheit und Anzug aber diese Fertigkeit verloren gegangen ist, und daher jetzt nur von der Wirkung des Lichts auf die Retina bei demselben erfolgt. Die Katze hat in dieser Hinsicht noch ihre ursprüngliche Freiheit erhalten, und zeigt das Vermögen, ihre Pupille nach Gefallen zusammenziehen und erweitern zu können, ohne sich dabei nach dem Einflusse des Lichtes auf

---

*) Oeuvres de Physique et de Mechanique, p. 278.

**) Zoonomie, übers. von Brandis, Th. 1. S. 63.

***) Abhandl. der Schwedischen Akad. J. 1777. S. 11. 12.

†) Neues Journ. der ausl. med. chir. Lit. herausgegeben von Harleß und Ritter. B. 5. St. 2.

††) Im 2. B. s. Treat. of the Eye p. 150. sq.

das Auge zu richten. Eben dieses glaube ich von den Vögeln behaupten zu dürfen. Denn der Dr. Monro, der jüngere, dieser geschickte und fleißige Zergliederer versichert noch, eine solche freiwillige Bewegung der Pupille bei den Papagaien häufig beobachtet zu haben, ohne solches dem Einflusse des Lichtes zuschreiben zu können«.

Wenn diese und ähnliche Beobachtungen und Erfahrungen, Aerzte und solche, welche Kranke umgeben, kräftig erinnern, den Kranken auf alle Weise dahin zu vermögen, sich nicht von seinen Gefühlen überwältigen zu lassen, vielmehr den Körper auch unter diesen Umständen der Herrschaft des Geistes möglichst zu unterwerfen, als einer Operation, welche die wichtigsten Hülfsmittel zur Herstellung seiner psychischen Gebrechen darbietet, so schwer dieses auch in manchen Fällen und manchem Kranken fallen mag, und so die Sphäre der psychischen Heilkunde immer mehr zu erweitern: so kräftigen diese auch andrerseits immer mehr unsern Glauben an die hohe Würde des menschlichen Geistes, der über den Staub erhaben, den er bewohnt, und der Bestimmung leben soll, alle Neigungen und Triebe, als von der psychischen Natur des Menschen unzertrennlich, der Pflicht unterzuordnen, und solche allein als Prinzip seines Willens anzuerkennen. Denn nur in der Befolgung von diesem lebt der Geist, und so erscheint das Leben des Geistes allein (mit Hufelands Worten zu reden) als wahres Leben.

Und berechtigen uns diese Thatsachen, welche so siegreich dem krassen Materialismus entgegenstehen, nicht auch zu einer höhern Idee von der geistigen Natur des Thiers, als wir demselben insgemein zugestehen, da nach dem, was wir hier vorgetragen, ein solcher Einfluß der Seele auf den physischen Theil desselben auch bei ihm nicht wohl zu

zu verkennen ist, indem es uns durchaus an allen Daten mangelt, für solche Erscheinungen einen materiellen Leiter aufzufinden! Zu einer solchen Annahme werden wir nothwendig hingezogen, und wenn wir gleich nicht unsers Leibnitz desfalsige Ansichten ihrem ganzen Umfange nach theilen, so können wir doch nicht umhin, bei dieser Gelegenheit folgende Stelle aus seiner bekannten Theodicee herzusetzen: »Ich halte dafür«, sagt er §. 90., »daß die Seelen, und durchgehends die einfachen Substanzen, nicht anders, als durch die Schöpfung ihren Anfang, und durch die gänzliche Vernichtung ihr Ende haben können. Und so wie es scheint, als ließe sich die Bildung der organischen beseelten Körper, in der Ordnung der Natur, nicht anders erklären, als wenn man schon eine organische Präformation voraussetzt, also habe ich daraus geschlossen, daß dasjenige, was wir die Zeugung eines Thiers nennen, nur bloß eine Verwandelung und Vergrößerung sey, und daß demzufolge, weil eben der Leib schon gebildet gewesen, zu glauben sey, daß er auch schon beseelt gewesen und eben die Seele gehabt. Ja ich schließe auch aus der Erhaltung der Seele, wenn sie einmal geschaffen worden, umgekehrt, daß das Thier gleichfalls erhalten werde, und daß der scheinbare Tod nichts anderes, als eine Entwickelung sey, indem gar nicht das geringste Ansehn vorhanden ist, daß es in der Ordnung der Natur von allen Körpern ganz abgesonderte Seelen gebe, noch auch, daß dasjenige durch die Kraft der Natur aufhören werde, was gar nicht natürlicher Weise anfängt«.

Sagt nicht auch der Apostel, (Röm. 8.), daß auch die Creatur frei werden solle von dem Dienste des Vergänglichen?

Ueber den Hunger und die übrigen Folgen der Entziehung von Speisen.

Von
Herrn Dr. Lucas,
prakt. Arzt zu Houverath bei Erkelenz.

Hunger ist dasjenige Gefühl, was uns antreibt Nahrungsmittel zu uns zu nehmen. Dieses Gefühl im normalen Verhältnisse, ist als ein kostbares Geschenk der über uns waltenden Natur anzusehen, indem es uns auffordert, etwas zu uns zu nehmen, ohne welches die Oekonomie unseres Körpers nicht bestehen kann. Es tritt daher auch, wenn die Verdauung vorüber ist, je nach Gewohnheit etwas früher oder später bei uns ein.

Mit dem Erscheinen des Hungers entsteht ein geringer Grad von Uebelkeit, eine gewisse Unruhe, Abgespanntheit des Geistes, eine nagende Empfindung in der Gegend der Herzgrube, so wie auch ein Kollern daselbst. Bald geht alles dieß vorüber und nur eine gewisse Leichtigkeit des Körpers, so wie eine Niedergeschlagenheit des Gemüths bleibt zurück, wenn jetzt keine Speisen genommen werden. Mit einem neuen Zeitpunkte aber, wo wir Nahrungsmittel zu uns zu nehmen gewohnt waren, treten die eben angeführten Erscheinungen auch wieder ein, und zwar in größerer Intensität, als das erstemal; die Phantasie schaft verschiedene Sorten von Speisen vor den Gaumen und der Mund wird von Speichel gefüllt. Dieser Speichel wird, wie er ausgesondert ist, verschluckt und ersetzt, in dem Magen angelangt, den Abgang einer von außen aufgenommenen

Nahrung zum Theil. Der Geist wird unruhig, und die Muskeln werden angetrieben, das, ohne welches der thierische Organismus nicht bestehen kann, herbei zu holen.

Je länger die Abstinenz dauert, desto mehr spricht sich dieses im Organismus aus. Der Geist wird schwach, die Kräfte sinken [1]), der Körper verliert an Gewicht, das Gesicht wird blaß [2]), der Puls wird selten, klein, unregelmäßig, die Athemzüge werden seltener, das Athmungsbedürfniß wird geringer, die Lungenausdünstung vermindert, die Temperatur des Körpers nimmt ab, der Durst wird vermehrt, die Stuhlausleerungen werden sparsam, die abgehenden Faeces sind hart und von schwarzer Farbe, der Urin wird, wenn auch das Getränk abgeht, nicht nur quantitativ vermindert, sondern auch qualitativ verändert, er bekommt einen größeren Gehalt an Harnstoff und gewinnt an specifischem Gewicht, die Absonderung des Speichels so wie auch die des obern Theils des Speisekanals nimmt ab, die Milch-, Saamen- und Eiterabsonderung hört gänzlich auf. Von der Hautausdünstung aber können wir sagen, daß sie nicht nur nicht vermindert, sondern sogar vermehrt werde. Das Blut geht nicht nur nicht eher in Fäulniß über, sondern es fault im Gegentheil später als das gesunder und gut genährter Thiere.

Diese eben angeführte Trägheit der Lebensverrichtungen ist wieder ein Beweis der sorgenden Mutter Natur für die Forterhaltung des Organismus. Dieser würde eher unter-

---

1) Höchstmerkwürdiges Beispiel von siebzehntägiger Ausdauer des Lebens mehrerer Menschen ohne Nahrung, der Kälte und dem Meere Preis gegeben. In Hufelands Journal der prakt. Heilk. 1811. Febr. St. II. S. 116.

2) Freiwilliger Hungertod, von dem Verhungerten selbst beschrieben. In Hufelands Journ. d. prakt. Heilk. Bd. XLVIII. St. III. S. 95. u. ff.

gehen, wenn alle Secretionen im normalen Maaße fortdauerten. Obgleich aber auch alle Secretionen, außer der der Haut vermindert sind, so würde dennoch das Leben nicht so lange unterhalten werden können, als es wirklich noch fortbesteht, wenn nicht auf zwei Wegen der Abgang von Speisen in etwas ersetzt würde. Diese sind a) Vermehrung der Lungenaufsaugung, b) Aussaugung der dem Körper eigenen Substanz, des thierischen Fettes besonders. Nur kurze Zeit dauere das Fasten, so schwindet schon das Fett; und daher denn Abmagerung des Körpers 3), Hervorragen der Knochen, Vorwalten der Längendimensionen vor denen der Breite 4), und Verminderung des Raumes der Unterleibshöhle 5). Dieser letzte Umstand hat noch eine Mit- und Hauptursache in dem Zusammenfallen des Speisekanals.

Werden nach einem längeren Fasten wieder Speisen aufgenommen, so ist das Gefühl des Hungers kaum zu stillen †). Wird eine große Menge von Speisen auf einmal

---

3) Haller elementa physiologiae vol. VI. pag. 165. — Sampson in Ephem. Nat. Curios. dec. 1. an. 3. observ. 173.

4) Thornton über die Natur der Gesundheit und die Gesetze des Nerven- und Muskelsystems. Aus dem Engl. von Roose. Göttingen 1801. S. 434.

5) Fabr. Hildanus de prodigiosa puellae Coloniensis inedia; in operibus, quae exstant Francofurti ad Moenum. An. 1682. Centur. II. obs. XL.

†) Als der Admiral Biron, Cap. Cheap und Hamilton beim Schiffbruch an der Westküste von Südamerika mondenlang Hunger und Strapatzen ausgestanden hatten, verschlangen sie in kurzer Zeit mehr Geflügel und Schinken, als zehn Leute mit gewöhnlichem Appetit würden gegessen haben. Hunter über die thierische Oekonomie; übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Scheller. Braunsch. 1813.

gereicht, so werden diese wegen der jetzt eingetretenen vermehrten Reitzbarkeit nicht mehr ertragen, sondern es entsteht nach dem Genusse derselben Erbrechen 6), heftiger Schmerz krampfhafter Art 7), Berauschung 8), Entzündung der Schleimhaut des Darmkanals *), plötzlicher oder allmähliger Tod 9).

Nicht sehr lange bleiben einige Thiere nahrungslos, ohne ihren eigenen Koth zu fressen. Eichhörnchen, welche ich einsperrte und ohne alle Nahrungsmittel hielt, waren schon am zweiten, Meerschweinchen am dritten und Kaninchen am vierten Tage lüstern nach dem Koth, den sie von sich gegeben hatten. Tauben bissen schon am zweiten Tage Holzspäne von den Wänden des Behälters, worin sie eingesperrt waren, und verschlangen sie. Daß der Wolf von Hungersnoth

---

6) Freiwilliger Hungertod a. a. O. — Stalpart v. d. Wiel obs. rarior. cent. II. 15. — Hufeland J. d. pr. H. Bd. 5. St. 3. S. 119.

7) Freiwilliger Hungertod a. a. O. — Eine lange Enthaltsamkeit, angeblich durch einen Engel befohlen, beobachtet von Ballin. In Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte. J. 1819, Heft 3, S. 460. — Some Account of the fasting woman at Titburg, who has at present lived above two years without food. By Benj. Grangen. Edinburgh medical and surgical Journal. 1809. Bd. 5. S. 319. u. f.

8) Thornton a. a. S. 439.

*) Laut eines von mir angestellten Versuches, welcher später angeführt werden wird.

9) Haller a. a. O. S. 183. — Hippocrates de victus rat. in morb. acut. sect. II. cap. I. — Abraham Kaau Boerhaave impetum faciens dictum Hippocratis. Lugdun. Batav. 1745. S. 459 u. 460. — Auch mehrere von mir angestellte Versuche an Meerschweinchen bestätigen dieses.

getrieben, Holz, Koth und Steine frißt, davon spricht Haller [10]). Menschen führt die längere Dauer des Hungers zur Verzweifelung, zum Delirium, zur Wuth [11]). Ja wird die Enthaltung bis aufs äußerste getrieben, so regt sie dieselben zu den grausamsten Thaten an. Daß ein Freund an den andern, Männer an ihre Weiber, Mütter an ihre Kinder gewaltsam Hand angelegt haben, davon liefert uns die Geschichte Beispiele [12]). Diejenigen aber, welche sich freiwillig den Hungertod zuzogen, blieben ruhig und ohne Gefahr für die Umstehenden bis ans Ende [13]).

Die letzte Scene, welche ich nach einer anhaltenden Entziehung von Nahrungsmitteln an Thieren beobachtete, drückte sich durch Erscheinungen von Aufregung des Gefäßsystemes und durch Convulsionen aus. Es möchte daher wohl passend seyn, diesen Zeitraum den fieberhaften zu nennen. Er tritt eine halbe oder höchstens eine ganze Stunde vor dem Ende des Lebens ein. Das erste Phänomen, wodurch er sich äußert, ist das, daß die Thiere, welche sich vor dieser Zeit noch immer auf den Beinen hielten, jetzt hinfallen und alle Viere von sich strecken. Das Athmen wird beschwerlich und häufig, der Herzschlag frequent, schnell, ungleich und aussetzend, die Augen starren, der Mund wird zuweilen krampfhaft aufgesperrt, die Extremitäten sind krampfhaft angezogen und die Muskeln des ganzen Rumpfes zucken.

---

10) Haller a. a. O. S. 182.

11) Haller a. a. O. S. 168.

12) Haller a. a. O. S. 182 u. 183. Siehe ferner noch die von Haller angeführten Schriften. Nic. Tulpii observat. med. Amstel. 1672. S. 78. ff.

13) Houttuyn in Hist. de l'Academie roy. des scienc. 1764. Von da übertragen in Samml. f. prakt. Aerzte Bd. 1, St. 2. S. 69. — Ballin a. a. O. — Hufel. Journ. a. a. O.

Morgagni [14]) beobachtete diese Zuckungen an einem jungen Hunde, den er von den Brüsten des alten wegnahm und ohne alle Nahrung hielt, den dritten Tag der Entziehung von Nahrung; derselbe starb am vierten Tag. Valsalva [15]) bemerkte Convulsionen an einer Frau, welche sechs Tage lang weder Speise noch Trank zu sich genommen hatte, eben vor ihrem Tode. Empfindung und Gehör scheinen die Thiere in diesem letzten Zeitraume noch zu haben: denn sie ziehen die Extremitäten an, wenn man diese kneipt, und fahren auf, wenn man einen Schall in ihrer Nähe hervorbringt. Valli [16]) fand, daß Thiere zwei bis drei Minuten, bevor sie Hungers sterben, dem Galvanismus ausgesetzt, keine Reizbarkeit mehr zeigen.

Belege zu einigen in der eben angeführten kurzen Uebersicht angegebenen Folgen der längeren Entziehung von Nahrungsmitteln *).

1. Vom Gewichtverluste des Körpers.

Robinson [17]) erwähnt, daß ein Mensch binnen vier und zwanzig Stunden vier Pfund an Gewicht verloren habe. Currie's Kranker, der wegen eines Leidens der Speise-

---

14) Morgagni de sedibus et causis morborum. T. II. Epist. XXVIII. p. 78.

15) Bei Morgagni a. a. O.

16) Valli über den zerstörenden Einfluß des Hungertodes auf die Elektrizität. In Göttlings und Hufelands Aufklärungen der Arzneiwissenschaft Weimar. 1793. S. 210.

*) Ich hielt es für passend, diesen Belegen eine kurze Uebersicht der Folgen des anhaltenden Fastens vorauszuschicken, damit das Bild derselben sich gedrängter darstelle.

17) Bei Haller a. a. O. S. 165.

röhre nicht schlingen konnte, nahm in etwas mehr als einem Monate Zeit hundert Pfund ab [18]).

Ein Kaninchen wog, als ich es einsperrte, um es den Hungertod sterben zu lassen, neun und funfzig Unzen; den neunten Tag der Entziehung von Nahrungsmitteln, eben vor seinem Ende, war es nur noch zwei und dreißig Unzen und zwei Drachmen schwer. Ein vierzehn Unzen und eine Drachme schweres Meerschweinchen, welches zu einem Hungerversuch diente, wurde in einen durchlöcherten irdenen Topf, worunter sich ein Gefäß, welches den Urin aufzufangen bestimmt war, befand, eingesperrt. Den andern Tag wog es nur noch zwölf Unzen und sieben Drachmen; durch den Urin hatte es sechs Drachmen und durch den Stuhlgang eine Drachme verloren. Den dritten Tag war das Gewicht des Körpers gleich eilf Unzen und sechs Drachmen, das des gelassenen Urins betrug drei Drachmen. Den vierten Tag wog es zehn Unzen und fünf Drachmen. Das Gewicht des abgegangenen Kothes betrug eine, das des gelassenen Urins zwei Drachmen. Ein Eichhörnchen (sciurus vulgaris) wog, als ich es einsperrte, um es zu Tode hungern zu lassen, sieben Unzen; den dritten Tag wog es nur noch vier und eine halbe Unze.

---

18) Jam. Currie über die Wirkungen des kalten und lauen Wassers; nach der zweiten Aufl. aus dem Engl. übers. von Michaelis. Leipz. 1801.

*) Eine merkwürdige Thatsache, die mit den hier angeführten contrastirt, gibt der nachstehend von Sorg Disquisitiones physiologicae circa respirationem insectorum et vermium etc. Rudolstadtii 1805, p. 114 erzählte Versuch.

Aliam araneam Diadema magnitudine ac elegantia formae priore neutiquam inferiorem captivam detinuimus in campana satis ampla, metiebatur enim pollices cubicos aeris atmosphaerici septuaginta octo, per integrum mensem Majum absque ullo cibo. Antea autem, ac ipsam

2) Von der Abweichung des Herz- und Arterienschlages.

Nach einem langen Fasten, sagt Haller [19], wird der Puls klein und in dem Herzen bleibt keine Bewegung mehr übrig. Bei allen Thieren, die ich meinen Hungerversuchen unterwarf, beobachtete ich, daß die Frequenz der Herzschläge mit jedem Tag der Entziehung von Nahrungsmitteln abnahm. Bei einem Kaninchen, bei dem, als ich es einsperrte, die Zahl der Herzschläge hundert und dreißig war, betrug sie den andern Tag nur hundert und funfzehn, den dritten hundert und zwei, den vierten fünf und achtzig, den fünften siebenzig, den sechsten wieder siebenzig, den siebenten sieben und sechzig. Das Herz eines Meerschweinchens, wel-

---

inclusimus, uberrima muscarum largitarum exsuctarumque copia satis superque turgidam vidimus. Abunde pasta ponderabat exacte gramma integrum et septem centigrammata. Mense, ut diximus, integro devoluto libertati captivae data examen aeris atmosphaerici respirati instituimus, simulque ponderis araneae nostrae Diadematis; ut quantam interea cibo nullo assumto fecerit illius jacturam inde innotesceret. At quis fidem habebit verbis nostris, dum adstruimus, non solum nihil perdidisse ponderis araneam, verum potius accrevisse quid; jam nunc enim pondus araneae aequiparabat gramma 1,083; quo viso ardor cuncta exactissime inquirendi eo nos perduxit, ut adeo ipsa textura ejus ponderaretur, cujus succus ceu pars araneae prima vice ponderatae in ratione fuit. Additis hinc 0,005 partibus grammatis, ceu pondere texturae, emergit augmentum ponderis 0,018 gr.; sicque totum pondus post captivitatem examinatum absolvit accurate una cum texturae pondere gramma 1,088. — Man vergleiche hiermit S. 45, wo von der Lungenaufsaugung die Rede seyn wird.

19) Haller a. a. O. S. 165.

ches zu meinem Versuch diente, schlug den ersten Tag hundert und acht und zwanzig mal, den andern Tag hundert und sechs und zwanzig, den dritten hundert und zwanzig, den vierten hundert mal.

3. Von dem geringern Athmungsbedürfniß.

Sorg [20]) beobachtete, daß wenn der Carabus auratus eben gefressen hatte, sich alle sechs Stigmata abwechselnd und in kurzen Zwischenräumen zusammenzogen. Hatte das Thier aber eine Zeitlang gehungert, so ging die Bewegung nicht mehr mit allen Luftlöchern gleichzeitig, sondern bald in diesem, bald in jenem, und dabei kraftlos und in langen Pausen vor sich. Als er ferner Insekten und Crustaceen, welche gehungert hatten, in mephitische Gasarten brachte, fand er, daß dieselben länger ausdauern konnten und weniger die Luft verdarben, als gesättigte und wohlgenährte [21]). Seguin [22]) verbrauchte nüchtern weniger Sauerstoff als nach dem Essen. Percival [23]) beobachtete ebenfalls, daß diejenigen Personen, welche keine Nahrung zu sich nehmen, länger in mephitischer Luft leben können, als gesättigte.

4. Von der Abnahme der Temperatur.

Martin †) fand, daß bei hungernden Thieren die Temperatur nach zwei Tagen um vier Grad abgenommen hatte. Ein junger Genfer Arzt hatte als Student zwei Tage gefastet, als sich bei ihm ein Gefühl von Kälte über den Kör-

---

20) A. a. O. S. 27. 46. 66. — Spallanzani Mémoir. sur la respiration.

21) Sorg a. a. O. sect. I. p. 33. u. p. 161.

22) Mém. de l'Academ. d. scienc. de Paris. ann. 1789. p. 572.

23) Manchester phys. and philosoph. transactions V. II. p. 303.

†) Martin bei Haller a. a. O. S. 166.

per und die Gliedmaaßen einstellte †). Ein Meerschweinchen, welches, als ich es einsperrte, eine Temperatur von 31° R. zeigte, hatte den andern Tag nur eine von 30, den zweiten von 29½, den dritten von 28, den vierten von 27 Graden. Ein Kaninchen, welches zu meinem Experiment diente, hatte eine Temperatur von 31° R.; den achten Tag des Hungerns aber stieg das Thermometer, an die rechte Seite der Brust gebracht, kaum auf 29°.

5. Von der Vermehrung des Durstes.

Elisabeth Woodweck, welche im Monat Februar unter dem Schnee vergraben war, worunter sie acht Tage lang ohne alle Nahrungsmittel zugebracht hatte, sagte, daß nach dem ersten Tage das Gefühl von Hunger bei ihr fast ganz verschwunden, der Durst aber, wogegen sie Schnee genommen habe, stark gewesen sey ††). Ein Kaufmann, welcher freiwillig den Hungertod wählte, klagte die ganze Zeit seines Leidens hindurch über nichts so sehr als über fürchterlichen Durst *). Zwei meiner Hunde, wovon der eine acht, der andere zehn Tage ohne alle feste Nahrungsmittel blieb, nahmen von dem ihnen vorgesetzten Wasser eine größere Menge zu sich, als wenn sie gefüttert waren.

6. Von der Verminderung der Stuhlausleerungen.

Aus allen bis jetzt vorhandenen Hungergeschichten **),

---

†) Percival bei Thornton a. a. O. p. 439.

††) A remarkable and well-authenticated case of a woman, surviving nearly eight days burried in the snow without food, has occurred this spring, near Impington in Cambridgeshire. Annals of medicine for the year 1799. By And. Duncan. Vol. IV. p. 501 bis 503.

*) Freiwilliger Hungertod a. a. O. des Hufel. Journ. der pr. Heilk. — Feiler Diätetik S. 168.

**) Forestus de inappetentia. Opera omnia. Francofurti 1560. III. S. 143 — Hildanus a. a. O. de prodigiosa puellae

so wie aus den von mir an Thieren angestellten Experimenten geht hervor, daß die Stuhlausleerungen zur Zeit der Entziehung von Nahrungsmitteln vermindert werden, und zwar steht die Verminderung dieser Ausleerungen in gleichem Verhältniß mit der Dauer des Fastens. Ein auffallendes Beispiel hiervon lesen wir in den medizinischen Versuchen und Bemerkungen der Edinburger Gesellschaft Bd. 5. Th. 2. S. 617, wo es heißt: Eine Person, welche lange Zeit ohne Nahrung blieb, hatte sechszehn Jahre lang jedes Jahr nur einmal Stuhlgang und zwar immer im Monat März. — Die Faeces werden dabei hart und schwarz. Sie glichen bei der eben angeführten Person einem Stück Rolltaback.

7. Von der quantitativen Verminderung und der qualitativen Abänderung des Urins.

a) Quantität. Forest beobachtete, daß bei einem Mädchen, welches eilf Jahre hindurch wenig feste und keine flüssige Nahrung genoß, doch eine mittelmäßige Menge Urin abging. Eva von gen End †21), welche ein Jahr lang ohne Speise und Trank blieb, hatte weder

---

Coloniensis inedia. — Haller a. a. O. S. 176. — Thornton a. a. O. — Höchstwerkwürdiges Beispiel von siebenzehntägiger Ausdauer des Lebens mehrerer Menschen ohne Nahrung, in der Kälte und dem offenen Meere Preis gegeben. In Hufel. Journ. der prak. Heilk. Bd. 5, St 3. S. 119. — Freiwilliger Hungert. nebst Sectionsbericht, mitgetheilt von Gerlach. In Hufel. angef. Journ. Bd. 10. St. 3. S. 181. ff. — Ballin a. a. O.

†21) Hildanus a. a. O. Centur. V. observ. XXXIII.

Stuhl- noch Urin-Ausleerungen. Anna More †[22]) ließ die letzten sieben Wochen ihrer Enthaltung von Speisen und Getränken keinen Urin; vor dieser Zeit aber, wo sie etwas trank, gab sie alle zwei bis drei Tage eine kleine Quantität Urin von sich. Bei Ballin's †[23]) Krankem richtete sich die Menge des abgehenden Urins nach der Menge der genossenen Flüssigkeiten. Ich fand die Quantität des Urins bei allen Thieren, welche weder fraßen noch tranken, mit jedem Tage vermindert. So ließ z. B. ein Meerschweinchen welches ich einsperrte und ohne alle Nahrung hielt, den ersten Tag eine Unze und eine und eine halbe Drachme Urin, den zweiten vier und eine halbe Drachme, den dritten ein und vierzig Gran, den vierten eine halbe Drachme.

b) Qualität des Urins. Nach Haller [24]) und Morgagni [25]) nimmt der Urin, wie jeder Saft des Körpers, beim Hungern eine Schärfe an. Haller bemerkt ferner, daß der Urin stinkend und trübe werde. Eccle's [26]) fand den Urin bei einer dreißig Tage fastenden Person, der alle vier und zwanzig Stunden ein Klystir von Brühen, Habergrütze und Eigelb gegeben wurde, wie den von gesunden Personen aussehend. Currie [27]) fand ihn bei seinem Halskranken,

---

†22) Some account of the fasting woman at Titburg, who has at present lived above two years without food; a. a. O. S. 321.

†23) In Nasse's Zeitschr. a. a. O.

24) A. a. O. S. 167.

25) De sedibus et causis morborum T. II. lib. III. epist. XXVIII.

26) Ein außerordentliches Fasten, das zuerst 34, und bald darauf 54 Tage währte. In den med. Vers. und Bem. der Edinburger Gesellschaft. Bd. 5. Thl. 2. S. 609. ff.

27) A. a. O. S. 259.

der einen Monat lang nichts durch den Mund zu sich nehmen konnte, überaus dunkelfarbig und unerträglich brennend. Ballin [28]) fand ihn bei seinem vierzig Tage fastenden Melancholikus nach dem Genuß des dritten Theiles einer mit Wein gemischten Pinte Wassers, beim Destilliren sehr reich an Wasser; ferner fand er ihn mehrmals von tiefgelber Farbe und mit einem reichlichen Niederschlag von Harnsäure versehen.

Was die Farbe des Urins betrifft, so habe ich diese nie verschieden gefunden von der des Urins gesättigter und wohl genährter Thiere; eben so habe ich den Urin weder stinkend noch getrübt, sondern immer klar gefunden. Er gab auch, wenn ich ihn stehen ließ, nicht eher einen faulen Geruch, als der von gesättigten Thieren gelassene.

Das specifische Gewicht des Urins von Thieren, welchen eine Zeitlang alle Nahrung entzogen war, habe ich immer höher gefunden als das der Thiere, welche noch nicht gefastet hatten, und zwar stieg dasselbe je nach der längeren Dauer der Enthaltung von Nahrung. So war z. B. das specifische Gewicht des Urins von einem Meerschweinchen, welches noch nicht gefastet hatte, 1,005; als dasselbe aber einen Tag nichts zu sich genommen hatte, war das Gewicht 1,008, den zweiten Tag 1,013, den dritten 1,016. Sehr merkwürdig verschieden fand ich den Urin eines Kaninchens, welches in sechs Tagen keine Nahrung bekommen hatte, von dem, welchen dasselbe gelassen hatte, als es noch gesättigt wurde, und zwar in Hinsicht des specifischen Gewichtes sowohl, als der Consistenz und des chemischen Verhaltens. Als ich nämlich dieses Thierchen einsperrte, um es Hungers sterben zu lassen, kam das Gewicht des von ihm gelassenen Urins gleich 1,012. Als das Thier aber bis zum sechsten Tag gefastet hatte, fand ich seinen Urin

---

28) A. a. O. S. 460.

von einer dickflüssigen, der kalten thierischen Gallerte ähnlichen Consistenz nnd von einem specifischen Gewicht, welches 1,042 gleich kam. (Auch in dem Diction. des scienc. medic. art. Faim. finde ich solcher Consistenz des Urins Erwähnung gethan). Er reagirte auf Lackmuspapier sauer, war von blaßgelber Farbe und hell. In chemischer Hinsicht stimmte er mit dem Urin eines gesättigten Kaninchens in folgenden Punkten überein: er gerann nicht beim Abdampfen, noch nach dem Zusatz von Essigsäure; wurde zu ihm Galläpfeltinktur hinzugesetzt, so ließ er einen flockigen Bodensatz von rothgelber Farbe fallen; mit essigsaurem Blei bildete er ein copiöses Sediment; er trübte sich und gab ein weisses Sediment mit hinzugesetzter Ammoniumflüssigkeit; durch Zusatz von Kalkwasser und Schwefelsäure erlitt er keine sichtbare Veränderung. Allein eine große Verschiedenheit ergab sich zwischen beiderlei Urin, wenn derselbe mit Salpetersäure behandelt wurde. Ich setzte zu acht und vierzig Gran Urin, welchen das fünf Tage hungernde Kaninchen gelassen hatte, zwei und vierzig Gran reine Salpetersäure. Gleich nach diesem Zusatz schied sich schon eine bedeutende Menge salpetersauren Harnstoffs aus, und zwar betrug dessen Gewicht nach drei Tagen, als ich ihn von der Mixtur durch das Filtrum getrennt hatte, sechs und zwanzig Gran, welche, getrocknet, acht Gran zurück ließen. Einer gleichen Quantität des Urins des andern Kaninchens, nämlich des gesättigten, wurde ebenfalls Salpetersäure zugesetzt und zwar auch zwei und vierzig Gran. Allein diese Mixtur ließ während diesen drei Tagen keine sichtbare Veränderung bemerken. Ich dampfte nach Verlauf dieser drei Tage beide Mixturen bis zu zwei Drittel ab, nachdem ich von jener den abgeschiedenen salpetersauren Harnstoff entfernt hatte. Zwei Tage nach dieser Abdampfung hatte sich aus jener Mixtur (aus der nämlich, die aus dem Urin von dem hungernden Kaninchen und Salpetersäure bestand) wieder

salpetersaurer Harnstoff krystallisirt und zwar fünf Gran; aus der andern Mixtur aber hatte sich während dieser Zeit nichts, als ein flockiges Sediment von gelber Farbe, abgeschieden.

Nach einer abermaligen Abdampfung beider Mixturen und zwar bis zu einem Drittel des Ganzen, schieden sich aus jener Mixtur wieder zwölf Gran salpetersaurer Harnstoff aus; aus dieser aber wieder nur ein flockiges gelbes Sediment, zwischen welchem jedoch einzelne Salzkrystalle befindlich waren. Ich lößte jetzt sowohl den salpetersauren Harnstoff, den ich aus dem Urin desjenigen Kaninchens, welches fünf Tage lang ohne Nahrung geblieben war, als auch das gelbe, flockige Sediment, sammt den einzelnen Krystallen, welche ich aus dem Urin des gesättigten Kaninchens bekommen hatte, vermittelst gelinder Wärme in destillirtem Brunnenwasser auf, — vor der Erwärmung setzte ich auch die noch übrig gebliebene Lauge von jeder Mixtur dem undestillirten Wasser zu — neutralisirte dann diese beiden neuen Mixturen durch Liquor kali carbonici. Nach vollkommener Neutralisation dampfte ich sie beide bis zur Hälfte ab, setzte dann rectificirten Weingeist hinzu, um vermittelst gelinder Wärme den Harnstoff von dem salpetersauren Kali zu trennen. Dieser Zersetzung wurde eine Zeit von acht und vierzig Stunden gegeben. Das Gewicht des Harnstoffs, den ich durch diese Behandlung aus dem Urin des fünf Tage fastenden Kaninchens gewonnen hatte, war gleich zwei und einem halben Gran. Der aus dem andern Urin erhaltene wog aber nur einen Gran.

Diese chemische Behandlung des Urins habe ich noch zweimal wiederhohlt und zwar jedesmal mit Urin von Meerschweinchen, welche fünf Tage lang ohne alle Nahrung gewesen waren. Ich habe aber auch zu gleicher Zeit jedesmal Urin von gesättigten und gut genährten Meerschweinchen auf die

nämliche Art behandelt, um nur den Unterschied der zwischen dem Urin dieser und jener Statt hatte, auffallend zu machen; und ich habe jedesmal das nämliche Ergebniß erhalten, das nämlich, daß der Urin von Thieren, welche eine Zeit lang ohne alle flüssige und feste Nahrung geblieben sind, mehr Harnstoff enthält, als der Urin gesättigter Thiere.

8. Von der vermehrten Hautausdünstung.

Es ist mir durch meine und Anderer beim Athmen erwähnte Versuche mehr als wahrscheinlich geworden, daß, wenn die Nahrungsmittel eine Zeit lang entzogen worden sind, die Hautausdünstung stärker sey. Bei sechs Hungerversuchen, wobei ich das Gewicht der Thiere selbst, so wie das des von diesen ausgesonderten Urines und Stuhles täglich untersuchte, fand ich nämlich, daß, obschon das Gewicht der abgegebenen Faeces und das des gelassenen Urines mit jedem Tage in der Regel abnahm, diese Thiere doch durchgehends eine solche Gewichtsabnahme erlitten, daß ich annehmen mußte, es müßten entweder die Haut oder die Lungen seyn, welche jetzt mehr ausgesondert hätten, als einen oder mehrere Tage vorher. So wog z. B. ein Meerschweinchen, als ich es einsperrte, dreizehn Unzen und neun und eine halbe Drachme. Den andern Tag wog es zwölf Unzen und sieben und eine halbe Drachme; durch die Nieren hatte es sechs Drachmen, durch den Stuhl eine Drachme verlohren. Den dritten Tag wog es eilf Unzen und sieben Drachmen; durch den Stuhl ging nichts ab, durch die Nieren aber drei Drachmen. Den vierten Tag war das Gewicht des Körpers zehn Unzen und vier Drachmen, das des gelassenen Urins zwei und das der abgegangenen Fäces eine Drachme. Zieht man nun jeden Tag das Gewicht des Urins und der Fäces von dem des ganzen Körpers ab, so ergiebt sich, daß das Thier-

chen durch Haut und Lungen am ersten Tag drei, den zweiten fünf und eine halbe Drachmen, am dritten aber eine Unze verlohren hat. Da ich nun durch Sorg's und Seguin's vorher angeführte Versuche wußte, daß die Lungen im hungernden Zustand der Thiere weniger ausscheiden als im gesättigten, so fand ich Grund anzunehmen, daß die mit der längern Dauer des Fastens verbundene Vermehrung der Gewichtsabnahme einer stärkeren Ausdünstung der Haut zuzuschreiben sey.

9. Von der Veränderung einiger anderer Absonderungen.

Was die Absonderungen der Milch, des Saamens und des Eiters betrifft, so hören diese nach Haller [29] auf; die Milch wird nach ihm ranzig; die Schlangen sondern kein Gift mehr ab, und der Biß derselben ist ohne Gefahr. Daß die Eiterabsonderung aufhöre, beobachtete auch Gerlach [30]. Daß die Menstruation bey einer längeren Enthaltung von Nahrungsmitteln aufhöre, ist zu erwarten, und geht auch fast aus allen Geschichten einer langen Enthaltung von Speisen hervor. Allein Forest [31] erwähnt, daß bei einem Mädchen, welches eilf Jahre lang nichts genoß als täglich ein kleines Stück Käse, dennoch die Menstruation Statt gefunden habe. Die abgehende Flüssigkeit war aber, wie er bemerkt, abnorm.

10. Von der Vermehrung der Auffaugung.

Daß die Auffaugung vermehrt sey, geht, glaube ich, hervor 1. aus der großen Abmagerung, welche dem Anfang der

29) A. a. O. S. 166.
30) A. a. O.
31) A. a. O. S. 143.

Entziehung von Nahrungsmitteln bald folgt; 2. aus dem Umstand, daß überhaupt eine stärkere Auffaugung Statt findet, wenn den Blutgefäßen ein Theil ihres Inhaltes entzogen wird. Da nun aber, wenn kein Chylus bereitet wird, auch die Menge des Blutes abnehmen muß, so ist es auch mehr als wahrscheinlich, daß bei längerer Enthaltung von Speisen eine ähnliche Wirkung in dem Körper hervorgebracht wird, wie durch einen Aderlaß. 3. Aus den Versuchen von Dumas [32]), welcher nämlich fand, daß die Flüssigkeiten, die er hungernde Hunde kurz vorher, als er sie tödtete, saufen ließ, schon ganz aufgesogen waren, als er die Thiere öffnete. 4. Aus der Beobachtung, daß bei den am Hungertod gestorbenen Thieren das Fett meistens verschwunden ist.

Was die Lungenauffaugung betrifft, so fehlt es nicht an Thatsachen, welche beweisen, daß eine Vermehrung derselben Statt habe, wenn dem Körper eine Zeit lang keine Nahrung durch den Mund zugeführt worden ist. Während einer langen und mühseeligen Schiffarth, heißt es in Dupont's Mémoires sur différens sujets: Seconde édition; Paris 1813, S. 13), wo wir uns nach den Umständen richten mußten, hatte ich mehrmals Gelegenheit mit vieler Gewißheit zu erkennen, daß die Quantität von Wasser, welche ein Mensch ausschied, das Doppelte von der überschritt, welche er trank, mitgerechnet selbst diejenige, welche durch andere Nahrungsmittel eingeführt ward. Durch welches andere Organ sollte nun aber diese vermehrte Aufnahme von Flüssigkeiten Statt gehabt haben, als durch die Lungen?

---

32) Dumas sur les causes de la faim et de la soif im Journ. général de médecine, T. XVI. S. 193. Von da übertragen in Samml. für pr. Aerzte. Bd. 21. St. 3.

Cruikshank's [33]) Kranker, der wegen einer Striktur der Speiseröhre innerhalb zwei Monaten nichts, weder Flüssiges noch Festes, zu sich nahm, über heftigen Durst klagte, und, wie der Verfasser sagt, an Harnverhaltung litt, ließ nach dem Gebrauch von warmen Bädern sein Wasser wieder wie im natürlichen Zustand, als er noch ordentlich aß und trank. Currie's Kranker [34]) fand sich immer nach einem Bad sehr gestärkt und seinen Durst vermindert; ferner floß nach demselben immer der Urin häufiger und derselbe war weniger brennend als vor dem Bad. Der Abgang durch Urin allein übertraf zu der Zeit der Anwendung dieser Bäder den Verlust des ganzen Körpers um vieles, so wie der durch Stuhl und Schweiß das Gewicht der Klystire. Daß alles dieses von einer vermehrten Aufsaugung durch die Lungen zu erklären sey, beweißt Currie ganz überzeugend, wenn er darthut, das die Haut nur dann aufsaugt, wenn ihr Oberhäutchen verwundet ist. Ferner beweisen dieses auch Seguin's Versuche, [35]), welcher fand, daß keine Aufsaugung durch die Haut Statt hatte, wenn nicht das Oberhäutchen verletzt war.

11. Einige Bemerkungen über das Blut.

Unter den älteren Schriftstellern war es vorzüglich Haller [36]), der annahm, daß, wie in allen Säften, so auch vorzüglich im Blut der Hungernden eine gewisse Schärfe und ein Zustand der Fäulniß Statt habe. Er sagt, wegen dieser scharfen und fauligen Beschaffenheit stürben diejenigen, denen lange Zeit alle Speisen entzogen werden, obschon sie noch

33) Bei Currie a. a. O. S. 273.
34) A. a. O.
35) Bei Currie a. a. O. S. 283.
36) A. a. O. S. 167.

Blut in den Gefäßen hätten. Er führt, um seine Meinung zu beweisen, den faulen Geruch aus dem Halse derjenigen an, welche eine Zeitlang fasten; ferner führt er als Zeichen der Aufgelöstheit des Blutes die eintretenden Hämorrhagieen, und zwar vorzüglich die aus der Nase, in dem Magen und den Eingeweiden, an. Auch Morgagni[37]) und Andere waren dieser Meinung zugethan. Die meisten der neuern Schriftsteller, und zwar vor allen die über gerichtliche Medizin, äussern ebenfalls eine solche Annahme der fauligen Zersetzung des Blutes. Ich habe weder im Leben, noch, wie wir später vernehmen werden, nach dem Tode, die geringsten Spuren einer fauligen Zersetzung oder nur einer Annäherung zur Fäulniß gefunden, sondern wiederhohlt angestellte Versuche berechtigen mich im Gegentheil zu dem Schluß, daß das Blut von gut genährten und gesättigten Thieren eher in Fäulniß übergehe als das derjenigen Thiere, welchen eine lange Zeit alle Nahrungsmittel entzogen worden sind. Zum Beweise will ich einen Versuch, der hierauf Bezug hat, anführen. Ich köpfte ein Meerschweinchen, welches fünf und einen halben Tag gehungert hatte *), und füllte mit dem aus der Vena jugularis und Arteria carotis ausfließenden Blut ein kleines porcellanenes Gefäß, welches ich mit A bezeichnen will. Ein anderes Gefäß, welches ich mit B bezeichne, füllte ich mit dem aus der Vena jugularis und Arteria carotis ausfließenden Blut eines gut genährten und gesättigten Meerschweinchens, welches ich zur nämlichen Zeit

---

37) De sedibus et causis morborum; T. 2. epist. XXVIII. p. 78.

*) Es war mir aus meinen Versuchen bekannt, daß Meerschweinchen am sechsten oder am Anfang des siebenten Tages der Entziehung von Nahrung Hungers sterben.

köpfte. Das specifische Gewicht von beiderlei Blut war gleich; es betrug 1,032. In Hinsicht der Gerinnung glaubte ich eine kleine Verschiedenheit wahrzunehmen, die nämlich, daß das Blut des Gefäßes A etwas eher gerann, als das des Gefäßes B. Der Faserstoffgehalt war in beiderlei Blut der nämliche: neun und vierzig Gran Blut, zwei Stunden nach dem Ausfließen ausgewaschen, gaben kaum einen Gran noch feuchten Faserstoff. Der Blutkuchen beider Gefäße war gleich, keiner mit einer Kruste oder mit Schaum bedeckt; auch die Menge des Serums schien mir in beiden gleich. Ich stellte jetzt beide Gefäße an einen und denselben Ort, damit die äusseren Einflüsse auf beide gleich seyen. Den andern Tag war in beiden Gefäßen das Serum von dem Blutkuchen gänzlich getrennt. Den dritten Tag schwamm auf dem Serum beider Gefäße ein Häutchen. Wurde ein Glasstäbchen, mit Salzsäure befeuchtet, in die Nähe der Gefäße gebracht, so entwickelte sich aus beiden eine gleiche Menge von Dämpfen. Das Serum beider war an diesem Tage schon etwas trüb, weniger aber das in A, als das in B. Den vierten Tag gab das Blut des Gefäßes B schon einen faulen Geruch von sich, das des Gefäßes A aber roch noch gar nicht faul. Das Serum beider war gleichmässig trübe. Brachte man den Gefäßen vermittelst eines Glasstabes Salzsäure nahe, so entwich aus B eine grössere Quantität von Dünsten als aus A. Der Blutkuchen des Gefäßes A war dichter als der des Gefäßes B. Ein Stückchen Blutkuchen des Gefäßes B in eine Tasse geworfen, welche bis zu 30° R. erwärmtes Wasser enthielt, mischte sich eher dem Wasser bei, als ein ähnliches Stückchen des Gefäßes A. Der rothe Theil des Stückchen Blutkuchens aus jenem Gefäße war nach zwei Stunden ganz verschwunden, so daß man in der Tasse nichts mehr übrig sah als ganz weißen Faserstoff.

das Stückchen Blutkuchen des Gefäßes A aber behielt, in eine Tasse, welche bis zu 20° R. erwärmtes Wasser enthielt, gebracht, noch sechs Stunden lang eine rothe Farbe. Den fünften Tag roch das Blut beider Gefäße faul, das von B aber viel mehr als das des Gefäßes A. Ein Stückchen von dem Blutkuchen jenes Gefäßes mischte sich erwärmtem Wasser wieder eher bei, als ein ähnliches Stückchen aus dem andern Gefäße. Den sechsten Tag war der Kuchen des Gefäßes B dem Serum ganz beigemischt und in demselben aufgelößt; in dem Gefäß A sah man dagegen noch einzelne zusammenhängende Stückchen Blutkuchen. Den siebenten Tag war auch der Blutkuchen des Gefäßes A seinem Serum ganz beigemischt *).

Diesen Versuch habe ich noch zweimal wiederhohlt, und zwar einmal mit dem Blut eines Meerschweinchens, welches beinahe sechs Tage lang gehungert hatte, das andremal mit dem eines Kaninchens, welches binnen acht Tagen keine Nahrung zu sich genommen hatte. Die Resultate, welche ich erhielt, stimmten mit dem des eben erzählten Versuches überein.

Wäre es wahr, daß das Blut nach längerer Entziehung von Nahrungsmitteln eine Schärfe und eine faulige Auflösung annehme, so würden auch die wenigsten der Thiere, denen man eine Zeitlang die Nahrung entzogen hat, dann aber wieder fressen läßt, mit dem Leben davon kommen. Die Erfahrung beweist aber, daß ausgehungerte Thiere dann nicht sterben, wenn man ihnen anfangs nur wenig Futter gibt und allmählig mit der Dosis deßelben

*) Mein hochgeschätzter und geliebter Freund, Hr Dr. König, wird sich für die Wahrheit dieses, so wie der meisten von mir angeführten Versuche, als Zeuge darbieten.

zeigt. Walli [38]) ließ Hunde zwölf Tage lang ohne alle Nahrungsmittel, ließ sie darauf wieder fressen; aber mit der Vorsicht, daß er mit kleinen Portionen Milch, Bouillon und Suppe anfing und nur allmählig die Gabe vermehrte; worauf er fand, daß die Thiere mit erstaunlicher Schnelligkeit an Kräften, Lebhaftigkeit und Fleisch zunahmen. Ein Fasten, sagt Walli, von funfzehn bis achtzehn Tagen änderte die Constitution einiger Katzen gar nicht; sie wurden dadurch gelehriger. Neue Nahrung, mit vorerwähnter Vorsicht gereicht, gab diesen Thieren fast auf der Stelle ihre Gesundheit und ihren Karakter wieder. Ich habe diese Art von Versuchen an zwei Meerschweinchen, wovon das eine vier und einen halben, das andere fünf Tage, und an einem Kaninchen, welches sieben Tage gehungert hatte, wiederhohlt und zwar mit der Vorsicht, welche Walli anräth, daß ich den Thieren anfangs wenig Nahrung (Salat, Möhren und Kohl) vorwarf und nur allmählig zu größern Portionen schritt; und alle Thiere verhielten sich ganz lebhaft und munter von dem ersten Genuß des Futters an.

Ich habe aber auch die Erfahrung gemacht, daß die Thiere sterben, wenn man ihnen gleich von Anfang an große Portionen Futter vorwirft. Ein gut genährtes, ein und zwanzig Unzen schweres Meerschweinchen, blieb zwei Tage ohne alle Nahrungsmittel. Nach dieser Zeit war das Gewicht seines Körpers bis auf sechzehn Unzen und zwei Drachmen gefallen. Ich warf ihm dann so viel Futter vor, als es nur fressen wollte. Den ersten Tag, nachdem es wieder angefangen hatte zu fressen, erreichte das Gewicht seines Körpers wieder siebzehn Unzen und zwei Drachmen. Das Thierchen verhielt sich sehr munter und man bemerkte keine

38) Erfahrungen, a. a. O. S. 215.

Erscheinungen von etwas Krankhaftem an ihm. Den zweiten Tag war es eine Drachme schwerer als den Tag vorher. Am dritten wog es nicht mehr als am zweiten; den vierten wog es nur noch sechzehn Unzen und sechs Drachmen. Trotz dieser Abnahme des Gewichtes bemerkte man doch keine Krankheit an ihm und es fraß sich mehrmals des Tages satt. Den fünften Tag wog es wieder siebzehn Unzen, den sechsten siebzehn Unzen und sechs Drachmen, den siebenten siebzehn Unzen, den achten wieder siebzehn, den neunten sechzehn Unzen und drei Drachmen, den zehnten sechzehn Unzen und fünf Drachmen. Von diesem Tage an wog ich auch das Futter, welches ich ihm vorwarf. Vom zehnten bis zum eilften Tage fraß es vier Unzen und drei Drachmen schwer; es wog den eilften sechszehn Unzen und eine Drachme. Den zwölften Tag fraß es vier Unzen; es wog fünfzehn Unzen und eine Drachme. Den dreizehnten fraß es drei Unzen schwer und es wog vierzehn Unzen und drei Drachmen. Den vierzehnten Tag fraß es drei Unzen und es wog dreizehn Unzen und sechs Drachmen. Den funfzehnten fraß es fünf Unzen; es wog vierzehn Unzen und zwei Drachmen. Den sechzehnten fraß es vier Unzen und sechs Drachmen und es wog vierzehn Unzen. Den siebenzehnten Tag sah ich es ruhig sitzen, aber noch fressen, wenn ihm Futter vorgeworfen wurde. An eben diesem Tage starb es auch. Bei der Sektion fand ich in keinem Organ etwas Abweichendes, außer daß das Gehirn ziemlich viel Blut enthielt.

Ein junges Kaninchen, welches drei Monat alt war, hungerte zwei Tage. Dann bekam es wieder Futter und zwar so viel, als es nur zu sich nehmen wollte. Es fraß aber nur ganz wenig. Den zweiten Tag nachher, als es angefangen hatte, wieder zu fressen, stellte sich bei ihm eine Blennorrhoe des Darmkanals ein, und zwölf Stunden nach dem Eintritt derselben fand ich es todt. Bei der Section

fand ich die Leber grösstentheils mit Tuberkeln besetzt und die Schleimhaut der dünnen Därme entzündet.

Ein großer Hund bekam binnen 14 Tagen nur ganz wenig und dann fünf Tage darauf gar nichts zu fressen, dann auf einmal wieder so viel, als er nur zu sich nehmen wollte. Er fraß wenigstens viermal mehr als vorher, da er noch nicht gehungert hatte, und starb einen Monat nachdem er wieder zu fressen angefangen hatte. Die Section konnte ich nicht anstellen.

Betrachtungen

über die Veränderungen, welche man nach dem Hungertod im Körper bemerkt.

1) Von andern Beobachtern mitgetheilte Sectionsbefunde an Leichen von solchen Menschen und Thieren, welche entweder eine Zeitlang ohne Nahrungsmittel geblieben oder des Hungertodes gestorben sind.

Redi [39]) fand bei Thieren, welche Hungers gestorben waren, das Fett und die Säfte so verzehrt, daß die Eingeweide sehr schön glänzend erschienen.

Diemerbrok [40]) sagt: Bei einem Menschen, welcher Hungers starb, waren keine Venen sichtbar und selbst die Hohlvene enthielt fast kein Blut.

---

39) Franc. Redi, nobil. Aretini opusc. pars tertia, sive de animalibus vivis quae in corporibus animalium vivorum reperiuntur, observationes. Lugduni Batavorum 1729, p. 110.

40) Bei Haller a. a. O. S. 166.

Morgagni [41]) fand bei zwei Menschen, welche wegen einer längern Entziehung von Speise und Trank gestorben waren, die Venen und Arterien so leer, daß aus der Vena cava kaum drei Löffel, aus der Aorta aber gar kein Blut ausfloß. Er [42]) fand ferner bei einem jungen Hunde, den er nicht lange nachher, als derselbe gebohren war, von den Brüsten des alten wegnahm und ohne alle Nahrungsmittel so lange hielt, bis der Tod erfolgte, die Gallenblase mit Galle angefüllt, die Lungen der rechten Seite mit langen schwarzen Flecken gefärbt, die Herzohren durch geronnenes Blut erweitert, den Magen ebenfalls mit solchem Blut angefüllt. Das Blut welches in den Blutgefäßen, besonders das, welches in den Venen enthalten war, erschien geronnen und nirgendwo flüssig. Das Gehirn war weich und welk, und man konnte an ihm kaum die Corticalsubstanz von der Marksubstanz unterscheiden. Beide Trommelhöhlen waren mit einer durchsichtigen Gallerte angefüllt.

Haller [43]) fand bei Fröschen, die eine Zeit lang ohne Nahrung geblieben waren, die Blutgefäße (sowohl die Arterien als die Venen) halb leer, und was darin vorhanden war, stellte gelbe Kügelchen dar. Wurden aber Frösche, welche gut genährt waren, ums Leben gebracht, so waren sowohl die Arterien als die Venen mit sehr rothem Blute angefüllt. Haller citirt [44]) andere Schriftsteller, welche bei kleinen Vögeln nach einer langen Enthaltung von Nahrungsmitteln, Blut in den Magen und in die Gedärme ergossen fan-

41) A. a. O. N. 4.
42) A. a. O. N. 5.
43) A. a. O. S. 166.
44) A. a. O. S. 167.

den. Andere Beobachter, sahen, nach seiner Angabe, [45]), den Magen sehr zusammengezogen.

Gerlach [46]) fand bei einem Manne, der den freiwilli-willigen Hungertod erlitt, äußerlich grosse Abmagerung, am Unterleib blauliche, in der Gegend des Heiligenbeins brandige Stellen, die bis auf die Knochen gingen, die Muskeln blaß, dünn und aufgelößt. Die größten Blutgefäße hatten beim Durchschneiden wenig Blut, welches einer blasrothen Lymphe glich. In der Schädelhöhle fand er die harte Hirnhaut von den Knochen des Schädels größtentheils getrennt, die großen Blutbehälter verengert und ohne Blut, die Drüsen derselben aber groß und aufgetrieben, das Gehirn zusammengefallen und von der harten Hirnhaut bis auf zwei Zoll entfernt, die Marksubstanz gelblich, schlaff und trocken. Die Ventrikel des Gehirns enthielten eine gelbliche Lymphe. Auf der Basis des Schädels befand sich Wasser. — Die Lungen waren mit dem Brustfell und die linke auch mit dem Herzbeutel verwachsen. Die linke enthielt ein Geschwür und Eiter. — Das Netz war ganz ohne Fett uud fast ganz verzehrt. Die Leber verhärtet, weiß und mit kleinen schwärzlichen Flecken bemahlt. Die Gallenblase um zwei Drittheil grösser als sonst. Das Colon transversum und die angränzenden Därme von dem Ausschwitzen der Galle gelb gefärbt. Die Milz mürb und schwärzlich, größer als normal. Die Gedärme brandig; der aufsteigende Theil des Colons und das S romanum und der Mastdarm voll harter stinkender Excremente und sehr erweitert. Die Bauchspeicheldrüse nicht abnorm beschaffen. Die Nieren mit gelblichen Flecken besetzt. Die Urinblase fast halb mit Urin angefüllt.

---

45) A. a. O. S. 183.

46) In Hufelands Journ. d. pr. H. Bd. 10 St. 3.

Valli [47]) fand das Blut von aller Zersetzung frei und von dem gesunder Thiere nicht verschieden. Die Muskeln zogen sich, dem Galvanismus ausgesetzt, nicht mehr zusammen [48]).

Die Eingeweide und andere Theile sollen in anderen Fällen ein Phosphorlicht entwickelt haben [49]).

Ballin [50]) fand bei der Sektion eines Mannes, der aus religiösem Wahnsinn den Hungertod ausgestanden hatte, in der Hirnhöhle auf dem obern und hintern Theil jeder Gehirnhälfte einige weißliche Gerinnsel, aber weder zwischen den Häuten noch in den Hirnhöhlen Flüssigkeit. Das kleine Gehirn war im natürlichen Zustand, die Gefäße des Kopfes und die Blutbehälter auf keine Weise widernatürlich mit Blut überhäuft. Der Mund und die Zunge waren trocken; die letzte überdies verhärtet und eingeschrumpft. Die Ohrdrüse, so wie die Kiefer- und Speicheldrüsen, regelwidrig klein; die Ausführungsgänge derselben jedoch sehr sichtbar. Der Schlundkopf, Kehlkopf und die Luftröhre mit einer großen Menge Schleim angefüllt. Die Lungen durchaus gesund und ohne Verwachsung mit irgend einem andern Theil. Im Herzbeutel eine geringe Ergießung. Das Herz stark mit Fett besetzt und von sehr tiefgelber Farbe. Die Bauchwände stark zusammengefallen und mit der Wirbelsäule in Berührung. Der Magen hatte nur den vierten Theil

47) Erfahrungen a. a. O. S. 215.

48) Ueber den zerstörenden Einfluß des Hungertodes auf die Elektrizität a. a. O.

49) Diction. des scienc. medic. art. Faim.

50) A. a. O.

seines gewöhnlichen Umfanges, und enthielt eine sehr große Menge gelblichen Schleim. Der Schlund, so wie der obere Magenmund und Pförtner, waren gesund, die Magenhäute sehr verdickt, hart und fast in einem knorpligen Zustand. Das Duodenum und die übrigen dünnen Gedärme voll Galle, von einer sehr tief grünen Farbe. Ihre Häute ganz ungewöhnlich dick, jedoch nicht so dick wie die des Magens. Der Quergrimmdarm machte, statt längs der vordern Fläche des Magens seinen Lauf zu nehmen, einen Bogen nach der entgegengesetzten Seite, dessen Höhlung nach der großen Biegung des Magens hin gerichtet war. Der Mastdarm enthielt nur sehr wenig fäkulente Masse, die beinah flüssig war. Die Häute des Darmkanals waren in der ganzen Strecke ihres Umfanges sehr stark verdickt. An den Gekrösdrüsen war nicht das Mindeste von Verstopfung wahrzunehmen. Die Leber hatte die gewöhnliche Größe, Farbe und Consistenz. Die Bauchvenen, besonders die Pfortader, waren mit einem äußerst schwarzen Blut angefüllt. Die Gallenblase vergrößert und von sehr schwarzer, dicker und zäher Galle ausgedehnt, welche Spuren von anfangender Gerinnung zeigte. Das Pankreas und die Milz durchaus gesund. Das Netz sehr stark und mit einer Menge Fett durchzogen. Die Nieren und die Harnleiter verhielten sich regelmäßig. Die Harnblase war sehr klein und ihre Häute zeigten eine größere Verdickung als die des Magens und des Darmkanales.

Dumas [51] beraubte vier Hunde mehrere Tage lang aller festen Nahrung, tödtete sodann drei zu verschiedener Zeit der Beraubung; den vierten ließ er Hungers sterben. Bei der Oeffnung des ersten fand er den Magen zusammengezogen, Magen und Gedärme nicht in der gewöhnlichen Lage und eine gewisse Menge von Getränken, die er

51) A. a. O.

dem Hunde kurz vorher, ehe er ihn tödtete, gegeben hatte, ganz aufgesogen. Bei dem zweiten befanden sich die Eingeweide in dem nämlichen Zustand und das genossene Getränk war auch hier nicht mehr vorhanden. Allein der Magensaft und alle zur Verdauung dienende Feuchtigkeiten so wie der Schleim fanden sich nicht mehr in dem gewöhnlichen Verhältniß in dem Magen, sondern waren zum Theil mit eingesogen. Bei dem dritten waren alle Feuchtigkeiten des Magens und der Bauchspeicheldrüse, aller Schleim des Magens und der Gedärme, alle lymphatische Feuchtigkeiten der Verdauungswege und selbst die des Bauchfelles und Gekröses gänzlich verschwunden und die Eingeweide des Unterleibes ganz ausgetrocknet. Bei dem vierten endlich, den er ganz verhungern ließ, schien es ihm, als ob die einsaugende Kraft der Lymphgefäße angefangen hätte, auf die Substanz der zur Verdauung dienenden Eingeweide selbst zu wirken, indem die innere Oberfläche derselben an verschiedenen Stellen schon wirklich etwas angegriffen war. Die einsaugenden Gefäße lagen bei diesem Thier ganz blos und behielten noch lange Zeit nach dem Tode ihre einsaugenden Kräfte.

Magendie [52]) sah nach einem anhaltenden Fasten von vier und zwanzig, acht und vierzig, selbst sechzig Stunden den Magen nie zusammengezogen oder verengert, sondern immer beträchtlich ausgedehnt, besonders an der Milzhälfte. Nur am vierten oder fünften Tage schien ihm der Magen an Raum zu verlieren, sich zu verengern und etwas seine Lage zu verändern; jedoch, sagt er, sind diese Wirkungen nur bemerkbar, wenn das Fasten streng beobachtet worden ist. Die

52) Physiologie, übersetzt von Heusinger. Th. 2. S. 23. ff.

Menge des Schleimes, sagt Magendie, ist um so größer, je länger das Fasten dauert. Seine Erfahrungen stimmen in dieser Beziehung mit denen von Dumas überein.

Mondini*) tödtete einen Hund sechs Stunden nach dessen Genuß von zwei Pfund Fleisch. Der Magen enthielt davon noch ein Drittel, welches in einen weichen, grauen Brei verwandelt war. Die Gallenblase fand sich zusammengefallen, indem sie nur etwa ein Viertel der Galle enthielt, die sie aufnehmen konnte; die Zweige des Gallengangs waren sehr schwach angefüllt, die Galle im Gallengange dunkeler als die im Uebergange. Bei zwei Kaninchen verhielt es sich eben so.

Bei einem Kaninchen und bei einer Katze, die nach achttägigem Fasten getödtet wurden, strotzte das ganze Gallensystem von Galle, aber der Zwölffingerdarm enthielt sehr wenig.

Bei zwei verhungerten Schildkröten, die Alessandrini untersuchte, waren gleichfalls die Blase und das ganze Gallensystem sehr von Galle ausgedehnt.

Bianchi **) fand bei Hunden nach langem Fasten den Magen zusammengefallen, die Gallenblase immer ungeheuer von Galle ausgedehnt.

Sabatier †) und Boyer ††) führen an, daß man bei Menschen und Thieren, die vor dem Tod lange hungerten, die Gallenblase besonders voll Galle finde.

---

*) Meckel's Archiv, Bd. 7. S. 464.

**) Hist. hepat. T. I. p. 109. bei Mondini a. a. O.

†) Traité d'anat. T. II. bei Mondini a. a. O.

††) Traité d'anat. T. II. bei Mondini a. a. O.

2) Von mir angestellte Sectionen von Thieren, welche nur eine Zeit lang gefastet hatten, so wie an solchen, welche Hungers gestorben waren.

A. Sectionsbefunde an Amphibien.

Ein Wassersalamander war zehn Tage ohne Nahrung gewesen, als ich ihm das Rückenmark durchschnitt. In dem Magen fand ich eine weiße, dickflüssige, klebrige Flüssigkeit, welche etwas bitter schmeckte. Der ganze Darmkanal enthielt ziemlich viel gelbgrüne Galle, welche im Mastdarm dickflüssig war. Die Gallenblase enthielt eine kleine Menge schwarzgrüner Galle. Die Leber war blutreich und von normaler Consistenz. Die Blutgefäße enthielten viel rothes Blut.

Bei einem andern Wassersalamander, der eben so lange ohne Speise geblieben war, fand ich das nämliche, mit dem Unterschied, daß die Gallenblase mehr, der Darmkanal aber weniger Galle enthielt.

Eine Wasserkröte war im Monat Juni und Juli funfzehn Tage ohne feste Nahrungsmittel gewesen, als ich sie tödtete. Ihr Magen war ziemlich zusammengefallen und auf seiner Oberfläche sah man keine blutführende Gefäße. Die Höhle des Magens enthielt wenig von einer weißen, dicken, zähen Masse, welche etwas bitter schmeckte. Die Häute des Magens waren etwas zusammengeschrumpft und die Schleimhaut bildete viele Falten. Auf der Oberfläche der Gedärme sah man ziemlich viel blutführende Gefäße. Der Darmkanal enthielt eine kleine Menge einer grau weißen zähen Masse, die wenig bitter schmeckte. In dem untern Theile des Mastdarmes befand sich ein breiiger, schmutzig gelb aussehender Inhalt. Die Gallenblase war ganz mit gelber, dickflüssiger Galle angefüllt. Der Leber-

gallengang ohne Galle. Die Leber klein, von blauer Farbe und normaler Consistenz. Die grossen Gefässe des Unterleibes sowohl als der Brusthöhle enthielten ein dünnflüssiges Blut von blassrother Farbe. In der Brusthöhle wurde nichts Abnormes gefunden.

Bei einer andern Wasserkröte, welche zur nämlichen Zeit eben so lange als die eben erwähnte ohne feste Nahrung im Wasser erhalten wurde, fand ich das nämliche, wie bei jener, nur mit dem Unterschied, daß die Gallenblase nicht mit gelber, sondern mit schmutzig grüner Galle angefüllt war und daß am Ende des Mastdarmes ein dickflüssiger Klumpen von schmutzig grüner Farbe und etwas bitterem Geschmack gefunden wurde.

Wieder eine andere Wasserkröte blieb im Juni und Juli fünfzehn Tage ohne feste Nahrung, ausser daß ihr einige Stunden vor dem Tod eine Fliege gereicht wurde. Bei der Section fand sich der Magen ausgedehnt. Er enthielt die vor dem Tod gefressene Fliege in Stücke getheilt, übrigens aber, wie es schien, noch nicht angegriffen von den Verdauungssäften. Ausserdem wurde in dem Magen eine Flüssigkeit von der Consistenz und Farbe eines dünnen Schleimes gefunden. Der Darmkanal enthielt, besonders in der Nähe des Magens und der Einmündungsstelle des gemeinschaftlichen Gallenganges, eine große Menge gelbe Galle. Im Mastdarm wurde ein ziemlich fester Kothklumpen von etwas bitterem Geschmack gefunden. Die Gallenblase war von gelber Galle ausgedehnt.

Eine Kröte blieb zwei Monat ohne Nahrungsmittel. Ich tödtete sie sodann, indem ich ihr das Rückenmark durchschnitt. Aus den durchschnittenen Gefäßen, vorzüglich aber aus der Vertebralarterie, floß eine große Menge Blut, welches ganz dünnflüssig und von blaßrother Farbe war. Der Magen war etwas verengert. Er enthielt in seiner Höhle eine sehr

zähe, fadige, ganz dickflüssige Masse von dem Ansehen des Faserstoffs und von etwas bitterm Geschmack. Auch die Gedärme enthielten eine solche zähe, schleimigte Masse, welche sich, wie es schien, von der des Magens bloß darin unterschied, daß sie nicht von so fester Consistenz war. In dem Mastdarm fand ich eine schwarz-grüne, dicke Masse. Die Leber war von schwarzer Farbe und mit einem schwarzen Pigment überzogen. Beim Einschnitt in sie floß ziemlich viel Blut aus. Die Gallenblase war durch gelbe dünne Galle ausgedehnt. Auf der innern Fläche der Speiseröhre sah man eine dünne Schichte einer dicken, zähen, schleimähnlichen Materie.

b) Sectionsbefunde an Vögeln.

Ein Sperling war acht und zwanzig Stunden ohne Nahrung gewesen, da ich ihm das Rückenmark durchschnitt. Der Kropf war leer. Die innere Fläche desselben war an einigen Stellen entzündlich geröthet und trocken; an andern Stellen aber bemerkte man keine Röthe und hier war eine dünne Schichte eines etwas dicken Schleimes auf derselben befindlich. Der innern Haut des Vormagens hing eine, wenig dicke, dem Schleim ähnliche Materie an, welche etwas bitter schmeckte. Die innere Fläche des Magens war mit gelb-grüner Galle bedeckt. Die dünnen Gedärme enthielten eine gelbliche Flüssigkeit, welche salzig-bitter schmeckte, und auf Lackmuspapier sauer reagirte. Die innere Haut dieser Därme war mit einer etwas dicken, dem Schleim ähnlichen Materie überzogen. Der Mastdarm faßte einen grau-grünlichen, etwas bitter schmeckenden, ziemlich festen Inhalt in sich. In den übrigen zur Verdauung dienenden Organen bemerkte man nichts Abnormes. Die Leber war ziemlich blutreich. — Die Lungen waren nicht krankhaft; sie enthielten hellrothes Blut.

Ein junges Huhn hatte innerhalb dreißig Stunden keine feste Nahrungsmittel zu sich genommen, als ich es tödtete. Aus der Arteria carotis und vertebralis, so wie auch der Vena jugularis floß eine ziemlich große Menge normal aussehendes Blut. Die innere Oberfläche des Kropfes war in ihrem größten Umfange entzündlich geröthet, die innere Fläche des Vormagens mit gelber Galle bedeckt, und unter dieser Galle lag eine dünne Schichte zähen, dem Schleim ähnlicher Materie. Der Magen enthielt einige Steinchen. Seine innere Wand war mit gelber Galle überzogen. Die dünnen Därme, besonders der Zwölffingerdarm, enthielten eine gelbe, etwas bitter schmeckende, und auf Lackmuspapier sauer reagirende Flüssigkeit, welche wenig zäh und fadig war. Nicht weit vom Magen sah man auf der Schleimhaut des Zwölffingerdarms rothe Punkte. Der Dickdarm, besonders der Mastdarm, zeigte einen grau aussehenden, etwas festen Inhalt. Die Leber war ziemlich blutreich und von normaler Consistenz. Die Milz nicht krankhaft afficirt. — Die Lungen hielten wenig Blut in sich. In der Kopfhöhle wurde nichts Normwidriges gesehen.

Zwei Tauben, wovon eine (mit A bezeichnet) weder feste noch flüssige Nahrungsmittel, die andere aber (B) nur Brunnenwasser zu trinken bekam, starben beinahe zwei Tage nach solcher Enthaltung den Hungertod. Sie waren bedeutend abgemagert, so daß an mehreren Stellen, besonders aber an der Brust, die Knochen sehr hervorragten. Der Kropf der Taube A enthielt ein einzelnes Haferkorn, welches noch gar nicht angegriffen zu seyn schien; ferner enthielt er eine kleine Menge einer gelben, etwas bitter schmeckenden, blaues Lackmuspapier roth färbenden Flüssigkeit. Der der Taube B zeigte weder eine solche Flüssigkeit noch etwas anderes, was durch den Mund eingeführt worden wäre. Die innere Wand des Kropfes war

der beiden Tauben sehr geröthet, und zwar auf ihrer ganzen Fläche. Bei der Taube B war diese Wand mit einer dünnen Lage zäher, klebriger, dem Schleim ähnlicher Materie überzogen; bei der andern Taube aber war sie ganz trocken. Die innere Haut des Vormagens war bei der Taube A mit einer kleinen Quantität gelber, bei der Taube B aber mit einer großen Quantität grüner und bitterer Galle bedeckt. Unter dieser Galle fand sich bei beiden ein zäher, klebriger Schleim. Der eigentliche Magen der Taube A enthielt ungefähr zehn Steinchen und mehrere feine Holzspäne, welche die Taube von den Wänden des Behälters, worin sie eingeschlossen war, abgebissen hatte und zu verschlingen vom Hunger gezwungen worden war. Diese Späne waren mit einer gelblichen Flüssigkeit befeuchtet und von derselben durchdrungen. Als dieselben entfernt waren, sah man im Magen noch eine ziemlich beträchtliche Menge einer gelblichen, etwas bitter schmeckenden und sauer reagirenden Flüssigkeit. Der Magen der andern Taube enthielt ebenfalls zehn Steinchen, aber weder Holzspäne, noch eine Flüssigkeit, sondern seine schwielige Haut war blos mit grüner, sehr bitterer Galle überzogen. Die dünnen Gedärme beider Tauben enthielten einen gelblichen, sulzig, bitter schmeckenden Saft, der bei der Taube A sauer, bei der Taube B aber weder sauer noch alkalisch reagirte. Nicht weit vom Pförtner war die innere Haut des Duodenum der Taube A punktweise geröthet. Die dicken Därme zeigten bei beiden einen grünen, halb trocknen, bittern Inhalt. Auch in der Kloake beider befand sich ein solcher, der sauer reagirte. Die Leber war bei beiden von hellrother Farbe und hatte einen Ueberfluß an Blut. Die Milz nicht abnorm. Die Gefäße des Unterleibes ziemlich blutreich. Die Lungen enthielten hellrothes Blut.

C. Sectionsbefunde bei Säugethieren.

Ein Meerschweinchen, welches ungefähr ein Jahr alt sein mochte, war vier und zwanzig Stunden ohne Nahrung gewesen, als ich es köpfte. Bei der Section, die ich eine halbe Stunde nach dem Tode anstellte, fand ich den Magen noch ausgedehnt, seine äussere Oberfläche mit einzelnen blutführenden Gefäßen durchwebt. Seine Lage war nicht verändert. Er enthielt eine ziemlich große Quantität Magensaft, der mit Ueberbleibseln von Speisen gemengt war. Dieser Magensaft war von gelber Farbe, schmeckte salzig, hinterher bitter und reagirte auf Lackmuspapier sauer. Die innere Haut des Magens war mit einer kleinen Quantität einer dem Schleim ähnlichen Materie überzogen. An keiner Stelle bemerkte man krankhafte Entartung dieser Haut. Der ganze Dünndarm enthielt einen gelblichen, sauer reagirenden, in dem Zwölffingerdarm bitter schmeckenden, Darmsaft. Der Dickdarm, und zwar vorzüglich der Blinddarm, war mit Koth angefüllt, die Gallenblase von einer ins Grüne übergehenden Galle ausgedehnt. Der Lebergallengang enthielt gelbe, der Gallenblasengang grüne Galle. Der gemeinschaftliche Gallengang zeigte eine Galle, die in Hinsicht der Farbe zwischen der der Gallenblase und der des Lebergallenganges fast in der Mitte stand. Die Substanz der Leber war normal. Beim Einschnitt zeigte dieselbe wenig Blut. An der Bauchspeicheldrüse und an der Milz wurde nichts Abnormes bemerkt. Die Netze boten eine normale Menge von Blut dar.

Die Resultate der Section eines andern Meerschweinchens, welches eben so lange gehungert hatte, stimmten mit den eben erzählten völlig überein.

Einem Meerschweinchen, welches zwei Jahre alt war, wurde vier und dreißig Stunden alle Nahrung entzogen. Der Magen war noch nicht zusammengezogen, er hatte seine ge-

hörige Lage. Beim Einstich in ihn entwich Gas. Seine Höhle bot weder Magensaft noch Reste von genossenen Speisen dar. Am Pylorustheil fand sich eine kleine Quantität gelber Galle. Die innere Haut des Magens war mit einer ganz dünnen Schichte einer schleimigen, etwas dicklichen Materie überzogen. Nur an dem Cardiatheil bemerkte man keine solche Materie. Der Dünndarm zeigte Darmsaft, der Lackmuspapier roth färbte und im Zwölffingerdarm bitter schmeckte. Die Wände dieses letzteren waren, besonders an der Einmündungsstelle des gemeinschaftlichen Gallenganges, mit gelber Galle überzogen. Der Schleimhaut des Dünndarms hing eine dicke Lage Schleim an. Der Dickdarm war mit Koth angefüllt. Die Gallenblase zeigte ziemlich viel grüne Galle, der Gallenblasengang ebenfalls. Der Lebergallengang enthielt wenig grüne Galle. Die Leber war mit einigen kleinen Tuberkeln besetzt. Beim Einschnitt in sie quoll viel Blut hervor. Die Milz war blutreich; ihre Substanz nicht abnorm. In der Bauchspeicheldrüse bemerkte man nichts Regelwidriges. Die innere Haut der Speiseröhre war mit einer schleimigen Masse bedeckt. Die Lungen boten beim Durchschneiden hellrothes Blut und einige kleine Tuberkeln dar. An den Speicheldrüsen wurde nichts Fremdartiges bemerkt. Die Kopfhöhle zeigte nichts Regelwidriges.

Bei einem Kaninchen, welches sechs und dreißig Stunden lang nichts gefressen hatte, verhielten sich der Magen, der Darmkanal, die Milz und Bauchspeicheldrüse auf ähnliche Art wie im vorhergehenden Falle. Auch die Leber war wie bei dem eben erwähnten Meerschweinchen beschaffen, wenn man davon absieht, daß sie keine Tuberkeln hatte. Die innere Haut der Speiseröhre war ebenfalls mit einer dicklichen, dem Schleim ähnlichen Materie überzogen.

Zwei junge Katzen, welche erst vierzehn Tage alt

waren, hatten vier und zwanzig Stunden gehungert, als ich sie köpfte. Die Organe der Bauchhöhle zeigten ihre regelmässige Lage. Der Magen war ausgedehnt und enthielt eine große Quantität Luft, die beim Einschnitt in ihn entwich; ferner enthielt er ein wenig grüne Galle in dem Pförtnertheil. Er zeigte weder Magensaft, noch hing seiner innern Haut Schleim oder ein anderer Stoff an. Der Zwölffingerdarm enthielt eine große, der Leerdarm aber nur eine kleine Menge grüner Galle. Kein Darmsaft wurde im Dünndarm gesehen. Der Dickdarm bot wenig Fäces von schwarzgrüner Farbe und etwas bitterm Geschmack dar. Leber, Milz, und Bauchspeicheldrüse waren ziemlich blutleer. Die Substanz dieser Organe zeigte nichts Krankhaftes. Die Gallenblase war von schwarz-grüner Farbe und von Galle ausgedehnt. Die Urinblase mit Urin angefüllt. Die Speiseröhre mit Schleim überzogen. Aus den Lungen floß beim Durchschneiden hellrothes Blut.

Zwei junge Katzen, welche vierzehn Tage alt waren, hatten sechs und dreißig Stunden gehungert, als ich sie köpfte. Der Befund der Leichen stimmte mit dem der vorigen zwei Katzen überein, nur mit dem Unterschiede, daß der Magen und der Zwölffingerdarm derjenigen, welche in sechs und dreißig Stunden nichts gefressen hatten, eine größere Menge grüner Galle enthielt, und daß die Farbe der Gallenblase mehr ins Schwarze spielte.

Ein Hund, welcher ungefähr ein halbes Jahr alt war, hatte siebzehn Stunden lang nichts gefressen, als ich ihn durch Halsabschneiden tödtete. Sobald er todt war, machte ich die Sektion. Ich fand die peristaltische Bewegung des Darmkanals sehr lebhaft und bis zur zwölften Minute nach dem Tode noch fortdauernd. Der Magen war zusammengefallen, nicht aber seine Höhle verengert. Die äußere Oberfläche in der Nähe der Cardia führte ein-

zelne mit Blut versehene Gefäße. Die Höhle des Magens enthielt ein wenig Luft, aber keinen Magensaft. Die Schleimhaut des Magens war mit einer Menge gelber Galle überzogen. Fast keinen Schleim sah man auf dieser Haut. Auch die innerste Haut der dünnen Gedärme, vorzüglich aber des Zwölffingerdarms, war mit einer Menge gelber Galle überzogen. Unter dieser Galle wurde, der Schleimhaut anhängend, eine kleine Quantität von Schleim gefunden. Der Dickdarm enthielt wenig Koth in sich; derjenige, aber welcher da war, schmeckte bitter. Die Leber zeigte nichts Regelwidriges; der größte Theil derselben hatte Mangel an Blut. Die Gallenblase war mit einer normalen Galle reichlich versehen. Der Lebergallen- und der gemeinschaftliche Gallen-Gang hatten einen Ueberfluß an gelber Galle. Die Milz und die Bauchspeicheldrüse wurden nicht abnorm gefunden. Die Gefäße der Netze waren mit Blut angefüllt. Wo die Speiseröhre dem Magen am nächsten ist, war ihre innere Haut mit gelber Galle überzogen. In der Brust- und Kopf-Höhle nichts Abnormes.

Ein alter Hund wurde getödtet, nachdem er binnen vier Tagen und vier Stunden nichts Festes, sondern nur Brunnenwasser nach Belieben zu sich genommen hatte. Das aus der Drosselvene- und Kopfschlagader ausgeflossene Blut hatte ein specifisches Gewicht von 1,043. Vier Drachmen davon zwei Stunden nachdem es ausgeflossen war, ausgewaschen, gaben drei und einen halben Gran noch feuchten Faserstoff. — Bei der Section fand ich die Bauchmuskeln nach der Wirbelsäule sich hin neigend und dadurch die Bauchhöhle verengert. Sowohl unter der Haut als in der Bauchhöhle war nur eine geringe Menge Fett befindlich. Der Darmkanal war allenthalben zusammengefallen. Die Lage des Magens neigte mehr als normal nach dem linken Hypochondrium hin. Auf seiner äusseren Oberfläche sah man

kaum ein blutführendes Gefäß. Seine Höhle war im Ganzen ziemlich zusammengezogen; nur an dem Cardiatheil war dieselbe von Luft etwas ausgedehnt. Sie enthielt keinen Magensaft, sondern eine ziemlich beträchtliche Menge grüner, dicker und sehr bitterer Galle. Die Schleimhaut des Magens war sehr gefaltet, mit einer dünnen Lage einer grauweißen zähen Materie überkleidet und in der Nähe der Cardia entzündlich geröthet. In den dünnen Gedärmen, besonders in dem Zwölffingerdarm, befand sich eine große Quantität grüner, dicker Galle. Die innerste Haut dieser Därme war mit einer zähen Schleimdecke überzogen, und in der Nähe des Pförtners punktweise geröthet. In dem aufsteigenden Dickdarm und in dem untern Theil des Mastdarms fand sich ein gelber, ziemlich fester Klumpen. Leber, Milz und Bauchspeicheldrüse enthielten wenig Blut. Die Substanz dieser Eingeweide war nicht regelwidrig. Die Gallenblase war mit einer schmutzig grünen Galle angefüllt. Die Netze hatten einen Ueberfluß an Blut. Die Nieren waren normal. Die Harnblase verengert, ihre Wände verdickt und hart. Die innere Fläche der Speiseröhre in der Nähe der Einmündung in den Magen mit grüner Galle bedeckt. Die Lungen blutreich. Das Herz nicht krankhaft beschaffen. In den großen Gefäßen viel Blut.

Ein Meerschweinchen hatte zwei Tage und achtzehn Stunden gehungert, als ich es tödtete. Bei der Section fand ich die Höhle des Bauches an Umfang vermindert, und allenthalben nur eine geringe Quantität Fett. Die Höhle des Magens war nicht verengert, der Cardiatheil desselben ausgedehnt. Außer Luft, die beim Einstich entwich, enthielt er eine ziemlich große Menge einer gelblichen, salzigbitter schmeckenden, sauer reagirenden Flüssigkeit und eine ganz kleine Quantität Futter, welche ich dem Thierchen kurz

vorher, als ich es tödtete, hatte zu fressen gegeben. Der innern Haut des Magens hing eine graue, dicke Materie an. In der Nähe der Cardia war diese Haut etwas geröthet und aufgelockert. In den dünnen Gedärmen befand sich eine gelbliche, etwas fadige, bittere Flüssigkeit. Der innern Haut dieser Därme hing ein zäher, dicker Schleim an. Die dicken Gedärme, vorzüglich aber der Blinddarm, waren mit hartem, schwarzem Koth angefüllt. Leber und Milz blutarm und von normaler Substanz. Die Gallenblase von grüner, etwas ins Blaue übergehender Galle ausgedehnt. Der Blasengallen- und der gemeinschaftliche Gallengang enthielten viel grüne Galle; der Lebergallengang aber hatte keine Galle. Das Pankreas blutarm. Die Netze, vorzüglich das kleine, mit Blut überfüllt. Die Harnblase mit gelblichem Urin angefüllt. Die innere Haut der Speiseröhre war mit einer dünnen Lage einer bläulichen, grauen Materie überzogen. Die großen Gefäße enthielten ziemlich viel Blut, welches nicht krankhaft zu seyn schien. In der Schädelhöhle wurde nichts Abweichendes gesehen. Die Leiche zeigte anfangs Neigung auszutrocknen. Erst den sechsten Tag nach dem Tode boten sich in der Nabelgegend grünlich-blaue Flecken dar. Den siebenten Tag nahmen auch die Brustmuskeln eine schmutzig blaue Farbe an.

Ein Meerschweinchen war fünf Tage und acht Stunden ohne alle Nahrung gewesen, als ich es tödtete. Bei der Section fand ich überall wenig Fett. Der Magen hatte seine Lage fast nicht verändert und er war kaum etwas zusammengezogen, denn er enthielt, nebst einer ziemlich beträchtlichen Menge Luft, zwei Drachmen einer gelblichen, wenig bitter schmeckenden, sauer reagirenden Flüssigkeit und ziemlich viel verschlungenen Koth. Seine innerste Haut war mit einer dicken, dem Schleim ähnlichen Materie überzogen und in der Gegend der Cardia etwas aufgelöst. Die dünnen Därme, vorzüglich der Zwölffingerdarm, enthielten

eine große Menge eines gelben, fädigen, bitterschmeckenden Saftes. Die dicken Därme und vorzüglich der Blinddarm waren mit einer schwarzen und trocknen kothigen Masse angefüllt. Die Leber war von normaler Consistenz und zeigte einen Ueberfluß an Blut. Die Gallenblase hatte eine grünschwarze Farbe und war nicht ganz mit Galle angefüllt. Der Blasengallen- und der gemeinschaftliche Gallen-Gang enthielten wenig grüne Galle. Die Milz und das Pankreas schienen nicht krankhaft entartet zu seyn. Die Nieren hatten einen Ueberfluß an Blut. Die Urinblase war mit gelbem Urin angefüllt. Die Speiseröhre war mit einer zähen schleimähnlichen Materie überzogen. Weder die Parotis, noch die unter der Zunge befindlichen Speicheldrüsen trugen etwas Regelwidriges an sich. Der Mund war ziemlich feucht; die Zunge mit Schleim überzogen. — In der Schädelhöhle kam nichts Abnormes vor. Die großen Blutgefäße enthielten viel, dem Anscheine nach zu urtheilen, normales Blut. Das Kadaver wurde mit dem eines andern gut genährten Meerschweinchens, welches ich mit dem vorigen zu gleicher Zeit tödtete, an einen und denselben Ort hingelegt, um zu beobachten, welches von beiden zuerst in Fäulniß übergehe. Was sich in dieser Hinsicht ergab, war Folgendes. Bis zum dritten Tag bemerkte ich fast nichts, wodurch sich das eine Kadaver von dem andern unterschieden hätte; keines roch faul; beide gaben, wenn man ein mit Salzsäure befeuchtetes Glasstäbchen in ihre Nähe brachte, eine gleiche Menge Dämpfe von sich. Den vierten Tag zeichnete sich das Kadaver desjenigen Meerschweinchens, welches fünf Tage und acht Stunden ohne alle Nahrung geblieben war (das ich mit A bezeichne), durch seine Röthe, Trockenheit und dadurch aus, daß es keinen faulen Geruch verbreitete, da das des andern Meerschweinchens (mit B bezeichnet) eine grünlich-schwarze Farbe annahm und zur Auflösung hinneigte. Den

fünften Tag war die Trockenheit des Cadavers A noch höher gestiegen, das Cadaver B aber war mehr aufgelöst, gab deutlicher einen faulen Geruch von sich und erzeugte eine viel größere Menge von Dämpfen, wenn ihm Salzsäure nahe gebracht wurde.

Ein, ungefähr anderthalb Jahr altes, und, wie es schien, gesundes Meerschweinchen blieb sechs Tage ohne alle Nahrungsmittel, bis es Hungers starb. Bei der Section fand ich es abgemagert, überall nur wenig Fett, die Unterleibshöhle verkleinert, die Muskeln und die Eingeweide glänzend und von hellrother Farbe und überall eine größere Trockenheit als man gewöhnlich findet. Es schien, als wenn die Menge des Blutes in den großen Gefäßstämmen vermindert sey. Dasjenige Blut aber, welches vorhanden war, hatte eine normale Beschaffenheit. Der ganze Darmkanal war zusammengefallen. Der Magen hatte sich nach dem linken Hypochondrium hin gezogen und dadurch die Lage des Zwölffingerdarms etwas verändert. Seine Höhle war verengert und hatte durch die in ihm eingeschlossene Luft eine runde Gestalt. Auf seiner äußeren Oberfläche bemerkte man kein einziges blutführendes Gefäß. Er enthielt ein blasses, halbfestes Kügelchen Schleim, von dem Umfang einer kleinen Flintenkugel. Seine innerste Haut war mit einer dünnen Schichte gleicher Materie bedeckt. An dem Cardiatheile war diese Haut geröthet, verdickt und aufgelockert. Die dünnen Därme boten beim Einschnitt eine kleine Quantität einer gelblichen, klebrigen und fadigen Flüssigkeit, welche bitter schmeckte, dar. Die innerste Haut dieser Gedärme war mit einer zähen, schleimigen Materie bedeckt. Die dicken Gedärme, vorzüglich der blinde Fortsatz, hatten einen schwarzen, trocknen, kothigen Inhalt. Die Leber von hellrother Farbe, blutarm und von körniger Consistenz. Die Milz war

ebenfalls von hellrother Farbe und blutleer. Das Pankreas trocken. Die Urinblase mit blaßgelbem Urin angefüllt. — Der inneren Haut der Speiseröhre hing eine dünne Schleimlage an. In den Lungen war wenig Blut. Die Ohrdrüse etwas trocken. Die Gefäßhaut der Schädelhöhle mit Blut überhäuft. — Ich brachte jetzt das Cadaver in die Nähe des von einem andern gut genährten und gesättigten Meerschweinchen, welches ich zu gleicher Zeit, als jenes starb, tödtete, um mir das Merkwürdige bei der Section des Verhungerten auffallender zu machen und um auszumitteln, ob beide Cadaver einem gleichen oder verschiedenen Hergang in der Verwesung unterworfen seyen.

Bis zum dritten Tage nach dem Tod bemerkte man zwischen beiden Cadavern keine Verschiedenheit, als die, daß das des verhungerten Meerschweinchens trockner und von hellrother Farbe war, da das andere mehr dunkelroth war und feucht blieb. Den vierten Tag nahmen die Bauchmuskeln dieses Cadavers blaugrüne Flecken an; den fünften verbreitete es einen faulen Geruch; den sechsten wurden auch die Brustmuskeln schwarz; den siebenten roch es sehr faul und den achten war es fast ganz aufgelößt: das Cadaver des verhungerten Thierchens aber blieb trocken bis zum sechsten Tag; den siebenten ging es ins Blaue über und fing an, einen faulen Geruch zu verbreiten. Vom vierten Tage nach dem Tod an entwickelte jenes Cadaver, wenn man Salzsäure in seine Nähe brachte, mehr Dämpfe, als wenn man die selbe Säure dem anderen nahe brachte.

Die Section eines andern Meerschweinchens, welches ebenfalls Hungers gestorben war, gab mir den nämlichen Befund, wie das zuletzt erwähnte verhungerte Thierchen, nur mit dem Unterschied, daß der Magen keinen solchen Klumpen schleimähnlicher Materie enthielt.

Ein erwachsenes munteres und gut genährtes Kaninchen

hungerte acht und einen halben Tag, bis es starb. Die Bauchmuskeln neigten sich nach den Lendenwirbeln hin, und daher war die Bauchhöhle verringert. Die Menge des vorhandenen Fettes war gering. Die Lage des Magens war ein wenig nach der linken Seite hin verändert, seine Höhle nicht sehr verkleinert. Sie enthielt Luft, welche beim Einstich entwich, ungefähr eine halbe Drachme einer gelblichen, salzig=bitter schmeckenden, Lackmuspapier roth färbenden Flüssigkeit und etwas Koth, den das Thierchen zu fressen vom Hunger getrieben worden war. Die innerste Haut des Magens war mit einer blaßgrauen, dicken und klebrigen Materie überzogen, in der Gegend der Cardia entzündlich geröthet und etwas verdickt. In der Mitte des Magens bemerkte man an der Schleimhaut schwarze, schmierige, unter dem Finger zerdrückbare Punkte, wovon zwei die Größe eines ganzen und drei die eines halben Silbergroschens hatten. Die dünnen Gedärme waren zusammengefallen. Sie enthielten ungefähr vierzig Gran einer gelblichen, vorzüglich in der Gegend des Zwölffingerdarmes bitter schmeckenden, klebrigen und fadigen Flüssigkeit, welcher Ueberbleibsel von gefressenem Koth beigemischt waren. Ihre innere Haut war mit einer dünnen Schichte eines dicken Schleimes überzogen und die des Zwölffingerdarmes in der Nähe des Pförtners ein wenig geröthet und aufgelöst. Die dicken Därme, vorzüglich der Blinddarm, waren gleichsam vollgestopft von schwarzen und harten Kothmassen. Die Leber hatte einen Ueberfluß an dunkelrothem Blut und einige kleine Tuberkeln an sich. Die Gallenblase war mit einer schwarz=grünen und klebrigen Galle angefüllt. Die Milz blutreich, ihre Substanz nicht regelwidrig. Das Pankreas mit einzelnen hellblauen Flecken besetzt. Die Nieren nicht krankhaft. Die Urinblase von gelblichem Urin ausgedehnt. Die Netze

sehr blutreich. — In den Lungen hellrothes Blut und einige kleine Tuberkeln. Die innere Fläche der Speiseröhre mit einer dicken, schleimähnlichen Masse überzogen. — Die Gefäßhaut der Schädelhöhle reich an Blut. — Der Inhalt der Blutgefäße schien in etwas geringerm Verhältniß vorhanden als normal.

Ein anderes ausgewachsenes Kaninchen starb ebenfalls nach einer neuntägigen Entbehrung aller Nahrung. Die Sektion des Kadavers zeigte das Nämliche, was bei der eben erzählten gefunden wurde; nur mit dem Unterschiede, daß der Magen mehr zusammengezogen war und daß er weder Magensaft noch gefressenen Koth enthielte.

Zwei Eichhörnchen, wovon das eine ein Jahr, das andere drei Monate alt war, wurde alle Nahrung entzogen. Das jüngere starb nach einer Enthaltung von zwei Tagen und eilf Stunden, das ältere aber hielt das Fasten drei Tage und zwei Stunden lang aus. Die Sektion bot Folgendes dar. Bei beiden war nur eine geringe Menge von Fett vorhanden; die Muskeln und die Eingeweide waren von hellrother Farbe und glänzend, die Unterleibshöhle verengert. Der Magen lag, besonders bei dem älteren, in dem linken Hypochondrium. Seine Oberfläche zeigte bei dem jüngeren blutführende Gefäße. Bei dem älteren war er etwas zusammengezogen, weniger bei dem jüngeren. Seine Höhle enthielt bei beiden Luft und bei dem jüngeren sauer reagirenden und etwas bitter schmeckenden Magensaft und gefressenen Koth, bei dem anderen aber weder Magensaft noch Koth. Die innerste Haut des Magens war mit einer dicken, zähen, klebrigen, dem Schleim ähnlichen Materie überzogen, und bei diesem anderen Thierchen in dem Cardiatheil wenig roth und aufgelößt.

Die dünnen Gedärme enthielten einen gelblichen Saft, dem etwas Galle, Ueberbleibsel ehemals gefressenen Kothes

Es war mir, nachdem ich schon einige Versuche über die längere Entziehung der Nahrungsmittel angestellt hatte, ein unerklärbares Phänomen, daß bei einigen Thieren, welche eine Zeit lang gefastet hatten, Magensaft im Magen vorhanden war, bei andern aber, welche eben so lange ohne Nahrungsmittel gewesen waren, nicht. Bei einer nähern Untersuchung aber fand ich, daß bei allen Thieren, bei denen dieser Saft im Magen vorhanden war, zu gleicher Zeit entweder gefressener Koth oder Holzspäne oder andere unverdauliche Sachen da waren, daß aber kein Magensaft da war, wenn die Thiere nichts von solchen Sachen zu sich genommen hatten. Eine Menge von mir angestellter Sektionen berechtigt mich daher zu der Annahme, daß die Magensaftabsonderung nicht nur allein dann Statt finde, wenn Nahrungsmittel in dem Magen enthalten, sondern auch dann, wenn unverdauliche Sachen darin vorhanden sind.

Eben dieser Umstand, daß kein Magensaft in dem Magen vorhanden ist, wenn durchaus nichts durch den Mund aufgenommen worden ist, wirft die Meinung derjenigen um, welche behaupten wollen, daß die Gegenwart des Magensaftes in dem Magen die erregende Ursache des Hungers sey.

Wie auch immer dieser Magensaft reagiren mag, wenn seine Absonderung durch eigentliche Nahrungsmittel veranlaßt worden, so ist doch so viel gewiß, daß er sich gegen Lackmuspapier sauer verhält, wenn keine Speisen genommen werden und seine Absonderung von der Gegenwart unverdaulicher Sachen im Magen abhängt.

Zwischen der Quantität des Gemisches von Speichel, Schleim und Galle in dem Magen und der längern Dauer des Fastens scheint kein solches Verhältniß Statt zu finden, daß diese Quantität um so größer oder um so geringer wäre, je länger die Enthaltung von Speisen gedauert hat.

Werden dem Magen keine Speisen zugeführt, so vermindert sich die Absonderung des Schleimes der Schleimhaut.

und zweitens dadurch, daß er immer, besonders an dem Cardiatheil, eine gewisse Quantität von Luft enthält, bekommt er eine runde Gestalt. Diese Gestalt spricht sich um so augenscheinlicher aus, je länger das Fasten gedauert hat und je strenger es beobachtet worden ist. Außer daß sich diese Annahme der runden Gestalt nach der längeren Dauer und Strenge der Enthaltung von Speisen richtet, richtet sie sich ferner nach der eigenthümlichen Organisation des Magens. Bei den Amphibien nämlich, bei denen der Magen nur als eine geringe Erweiterung des Speisekanals anzusehen ist, ist sie weniger deutlich ausgesprochen, und bei den Vögeln, welche mit einem Muskelmagen versehen sind, gar nicht.

Durch diese Verengerung des Magens geschieht es nun, daß die Blutgefäße desselben für den Blutlauf unwegsam werden. Man sieht deshalb gegen den dritten Tag die Oberfläche des Magens ohne blutführende Gefäße; man findet sie blaß.

Magensaft †).

Alles, was von Außen aufgenommen und durch den Mund in den Magen geführt wird, ist erregende Ursache der Magensaftabsonderung, und zwar gehören hierher nicht nur die eigentlichen Nahrungsmittel, sondern auch alle unverdauliche Sachen.

---

†) Ich unterscheide den eigentlichen Magensaft von dem Gemisch des im Magen enthaltenen Schleimes, Speichels und der Galle, welches sich nach einer gewissen Dauer der Entziehung von Speisen darin vorfindet. Unter Magensaft verstehe ich hier jene dünne, blaßgelbe, sauer reagirende, salzig und hinterher, wegen der Beimischung von Galle, bitter schmeckende Flüssigkeit, welche man bloß dann erhält, wenn der Magen nur eine geringe Menge von durch den Mund aufgenommenem Inhalt in sich begreift.

aus dem Magen aufgenommenen Speisemasse abhängt, so leidet doch die Beschaffenheit desselben eine Umänderung, wenn dem Dünndarm kein Speiseinhalt aus dem Magen zugeführt wird. Seine Consistenz, die vorher ganz dünnflüssig war, wird nämlich etwas dick, zäh und fadig.

Der Dünndarm erhält, obschon keine Speisen genommen worden, eine gewisse Menge Galle und zwar meistens Lebergalle. Inzwischen scheint auch, (wenn die vorher angegebenen Merkmale hinlänglich sind, einen Unterschied zu machen zwischen Leber- und Blasen-Galle), der Zufluß von Blasen-Galle zu dem Zwölffingerdarm nicht ganz aufgehoben zu seyn, wenigstens unter gewissen Umständen nicht.

Der Zwölffingerdarm, besonders derjenige Theil desselben, der dem Magen am nächsten ist, wird nach längerer Entziehung von Nahrungsmitteln meistens entzündlich ergriffen.

Ferner wird auch die Schleimabsonderung des Dünndarmes qualitativ umgeändert. Der Schleim nimmt eine zähe, dicke und klebrige Beschaffenheit an.

Wie in dem Dünn-, so findet auch in dem Dick-Darm eine Verminderung der Secretion Statt; daher bleiben die Kothmassen als schwarze und trockne Klumpen zurück *).

---

dünne Flüssigkeit, die durch den größern Gehalt an Galle eine gelbere Farbe annimmt, als der Magensaft.

*) Nach Meckel (vergleichende Anatomie, Bd. 1, S. 338) findet sich bei Individuen derselben Art eine durch die Verschiedenheit der Nahrung bedingte Verschiedenheit der Dimensionen des Darmkanals, die Nahrung hat also Einfluß auf die Bildung des Darmkanals bei Säugethieren. (Glisson de ventriculo et intestinis, Cap. II. 6. Cap. XI. 11.)

Leber, Gallenblase, Milz, Bauchspeicheldrüse und Netze.

Die Substanz der Leber, der Milz und des Pankreas wird nicht immer verändert nach längerem Fasten.

Wenn auch die Enthaltung von Speisen so lange dauert, daß der Magen sich zusammenzieht, so ist doch nicht nothwendig, daß die Leber und Milz dabei als ein Diverticulum dienen, um dasjenige Blut, was dem Magen weniger zugeführt wird, aufzunehmen. Wohl aber wird dann den Netzen und besonders dem kleinen Netz eine gewisse Quantität von Blut zugeführt.

Von dem zweiten bis zum dritten Tag des Fastens erhält die Gallenblase eine ins Schwarze übergehende Farbe, die immer dunkler wird je nach der längern Dauer des Fastens.

Meistens findet sich mehr Galle in der Gallenblase fastender Thiere, als in der gesättigter. Allein die Menge dieser in der Gallenblase angesammelten Galle steht nicht im Verhältniß mit der längern Dauer der Enthaltung von Speisen, so daß die Gallenblase mehr angefüllt wäre, je nachdem die Entziehung von Nahrungsmitteln länger gedauert hat.

Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß der Erguß von Gallenblasen-Galle ganz und immer aufhöre, wenn der Zwölffingerdarm keinen Speisebrei enthält.

Die Brusthöhle

bietet bei den Säugethieren wenig Abnormes dar, obschon die Enthaltung von Speisen mehrere Tage oder gar bis zum Tod gedauert hat. Nur das weicht von dem gesunden Zustand ab, daß die die innerste Haut der Speiseröhre bedeckende Flüssigkeit dick, zäh und klebrig wird.

Bei den Vögeln stellt sich eine beträchtliche Entzündung der innern Fläche des Kropfes ein.

aus dem Magen aufgenommenen Speisemasse abhängt, so leidet doch die Beschaffenheit desselben eine Umänderung, wenn dem Dünndarm kein Speiseinhalt aus dem Magen zugeführt wird. Seine Consistenz, die vorher ganz dünnflüssig war, wird nämlich etwas dick, zäh und fadig.

Der Dünndarm erhält, obschon keine Speisen genommen worden, eine gewisse Menge Galle und zwar meistens Lebergalle. Inzwischen scheint auch, (wenn die vorher angegebenen Merkmale hinlänglich sind, einen Unterschied zu machen zwischen Leber- und Blasen-Galle), der Zufluß von Blasen-Galle zu dem Zwölffingerdarm nicht ganz aufgehoben zu seyn, wenigstens unter gewissen Umständen nicht.

Der Zwölffingerdarm, besonders derjenige Theil desselben, der dem Magen am nächsten ist, wird nach längerer Entziehung von Nahrungsmitteln meistens entzündlich ergriffen.

Ferner wird auch die Schleimabsonderung des Dünndarmes qualitativ umgeändert. Der Schleim nimmt eine zähe, dicke und klebrige Beschaffenheit an.

Wie in dem Dünn-, so findet auch in dem Dick-Darm eine Verminderung der Secretion Statt; daher bleiben die Kothmassen als schwarze und trockne Klumpen zurück *).

---

dünne Flüssigkeit, die durch den größern Gehalt an Galle eine gelbere Farbe annimmt, als der Magensaft.

*) Nach Meckel (vergleichende Anatomie, Bd. 1, S. 338) findet sich bei Individuen derselben Art eine durch die Verschiedenheit der Nahrung bedingte Verschiedenheit der Dimensionen des Darmkanals, die Nahrung hat also Einfluß auf die Bildung des Darmkanals bei Säugethieren. (Glisson de ventriculo et intestinis, Cap. II. 6. Cap. XI. 11.)

Leber, Gallenblase, Milz, Bauchspeicheldrüse und Netze.

Die Substanz der Leber, der Milz und des Pankreas wird nicht immer verändert nach längerem Fasten.

Wenn auch die Enthaltung von Speisen so lange dauert, daß der Magen sich zusammenzieht, so ist doch nicht nothwendig, daß die Leber und Milz dabei als ein Diverticulum dienen, um dasjenige Blut, was dem Magen weniger zugeführt wird, aufzunehmen. Wohl aber wird dann den Netzen und besonders dem kleinen Netz eine gewisse Quantität von Blut zugeführt.

Von dem zweiten bis zum dritten Tag des Fastens erhält die Gallenblase eine ins Schwarze übergehende Farbe, die immer dunkler wird je nach der längeren Dauer des Fastens.

Meistens findet sich mehr Galle in der Gallenblase fastender Thiere, als in der gesättigter. Allein die Menge dieser in der Gallenblase angesammelten Galle steht nicht im Verhältniß mit der längern Dauer der Enthaltung von Speisen, so daß die Gallenblase mehr angefüllt wäre, je nachdem die Entziehung von Nahrungsmitteln länger gedauert hat.

Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß der Erguß von Gallenblasen-Galle ganz und immer aufhöre, wenn der Zwölffingerdarm keinen Speisebrei enthält.

Die Brusthöhle

bietet bei den Säugethieren wenig Abnormes dar, obschon die Enthaltung von Speisen mehrere Tage oder gar bis zum Tod gedauert hat. Nur das weicht von dem gesunden Zustand ab, daß die die innerste Haut der Speiseröhre bedeckende Flüssigkeit dick, zäh und klebrig wird.

Bei den Vögeln stellt sich eine beträchtliche Entzündung der innern Fläche des Kropfes ein.

...heit des Magenpförtners [62]), bei ... in dem Magen [63]), bei der so... (soda), bei Ruptur des Ductus tho... vermuthet, daß ebenfalls mit vermehr... Magensaftes krankhaft gesteigertes Hun... sey.

...Alter. Daß Menschen und Thiere desto ...mittel verlangen, je jünger sie sind, lehrt ...täglich. So lange die Ausbildung des Kör... ist es Bedürfniß, öfter Speisen zu nehmen, ...schrittenen Jahren. Das Alter ist dem Gefühl ... am seltensten unterworfen.

...das Geschlecht. Weiber nähern sich den Kin... ...werden öfter an die Befriedigung des Hungerge... ...gemahnt, als Männer.

...Das Temperament. Der Sanguinische ist ste... ...Wechsel und der Veränderlichkeit unterworfen. Seine ...fühle und so insbesondere auch das des Hungers, sind ...wesentlich. In einem Augenblick stellt sich bei ihm Eßlust ... und in einem Augenblick ist sie wieder verschwunden. Der Phlegmatische ist, wie man zu sagen pflegt, ein Bauchmensch; die irritable und sensible Sphäre des Lebens stehen bei ihm auf der niedrigsten Stufe; desto mehr vorherrschend aber ist sein Bauchleben. »Das phlegmatische Temperament«, sagt Cleß [65]), »wurzelt im tiefen

61) Bonet sepulc. l. 5. S. II. observ. 6.

62) Haller a. a. O. S. 184.

63) Bonet a. a. O. obs. 1. — Morgagni a. a. O. S. 76.

64) Morton im Dict. des scienc. med. art. faim.

65) Bemerkungen über die Sensibilitätsverhältnisse verschiedener Organe des menschlichen Körpers und vorzüglich über das Sensibilitätsverhältniß des Magens. In Meckels

Cretinismus. Ein Cretin ist gleichsam bloß Magen wie der Polyp. Die Sensibilität seines Magens ist die einzige seines Körpers und steht fast immer auf dem Culminationspunkte, weil das Hirn als der Antipode des Magens und die willkührlichen Muskeln bei solchen Individuen gar keine Reizbarkeit verzehren. Je mehr sich die Individuen, welche zu diesem Temperament zu rechnen sind, dem Cretinismus nähern, desto unordentlicher und unersättlicher wird ihr Hunger seyn«. — Der Melancholische besitzt Festigkeit des Karakters und einen durchdringenden Geist; die geistigen Funktionen stehen bei ihm auf einer hohen Stufe, und das Bauchleben ist gesunken. Er ist also in gewisser Hinsicht dem Phlegmatischen so wie dem Sanguinischen entgegengesetzt. Darum ist er auch gar nicht so sclavisch an das Gefühl des Hungers gebunden, als der, welcher eines der eben genannten Temperamente besitzt. — Der Cholerische nähert sich dem Phlegmatischen; daher hat auch er mit dem Gefühl des Hungers wenig zu schaffen.

5) Die Konstitution. Eine robuste Konstitution wird öfter Nahrung fordern als eine schwache. Fette Menschen essen in der Regel seltener als magere.

6) Die Gewohnheit. Essen wir einigemale früher oder später, als wir gewohnt sind, so wird sich nachher der Hunger auch entweder früher oder später einstellen. Lassen wir die Zeit, wo wir Mahlzeit zu halten pflegen, ohne solche zu halten, vorübergehen, so wird das Gefühl des Hungers vermindert werden oder gar verschwinden, und zwar gerade so lange, bis der folgende Zeitpunkt, an dem wir wieder Nahrungsmittel zu uns zu nehmen gewohnt sind, eingetreten ist. Legen wir uns auch mit Hunger Abends zu Bett, so werden

---

deutsch. Archiv für die Physiologie. Bd. 5, Heft 1. S. 67 u. f.

den Magen [61]), bei Schlaffheit des Magenpförtners [62]), bei Vorhandenseyn von Läusen in dem Magen [63]), bei der sogenannten Magensäure (soda), bei Ruptur des Ductus thoracicus [64]). Man vermuthet, daß ebenfalls mit vermehrter Absonderung des Magensaftes krankhaft gesteigertes Hungergefühl verbunden sey.

2) Das Alter. Daß Menschen und Thiere desto öfter Nahrungsmittel verlangen, je jünger sie sind, lehrt die Erfahrung täglich. So lange die Ausbildung des Körpers dauert, ist es Bedürfniß, öfter Speisen zu nehmen, als bei vorgeschrittenen Jahren. Das Alter ist dem Gefühl des Hungers am seltensten unterworfen.

3) Das Geschlecht. Weiber nähern sich den Kindern; sie werden öfter an die Befriedigung des Hungergefühles gemahnt, als Männer.

4) Das Temperament. Der Sanguinische ist steten Wechsel und der Veränderlichkeit unterworfen. Seine Gefühle und so insbesondere auch das des Hungers, sind unordentlich. In einem Augenblick stellt sich bei ihm Eßlust ein und in einem Augenblick ist sie wieder verschwunden. — Der Phlegmatische ist, wie man zu sagen pflegt, ein Bauchmensch; die irritable und sensible Sphäre des Lebens stehen bei ihm auf der niedrigsten Stufe; desto mehr vorherrschend aber ist sein Bauchleben. »Das phlegmatische Temperament«, sagt Cleß [65]), »wurzelt im tiefen

61) Bonet sepulc. l. 5. S. II. observ. 6.

62) Haller a. a. O. S. 184.

63) Bonet a. a. O. obs. 1. — Morgagni a. a. O. S. 76.

64) Morton im Dict. des scienc. med. art. faim.

65) Bemerkungen über die Sensibilitätsverhältnisse verschiedener Organe des menschlichen Körpers und vorzüglich über das Sensibilitätsverhältniß des Magens. In Meckels

Cretinismus. Ein Cretin ist gleichsam bloß Magen wie der Polyp. Die Sensibilität seines Magens ist die einzige seines Körpers und steht fast immer auf dem Culminationspunkte, weil das Hirn als der Antipode des Magens und die willkührlichen Muskeln bei solchen Individuen gar keine Reizbarkeit verzehren. Je mehr sich die Individuen, welche zu diesem Temperament zu rechnen sind, dem Cretinismus nähern, desto unordentlicher und unersättlicher wird ihr Hunger seyn«. — Der Melancholische besitzt Festigkeit des Karakters und einen durchdringenden Geist; die geistigen Funktionen stehen bei ihm auf einer hohen Stufe, und das Bauchleben ist gesunken. Er ist also in gewisser Hinsicht dem Phlegmatischen so wie dem Sanguinischen entgegengesetzt. Darum ist er auch gar nicht so sclavisch an das Gefühl des Hungers gebunden, als der, welcher eines der eben genannten Temperamente besitzt. — Der Cholerische nähert sich dem Phlegmatischen; daher hat auch er mit dem Gefühl des Hungers wenig zu schaffen.

5) Die Konstitution. Eine robuste Konstitution wird öfter Nahrung fordern als eine schwache. Fette Menschen essen in der Regel seltener als magere.

6) Die Gewohnheit. Essen wir einigemale früher oder später, als wir gewohnt sind, so wird sich nachher der Hunger auch entweder früher oder später einstellen. Lassen wir die Zeit, wo wir Mahlzeit zu halten pflegen, ohne solche zu halten, vorübergehen, so wird das Gefühl des Hungers vermindert werden oder gar verschwinden, und zwar gerade so lange, bis der folgende Zeitpunkt, an dem wir wieder Nahrungsmittel zu uns zu nehmen gewohnt sind, eingetreten ist. Legen wir uns auch mit Hunger Abends zu Bett, so werden

---

deutsch. Archiv für die Physiologie. Bd. 5, Heft 1. S. 67 u. f.

wir doch Morgens ohne das geringste Gefühl von Hunger wieder aufstehen. Wie in mehreren Punkten, so bestätigt sich also auch in diesem der Ausspruch der Alten: Gewohnheit ist eine andere Natur.

7) Zustand der Ruhe oder der Thätigkeit des Körpers. Bei Muskelbewegungen und Anstrengungen des Körpers nimmt das Gefühl des Hungers zu; bei ruhigem Zustande aber ist es gering, und im schlafenden ist es, wie wir schon erwähnt haben, erloschen.

8) Die Nahrung. Pflanzenfresser fordern in der Regel öfter Nahrungsmittel als Fleischfresser. Ich nahm zwei junge Hunde, welche drei Wochen alt waren, von den Brüsten ihrer Mutter und fütterte den einen mit Pflanzen-, den andern aber mit Fleischkost. Ersterer nahm von dem ihm vorgesetzten Futter weit öfter eine Portion zu sich, als derjenige, welcher Fleischkost genoß. Letzterer fraß jedoch mehr auf einmal als der Pflanzenfresser.

9) Die relativ größere oder geringere Thätigkeit anderer Systeme und Organe. Ein merkwürdiges Verhältniß findet in dieser Beziehung zwischen dem Hungergefühl und dem Geschlechtssystem Statt [66]. Während einer den Ausschweifungen im Geschlechtssystem stark ergeben ist, schwindet sein Appetit. Je weniger aber umgekehrt die Geschlechtsverrichtungen ausgeübt werden, desto öfter und intensiver erscheint das Gefühl von Hunger. So lange die Schmetterlinge noch Puppen sind, besteht ihr ganzes Leben in Fressen; sind sie aber zu Schmetterlingen ausgebildet, so fressen sie fast nichts mehr *) und fast alle ihre Lebensäußerungen deuten auf Geschlechtsverrichtungen hin. Die Cetaceen nehmen zur Brunstzeit gar

66) J. F. Meckel Beiträge zur vergleichenden Anatomie. 1811, Bd. 2, Heft 2.

*) Lyonnet traité p. 19.

keine Nahrung zu sich, sondern sie leben dann von ihrem Fett 67). Die Kameele weiden den ganzen Monat ihrer Begattungszeit nur wenig 68). Von den Kühen und andern unserer Hausthiere ist es bekannt, daß sie zur Brunstzeit wenig fressen. Beim menschlichen Weibe ist zur Zeit der Menstruation das Gefühl des Hungers weniger rege als zu einer andern Zeit. Bei eintretender Pubertät wird das Gefühl des Hungers durch den Antagonismus der Genitalien beschränkt. Bei dem geistigen Menschen, der sich dem Ideal zu nähern sich bemüht, ist die Eßlust gering. Eben so bei Magnetisirten, bei welchen die geistige Beziehung des Magens erhöht ist.

10) Einige äußere Einflüsse und zwar a) Temperatur. Sowohl ein hoher Grad von Kälte, als auch übermäßige Wärme unterdrückt den Typus des Hungers. Verschieden aber ist in dieser Beziehung der Einfluß der Temperatur je nach der Verschiedenheit der Thierstufen. Bei den kaltblütigen Thieren verschwindet der Appetit schon bei einer geringen Abnahme der Temperatur. Jenner 69) beobachtete, daß ein Igel, so lange bei demselben die Wärme des Magens dreißig Grad betrug, weder Verlangen nach Futter, noch Kraft, es zu verdauen, hatte, daß derselbe aber, nach einer Erhöhung derselben im Bauch auf drei und neunzig Grad, eine Kröte fraß. Nach Trembley 70) steigt bei dem Polypen

67) Treviranus Biologie, Bd. 4, S. 507.

68) Buffon Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere. Aus d. Franz. von Otto. Bd. 9, S. 87.

69) Citirt von Hunter in seinen Bemerkungen über die thierische Oekonomie. Im Auszug übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Scheller. Braunschweig 1813. S. 231.

70) Abhandlungen zur Geschichte einer Polypenart des süßen Wassers mit hörnerförmigen Armen. Uebers. von T. A. E. Goeze. Quedlinburg 1775.

der Appetit nach dem Grad der Wärme. »Ist es sehr warm«, sagt er, »so ist die Verdauung bei dem Polypen binnen vier und zwanzig Stunden vorüber; in kältern Jahreszeiten dauert sie aber zwei- bis dreimal vier und zwanzig Stunden.« Spallanzani [71] beobachtete, daß Schlangen im Juli, als das Thermometer im Schatten zwei und zwanzig bis drei und zwanzig Grad zeigte, eher verdauten und eher wieder neue Nahrungsmittel zu sich nahmen, als im April, da es kaum zwölf bis vierzehn Grad erreichte. »Die tropischen Gegenden sind die einzigen«, sagt Home [72], »wo der Magen der Insekten ununterbrochen seine Funktion verrichten kann, und wenn die Thiere in der Sonne bleiben, so wird ihre Verdauung der der vierfüßigen Thiere und Vögel gleich. Zur Winterzeit werden diese Thiere ganz torpid und ihre Verdauung so wie ihr Appetit liegt ganz danieder.« Hunter [73] brachte auf *Bellisle* im Jahr 1761—62 Eidechsen, als sie eben in den Winterschlaf übergehen wollten, Würmer und Fleischstückchen bei und einige davon gaben dieselben gegen den Frühling nur sehr wenig verändert von sich. Fast eben so wie auf die kaltblütigen Thiere wirkt die Winterkälte auf einige warmblütige, die auf einer tiefen Lebensstufe stehen, namentlich auf die Nachtswanderer, auf die unter der Erde sich aufhaltenden und die Winterschläfer. Auch bei den höhern Thieren wird ein hoher Kältegrad das Gefühl des Hungers unterdrücken. Duncan erwähnt, daß bei einem

---

71) Versuche über die Verdauung. Uebersetzt von Michaelis. Leipzig 1785. S. 126.

72) Lectures on comparative anatomy. London 1814. Vol. 1. p. 320.

73) A. a. O.

Weibe, welches acht Tage lang ohne Nahrung unter dem Schnee vergraben war, am zweiten Tage der Hunger verschwunden sey. — Wie nun ein hoher Grad von Kälte, so bringt auch umgekehrt eine große Wärme Verminderung des Appetits hervor. Jeder wird es an sich selbst bemerken, daß er in den heißen Sommertagen weniger Neigung zu essen hat, als im Winter. Im Frühling und Herbst ist der Hunger mäßig. Der Nordländer, der nicht den höchsten Norden bewohnt, wird öfter und überhaupt mehr essen, als der Südländer. Bei den Bewohnern des äußersten Nordens aber wird das Gefühl des Hungers seltener zurückkehren und weniger stark seyn.

b) Vorhergegangener Genuß von Speisen. Nehmen wir kurz vor dem Zeitpunkte, an dem wir Mahlzeit zu halten gewohnt sind, auch nur die geringste Quantität von Nahrungsmitteln zu uns, so wird sich der Hunger nicht zur gewöhnlichen Zeit einstellen.

c) Vorhergegangener Genuß von Getränken stört ebenfalls den Typus des Hungers. Trinker sind weniger an die Befriedigung des Hungergefühles gebunden, als solche Menschen, welche dem Trunke nicht ergeben sind.

11) Arzneien und zwar

a) antiphlogistische. Gemeines lauwarmes Wasser, schleimige, einhüllende, erweichende und ölige Mittel vermindern die Eßlust; allein nach den von Dumas [75]) an Hunden angestellten Versuchen wird kurze Zeit nachher der Hunger um so stärker. Vegetabilische Säuren vermehren dagegen das Gefühl von Hunger.

b) Narkotische. Vor allen sind hier anzuführen

---

75) A. a. O.

als solche Mittel, welche den Hunger stillen [76]), Mohnsaft, Schierling und Tabak. Wenn die Indianer in Amerika lange Reisen machen wollen und fürchten, daß sie Mangel an Speisen leiden werden, so verfertigen sie sich Pillen von Tabakssaft und verkalkten Schalen von Schnecken und Austern. Diese Pillen verschlingen sie zur Zeit der Noth und stillen sich dadurch den Hunger [77]).

c) Einige Auflösungsmittel, namentlich metallische, z. B. Spiesglanz und Quecksilber, unterdrücken das Gefühl von Hunger ganz. Dumas [78]) gab hungernden Hunden eine Solution des Quecksilbersublimates in einer schicklichen Menge Wasser. Die Rückfälle des Hungers wurden dadurch so sehr entfernt, daß die Thiere nachher einen Widerwillen gegen Nahrungsmittel bekamen und den Appetit gänzlich verloren.

d) Uebelkeit und Brechen erregende Mittel, z. B. Brechwurzel, Brechweinstein, weißer und blauer Vitriol, stillen ebenfalls den Hunger [79]).

e) Flüchtige Reizmittel: Kampfer, Wein, Branntwein, so wie überhaupt alle Spirituosa in großen Gaben genommen, entfernen den Hunger.

f) Bittere Mittel, besonders die aromatisch bittern, vermehren den Hunger.

g) Stärkende Mittel, in mäßig starken Gaben genommen, bringen ebenfalls einen vermehrten Hunger hervor.

---

76) Haller a. a. O.

77) Percival in Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte. Jahrg. 1818. Heft 4. S. 553.

78) A. a. O.

79) Wilson Philip über Indigestion und deren Folgen, Leipzig 1823. S. 87.

h) Gifte. Außer den vorher angeführten bewirkt vorzüglich das Blei Verminderung des Hungers [80].

12) In den Magen gelangte unverdauliche Körper. Es gibt eine Menge von Thatsachen, welche darthut, daß feste Körper, welche in dem Magen nicht aufgelößt werden, oder solche wenigstens, welche kein nährendes Princip enthalten, den Hunger stillen. Pallas fand in dem Darmkanal des Lumbricus echiurus blos einen feinen Sand [81]. Bonet sah bei Regenwürmern den Darmkanal mit Erde gefüllt [82]. Treviranus fand in dem Koth der Aschen- und Gartenschnecke immer eine beträchtliche Menge Sand [83]. Die Raben, Falken, Geyer und überhaupt alle fleischfressende Vögel haben Steine im Magen [84], und wozu verschlingen diese Thiere solche Körper anders, als um sich den Hunger zu stillen? Die fleischfressenden Vögel sind sehr gefräßige Thiere, so daß sie, wenn sie ihre Kost vor sich haben, zuweilen so viel fressen, daß sie hinfallen. Bekanntlich stillt sich ja auch der Wolf in der Noth seinen Hunger durch Koth, Holz und Steine [85]. Es fraßen ferner Meerschweinchen und Kaninchen, welche mir zu meinen Hungerversuchen dienten, ihren eigenen Koth, und verhielten sich, nachdem sie diesen zu sich genommen hatten, ganz ruhig, so daß man leicht merken konnte, daß ihr Hunger dadurch gestillt war. Tauben, welche Hungers sterben sollten, bissen Holzspäne von den Wänden des Behältnisses, worin sie eingesperrt waren, und nachdem sie diese ver-

80) Haller a. a. O.
81) Treviranus Biologie. Bd. 4, S. 284.
82) Ebendaselbst a. a. O.
83) Daselbst S. 285.
84) Haller a. a. O. S. 269 u. 214.
85) Ebendaselbst S. 182.

schlungen hatten, wurden sie ebenfalls ganz ruhig. Daß einige Völker ihren Hunger durch Mineralien stillen, davon gibt uns die Geschichte Beispiele. Alex. v. Humboldt [86]) fand am Oronoko eine Völkerschaft, welche zwei bis drei Monate hindurch, wo der Strom zu hoch ist, um Schildkröten zu fangen, fast ganz von Erde lebt. Ein Mensch verzehrt davon täglich drei bis fünf Viertel Pfund, und nach dem Genuß derselben fühlen sie sich lange gesättigt. In Guinea, sagt v. Humboldt [87]), essen die Neger eine gelbliche Erde, welche sie Caouac nennen.

La Billardiere [88]) sah die Neukaledonier sich den Hunger mit einem grünlichen, zerreiblichen Speckstein stillen, der nach Vauquelin aus Kalkerde, Kieselerde, Eisenoxyd, etwas Kupfer und Wasser besteht.

Damit man das Nahrungsbedürfniß des Menschen mit dem der Thiere vergleichen könne, und um für die weiter unten aufzustellenden allgemeinen Sätze die Thatsachen darzulegen, lasse ich hier eine Tabelle folgen, deren erster Theil ein Verzeichniß der über den Zeitraum, während welchem die Entziehung von Nahrung ertragen werden kann, an Thieren gemachten Beobachtungen, der zweite eine Aufzählung der Fälle enthält, wo eine solche Entziehung bei Menschen verschiedenen Alters und Geschlechtes Statt fand [89]).

---

86) Ansichten der Natur. Tübingen 1808. Bd. 1, S. 144.

87) A. a. O. S. 150.

88) Bei Treviranus a. a. O. S. 286.

89) Hier und überall für die Litteratur ward ich von Herrn Professor Nasse unterstützt, der mich auch die hier vorliegende Arbeit über die inneren und äußeren Bedingungen des Hungers zu unternehmen veranlaßte.

Namen der Thiere	Dauer des Hungerns b. zum Tode	Bemerkungen.
Polypi.		
Hydra. L.		
— viridis. Trembl. t. 1. f. 1.	4 Monat	Im Sommer *a*)
— fusc. Trembl. t. 1. f. 3. 4.	4 —	
Annularia.		
Hirudo.		
— medicinal. L. *b*)	3 Jahr	
Mollusca.		
Mya pictorum. *c*)	18 Tage	Lebten acht Tage in 40 Cubiczoll atmosphärischer Luft.
Helix (?) *d*)	6 Monat	Sowohl im Winter als im Sommer.
— pomatia *e*)	6 —	
— — — *f*)	1 Jahr	

a) Trembley a. a. O. S. 162.
b) Valisnieri bei Haller a. a. O. Bd. 6, S. 169.
c) Gorg a. a. O. sect. II. S. 20.
d) Ebendaselbst S. 45.
e) Treviranus a. a. O. Bd. 5, S. 272.
f) Nach den Beobachtungen meines Freundes Herrn Dr. Wiesmann.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Helix nemoral. L. g)	1 Jahr	Der sogar der Kopf abgeschnitten war.
—— (spec. ?)	15 Jahr	Wurde, da sie 15 Jahre in einem Naturalienkabinet gelegen hatte, wieder lebendig, nachdem sie zufällig in ein Gefäß mit Wasser gerathen war h).
Polymeria.		
Araneoides.	mehrere Monate	Nach Haller a. a. O.
Epeira Walk.		
— phalangoides Latr.	1½ Monat	Im Frühjahr.
— Diadema. De Geer VII, t. II, f. 5.	1 Monat	Sie war einen Monat ohne alle Nahrung in 78 Cubikzoll atmosphärischer Luft eingeschlossen und hatte dabei an Gewicht zugenommen i)
Scorpionides.		
Scorpio L.	—	
— europaeus Treviran. Arachn. t. 1. k)	18 Monat	
Cancerides.		
Cancer maurinus (?) l)	18 Monat	
Insecta.		
Coleoptera.		
Coccinella L.?		

g) Müller Historia vermium. vol. 2. S. 12.

h) Philosoph. transact. 1774. A Letter from D. Macbride, concerning the Reviviscence of some snails persevered many years in Mstr. Simons Cabinet p. 436.

i) Sorg a. a. O. sect. 1. p. 114.

k) Haller a. a. O. S. 169.

l) Haller a. a. O.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns bis zum Tode.	Bemerkungen.
Coccionella 14-guttata m)	2 Tage 4 St.	
Calandra Fab. — granaria	3 Tage	
Curculio L. — scrophularia	5 —	
Geotrupes Latr. (*Scarabaeus Fabr.*) — stercorarius	14 Tage	An der Nadel.
Lucanus L. — cervus	27½ Tag	In einer Schachtel.
Melolontha Fabr. — horticola	6 Tage	— —
Cetonia Fabr. — aurata	1 Monat	An der Nadel.
Carabus L. — auratus	9 Tage	— —
Cicindela L. — campestris	9 Tage	
Cerambyx fuliginator n)	länger als 13 Tage	In 20 Kubiczoll atmosph. Luft.
Dermestes L. — lardarius	13 Tage	
Lampyris L. — noctiluca	36 Tage	
Chrysomela L. — populi Schäff.	6 Tage	

m) Diese Beobachtung, so wie einige andere, verdanke ich der Güte meines Freundes Hrn. Fingerhuth.

n) Sorg a. a. O. S. 32.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns bis zum Tode.	Bemerkungen.
Diptera.		
Musca L. *)		
— vomitoria	2 Tage	Im Mai
— carnaria	52 Stund.	Im Mai
— caesar	2 Tage	Im Mai
Hymenoptera.		
Formica.		
— fusca	2 Tage	Im Mai.
Apis.		
— (mellifica) (?)	mehrere M.	
— —	4 Tage	Im Juni.
— —	6 Tage	Im Juni.
— terrestris	3 —	
Vespa L.		
— vulgar. (?) *o*)	1 Jahr	
— —	8 Tage	
Orthoptera.		
Eine große Heuschrecke (gen. ?) (spec. ?) *p*)	5 Monat	Vaillant nahm aus dem Bauch derselben die Eingeweide, und stopfte sie mit Baumwolle aus, und steckte sie mit einer Nadel, die durch den Vorderleib ging, in eine
Neuroptera.		
Hemerobius		

*) Trembley a. a. O. S. 161 sagt: Die Insectengeschichte gibt uns Beispiele von Bienen, Ameisen, verschiedenen Raupenarten, von Würmern, Schmetterlingen und Fliegen, welche ganze Monate ohne die geringste Nahrung hinbringen.

o) Reaumur Hist. des insect. T. VI. p. 268.

p) Vaillant neue Reise in das Innerste von Afrika.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
		Schachtel. Nach fünf Monaten bewegte sie noch die Beine und Fühlhörner.
Hemerobius Perla	2 Tage	
Agrion Fabr.		
— Virgo	4 Tage	
Eine Libellenart (spec. ?) *q*)	71 Tage	Nach abgeschnittenem Kopf.
Nemoura Latr.		
— nebulosa	7 Tage	Im Mai.
Perla Geoffr.		
— bicaudata	2½ Tag	Im Mai.
Lepidoptera.		
Bombyx Fab.		
— (?)	3 Tage	Im Juni.
— Cerura Schrank.	15 Tage	Im Juli.
Pisces. *r*)	1 Jahr	
Esox		
— Lucius	2 Monat	
Cyprinus		
— carpio	50 Tage	
— auratus *s*)	mehrere J.	

q) Pringle in Lichtenberg's Magazin für das Neueste aus der Physik und Nat. Gesch. Bd. 1, St. 1, S. 184.

r) Haller a. a. O. S. 169.

s) Home lect. of compar. anat. p. 342.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Cyprinus auratus *)		
Amphibien. *)		
I. *Reptiles.*		
Testudo (sp.?) *t*)	1½ Monat	
— (sp.?) *u*)	2 —	Ohne zu athmen.
— terrestris *v*)	18 —	
Rana *w*)		
— (spec.?)	1 Jahr	
— bufo (?) *x*)	mehrere J.	In feuchter Luft.
— —	4 Monat	
—	3 —	Im Wasser im Frühjahr.
Lacerta africana *y*)	8 —	
— crocodil. *z*)	8 —	

*) J. F. Blumenbach Handbuch der Naturgeschichte. Göttingen 1807 S. 299.

t) Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere Angefangen von Goeze, fortgesetzt von Donndorff. Leipzig 1799, Bd. 7, S. 10.

u) Süe physiologische Untersuchungen und Erfahrungen über die Vitalität. Aus d. Franz. v. Harleß. Nürnb. 1799 S. 24.

v) Redi a. a. O. S. 139.

w) Haller a. a. O. S. 169.

x) Home a. a. O. S. 342.

y) Redi a. a. O. S. 140.

z) Haller a. a. O. S. 170.

*) Bei den Abtheilungen und Unterabtheilungen dieser Thierklasse, so wie der beiden folgenden, bin ich Blumenbach gefolgt.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Lacerta muralis	$1\frac{1}{2}$ —	Im Mai und Juni.
— lacustr.	2 —	Im Frühjahr.
— —	3 —	
— —	2 —	
— salamandra *a*)	6 —	
— — *b*)	1 Jahr	
— chamaeleon *c*)	1 —	
Proteus *d*)	länger als 2 Jahre	Im Wasser, und geben dabei doch von Zeit zu Zeit Unrath von sich.
II. *Serpentes.*		
Coluber		
— vipera *e*)	6 Monat	
— id. *f*)	10 —	
— cerastes *g*)	5 Jahre	
Vipera vulgaris	1 —	
— id.	10 Monat	
— id. *h*)	11 —	
— caudisona	5 —	
— id. *i*)	6 —	

a) Du Fay in Mémoir. de l'acad. des scienc. de Paris. 1729. S. 200.

b) Haller a. a. O.

c) Daselbst.

d) Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie, gesammelt auf einer Reise nach den Tropenländern von Al. v. Humboldt u. A. Bonpland. Tübingen 1806. Theil 1, S. 209.

e) Haller a. a. O. S. 169.

f) Redi a. a. O.

g) Haller a. a. O.

h) Derselbe.

i) Derselbe.

als solche Mittel, welche den Hunger stillen[76], Mohnsaft, Schierling und Tabak. Wenn die Indianer in Amerika lange Reisen machen wollen und fürchten, daß sie Mangel an Speisen leiden werden, so verfertigen sie sich Pillen von Tabakssaft und verkalkten Schalen von Schnecken und Austern. Diese Pillen verschlingen sie zur Zeit der Noth und stillen sich dadurch den Hunger[77].

c) Einige Auflösungsmittel, namentlich metallische, z. B. Spiesglanz und Quecksilber, unterdrücken das Gefühl von Hunger ganz. Dumas[78] gab hungernden Hunden eine Solution des Quecksilbersublimates in einer schicklichen Menge Wasser. Die Rückfälle des Hungers wurden dadurch so sehr entfernt, daß die Thiere nachher einen Widerwillen gegen Nahrungsmittel bekamen und den Appetit gänzlich verloren.

d) Uebelkeit und Brechen erregende Mittel, z. B. Brechwurzel, Brechweinstein, weißer und blauer Vitriol, stillen ebenfalls den Hunger[79].

e) Flüchtige Reitzmittel: Kampfer, Wein, Branntwein, so wie überhaupt alle Spirituosa in großen Gaben genommen, entfernen den Hunger.

f) Bittere Mittel, besonders die aromatisch bittern, vermehren den Hunger.

g) Stärkende Mittel, in mäßig starken Gaben genommen, bringen ebenfalls einen vermehrten Hunger hervor.

---

76) Haller a. a. O.

77) Percival in Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte. Jahrg. 1818. Heft 4. S. 553.

78) A. a. O.

79) Wilson Philip über Indigestion und deren Folgen, Leipzig 1823. S. 87.

h) Gifte. Außer den vorher angeführten bewirkt vorzüglich das Blei Verminderung des Hungers [80].

12) In den Magen gelangte unverdauliche Körper. Es gibt eine Menge von Thatsachen, welche darthut, daß feste Körper, welche in dem Magen nicht aufgelößt werden, oder solche wenigstens, welche kein nährendes Princip enthalten, den Hunger stillen. Pallas fand in dem Darmkanal des Lumbricus echiurus blos einen feinen Sand [81]. Bonet sah bei Regenwürmern den Darmkanal mit Erde gefüllt [82]. Treviranus fand in dem Koth der Aschen- und Gartenschnecke immer eine beträchtliche Menge Sand [83]. Die Raben, Falken, Geyer und überhaupt alle fleischfressende Vögel haben Steine im Magen [84], und wozu verschlingen diese Thiere solche Körper anders, als um sich den Hunger zu stillen? Die fleischfressenden Vögel sind sehr gefräßige Thiere, so daß sie, wenn sie ihre Kost vor sich haben, zuweilen so viel fressen, daß sie hinfallen. Bekanntlich stillt sich ja auch der Wolf in der Noth seinen Hunger durch Koth, Holz und Steine [85]. Es fraßen ferner Meerschweinchen und Kaninchen, welche mir zu meinen Hungerversuchen dienten, ihren eigenen Koth, und verhielten sich, nachdem sie diesen zu sich genommen hatten, ganz ruhig, so daß man leicht merken konnte, daß ihr Hunger dadurch gestillt war. Tauben, welche Hungers sterben sollten, bissen Holzspäne von den Wänden des Behältnisses, worin sie eingesperrt waren, und nachdem sie diese ver-

80) Haller a. a. O.

81) Treviranus Biologie. Bd. 4, S. 284.

82) Ebendaselbst a. a. O.

83) Daselbst S. 285.

84) Haller a. a. O. S. 209 u. 214.

85) Ebendaselbst S. 182.

schlungen hatten, wurden sie ebenfalls ganz ruhig. Daß einige Völker ihren Hunger durch Mineralien stillen, davon gibt uns die Geschichte Beispiele. Alex. v. Humboldt [86]) fand am Oronoko eine Völkerschaft, welche zwei bis drei Monate hindurch, wo der Strom zu hoch ist, um Schildkröten zu fangen, fast ganz von Erde lebt. Ein Mensch verzehrt davon täglich drei bis fünf Viertel Pfund, und nach dem Genuß derselben fühlen sie sich lange gesättigt. In Guinea, sagt v. Humboldt [87]), essen die Neger eine gelbliche Erde, welche sie Caouac nennen.

La Billardière [88]) sah die Neukaledonier sich den Hunger mit einem grünlichen, zerreiblichen Speckstein stillen, der nach Vauquelin aus Kalkerde, Kieselerde, Eisenoxyd, etwas Kupfer und Wasser besteht.

Damit man das Nahrungsbedürfniß des Menschen mit dem der Thiere vergleichen könne, und um für die weiter unten aufzustellenden allgemeinen Sätze die Thatsachen darzulegen, lasse ich hier eine Tabelle folgen, deren erster Theil ein Verzeichniß der über den Zeitraum, während welchem die Entziehung von Nahrung ertragen werden kann, an Thieren gemachten Beobachtungen, der zweite eine Aufzählung der Fälle enthält, wo eine solche Entziehung bei Menschen verschiedenen Alters und Geschlechtes Statt fand [89]).

---

86) Ansichten der Natur. Tübingen 1808. Bd. 1, S. 144.

87) A. a. O. S. 150.

88) Bei Treviranus a. a. O. S. 286.

89) Hier und überall für die Litteratur ward ich von Herrn Professor Nasse unterstützt, der mich auch die hier vorliegende Arbeit über die inneren und äußeren Bedingungen des Hungers zu unternehmen veranlaßte.

Namen der Thiere	Dauer des Hungerns b. zum Tode	Bemerkungen.
Polypi.		
Hydra. L.		
— viridis. Trembl. t. 1. f. 1.	4 Monat	Im Sommer *a)*
— fusc. Trembl. t. 1. f. 3. 4.	4 —	
Annularia.		
Hirudo.		
— medicinal. L. *b)*	3 Jahr	
Mollusca.		
Mya pictorum. *c)*	18 Tage	Lebten acht Tage in 40 Cubiczoll atmosphärischer Luft.
Helix (?) *d)*	6 Monat	Sowohl im Winter als im Sommer.
— pomatia *e)*	6 —	
— — — *f)*	1 Jahr	

a) Trembley a. a. O. S. 162.
b) Valisnieri bei Haller a. a. O. Bd. 6, S. 169.
c) Sorg a. a. O. sect. II. S. 20.
d) Ebendaselbst S. 45.
e) Treviranus a. a. O. Bd. 5, S. 272.
f) Nach den Beobachtungen meines Freundes Herrn Dr. Wiesmann.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Helix nemoral. L. g)	1 Jahr	Der sogar der Kopf abgeschnitten war.
—— (spec. ?)	15 Jahr	Wurde, da sie 15 Jahre in einem Naturalienkabinet gelegen hatte, wieder lebendig, nachdem sie zufällig in ein Gefäß mit Wasser gerathen war h).
Polymeria.		
Araneoides.	mehrere Monate	Nach Haller a. a. O.
Epeira Walk.		
— phalangoides Latr.	1½ Monat	Im Frühjahr.
— Diadema. De Geer VII, t. II. f. 5.	1 Monat	Sie war einen Monat ohne alle Nahrung in 78 Cubikzoll atmosphärischer Luft eingeschlossen und hatte dabei an Gewicht zugenommen i)
Scorpionides.		
Scorpio L.	—	
— europaeus Treviran. Arachn. t. 1. k)	18 Monat	
Cancerides.		
Cancer maurinus (?) l)	18 Monat	
Insecta.		
Coleoptera.		
Coccionella?		

g) Müller Historia vermium. vol. 2. S. 12.

h) Philosoph. transact. 1774. A Letter from D. Macbride, concerning the Reviviscence of some snails persevered many years in Mstr. Simons Cabinet p. 436.

i) Gorg a. a. O. sect. 1. p. 114.

k) Haller a. a. O. S. 169.

l) Haller a. a. O.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns bis zum Tode.	Bemerkungen.
Coccionella 14-guttata m)	2 Tage 4 St.	
Calandra Fab.		
— granaria	3 Tage	
Curculio L.		
— scrophularia	5 —	
Geotrupes Latr. (*Scarabaeus Fabr.*)		
— stercorarius	14 Tage	An der Nadel.
Lucanus L.		
— cervus	27½ Tag	In einer Schachtel.
Melolontha Fab.		
— horticola	6 Tage	
Cetonia Fabr.		
— aurata	1 Monat	An der Nadel.
Carabus L.		
— auratus	9 Tage	
Cicindela L.		
— campestris	9 Tage	
Cerambyx fuliginator n)	länger als 13 Tage	In 20 Kubiczoll atmosph. Luft.
Dermestes L.		
— lardarius	13 Tage	
Lampyris L.		
— noctiluca	36 Tage	
Chrysomela L.		
— populi Schäff.	6 Tage	

m) Diese Beobachtung, so wie einige andere, verdanke ich der Güte meines Freundes Hrn. Fingerhuth.

n) Sorg a. a. O. S. 32.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Diptera.		
Musca L. *)		
— vomitoria	2 Tage	Im Mai
— carnaria	52 Stund.	Im Mai
— caesar	2 Tage	Im Mai
Hymenoptera.		
Formica.		
— fusca	2 Tage	Im Mai.
Apis.		
— (mellifica) (?)	mehrere M.	
— —	4 Tage	Im Juni.
— —	6 Tage	Im Juni.
— terrestris	3 —	
Vespa L.		
— vulgar. (?) *o*)	1 Jahr	
— —	8 Tage	
Orthoptera.		
Eine große Heuschrecke (gen. ?) (spec. ?) *p*)	5 Monat	Vaillant nahm aus dem Bauch derselben die Eingeweide, und stopfte sie mit Baumwolle aus, und steckte sie mit einer Nadel, die durch den Vorderleib ging, in eine
Neuroptera.		
Hemerobius		

*) Trembley a. a. O. S. 161 sagt: Die Insectengeschichte gibt uns Beispiele von Bienen, Ameisen, verschiedenen Raupenarten, von Würmern, Schmetterlingen und Fliegen, welche ganze Monate ohne die geringste Nahrung hinbringen.

o) Reaumur Hist. des insect. T. VI. p. 268.

p) Vaillant neue Reise in das Innerste von Afrika.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
		Schachtel. Nach fünf Monaten bewegte sie noch die Beine und Fühlhörner.
Hemerobius Perla	2 Tage	
Agrion Fabr.		
— Virgo	4 Tage	
Eine Libellenart (spec. ?) *q*)	71 Tage	Nach abgeschnittenem Kopf.
Nemoura Latr.		
— nebulosa	7 Tage	Im Mai.
Perla Geoffr.		
— bicaudata	2½ Tag	Im Mai.
Lepidoptera.		
Bombyx Fab.		
— (?)	3 Tage	Im Juni.
— Cerura Schrank.	15 Tage	Im Juli.
Pisces. *r*)	1 Jahr	
Esox		
— Lucius	2 Monat	
Cyprinus		
— carpio	50 Tage	
— auratus *s*)	mehrere J.	

q) Pringle in Lichtenberg's Magazin für das Neueste aus der Physik und Nat. Gesch. Bd. 1, St. 1, S. 184.

r) Haller a. a. O. S. 169.

s) Home lect. of compar. anat. p. 342.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Cyprinus auratus *)		
Amphibien. *)		
I. *Reptiles.*		
Testudo (sp.?) *t*)	$1\frac{1}{2}$ Monat	
— (sp.?) *u*)	2 —	Ohne zu athmen.
— terrestris *v*)	18 —	
Rana w)		
— (spec.?)	1 Jahr	
— bufo (?) *x*)	mehrere J.	In feuchter Luft.
— —	4 Monat	
—	3 —	Im Wasser im Frühjahr.
Lacerta africana *y*)	8 —	
— crocodil. *z*)	8 —	

*) J. F. Blumenbach Handbuch der Naturgeschichte. Göttingen 1807 S. 299.

t) Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere Angefangen von Goeße, fortgesetzt von Donndorff. Leipzig 1799, Bd. 7, S. 10.

u) Süe physiologische Untersuchungen und Erfahrungen über die Vitalität. Aus d. Franz. v. Harleß. Nürnb. 1799 S. 24.

v) Redi a. a. O. S. 139.

w) Haller a. a. O. S. 169.

x) Home a. a. O. S. 342.

y) Redi a. a. O. S. 140.

z) Haller a. a. O. S. 170.

*) Bei den Abtheilungen und Unterabtheilungen dieser Thierklasse, so wie der beiden folgenden, bin ich Blumenbach gefolgt.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Lacerta muralis	1½ —	Im Mai und Juni.
— lacustr.	2 —	Im Frühjahr.
— —	3 —	
— —	2 —	
— salamandra *a*)	6 —	
— — *b*)	1 Jahr	
— chamaeleon *c*)	1 —	
Proteus *d*)	länger als 2 Jahre	Im Wasser, und geben dabei doch von Zeit zu Zeit Unrath von sich.
II. *Serpentes.*		
Coluber		
— vipera *e*)	6 Monat	
— id. *f*)	10 —	
— cerastes *g*)	5 Jahre	
Vipera vulgaris	1 —	
— id.	10 Monat	
— id. *h*)	11 —	
— caudisona	5 —	
— id. *i*)	6 —	

a) Du Fay in Mémoir. de l'acad. des scienc. de Paris. 1729. S. 200.

b) Haller a. a. O.

c) Daselbst.

d) Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie, gesammelt auf einer Reise nach den Tropenländern von Al. v. Humboldt u. A. Bonpland. Tübingen 1806. Theil 1, S. 209.

e) Haller a. a. O. S. 169.

f) Redi a. a. O.

g) Haller a. a. O.

h) Derselbe.

i) Derselbe.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Aves.		
Accipitres.		
Vultur k)	21 Tage	
— *l)*	läng. als 11	
— Buteo *m)*	18 Tage	
— Hasengeyer *n)*	14 —	
Aquila regia *o)*	21 —	
— id.	28 —	
Falco milvus *p)*	18 —	
Coraces.		
Cuculus canorus *q)*	3 —	Ein junger.
Passeres.		
Fringilla canaria	3 —	
— caelebs	3 —	
— domestica	16 Stunden	War zehn Tage alt.
id.	27 —	War vierzehn Tage alt.
id.	3 Tage	Ein alter.
Gallinae.		
Columba oenas	12 —	

k) Redi a. a. O. S. 138.
l) Treviranus Biologie Bd. 4. S. 310.
m) Redi.
n) Goeze Naturgeschichte, Bd. 5.
o) Redi.
p) Derselbe.
q) Nach der Beobachtung des Herrn Professor Nasse.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Columba oenas q)	13 Tage	
— —	2 —	Es waren alte.
— —	2 —	
— — qq)	einige Tage	
Phasianus gallus r)	15 Tage	Von zehn Hühnern hielt nach Valli's Beobachtungen keines das Hungern bis zum sechzehnten Tage aus.
capo s)	8 —	
— t)	5 —	bekamen nicht zu trinken.
—	8 —	
—	9 —	
—	20 —	bekamen zu trinken.
— u)	24 —	
Säugethiere.		
Belluae.		
Sus scrofa	länger als 32 Tage (?)	Bei dem Erdbeben von Kalabrien lebten zu Mileto zwei gemästete Schweine 32 Tage unter den Ruinen v).

q) Redi a. a. O.

qq) Spallanzani Ueber die Verdauung. Uebersetzt von Michaelis. Leipzig 1785. S. 26.

r) Valli a. a. O. 214.

s) Haller.

t) Redi.

u) Derselbe.

v) Angeführt von Feiler in seinem Handbuch der Diätetik. Landshut 1821. S. 170.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Pecora.		
Antilope Dorcas (?) *w*)	20 Tage	
Ferae.		
Viverra Zibetha *x*)	10 —	
Canis familiaris *a*)	34 —	
— —	36 —	
— — *)	38 —	Eine kleine Hündin, die aus Versehen in einem Landhause bei Lyon, welches versiegelt wurde, zurückgeblieben war.
— — *b*)	25 —	
— —	41 —	
— — *c*)	3 —	Ein ganz junger Hund, der von den Brüsten des alten genommen wurde.
— — *d*)	30 bis 39 T.	
— lupus *e*)	5 Tage	
Felis catus *f*)	über 25 T.	
— *g*)	30 bis 39 T.	
Glires.		
Sciurus vulgaris	2½ Tag	3 Monat alt.
— —	3 T. 2 St.	Ein Jahr alt.
Mures domestici *h*)	nicht bis z. 3 T.	

w) Redi a. a. O.

x) Derselbe.

a) Redi S. 139

*) Magazin für das Neueste aus der Physik u. Naturgeschichte fortgesetzt von Voigt. Bd. 4, St. 2. S. 177.

b) Haller a. a. O. S. 170.

c) Morgagni a. a. O.

d) Valli a. a. O. S. 215.

e) Haller.

f) Redi a. a. O.

g) Valli a. a. O.

h) Redi.

Namen.	Dauer des Hungerns.	Bemerkungen.
Mus arvalis *i)*	nicht bis z. 3. Tage	
Scavia porcellus *k)*	länger als 4 Tage	
—	6 Tage	
Lepus cuniculus *l)*	21 Tage	
—	8½ —	
—	9 Tage	
Bradypoda. (*Tardigrada Forster.*)		
Manis *m)*	2 Tage	
Homo.		
Ein Knabe *n)*	5 Tage	
Ein Mädchen von 15 Jahren *o)*	länger als 11 Tage	
Mehrere Erwachsene *p)*	länger als 17 Tage	Der Kälte und dem offnen Meere Preis gegeben.

i) Redi.

k) Le Gallois experiences sur le principe de la vie. Paris 1812. p. 216.

l) Ebendas. S. 216.

m) Haller.

n) Feiler a. a. O. S. 168.

o) Ebendaselbst.

p) Hufeland's Journal der pr. Heilk. Bd. 5. St. 3. S. 116.

Mensch.	Dauer des Hungerns.	Bemerkungen.
Ein Mann 32 Jahr alt r)	18 Tage	
Eine erwachsene Frau s)	länger als 8 Tage	Unter dem Schnee vergraben. Sie war ohne alles Hungergefühl.
Ein 77 jähriger Mann t)	5 Tage	
Ein junger Mann u)	24 Tage	Trank aber täglich zwei Quart Wasser.
Ein psychisch kranker Mann v)	mehrere M.	
Ein psychisch Kranker w)	länger als 46 Tage	
Ein Mann x)	länger als 24 Tage	Unter der Erde.
Eine alte Frau y)	länger als 42 Tage	
Ein krankes Mädchen z)	länger als 54 Tage	

r) Hufeland Journ. d. pr. H. Bd. 48, St. 3. S. 95.

s) Duncan in den Annals of medicine for the year 1799. vol. IV. p. 50.

t) Corn. Nepos in dem Leben des Pomp. Atticus.

u) Osiander über den Selbstmord. Hannover 1813. S. 176.

v) Ballie a. a. O.

w) Hauttoyn in Samml. auserlesf. Abhandl. Bd. 1, St. 2. S. 67.

x) Philosoph. transact. n. 158.

y) Hufeland's Journ. der pr. Heilk. Bd. 24. St. 2. S. 154.

z) Medizin. Versuche und Bemerkungen der Edinburg. Gesellschaft. Bd. 5. Th. 2. S. 609.

Mensch.	Dauer des Hungerns.	Bemerkungen.
Eine hysterische Frau *a*)	länger als 34 Tage	
Ein sechszehnjähriges Mädchen *b*)	länger als 18 Monat	
Eine erwachsene Frau *c*)	länger als 2 Jahre	Welche an krampfh. Schmerzen der Schlingorgane u. an Convulsionen litt.
Ebenso *d*)	länger als 4 Monat	Schwangere Frau, an heftigem Erbrechen leidend.
Ein Mädchen *e*)	einm. 34 einm. 54 T.	Mit Schlundkrankheit.
Ein junges Frauenzimmer *f*)	18 Monat	Wegen Erbrechen.
Ein Mann *g*)	47 Tage	Mit Manie.
Eine Frau *h*)	4 Monat	Im dritten Monat schwanger, erbrach sie nach einem heftigen Schreck schäumiges Blut; ihr wurde in 10 Tagen 23 mal zur Ader gelassen; während ihren vier letzten Schwangerschaftsmonaten genoß sie gar nichts und gebar doch einen sehr starken, gesunden Knaben.

a) Baldinger's neues Magazin. Bd. 11, S. 151.

b) Salzburg. medizin. chirurg. Zeit. 1800. Bd. 3, S. 209.

c) Edinburgh medical and surgical journal. 1809. Bd. 5, S. 319.

d) Medizin. chirurg. Zeit. v. J. N. Ehrhart. 1819, Bd. 1, S. 288.

e) Edinburgh medical Essay's Bd. 6.

f) Ponteau oeuvres posthumes.

g) Mémoires de l'Academie de Paris. 1769.

h) Salzb. Zeitung. 1815. Bd. 1. 288.

schlungen hatten, wurden sie ebenfalls ganz ruhig. Daß einige Völker ihren Hunger durch Mineralien stillen, davon gibt uns die Geschichte Beispiele. Alex. v. Humboldt [86]) fand am Oronoko eine Völkerschaft, welche zwei bis drei Monate hindurch, wo der Strom zu hoch ist, um Schildkröten zu fangen, fast ganz von Erde lebt. Ein Mensch verzehrt davon täglich drei bis fünf Viertel Pfund, und nach dem Genuß derselben fühlen sie sich lange gesättigt. In Guinea, sagt v. Humboldt [87]), essen die Neger eine gelbliche Erde, welche sie Caouac nennen.

La Billardière [88]) sah die Neukaledonier sich den Hunger mit einem grünlichen, zerreiblichen Speckstein stillen, der nach Vauquelin aus Kalkerde, Kieselerde, Eisenoxyd, etwas Kupfer und Wasser besteht.

Damit man das Nahrungsbedürfniß des Menschen mit dem der Thiere vergleichen könne, und um für die weiter unten aufzustellenden allgemeinen Sätze die Thatsachen darzulegen, lasse ich hier eine Tabelle folgen, deren erster Theil ein Verzeichniß der über den Zeitraum, während welchem die Entziehung von Nahrung ertragen werden kann, an Thieren gemachten Beobachtungen, der zweite eine Aufzählung der Fälle enthält, wo eine solche Entziehung bei Menschen verschiedenen Alters und Geschlechtes Statt fand [89]).

86) Ansichten der Natur. Tübingen 1808. Bd. 1, S. 144.
87) A. a. O. S. 150.
88) Bei Treviranus a. a. O. S. 286.
89) Hier und überall für die Litteratur ward ich von Herrn Professor Nasse unterstützt, der mich auch die hier vorliegende Arbeit über die inneren und äußeren Bedingungen des Hungers zu unternehmen veranlaßte.

Namen der Thiere	Dauer des Hungerns b. zum Tode	Bemerkungen.
Polypi.		
Hydra. L.		
— viridis. Trembl. t. 1. f. 1.	4 Monat	Im Sommer *a)*
— fusc. Trembl. t. 1. f. 3. 4.	4 —	
Annularia.		
Hirudo.		
— medicinal. L. *b)*	3 Jahr	
Mollusca.		
Mya pictorum. *c)*	18 Tage	Lebten acht Tage in 40 Cubiczoll atmosphärischer Luft.
Helix (?) *d)*	6 Monat	Sowohl im Winter als im Sommer.
— pomatia *e)*	6 —	
— — — *f)*	1 Jahr	

a) Trembley a. a. O. S. 162.
b) Valisnieri bei Haller a. a. O. Bd. 6, S. 169.
c) Gorg a. a. O. sect. II. S. 20.
d) Ebendaselbst S. 45.
e) Treviranus a. a. O. Bd. 5, S. 272.
f) Nach den Beobachtungen meines Freundes Herrn Dr. Wiesmann.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Diptera.		
Musca L. *)		
— vomitoria	2 Tage	Im Mai
— carnaria	52 Stund.	Im Mai
— caesar	2 Tage	Im Mai
Hymenoptera.		
Formica.		
— fusca	2 Tage	Im Mai.
Apis.		
— (mellifica) (?)	mehrere M.	
— —	4 Tage	Im Juni.
— —	6 Tage	Im Juni.
— terrestris	3 —	
Vespa L.		
— vulgar. (?) *o*)	1 Jahr	
— —	8 Tage	
Orthoptera.		
Eine große Heuschrecke (gen. ?) (spec. ?) *p*)	5 Monat	Vaillant nahm aus dem Bauch derselben die Eingeweide, und stopfte sie mit Baumwolle aus, und steckte sie mit einer Nadel, die durch den Vorderleib ging, in eine
Neuroptera.		
Hemerobius		

*) Trembley a. a. O. S. 161 sagt: Die Insectengeschichte gibt uns Beispiele von Bienen, Ameisen, verschiedenen Raupenarten, von Würmern, Schmetterlingen und Fliegen, welche ganze Monate ohne die geringste Nahrung hinbringen.

o) Reaumur Hist. des insect. T. VI. p. 268.

p) Vaillant neue Reise in das Innerste von Afrika.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungers bis zum Tode.	Bemerkungen.
Coccionella 14-guttata m)	2 Tage 4 St.	
Calandra Fab.		
— granaria	3 Tage	
Curculio L.		
— scrophularia	5 —	
Geotrupes Latr. (*Scarabaeus Fabr.*)		
— stereorarius	14 Tage	An der Nadel.
Lucanus L.		
— cervus	27½ Tag	In einer Schachtel.
Melolontha Fab.		
— horticola	6 Tage	
Cetonia Fabr.		
— aurata	1 Monat	An der Nadel.
Carabus L.		
— auratus	9 Tage	
Cicindela L.		
— campestris	9 Tage	
Cerambyx fuliginator n)	länger als 13 Tage	In 20 Kubiczoll atmosph. Luft.
Dermestes L.		
— lardarius	13 Tage	
Lampyris L.		
— noctiluca	36 Tage	
Chrysomela L.		
— populi Schäff.	6 Tage	

m) Diese Beobachtung, so wie einige andere, verdanke ich der Güte meines Freundes Hrn. Fingerhuth.

n) Sorg a. a. O. S. 32.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Cyprinus auratus *)		
Amphibien. *)		
I. *Reptiles.*		
Testudo (sp.?) *t*)	1½ Monat	
— (sp.?) *u*)	2 —	Ohne zu athmen.
— terrestris *v*)	18 —	
Rana *w*)		
— (spec.?)	1 Jahr	
— bufo (?) *x*)	mehrere J.	In feuchter Luft.
— —	4 Monat	
—	3 —	Im Wasser im Frühjahr.
Lacerta africana *y*)	8 —	
— crocodil. *z*)	8 —	

*) J. F. Blumenbach Handbuch der Naturgeschichte. Göttingen 180 S. 299.

t) Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thier Angefangen von Goeze, fortgesetzt von Donndorff. Leipzig 1799 Bd. 7, S. 10.

u) Süe physiologische Untersuchungen und Erfahrungen über die Vita lität. Aus d. Franz. v. Harleß. Nürnb. 1799 S. 24.

v) Redi a. a. O. S. 139.

w) Haller a. a. O. S. 169.

x) Home a. a. O. S. 342.

y) Redi a. a. O. S. 140.

z) Haller a. a. O. S. 170.

*) Bei den Abtheilungen und Unterabtheilungen dieser Thierklasse, so wi der beiden folgenden, bin ich Blumenbach gefolgt.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Lacerta muralis	$1\frac{1}{2}$ —	Im Mai und Juni.
— lacustr.	2 —	Im Frühjahr.
— —	3 —	
— —	2 —	
— salamandra *a*)	6 —	
— — *b*)	1 Jahr	
— chamaeleon *c*)	1 —	
Proteus *d*)	länger als 2 Jahre	Im Wasser, und geben dabei doch von Zeit zu Zeit Unrath von sich.
II. *Serpentes.*		
Coluber		
— vipera *e*)	6 Monat	
— id. *f*)	10 —	
— cerastes *g*)	5 Jahre	
Vipera vulgaris	1 —	
— id.	10 Monat	
— id. *h*)	11 —	
— caudisona	5 —	
— id. *i*)	6 —	

a) Du Fay in Mémoir. de l'acad. des scienc. de Paris. 1729. S. 200.

b) Haller a. a. O.

c) Daselbst.

d) Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie, gesammelt auf einer Reise nach den Tropenländern von Al. v. Humboldt u. A. Bonpland. Tübingen 1806. Theil 1, S. 209.

e) Haller a. a. O. S. 169.

f) Redi a. a. O.

g) Haller a. a. O.

h) Derselbe.

i) Derselbe.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Cyprinus auratus *)		
Amphibien. *)		
I. *Reptiles.*		
Testudo (sp.?) *t*)	1½ Monat	
— (sp.?) *u*)	2 —	Ohne zu athmen.
— terrestris *v*)	18 —	
Rana *w*)		
— (spec.?)	1 Jahr	
— bufo (?) *x*)	mehrere J.	In feuchter Luft.
— —	4 Monat	
—	3 —	Im Wasser im Frühjahr.
Lacerta africana *y*)	8 —	
— crocodil. *z*)	8 —	

*) J. F. Blumenbach Handbuch der Naturgeschichte. Göttingen 1807 S. 299.

t) Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere Angefangen von Goeze, fortgesetzt von Donndorff. Leipzig 1799, Bd. 7, S. 10.

u) Süe physiologische Untersuchungen und Erfahrungen über die Vitalität. Aus d. Franz. v. Harleß. Nürnb. 1799 S. 24.

v) Redi a. a. O. S. 139.

w) Haller a. a. O. S. 169.

x) Home a. a. O. S. 342.

y) Redi a. a. O. S. 140.

z) Haller a. a. O. S. 170.

*) Bei den Abtheilungen und Unterabtheilungen dieser Thierklasse, so wie der beiden folgenden, bin ich Blumenbach gefolgt.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Lacerta muralis	$1\frac{1}{2}$ —	Im Mai und Juni.
— lacustr.	2 —	Im Frühjahr.
— —	3 —	
— —	2 —	
— salamandra *a*)	6 —	
— — *b*)	1 Jahr	
— chamaeleon *c*)	1 —	
Proteus *d*)	länger als 2 Jahre	In Wasser, und geben dabei doch von Zeit zu Zeit Unrath von sich.
II. *Serpentes.*		
Coluber		
— vipera *e*)	6 Monat	
— id. *f*)	10 —	
— cerastes *g*)	5 Jahre	
Vipera vulgaris	1 —	
— id.	10 Monat	
— id. *h*)	11 —	
— caudisona	5 —	
— id. *i*)	6 —	

a) Du Fay in Mémoir. de l'acad. des scienc. de Paris. 1729. S. 200.

b) Haller a. a. O.

c) Daselbst.

d) Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie, gesammelt auf einer Reise nach den Tropenländern von Al. v. Humboldt u. A. Bonpland. Tübingen 1806. Theil 1, S. 209.

e) Haller a. a. O. S. 169.

f) Redi a. a. O.

g) Haller a. a. O.

h) Derselbe.

i) Derselbe.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Aves.		
Accipitres.		
Vultur k)	21 Tage	
— *l)*	läng. als 11	
— Buteo *m)*	18 Tage	
— Hasengeyer *n)*	14 —	
Aquila regia *o)*	21 —	
— id.	28 —	
Falco milvus *p)*	18 —	
Coraces.		
Cuculus canorus *q)*	3 —	Ein junger.
Passeres.		
Fringilla canaria	3 —	
— caelebs	3 —	
— domestica	16 Stunden	War zehn Tage alt.
id.	27 —	War vierzehn Tage alt.
id.	3 Tage	Ein alter.
Gallinae.		
Columba oenas	12 —	

k) Redi a. a. O. S. 138.
l) Treviranus Biologie Bd. 4. S. 310.
m) Redi.
n) Goetze Naturgeschichte, Bd. 5.
o) Redi.
p) Derselbe.
q) Nach der Beobachtung des Herrn Professor Nasse.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
lumba oenas *q*)	13 Tage	Es waren alte.
— —	2 —	
— —	2 —	
— — *qq*)	einige Tage	
hasianus gallus *r*)	15 Tage	Von zehn Hühnern hielt nach Valli's Beobachtungen keines das Hungern bis zum sechzehnten Tage aus.
capo *s*)	8 —	
— *t*)	5 —	bekamen nicht zu trinken.
—	8 —	
—	9 —	
—	20 —	bekamen zu trinken.
— *u*)	24 —	
Säugethiere.		
Belluae.		
Sus scrofa	länger als 32 Tage (?)	Bei dem Erdbeben von Kalabrien lebten zu Mileto zwei gemästete Schweine 32 Tage unter den Ruinen *v*).

q) Redi a. a. O.

qq) Spallanzani Ueber die Verdauung. Uebersetzt von Michaelis. Leipzig 1785. S. 26.

r) Valli a. a. O. 214.

s) Haller.

t) Redi.

u) Derselbe.

v) Angeführt von Feller in seinem Handbuch der Diätetik. Landshut 1821. S. 170.

Namen der Thiere.	Dauer des Hungerns b. zum Tode.	Bemerkungen.
Pecora.		
Antilope Dorcas (?) *w)*	20 Tage	
Ferae.		
Viverra Zibetha *x)*	40 —	
Canis familiaris *a)*	34 —	
— —	36 —	
— — *)	38 —	Eine kleine Hündin, die aus Versehen in einem Landhause bei Lyon, welches versiegelt wurde, zurückgeblieben war.
— — *b)*	25 —	
— —	41 —	
— — *c)*	3 —	Ein ganz junger Hund, der von den Brüsten des alten genommen wurde.
— — *d)*	30 bis 39 T.	
— lupus *e)*	5 Tage	
Felis catus *f)*	über 25 T.	
— *g)*	30 bis 39 T.	
Glires.		
Sciurus vulgaris	2½ Tag	3 Monat alt.
— —	3 T. 2 St.	Ein Jahr alt.
Mures domestici *h)*	nicht bis z. 3 T.	

w) Redi a. a. O.

x) Derselbe.

a) Redi S. 139

*) Magazin für das Neueste aus der Physik u. Naturgeschichte fortgesetzt von Voigt. Bd. 4, St. 2. S. 177.

b) Haller a. a. O. S. 170.

c) Morgagni a. a. O.

d) Valli a. a. O. S. 215.

e) Haller.

f) Redi a. a. O.

g) Valli a. a. O.

h) Redi.

Namen.	Dauer des Hungerns.	Bemerkungen.
us arvalis *i*)	nicht bis z. 3 Tage	
avia porcellus *k*)	länger als 4 Tage	
—	6 Tage	
epus cuniculus *l*)	21 Tage	
—	8½ —	
—	9 Tage	
Bradypoda. (*Tardigrada Forster.*)		
Manis *m*)	2 Tage	
Homo.		
Ein Knabe *n*)	5 Tage	
Ein Mädchen von 15 Jahren *o*)	länger als 11 Tage	
Mehrere Erwachsene *p*)	länger als 17 Tage	Der Kälte und dem offnen Meere Preis gegeben.

i) Redi.

k) Le Gallois experiences sur le principe de la vie. Paris 1812. p. 216.

l) Ebendas. S. 216.

m) Haller.

n) Feiler a. a. O. S. 168.

o) Ebendaselbst.

p) Hufeland's Journal der pr. Heilk. Bd. 5. St. 3. S. 116.

Mensch.	Dauer des Hungerns.	Bemerkungen.
Ein Mann 32 Jahr alt r)	18 Tage	
Eine erwachsene Frau s)	länger als 8 Tage	Unter dem Schnee vergraben. Sie war ohne alles Hungergefühl.
Ein 77 jähriger Mann t)	5 Tage	
Ein junger Mann u)	24 Tage	Trank aber täglich zwei Quart Wasser.
Ein psychisch kranker Mann v)	mehrere M.	
Ein psychisch Kranker w)	länger als 46 Tage	
Ein Mann x)	länger als 24 Tage	Unter der Erde.
Eine alte Frau y)	länger als 42 Tage	
Ein krankes Mädchen z)	länger als 54 Tage	

r) Hufeland Journ. d. pr. H. Bd. 48, St. 3. S. 95.

s) Duncan in den Annals of medicine for the year 1799. vol. IV. p. 50.

t) Corn. Nepos in dem Leben des Pomp. Atticus.

u) Osiander über den Selbstmord. Hannover 1813. S. 176.

v) Baillie a. a. O.

w) Hauttoyn in Samml. auserles. Abhandl. Bd. 1, St. 2. S. 67.

x) Philosoph. transact. n. 158.

y) Hufeland's Journ. der pr. Heilk. Bd. 24. St. 2. S. 154.

z) Medizin. Versuche und Bemerkungen der Edinburg. Gesellschaft. Bd. 5. Th. 2. S. 609.

Mensch.	Dauer des Hungerns.	Bemerkungen.
Eine hysterische Frau *a*)	länger als 34 Tage	
Ein sechszehnjähriges Mädchen *b*)	länger als 18 Monat	
Eine erwachsene Frau *c*)	länger als 2 Jahre	Welche an krampfh. Schmerzen der Schlingorgane u. an Convulsionen litt.
Ebenso *d*)	länger als 4 Monat	Schwangere Frau, an heftigem Erbrechen leidend.
Ein Mädchen *e*)	einm. 34 einm. 54 T.	Mit Schlundkrankheit.
Ein junges Frauenzimmer *f*)	18 Monat	Wegen Erbrechen.
Ein Mann *g*)	47 Tage	Mit Manie.
Eine Frau *h*)	4 Monat	Im dritten Monat schwanger, erbrach sie nach einem heftigen Schreck schäumiges Blut; ihr wurde in 10 Tagen 23 mal zur Ader gelassen; während ihren vier letzten Schwangerschaftsmonaten genoß sie gar nichts und gebar doch einen sehr starken, gesunden Knaben.

a) Baldinger's neues Magazin. Bd. 11, S. 151.

b) Salzburg. medizin. chirurg. Zeit. 1800. Bd. 3, S. 209.

c) Edinburgh medical and surgical journal. 1809. Bd. 5. S. 319.

d) Medizin. chirurg. Zeit. v. J. N. Ehrhart. 1819. Bd. 1, S. 288.

e) Edinburgh medical Essay's Bd. 6.

f) Pouteau oeuvres posthumes.

g) Mémoires de l'Academie de Paris. 1769.

h) Salzb. Zeitung. 1815. Bd. 1. 288.

Mensch.	Dauer des Hungerns.	Bemerkungen.
Eine Frau von 84 Jahren *i*)	10 Jahre.	Diese Frau, die seit 68 Jahren das Bett nicht verlassen, und fast diese ganze Zeit ohne Nahrung hingebracht hatte, lebte 10 Jahre völlig ohne alle Nahrung in einem bewußtlosen Zustande.
Ein religiös Wahnsinniger *k*)	61 Tage	
Ein Mann *l*)	71 Tage	Ein Wahnsinniger, der während dieser Zeit nicht einmal Wasser zu sich nahm.
Ein Mädchen *m*)	7 Jahre	
Sieben Menschen *n*)	17 Tage	Auf einem im Eise fest gefrorenen Schiffe.
Ein neugebornes Kind *o*)	8 Tage	
Ein Mädchen *p*)	4 Jahre	Genoß Wasser. Hatte in 3 Jahren keine Ausleerung.
Ebenso *q*)	4 —	
Ebenso *r*)	4 Monat	
Ebenso, 10½ Jahr alt *s*)	4 Jahre	Genoß nichts als Wasser.

i) Götting. Anzeigen. 1811. 1. 165.
k) Willan in Med. comment. Bd. 2. Art. 13.
l) Dict. des Sc. med. 4. S. 170. S. 171 bis 174.
m) Salzb. Zeit. 1814. 2. S. 23.
n) Asclepieion. 1811. Febr. S. 223.
o) Med. chir. Transact. 2, p. 54.
p) Salzb. Zeit. a. a. O.
q) Dict. des Sc. med. a. a. O.
r) Daselbst.
s) Daselbst.

Nähere Betrachtung einiger Umstände, welche auf längere oder kürzere Ausdauer des Hungerns bis zum Tod Bezug haben.

Wir betrachten hier:

1. Das Alter. Schon dem Hippokrates war es bekannt, daß diejenigen, welche jung an Jahren sind, nicht so lange ohne Nahrungsmittel leben können, als alte: denn in dem dreizehnten Aphorismus der ersten Section sagt er: Γέροντες εὐφορώτατα νηστείην φέρουσι, δεύτερον, οἱ καθεστηκότες, ἥκιστα, μειράκια, πάντων δὲ μάλιστα παιδία· τουτέων δε αὐτέων, ἅπερ ἂν τύχῃ αὐτὰ ἑωυτῶν προθυμότερα ἐόντα. Galen g) hält diesen Ausspruch des Hippokrates für richtig, wenn man unter dem Worte γέροντες nicht sehr alte, sondern erst zu altern anfangende verstehe. Celsus h) sagt: Inediam facillime sustinent mediae aetatis, minus juvenes, minime pueri et senectute confecti. Beachten wir einige in der vorstehenden Tabelle angeführte Beobachtungen, so können wir nicht umhin, dem Galen und Celsus beizustimmen. Ein ganz junger Hund heißt es dort, der von den Brüsten des Alten weggenommen wurde, dauerte nur drei Tage ohne Nahrung aus; alte Hunde hingegen brachten dreißig bis vierzig Tage ohne Nahrungsmittel zu. Ein drei Monate altes Eichhörnchen starb, nachdem es zwei und einen halben Tag gefastet hatte; ein anderes aber, welches ein Jahr alt war, fastete länger als drei Tage. Ein junger Sperling von zehn Tagen, lebte nur sechzehn Stunden ohne Futter, ein etwas älterer sieben und zwanzig, ein erwachsener aber drei Tage. Ein Knabe starb, nachdem er fünf Tage gehungert hatte, ein erwachsener Mann von zwei und dreißig Jahren erst

g) Cl. Galeni in Aph. Hippocrat. libri VII, quos nuper illustravit I. M. Rota. Tom. VI. Basil. 1542.
h) Celsus de medicina. lib. 1. cap. III.

nachdem er achtzehn Tage gehungert hatte; Pomponius Atticus endlich, welcher sieben und siebenzig Jahre alt war, starb den fünften Tag der Enthaltung von Speisen. — Daß ein neugebornes Kind acht Tage lang lebte, ohne etwas zu genießen, steht freilich mit diesem Gesetz im Widerspruch.

2. Das Geschlecht. Nach Dumas *) sind die Beispiele langer Enthaltung von Nahrungsmitteln, bei Weibern viel häufiger als bei Männern. Siehe noch No. 4.

3. Die Nahrung. Was diese betrifft, so möchte ich den Satz aufstellen, daß Fleischfresser länger hungern können als Pflanzenfresser. Die niedrigsten Thiere bis zu den Insekten hin, welche ihre Nahrung aus dem Thierreich haben, können alle sehr lange ohne Nahrungsmittel ausdauern. Die Ursache, warum Schnecken ein Jahr lang ohne Nahrung leben können, ist darin zu finden, daß sie hierbei eine vita minima führen, und, wenn nur der geringste Grad von Kälte eintritt, in einen torpiden Zustand verfallen. Unter den Insekten sind es vorzüglich die fleischfressenden Raubinsekten, welche sehr lange hungern. Die Fische können eine sehr geraume Zeit ohne Nahrung leben. Unter den Amphibien sind es die fleischfressenden, welche am längsten ausdauern; unter den Vögeln ebenfalls die fleischfressenden **). Diese letzteren setzen mehrere Wochen ihr Leben ohne Futter fort; die pflanzenfressenden hingegen sterben schon nach einigen Tagen. Auch durch die Reihe der Säugethiere läßt sich der eben aufgestellte Satz durchführen. Man vergleiche nur die in der Tabelle angeführten Beobachtungen von Ausdauer bei Katzen, Hunden u. s. w. mit denen bei Kaninchen, Eichhörnchen u. s. w. Daß ein Schwein, welches unter Ruinen ver-

---

*) Dict. des sc. med. 4. p. 172.

**) Smellie Philos. der Naturgeschichte. 1. 193.

graben war, binnen zwei und dreißig Tagen gar nichts zu sich genommen habe, ist sehr zu bezweifeln, da Schweine, auch wenn sie gesättigt sind, alle Art von Unrath verschlingen. Zugegeben indeß, daß dieses Schwein innerhalb dieser Zeit keine Nahrungsmittel zu sich genommen habe, so wird doch dieser Umstand das aufgestellte Gesetz, daß Fleischfresser länger hungern können als Pflanzenfresser, nicht umstoßen, wenn man bedenkt, daß in einer Atmosphäre, welche wenig Sauerstoff enthält, das Leben länger ohne Nahrung bestehen kann, als in einer sauerstoffreichen.

4. Die Ausbildung der Respirationsorgane. Diese steht caeteris paribus im umgekehrten Verhältniß mit der längern Ausbauer des Hungerns bis zum Tod, oder mit andern Worten: je weniger die Athmungsorgane entwickelt sind, desto länger kann das Hungern ertragen werden; je mehr aber umgekehrt die Athmungsorgane ausgebildet sind, desto eher folgt der Hungertod. Die Polypen hungern mehrere Monate, die Mollusken, welche ein ganzes Jahr hindurch ohne allen Zutritt der atmosphärischen Luft leben können a), mehrere Jahre; die Crustaceen hungern wieder Monate lang. Die Arachniden, welche, in acht und siebenzig Kubikzoll atmosphärische Luft eingeschlossen, länger als einen Monat leben b), bringen ebenfalls Monate lang ohne Nahrung zu. Bei den Insekten steht das Respirationsorgan auf einer sehr hohen Stufe der Bildung; jedes Organ, kann man fast sagen, athmet bei ihnen. Dabei ist die Luft, welche sie aufnehmen, reich an Sauerstoff. Wie nun in Hinsicht der Ausbildung der Athmungsorgane die Insekten den Mollusken entgegenstehen, so verhält es sich bei ihnen auch mit der Ausbauer des Lebens ohne Nahrungsmittel. Nur einige Tage sind sie

a) Sorg a. a. O. sect. II. S. 45.
b) Ebendaselbst. S. 114.

zu hungern im Stande. Trembley erwähnt zwar, daß Bienen, Schmetterlinge und Fliegen ganze Monate ohne die geringste Nahrung zubringen; ja Reaumur führt von der Wespe an, daß sie ein ganzes Jahr lang hungern könne; allein mehrere von mir selbst angestellte Versuche haben mir jedesmal gezeigt, daß diese Insekten nur einige Tage ohne Nahrnng im Leben bleiben. Die Fische leben bei ihrem schlechten Athmungsorgan in einem Medium, welches sehr wenig freies Oxygen enthält. Sie leben aber auch mehrere Jahre im Wasser ohne Nahrungsmittel *). Die Amphibien, welche eine schlechte Luft athmen, bringen ein Jahr, ja noch längere Zeit ohne Futter zu. Die Vögel bedürfen nächst den Insekten des Athmens am meisten; unter einer Glocke, welche mit atmosphärischer Luft gefüllt ist, sterben sie bald c). Die meisten hungern auch nur einige Tage; wenige und namentlich Raubvögel zwei bis drei Wochen. Die Säugethiere bedürfen der atmosphärischen Luft nicht so sehr wie die Insekten und Vögel; sie fasten auch länger als diese.

Aus diesem eben aufgestellten Gesetz erklärt es sich, und zum neuen Beweis für dasselbe dient, was schon Hippokrates d) sagt, daß in kälteren Klimaten und zu kältern Jahreszeiten, wo die Energie der Respirationsorgane vermehrt ist mehr Nahrungsmittel gefordert werden als

*) Nach v. Humboldt leben die Fische wahrscheinlich von der extractartigen mucilaginösen Materie, welche aus den Resten organischer Körper im Fluß- und Seewasser entsteht (Schweiggers Journal. Bd. 1).

c) A. L. Lavoisier Experiences sur la réspiration des animaux et sur les changemens qui arrivent à l'air en passant par leur poumon. In den Mémoir. de l'Acad. des scienc. de Paris. 1777. S. 186.

d) Aphor. 15. sect. 1.

in milden Klimaten und zu warmen Jahreszeiten; ferner erklärt sich daraus, daß unter körperlichen Anstrengungen eher der Hungertod folgt e), als bei einer körperlich unthätigen und mit geistigen Anstrengungen verbundenen Lebensart. Endlich folgt daraus, daß Personen weiblichen Geschlechtes länger ohne Nahrung leben können, als Personen männlichen Geschlechtes, da es bekannt ist, daß Männer ein größeres Athmungsbedürfniß besitzen als Weiber.

5. Die Temperatur. Kälte hat einen beträchtlichen Einfluß auf jene Geschöpfe, welche eine niedere Stufe des Lebens einnehmen, auf die Nachtswanderer, auf die Winterschläfer u. s. w. Die Kälte versetzt diese Geschöpfe in einen torpiden, oder, mit andern Worten, einen solchen Zustand, worin die Funktionen des Lebens, wenn ich mich so ausdrücken darf, schlummern.

6. Der Umstand, ob hungernden Thieren oder Menschen auch der Trank abgeht oder nicht. Von vier Kapaunen, welche weder Nahrungsmittel noch zu trinken bekamen, hungerte keiner länger als neun Tage; von zwei Kapaunen aber, welche beide zu trinken bekamen, hungerte einer zwanzig, der andere vier und zwanzig Tage. (s. S. 101). Ein junger Mann, welcher, um keinen Seedienst zu verrichten, den Vorsatz faßte, sich durch Hunger zu tödten und daher nichts als täglich zwei Quart Wasser zu sich nahm, fristete allein dadurch sein Leben vier und zwanzig Tage. (s. S. 104). Diese Thatsachen reichen hin, den Satz zu bestätigen, daß, wenn hungernde Thiere Wasser bekommen, sie die Entziehung von Speisen länger ertragen können, als wenn sie ohne Wasser bleiben.

7. Der Zustand der Gesundheit oder Krank-

e) Hippokrates a. a. O. sect. II. 16. Ὅκου λιμὸς, οὐ δεῖ πονέειν.

heit des Körpers. Bekanntlich kann ein Kranker länger ohne Nahrung ausdauern als ein Gesunder. Die meisten Fälle von außerordentlich langer Enthaltung von Speisen, welche wir in den Schriften der Aerzte angeführt finden, wurden beobachtet an psychisch- oder Nerven-Kranken f); andere an solchen, welche von organischen Fehlern des Magens, der Leber, der Milz heimgesucht wurden g). Endlich sind auch einige Fälle davon an solchen bemerkt worden, welche bei ihrer sitzenden und körperlich-unthätigen Lebensart an zu sparsamem Abgang der Se- und Excretionen litten *).

8. Auch der Zustand des Schlafens oder Wachens verdient hier Erwähnung. Durch den Schlaf wird das Hungergefühl verdrängt. Der Mensch schläft sechs bis zwölf Stunden, ohne etwas zu genießen, wogegen er während des übrigen Theils des Tages wohl drei bis viermal etwas zu sich nimmt und auch selten eine Nacht durchwacht, ohne etwas zu genießen. Thiere genießen während ihrem langen Winterschlafe nichts **); wachend würden sie ohne Nahrung nicht so lange leben.

---

f) Homines, sagt Haller a. a. O. S. 175, qui cibo diu abstinuerunt, fere ad unum omnes melancholici fuerunt aut hystericae plerumque feminae et demum aliquae sensu pene omni destitutae, stupidae, lethargicae, demum stultae aut a nervis destructis insensibiles.

g) Ephem. Nat. Cur. Dec. III. an. II. obs. 177, ferner Dec. II. an. IX. obs. 51. — Bonet a. a. O. III. 1.

*) Nach der Unterbindung des Milchbrustganges, wo also dem Körper der Nahrungszufluß abgeschnitten ist, erfolgt der Tod bald. Cowper (Isenflamms und Rosenmüllers Beiträge 1.) unterband einem Hunde den Milchbrustgang nahe an seiner Endigung in die Jugularvene; der Tod erfolgte am dritten Tage; ein anderer Hund starb in der Nacht auf den sechsten Tag. In beiden Fällen fand sich das Receptaculum Chyli zerrissen und der Chylus ausgetreten. Ein Hund blieb nach dieser Unterbindung im Leben; man fand ein neues Gefäß, welches auf der rechten Seite in die Jugularvene mündete.

**) Cuvier übersetzt von Meckel 3. 644. u. 716.

Nächste Ursache des Hungers.

Ueber diese Ursache hat man bis jetzt verschiedene Meinungen aufgestellt. Wie wenig haltbar aber alle diese Meinungen sind, geht aus der Verschiedenheit derselben schon hervor, und es würde daher nicht weniger ermüdend als auch zwecklos seyn, wenn ich mich mit einer genauen Aufzählung derselben hier beschäftigen wollte. Inzwischen wird es doch des wissenschaftlichen Zusammenhanges wegen nicht unnütz seyn, wenn ich der vorzüglichsten hier kürzlich Erwähnung thue.

Die ältesten Schriftsteller unterschieden den Appetit in einen natürlichen und einen animalischen. Jenen nannten sie eine Leerheit der Gefäße und zwar vorzüglich der Enden derselben in der Leber, in den Gedärmen und im Magen, welche entstehen soll, nachdem eine Zeitlang keine Nahrungsmittel genommen worden sind. Unter diesem aber verstanden sie das lästige Gefühl, wodurch das Thier angetrieben wird, Speisen zu sich zu nehmen, und welches seinen Grund in jener Leerheit der Gefäße haben soll, so wie die Schwäche und Erschöpfung, welche aus dem Mangel der Ernährung des ganzen Körpers hervorgehen. Gegen diese Lehre läßt sich aber folgendes einwenden: 1) Der Hunger tritt eher ein, als die Gefäße ihres Inhaltes beraubt sind; (auch einmal zugegeben, daß wirklich nach einer langen Entziehung von Nahrungsmitteln eine Leerheit der Gefäße Statt habe). 2) Das Gefühl des Hungers verschwindet, sobald dem Magen Speisen zugeführt worden sind. 3) Der Hunger hört auf oder wird wenigstens vermindert, sobald dem Magen etwas zugeführt worden ist, was nicht nährt, z. B. Holz, Erde, Koth. 4) Hätte das Gefühl des Hungers in einer Leerheit der Endgefäße und in einem Mangel der Ernährung des ganzen Körpers seinen Grund, so müßte dasselbe nach großem Säfteverlust, z. B. nach Aderlässen,

nach profusen Eiterungen jedesmal eintreten. 5) Wie könnte der Hunger verschwinden nach übermäßigen Anstrengungen anderer Systeme und Organe, z. B. nach übermäßiger Geschlechtsverrichtung?

Plato und Stahl suchen das Wesen des Hungers in einer solchen Anregung der Seele, wo diese, der Erhaltung des Körpers wegen, Nahrungsmittel aufzunehmen besorgt sey. Allein Plato und Stahl gestehen durch diese Annahme der Seele eine zu große Macht über den Körper zu. Ferner fehlen sie darin, daß sie bei dieser Annahme die innern Veränderungen, welche wir zur Zeit des Hungerns in den Organen wahrnehmen, unberücksichtigt lassen und so das Ganze, was den Organismus bildet, zerreissen.

Haller b) glaubt die Ursache des Hungers in einer Reibung der Wände des leeren Magens unter einander und in einer daher rührenden Reizung der Nerven desselben zu finden. Zum Beweis führt er an, daß die Schlangen, bei denen der Magen eine sehr wenig entwickelte Muskelhaut besitzt, selten hungrig seyen, daß dagegen das Hühnergeschlecht dem Hungergefühl sehr oft ausgesetzt sey. Allein abgesehen davon, daß diese Theorie zu mechanisch ist, so verträgt dieselbe sich auch nicht mit der Zartheit der Muskelhaut des Magens. Ferner ist eine große Verschiedenheit zwischen der Lebensthätigkeit, womit die Vögel begabt sind, und der, welche die Reptilien besitzen. Obschon sich die Magenwände, wenn der Magen keinen Speiseinhalt hat, berühren, so haben wir doch keinen Grund anzunehmen, daß wirklich eine Reibung Statt finde. Endlich läßt sich gegen jene Lehre noch die Thatsache anführen, daß, wenn das Hungern eine Zeitlang gedauert hat, der Magen mit Gas angefüllt ist, wie dieses meine Versuche bewiesen haben.

b) A. a. O.

Dumas c) meint, daß die nächste Ursache des Hungers neben einer Consumption der ernährenden Bestandtheile des Blutes in einer zu lebhaften Thätigkeit des lymphatischen Systems sowohl überhaupt, als auch insbesondere des Magens selbst zu suchen sey. Was aber die Meinung von der Consumption der ernährenden Bestandtheile des Blutes betrifft, so ist dieselbe durch die Gründe, welche gegen die von den Alten aufgestellte Theorie des Hungers angeführt worden sind, hinlänglich widerlegt. Die Meinung, daß die Ursache des Hungers in einer zu lebhaften Thätigkeit des lymphatischen Systems zu suchen sey, ist sehr leicht zu bestreiten, wenn man die Gründe beachtet, welche Dumas zu dieser Annahme verleitet haben. Seine Gründe nämlich sind die: 1) Bei Hunden, welche eine Zeitlang gehungert hatten, waren die Säfte des Magens mehr und mehr verschwunden, je länger die Enthaltung von Speisen gedauert hatte, und bei einem, welcher Hungers gestorben war, fand sich die innerste Haut des Magens trocken und, wie Dumas sich ausdrückt, von der Thätigkeit der Lymphgefäße angegriffen. 2) Diejenigen Mittel, welche die zu lebhafte Thätigkeit der Lymphgefäße herabstimmen, z. B. narcotica, spirituosa und mercurius sublimatus corrosivus, stillen das Gefühl des Hungers.

Die erste von Dumas erwähnte Thatsache ist aber durchaus nicht hinreichend zur Vertheidigung seiner Lehre, denn das Vorhanden- oder Nichtvorhandenseyn der Magensäfte ist nur als ein Symptom anzusehen; ferner steht die größere oder geringere Quantität der im Magen vorhandenen Säfte durchaus nicht im Verhältniß mit der kürzeren oder längeren Dauer des Fastens. (M. sehe meine Resultate). Ist nun der erste von Dumas angegebene Grund falsch,

c) A. a. O.

so ist auch sein zweiter dadurch schon hinreichend widerlegt. Es läßt sich außerdem gegen diesen auch noch das sagen, daß, wenn die eben genannten Mittel auch den Hunger stillen, daraus doch nicht folgt, daß diese Wirkung in einer Herabstimmung des lymphatischen Systems zu suchen sey.

Girtanner d) sagt, durch die gänzliche Entfernung des Reizes der Nahrung häufe sich in dem Magen die Irritabilität, deren Grundstoff das Oxygen sey, an, der Magensaft wirke auf die irritabler gewordenen Fasern des Magens und bewirke dadurch die Empfindung des Hungers. Dagegen läßt sich aber einwenden, daß von einer rein chemischen Erklärung der Processe des Organismus nur unphysiologisch die Rede seyn kann. Wollte man aber auch annehmen, daß in einer vermehrten Anhäufung des Sauerstoffs in dem Magen die Ursache des Hungers liege, so läßt sich daraus nicht erklären, wie eine so kleine Dosis von Opium, welche den Hunger stillt, eine so große Quantität von Sauerstoff aufsaugen könne, und es wäre nach dieser Ansicht kein Unterschied, ob man den Hunger durch Nahrungsmittel oder durch andere Körper, welche gar nicht nähren, stillte.

Andere, worunter von den neuern Schriftstellern vorzüglich Prochaska e) gehört, glauben, daß die Ursache des Hungers in einer Schärfe des Magensaftes liege. Werden keine Speisen genommen, sagt Prochaska, so nehmen das Blut und alle aus ihm abgesonderten Säfte, und so insbesondere der Magensaft, eine gewisse Schärfe an und durch die Einwirkung dieser Schärfe auf die Nerven des Magens entsteht das Gefühl des Hungers. Diese Theorie aber

---

d) Ueber die Irritabilität als Lebensprinzip in der organischen Natur, in Gren's Journal der Physik. 1791. Bd. III. S. 345 u. 507.

e) Lehrsätze aus der Physiologie des Menschen.

wird durch die vorher angeführten Gründe schon hinlänglich widerlegt. Sie wird ferner auch dadurch umgestoßen, daß man keinen Magensaft in dem Magen findet, wenn derselbe durchaus nichts durch den Mund Eingeführtes enthält.

Eben so wenig hat man Grund anzunehmen, daß bloß durch die Anhäufung des Magensaftes in dem Magen der Hunger hervorgebracht werden könne. Mehrere ließen sich durch die Beobachtungen Hunters, welcher bei Leichenöffnungen kurz nach dem Tode gesunder Menschen einen grossen Theil des Magens wirklich aufgelößt und manchmal zerrissen fand, und durch die Versuche Spallanzani's f), welcher zuweilen bei Thieren, die er einige Stunden bevor er sie tödtete, hatte fasten lassen, eine leichte Zernagung gegen den Grund des Magens hin sah, zu einer solchen Annahme verleiten. Andere glaubten, für diese Meinung noch das als Grund aufstellen zu können, daß das Gefühl des Hungers verschwindet, wenn man den Magensaft entweder durch Erbrechen oder durch das Hinunterschlucken erdiger oder anderer Körper, welche den Magensaft aufsaugen, wegschafft. Daß eine solche Annahme aber ganz falsch sey, ergibt sich aus dem vorher erwähnten Umstand, daß, obschon in dem Magen kein Magensaft vorhanden ist, wenn derselbe keine Ingesta enthält, dennoch Hunger Statt findet.

Gegen den Grund Anderer, daß nämlich der Hunger verschwinde, wenn der Magensaft durch Erbrechen oder aufsaugende Mittel weggeschafft wird, läßt sich einwenden, daß das Erbrechen immer mit einer Umstimmung des Magens und mit Ekel, welcher ebenfalls den Hunger stillt, obschon kein

---

f) Versuche über das Verdauungsgeschäft des Menschen und verschiedener Thierarten, nebst einigen Bemerkungen des Hrn. Senebier, übersetzt von Michaelis. Leipzig 1785. S. 255.

Magensaft entfernt wird, verbunden sey, daß ferner der Hunger auch gestillt wird durch alles, was nur den Magen anfüllt.

Treviranus g) glaubt hinreichende Gründe zu haben, anzunehmen, daß der Hunger in einer Umstimmung der Nervenreizbarkeit überhaupt, welche Umstimmung von einer Mischungsveränderung des Blutes herrühre, seine Ursache habe. Gegen diese Annahme lassen sich mehrere Bedenken anführen. Warum wird der Hunger sogleich gestillt, als dem Magen Nahrungsmittel zugeführt werden? Warum stillen auch unverdauliche Körper, welche in dem Magen enthalten sind, den Hunger? Wäre es wahr, daß die Umstimmung der Nervenreizbarkeit in einer Mischungsveränderung des Blutes ihre Ursache hätte, so würde der Hunger nicht verschwinden, wenn den Zeitpunkt, an dem wir Mahlzeit zu halten gewohnt sind, ohne daß wir solche halten, vorübergegangen ist.

Andere, worunter besonders einige neuere französische Physiologen gehören, wollen dem herumschweifenden Nerven den größten Antheil an dem Gefühl des Hungers zuschreiben. Es ist aber eine hinreichende Menge von Versuchen vorhanden, welche beweisen, daß dieser Nerve bei dem Hunger nicht im Spiele sey. Legallois h) durchschnitt einem Meerschweinchen den rechten Vagus, und dennoch fuhr das Thierchen fort zu fressen. Wilson Philip i) durchschnitt bei einem Kaninchen diesen Nerven, allein auch dieses fraß noch von Zeit zu Zeit. Herr Prof. Nasse k)

---

g) Biologie oder Philosophie der lebenden Natur. Bd. 5. S. 447.

h) Expériences sur le principe de la vie. Paris 1812. p. 214.

i) Wilson Philip experimental inquiry into the laws of the vital functions. London 1818. S. 163.

k) Beiträge zur Pathologie und Therapie verschiedener Krankheiten. In Horn's, Nasse's und Henke's Archiv für medicinische Erfahrung. 1818. Bd. II. S. 31.

Seelenkrankheiten, auch bei den vom Körper her vermittelten, unstreitig in abnormen Bildungen des Seelenseyns. Nur diejenigen Fälle gehören nicht hieher, wo die psychische Erhitzung ꝛc. wirklich auch späterhin bloß vorübergehendes Symptom bleibt: wo dann aber die vorliegende Krankheit (wie z. B. bei Fieberphantasieen) als Krankheit rein-körperlich ist.

Und so ist denn das erste, für die Vervollkommnung der Seelenkrankheitskunde nothwendige Erforderniß, auf welches ich in meinen »Beiträgen ꝛc.« hinzuwirken gesucht habe, die überwiegende Concentrirung der wissenschaftlichen Bestrebungen auf die psychische Betrachtungsweise derselben. Leichenöffnungen, Schädelbeobachtungen ꝛc., auf welche man in der neuern Zeit so vielen Fleiß verwandt hat, können allerdings manchen Nutzen haben; über das Wesen, über die innere Natur der Seelenkrankheiten aber geben sie uns durchaus keinen Aufschluß: indem die bei ihnen wahrgenommenen Erscheinungen denen der psychischen Störung nur parallele, begleitende sind, keineswegs aber (wie man angenommen hat) als ursächliche Momente zum Grunde liegen. Materielle Begränzung und Farbe bleiben materielle Begränzung und Farbe, und Denken bleibt Denken, ohne daß eines in das andere sich verwandeln oder übergehn könnte *). Sie verhalten sich zu

*) Diesen wichtigen Gegenstand findet man erörtert in der in dieser Zeitschrift (1821, Heft 3. S. 1—55) abgedruckten Abhandlung: »Ueber das Verhältniß von Seele und Leib«; und tiefer begründet in einer vor Kurzem unter dem Titel: »Das Verhältniß von Seele und Leib, als Vorarbeit zum zweiten Theil der psychologischen Skizzen herausgegeben ꝛc. (Göttingen bei Vandenhöck und Ruprecht, 1826)« erschienenen Schrift, besonders §. 12. ff. — Daß doch das

wir einzig die Thatsache, daß eine Verminderung der Secretion auf der inneren Haut desselben eintritt. Die Pathologie gibt uns gar keinen Beleg für einen Antheil dieser Theile an dem Hungergefühl. — Daß der unterhalb des Magens befindliche Theil des Darmkanales bei dem Hunger im Spiel sey, dafür spricht, außer der Verminderung der Secretion auf seiner Schleimfläche zur Zeit der Enthaltung, noch der Umstand, daß beim Vorhandenseyn von Würmern in ihm zuweilen ein vermehrter, zuweilen aber auch ein verminderter Eßtrieb beobachtet wird. — Was die Leber betrifft, so ist es gewiß, daß dieselbe einen bedeutenden Antheil an dem Hunger habe. Fast alle Krankheiten der Leber sind mit einer Abnormität des Hungers verbunden. Tödtet man Thiere zu einer Zeit, wo die Magen- und Dünndarm-Verdauung vorüber ist, so finden, wie dieses Bichat l) und meine eigenen Versuche dargethan haben, sich Beweise von vorhergegangener Verminderung der Gallenabsonderung. — Ob die Milz und das Pankreas Antheil haben an dem Hunger, läßt sich nicht darthun. Letzteres soll, wie Magendie m) will gefunden haben, zur Fastenszeit mehr Saft absondern, als zur Zeit der Verdauung. Ich habe keine besondere Veränderungen zur Zeit des Fastens an demselben angetroffen.

Die Frage nun, auf welche Art von dem Magen und der Leber aus das Hungergefühl bedingt sey, glaube ich zur Befriedigung beantworten zu können, wenn ich sage: durch eine Hemmung der Absonderung des Magensaftes, durch eine Verminderung der Schleimabsonderung der

---

l) Allgemeine Anatomie, übersetzt von Pfaff. Leipzig 1803. Theil 1. Abtheil. 2. S. 209.

m) Physiologie, übersetzt von Heusinger. Theil 2.

innersten Haut des Magens und durch eine Verminderung der Gallenabsonderung. Die Speisen sind der normale Reiz für den Schlund, den Dünndarm und vorzugsweise für den Magen und die Leber. So lange Zufuhr von Speisen zu dem Magen und Durchgang des Verdauungsinhaltes aus dem Magen in den Zwölffingerdarm Statt findet, geht die Secretion des Magensaftes, des Schleimes auf der Schleimhaut des Dauungskanales und die der Galle gehörig vor sich. Werden aber durch den Mund keine Nahrungsmittel aufgenommen, so hört die Funktion der ebengenannten Organe auf; ja in dem Magen wird durch diese Hemmung der Secretion, wenn lange Zeit hindurch keine Speisen aufgenommen worden sind, Entzündung hervorgebracht. Wie nun mit der Secretionsunterdrückung eines jeden andern Secretionsorganes eine Alienation des Gemeingefühls verbunden ist, so ist dies auch zur Zeit des Fastens mit dem Magen vorzüglich und der Leber der Fall. Jede dieser Gefühls-Alienationen ist verschieden nach Verschiedenheit des Organes, worin sie ihren Grund hat, und nach der Verschiedenheit der Ursache, welche sie bedingt. Die Bindehaut des Auges, welche nicht mehr secernirt, erregt das Gefühl von einem fremden Körper; zur unterdrückten Secretion der Schleimhaut der Harnröhre gesellt sich Jucken, Brennen und Neigung zum Beischlaf; zu der des Magens aber und der Leber, welche in einem Defect der Zufuhr von Speisen ihre Ursache hat, Hunger. Ferner richtet sich die Alienation der Gefühle nach dem Grad der Verminderung der Absonderung; und daher entstehen dann die verschiedenen Gefühlsarten bei dem Hunger, daher unersättliche Eßlust, wenn das Fasten lange Zeit gedauert hat. Weil nun mit der Hemmung der Secretion eines jeden Organes eine vermehrte Reizbarkeit verbunden ist, so entsteht zur Zeit des Hungers eine Vermehrung der peristaltischen

Bewegung des Darmkanals, ein Knurren in der Gegend des Magens.

Setzen wir nun in eine solche Verminderung der Secretion auf der innern Fläche des Verdauungskanals und vorzüglich des Magens die Ursache des Hungergefühles; so erklärt es sich leicht, warum auch der Genuß unverdaulicher Sachen, z. B. der Erde, des Holzes, des Kothes ꝛc. den Hunger stillt, da wir wissen, daß auch diese Sachen Absonderung des Magenschleimes und vorzüglich des Magensaftes hervorrufen; ferner erklärt sich, warum lauwarmes Wasser und schleimige Getränke den Hunger stillen. Lauwarmes Wasser nämlich und schleimige Getränke besänftigen die in ihrer Erregbarkeit erhöheten und dadurch zur verminderten Absonderung gestimmten Secretionsorgane und bringen dadurch Vermehrung der Secretion zu Wege. Ferner läßt sich nach dieser Ansicht einsehen, warum Antimonial- und Quecksilberpräparate den Hunger vermindern, warum aber auch bittere Mittel, kaltes Wasser und überhaupt Tonica, in geringen Dosen gereicht, den Hunger vermehren. Zwar läßt sich nach dieser Theorie nicht zur Evidenz darthun, wie einige oben angeführte Arzneikörper und Umstände Steigerung oder Abnahme des Hungers bewirken; allein wir kennen ja auch die Wirkung der Arzneien auf unseren Organismus viel zu wenig, als daß wir davon einen Maaßstab zur Beurtheilung und Einsicht physiologischer Processe hernehmen können.

Worauf kommt es für die Vervollkommnung der Seelenkrankheitskunde an?

Ein Schreiben an den Herrn Prof. Dr. Grohmann, in Beziehung auf dessen Aufsatz im 2ten Hefte des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift *).

Von

Herrn Dr. F. E. Beneke

zu Göttingen.

Mit Vergnügen, hochzuverehrender Herr Professor, habe ich Ihren Aufsatz über die krankhaften Abweichungen des Seelenlebens gelesen, welchen, wenn auch nicht abzufassen, doch vielleicht bekannt zu machen, meine »Beiträge zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde« Ihnen Veranlassung geworden sind. Daß Sie den in diesem Buche aufgestellten Ansichten nur bedingt Ihre Zustimmung geben, hat mich auf keine Weise gewundert. Schon die Schwierigkeit des Gegenstandes, über welche ja von allen Seiten her unablässig Klagen ertönen, muß die Verständigung, selbst zwischen vorurtheilsfreien Forschern, nothwendig verzögern. Ueberdies aber ist die Behandlungsweise dieses Gegenstandes in meinem Buche ganz neu, und von der bisher allgemein üblichen so verschieden, daß sie für ihre vollständige Auffassung ein länger fortgesetztes Studium erfordert. Endlich ist ja, was Sie in Ihrem Aufsatze

---

*) Das Seelenleben in seinen Abweichungen von dem gesunden Zustande. In Beziehung auf Herrn Dr. Beneke's »Beiträge zur Seelenkrankheitskunde«.

vorzüglich in Betrachtung ziehen, eine richtige Eintheilung der Seelenkrankheiten, recht eigentlich die Krone des ganzen Werkes, und muß also, indem sie alle übrigen Untersuchungen zu ihrer Begründung fordert, nothwendig die Verschiedenheiten derselben verstärkt in sich abspiegeln.

Um so lieber ergreife ich daher die durch Ihren Aufsatz mir dargebotene Gelegenheit, in einer kurzen, aber eben deshalb vielleicht anschaulicheren Entwickelung darzustellen, was ich für die vollkommnere Ausbildung der Seelenkrankheitskunde in dem erwähnten Buche hauptsächlich bezweckte. Sie erlauben mir, dem in Ihrer Abhandlung gegebenen Beispiele gemäß, nur zuweilen einen Blick auf die letztere zu werfen, wo dies zur Erläuterung oder schärferen Begränzung der aufgestellten Sätze beitragen kann, im Uebrigen aber die vorliegende Aufgabe selbstständig und aus einem allgemeineren Gesichtspunkte zu behandeln. Gewiß ist der Gegenstand von so ausnehmender Wichtigkeit, auch für das gesellschaftliche Leben, daß er eine wiederhohlte und vielseitige Beleuchtung im höchsten Maaße verdient. Nicht nur die vielen Unglücklichen nehmen unser innigstes Mitleid und unsere kräftigsten Bemühungen, ihnen beizustehn, in Anspruch, die in den Irrenhäusern, nur zu oft vergebens, ihrer Heilung sich entgegensehnen; sondern eben so sehr, ja im Grunde noch mehr, diejenigen, welche nicht an eigentlicher Verrückung, aber doch an dieser sehr ähnlichen Erkrankungen der Seele leidend, das Glück so unzähliger Familien auf eine höchst beklagenswerthe Weise zerrütten. Wer, dem irgend dazu die Kräfte verliehen sind, sollte da nicht beispringen, um zu rathen, zu heilen, vorzubauen *)!

*) Innig hat mich, noch in diesen Tagen wieder, die Aufforderung gerührt, mit welcher Moritz sein »Magazin für Erfahrungsseelenkunde« beginnt. Wenigstens der Anfang

Dies war es, hochzuverehrender Herr Professor, was mir bei den oft mühsamen Untersuchungen meiner »Beiträge rc.« immer wieder einen neuen Schwung und neue Kräfte gab; dies steht mir, ernst mahnend und antreibend, auch bei diesem Schreiben vor Augen, und wird demselben gewiß auch für Sie ein erwünschtes Interesse verleihn.

Zuvörderst lassen Sie mich Ihnen meine Freude zu erkennen geben, auch Sie, unter so vielen Anfechtungen, fest halten zu sehen an der Ansicht, daß die Erkenntniß, so wie die nächste Ursache der Seelenkrankheiten in dem Psychischen zu suchen sey. Der Psycholog, welcher, unablässig mit der Beobachtung und Zergliederung des Seelenseyns beschäftigt, die Entwickelnng desselben in ihrem innern Zusam-

---

derselben möge hier von Neuem stehn. »Der in die ganze Natur, in so manche Quelle und in so manches Kraut heilenden Balsam legte, um den kranken, hinfälligen Körper zu stärken und wiederherzustellen, sollte der nicht auch eine Arznei geschaffen haben für kranke, verwundete Seelen? — Wer suchte sie, wer fand sie? — Der du dieses Geheimniß besitzest, glücklicher Sterblicher, o sey nicht karg damit! versammle die edelsten Menschen um dich her, theile ihnen, wenn du kannst, deinen Geist und deine Gabe mit, und sende sie umher in allen Landen, daß sie die thätigen und die forschenden Kräfte der Menschen aus ihrem Schlummer wecken, die Lahmen gehend, die Blinden sehend machen rc.« (Ersten Bandes erstes Heft, S. 114. f.) — Und der du zwar nicht dieses Geheimniß, aber die Kräfte zur Entdeckung desselben besitzest, lasse dieselben nicht träge schlummern, sondern gebrauche sie mit angemessener Anspannung, und geregelt durch die Einsicht des Weges, welcher wahrhaft zum Ziele führt.

menhange in klarer Anschauung vor sich sieht, weiß kaum, ob er seinen Augen trauen soll, wenn er von einsichtsvollen Aerzten behaupten hört: »es sey nicht zu glauben, daß die Seele des Menschen mit dem Wachsthum des Körpers auch wachse, sondern in dem Kinde sey dieselbe Seele, derselbe Geist, wie in dem Erwachsenen; nur daß die geistigen Vermögen durch die zum Theil noch unentwickelten körperlichen Organe sich nicht sichtbar machen können«; oder »es wäre grausam zu glauben, daß die dummen, geistlosen, thierähnlichen Cretinen weniger beseelt seyen, weniger Geist hätten, als andere gesunde Menschenkinder; nein so ungerecht sey der gütige Schöpfer aller Menschen nicht; aber der Geist vermöge nur nicht durch das kranke Organ sich auszusprechen«; oder wohl gar »die Seelenthätigkeit des Irren, so weit sie vom Geiste selber abhänge, sey ganz dieselbe wie die eines Plato oder Newton, und nur in ihrer Aeußerung durch die krankhaften körperlichen Organe erscheine sie verrückt oder widersinnig«. — Werden wir uns denn nicht des Wachsens unserer Seele unverkennbar in jedem Augenblick bewußt, bei jedem belehrenden Gespräche, bei dem Lesen jedes Buches? Und gibt nicht die bei diesem Wachsen wahrgenommene Vervollkommnung, durch das ganze menschliche Leben von dem ersten Erwachen zu demselben, gleichmäßig wiederholt gedacht, eine Summe, welche den Abstand der ausgebildeten menschlichen Seele von derjenigen des Kindes vollständig erklärt? Bietet uns nicht eben so jeder Lebensaugenblick unwiderlegbare Zeugnisse dar von der intellektuellen Verschiedenheit der Menschen? Und haben wir etwa körperliche Organe vor Augen, wenn wir Anderen vor uns, oder uns vor Andern, in dieser Beziehung einen Vorzug zusprechen? Sind endlich nicht auch diese Verschiedenheiten, selbst wenn wir nur diejenigen in Betracht ziehn, welche wir in klaren und unzweifelbar be-

gründeten Anschauungen aufzufassen vermögen, sind nicht auch die unmittelbar unserem Bewußtseyn sich ankündigenden Abweichungen von der Norm vollkommen psychischer Gesundheit, so bedeutend, daß sie, stellen wir dieselben nach dem gleichen Maaßstabe gesteigert vor, eine nur zu klare Anschauung von der Möglichkeit des Blödsinnes und der Verrückung uns geben?

Ich verkenne keinesweges die, Behauptungen dieser Art zum Grunde liegende gute Absicht, eine größere Hoheit und Würde für die menschliche Seele dadurch zu gewinnen, daß man dieselbe als der Veränderung und der Vergänglichkeit weniger unterworfen darstellt. Aber wird nicht, genauer betrachtet, durch die angeführten Behauptungen vielmehr das Gegentheil erreicht: die Seele herabgewürdigt zu einem durchaus leeren, nichts bedeutenden, marionettenartigen Wesen, so daß man beinah auf die Vermuthung kommen möchte, die Vertheidiger jener Ansichten hätten es auf eine verdeckte Läugnung alles Seelenseyns abgesehen? Denn mögen sie selber sagen, ob wohl ein lächerlicheres Spiel gedacht werden kann, als wenn die von ihrer Geburt an ihrem innern Seyn nach vollkommen ausgebildete Seele dessen ungeachtet in allen den Entwickelungen, welche dem unmittelbaren Bewußtseyn als psychische erscheinen, von den unmündigsten und unbeholfensten an, die ganze Kinderschule gleichsam zum Spaße durchmachen müßte: indem bei allem diesem Hin- und Herquälen in ihr selber nicht das Mindeste verändert, und, da ja im Tode die Verbindung mit dem Leibe ihre Endschaft erreicht, auch in ihren äusseren Verhältnißen nichts gewonnen würde? Mögen sie selber sagen, welches Loos wünschenswerther ist, einer Krankheit unterworfen zu seyn, gegen welche wir für die meisten Fälle wenigstens angemessene Vorkehrungsmittel ergreifen können; oder das Gebundenseyn an einen Körper,

von der Gesichtsvorstellung empfangen und angeeignet werden kann. Ganz das gleiche Verhältniß zeigen uns die alltäglichen Erfahrungen zwischen den thierischen und geistigen Seelenthätigkeiten. Die Reize, welche Hülsenfrüchte und Brod auf die Kräfte des Magens ausüben, werden, wie kräftig sie auch an und für sich seyn mögen, nicht auf die geistigen Thätigkeiten fortgepflanzt, während wir die durch geistige Getränke auf die Magenkräfte ausgeübten Reize allerdings auf dieselben sich fortpflanzen sehen; woher anders, als weil jene Reize den geistigen Thätigkeiten zu ungleichartig sind, um von denselben aufgenommen werden zu können. Daß wir also die Ueberreizungen der thierischen Thätigkeiten in den beiden angeführten Beispielen auf die geistigen, zur Erzeugung der Manie, wirken sehen, in anderen Fällen aber nicht, kann in der mit den geistigen Thätigkeiten mehr oder weniger einstimmigen Beschaffenheit der Reize seinen Grund haben.

Zweitens aber hängt der Erfolg der Ausgleichung von dem Grade der Verknüpfung zwischen den mit einander auszugleichenden Thätigkeiten ab, denn dieselbe erfolgt überhaupt nur gegen die unmittelbar verbundenen Seelenthätigkeiten, und nach Maaßgabe dieser Verbindung stärker oder schwächer *). Zwischen einer ununterbrochen fortgesetzten Geistesarbeit genossen, wirkt ein Glas Wein ganz anders, als bei der Mahlzeit, denn während in dem letzteren Falle die Aufregung vielleicht ganz auf die Verdauungsthätigkeiten sich beschränkt, in den geistigen aber unmerklich ist, tritt sie in dem ersteren Falle sehr merklich in diesen hervor. Unstreitig weil dort den durch den Wein

*) Vgl. »Psychologische Skizzen«, S. 382 f. und 384 ff.

gereizten Verdauungsthätigkeiten zunächst nur andere Verdauungsthätigkeiten, hier die in bedeutendem Raume angeregten geistigen Thätigkeiten zur unmittelbaren Ausgleichung sich darbieten: indem das Zugleich-bewußt-seyn oder das Zugleich-wirksam-seyn eins der bedeutendsten Momente für die Verknüpfung der menschlichen Thätigkeiten ist *). Dieses Verknüpfungsverhältniß nun ist unendlich vieler verschiedener Grade fähig; und man sieht leicht, wie vermöge einer sehr verschiedenen Ausbildung dieses Verknüpfungsverhältnisses, bei gleicher Beschaffenheit der auszugleichenden Reize, eine Erhitzung der geistigen Thätigkeiten in dem einen Falle eintreten, in dem andern nicht eintreten kann **).

Ob nun durch dieses, oder durch jenes Moment, oder ob durch noch andere, deren Entwickelung hier zu vieler Vorbereitungen bedürfen würde, die Entstehung einer Seelenstörung bedingt sey, darüber kann nur eine genaue Vergleichung und Zergliederung der in jedem einzelnen Falle vorliegenden Krankheitssymptome entscheiden. Augenscheinlich aber bietet für diese Entscheidung die hier gegebene Construktion sehr viele Vortheile dar, welche bei der bisherigen fehlen. Indem wir die leiblichen Erfolge durch die Wirksamkeit der denselben zum Grunde liegenden inneren Kräfte, und so ihrer Wahrheit gemäß auffassen, können wir dieselben den seelenartigen Erfolgen zu einer durchaus gleich-

*) Vgl. »psycholoische Skizzen«, S. 385.

**) So lange die Erhitzung in diesen Fällen rein durch die leiblichen Reize bedingt ist, so lange ist die Seele noch nicht krank, sondern ihre Erhitzung nur Symptom; sie wird aber krank, sobald diese Ueberreizungen auch in den seelenartigen Angelegtheiten Schwäche, oder vielleicht gar ähnliche Ueberreizungsverhältnisse begründet haben (vgl. das oben hierüber Erinnerte).

einander, wie der Geruch der Nelke zu der Gestalt derselben, wie der Ton der Zither zu den sichtbaren Schwingungen ihrer Saiten; und eben so wenig also, wie der Blindgeborne durch den Geruch über die Gestalt dieser Blume, oder der Taubgeborne über den Ton der Zither aufgeklärt werden würde, wenn wir ihm auch noch so vollständig die Schwingungen der Saiten vorzeichneten: eben so wenig können uns die Veränderungen des Gehirns, des Herzens, der Leber etc. die Natur der Seelenkrankheiten kennen lehren. Ja, dürfen wir wohl mit Gewißheit nur einmal behaupten, daß bei jeder Seelenstörung parallele leibliche Veränderungen, und umgekehrt bei jeder krankhaften Beschaffenheit des Gehirns parallele krankhafte Aeußerungen der Seele sich finden müssen? Unstreitig nicht mit höherer Gewißheit, als man aus der veränderten Farbe einer Zither auf die Veränderung

---

durchaus vergebliche, und so durchaus wiedersinnige Bestreben, das Denken aus der Materie abzuleiten, immer wieder unter einer neuen Gestalt, vorzüglich unter den Aerzten, sich Raum macht! Wie wahr sagt schon Leibnitz (Opera omnia studio Lud. Dutens, Tom II, pars 1, p. 22): Negari tamen nequit, perceptionem, et quod inde pendet, per rationes mechanicas explicari non posse, hoc est per figuras et motum. Quod si fingamus, dari machinam, quae per structuram cogitet, sentiat, percipiat: non obstat, quo minus iisdem proportionibus retentis, sub majore mole construi concipiatur, ita ut in eam aditus nobis concedatur tanquam in molendinum. Hoc supposito, intus nihil deprehendemus nisi partes se mutuo impellentes, nec unquam aliud quidpiam, per quod perceptio explicari queat. Und doch in wie vielen Beziehungen, und wie weit stehen alle Leichenöffnungen einem solchen aditus in molendinum nach!

des Tones derselben schließen kann, und umgekehrt. Bei einer äußerlich vollkommnen Verderbniß des Gehirns können die Verrichtungen des Geistes ungestört bleiben, und bei der wildesten Verwirrung der letzteren, Farbe und Gestalt des Gehirns keine Veränderung zeigen, wie dies auch durch Erfahrungen hinlänglich bewiesen ist, wo man deren unpartheiisch angestellt hat, und ohne leidenschaftliche Begierde, finden zu wollen, was sich nicht finden ließ *).

Statt, wie gewöhnlich, die somatische, ist also die psychische Betrachtungsweise der Construktion der Seelenkrankheiten und ihres Heilverfahrens zum Grunde zu legen. Es ist sehr natürlich, daß man sich zuerst zu jener Betrachtungsweise wandte, denn allerdings müssen bei dem Anfange der wissenschaftlichen Behandlung die von den sichtbaren Eigenschaften und Veränderungen aufgefaßten Anschauungen die von den psychischen Entwickelungen gebildeten an Klarheit und Bestimmtheit in hohem Maaße zu übertreffen scheinen. Aber ist wohl das Zurückstehn der letzteren in ihrem wesentlichen Grundkarakter gegründet: etwa wie die Geschmack- und Geruchempfindungen durch die Unkräftigkeit ihrer Grundbildung einer wissenschaftlichen Bearbeitung unfähig werden? Gewiß nicht; vielmehr ist die Grundbildung der durch das unmittelbare Bewußtseyn erhaltenen Anschauungen, ihrem Wesen nach, noch geistiger oder kräftiger, als die der Gesichtsvorstellungen; und wir werden daher jenen, bei angemessener Durchbildung, eine gleiche, ja eine noch höhere Klarheit und Bestimmtheit zu ertheilen im Stande seyn **).

*) M. vgl. Meine »Beiträge zur Seelenkrankheitskunde«. S. 4. f. und besonders die Anmerkung das.

**) Das hier genauer zu entwickeln, würde zu weit von dem Zwecke der Abhandlung abführen. M. vgl. die in dieser

Ist aber einmal diese Klarheit und Bestimmtheit gewonnen, so ist wohl keine Frage, welche dieser beiden Betrachtungsweisen uns eine tiefer dringende wissenschaftliche Erkenntniß gibt. Von der sichtbaren Natur vermögen wir nur die äußeren Erscheinungen aufzufassen, die in diesen Erscheinungen wirkenden Kräfte, der innere Zusammenhang derselben bleibt uns stets verborgen. Wir gießen zwei schwarze Flüssigkeiten zusammen, und als Produkt erscheint eine weiße, und umgekehrt; und die Verbindungen des Sauerstoffes mit dem Wasserstoff haben ganz andere Eigenschaften, als wir aus jenen Elementen hätten muthmaßen können. Aus der weichern oder verhärteten, der graueren oder röthlicheren Gehirnmasse an und für sich können wir nichts über die Ursachen schließen, welche diese Veränderungen herbeigeführt haben; und aus diesen Ursachen, wenn wir dieselben kennen gelernt hätten, würden wir doch jene Veränderungen nicht zu begreifen im Stande seyn. Bei jedem Gliede einer Entwickelung also müssen wir hier mit unserem Lernen von vorn anfangen, und das eigentliche innere Geschehn derselben kann nie in den Bereich unseres Erkennens kommen.

Durch das unmittelbare Selbstbewußtseyn aber erkennen wir das Seyn unserer Seele, wie es an und für sich selber ist, und an und für sich selber wird; und hier also, beobachten und zergliedern wir scharf genug, werden wir allerdings zu dem innern Zusammenhange der Erscheinungen vorzudringen vermögen. Das Urtheil zeigt die zu ihm zusammengeflossenen Elemente, die Subjektvorstellung und den Prädikatbegriff, auch noch in der Zusam-

---

Zeitschrift (1822, Heft 2) abgedruckte Abhandlung: »Ueber die Möglichkeit einer Physik der Seele, mit Rücksicht auf Seelenheilkunde«.

gebene Weise konstruirt, zu der Entscheidung in den Stand, unter welchen Umständen jedes derselben, und unter welchen allein, oder in Verbindung mit andern, und zu welcher Zeit und in welchem Maaße anwendbar ist *). Für alles dieses gibt die psychische Konstruktion freilich zunächst nur allgemeine Schemata, welchen dann eine möglichst specielle Zeichenlehre, aus einer ausgedehnten und genauen Beobachtung gewonnen, und für jeden einzelnen Fall eine sorgsame Anwendung derselben ergänzend an die Seite treten muß. Man sieht aber leicht ein, wie selbst die reichsten Erfahrungen für die letztere erst durch jene allgemeinen Schemata ihr Licht und ihre Fruchtbarkeit erhalten können.

Durch die Aufstellung dieser Schemata aus einer streng wissenschaftlich begründeten Theorie der Seelenentwickelungen, und durch die Grundzüge (wenn auch nur die ersten unvollkommensten Anfänge) der erwähnten Zeichenlehre, zu einer vollkommneren Ausbildung der letzteren diejenigen anzuregen, denen die Entwickelung der Seelenkrankheiten in reichen Erfahrungen vorliegt, das war die zweite Hauptabsicht bei der Herausgabe meiner Seelenkrankheitskunde. Obgleich also dieselbe eine reinseelenwissenschaftliche sich nennt, so sind doch auch die über die leiblichen Erscheinungen, Ursachen und Heilmittel der Seelenkrankheiten gesammelten Erfahrungen sorgsam benutzt und verarbeitet worden; nur eben in der Uebersetzung, welche wir eine seelenwissenschaftliche nennen können, weil die innerlich aufgefaßte Entwickelung des leiblichen Seyns den in der Seelen-

*) Vor Allem sind bei der Manie Zeit und Maaß der anzuwendenden Heilmittel mit großer Sorgfalt zu berücksichtigen; daher ich auch in meiner »Seelenkrankheitskunde« bei der Erörterung dieser Krankheitsgattung besonders ausführlich hierüber gehandelt habe; vgl. S. 328 ff.

Wie aber, kann man einwenden, gedenkst du mit einer solchen Darstellung in der That das ganze Gebiet der Seelenkrankheiten zu umfassen? Hast du nicht selbst vorher gestanden, daß viele Beispiele der Melancholie, ja die meisten der Manie in körperlichen Störungen ihren Grund haben? Und sind es nicht körperliche Heilmittel (Brechmittel, Zugpflaster, kalte Bäder und Begießungen, heftiges Umdrehen ꝛc.), welche in diesen, so wie in vielen anderen Fällen die Heilung herbeiführen? Willst du alles dies aus deiner Betrachtung ausschließen, und dennoch diese Betrachtung, welche vielleicht mehr Lücken, als klar vorgestellte Glieder enthalten möchte, für eine wissenschaftliche geben? Keineswegs, antworte ich hierauf; sondern alle leibliche Veränderungen sollen hierbei in Rechnung gebracht werden, nur nicht so, wie in den bisherigen Darstellungen, daß Leibliches und Seelenartiges in bunter Reihe hinter einander und einander unterbrechend aufgeführt werden. Die Gleichartigkeit der Entwicklungen, welche man mit den Bemühungen, die Seelenstörungen auf krankhafte Beschaffenheiten des Gehirns, der Leber ꝛc. zurückzuführen, vergebens erstrebte, soll in unserer Darstellung wirklich erreicht werden: indem wir alle leiblichen Entwickelungen seelenartig auffassen, oder in seelenartige übersetzen.

Den leiblichen Erscheinungen nämlich liegen gewisse innere Kräfte, den leiblichen Veränderungen gewisse Veränderungen dieser inneren Kräfte zum Grunde, und zwar als das in jenen Erscheinungen wirklich Seyende und wirklich Geschehende: während uns die leiblichen Beschaffenheiten und Veränderungen dieses Seyende und Geschehende nur in seinen Wirkungen auf unsere Sinne, oder wie dieselben uns erscheinen, darstellen. Man führe demgemäß die wahrgenommenen leiblichen Störungen als Störungen dieser inneren

Kräfte auf; und man wird, da diese leiblichen oder thierischen Kräfte, wenn auch im Ganzen von den psychischen Kräften verschieden, doch als innere Kräfte denselben gleichartig sind, jenes bunte Gemisch von Leiblichem und Seelenartigem in eine durchaus gleichförmige Entwicklungsreihe verwandelt haben.

Allerdings hat diese Uebersetzung manche Schwierigkeiten, und man wird, statt der klaren und bestimmte Vorstellungen, wie wir dieselben von unseren geistigen Entwicklungen bilden können, von den Verdauungsthätigkeiten, den thierischen Aneignungsthätigkeiten, den Hautthätigkeiten r. rc., die man hier in Rechnung zu bringen hat, nur annähernde Vorstellungen, nur Vorstellungen nach der Analogie erhalten *). Indeß läßt sich diesen Vorstellungen doch eine ziemliche Vollkommenheit ertheilen; und da uns überdies eine genauere Vergleichung der Erfahrungen zeigt, daß die Entwicklung der körperlichen Kräfte völlig denselben Gesetzen, wie die Entwickelung der geistigen, folgt: so werden wir dessen ungeachtet nach dieser Methode den inneren Zusammenhang der psychischen Störungen mit großer Bestimmtheit und Genauigkeit zu umfassen im Stande seyn.

Die Construktion eines einfachen Beispiels möge dieses Verhältniß erläutern. Ein von Mauchart *) beobachteter Kranker, welcher an einem mit Convulsionen verbundenen Delirium litt, gab über die Annäherung seiner Paroxysmen die Auskunft, daß es ihm immer vom Magen her heiß zu werden anfange, worauf sich die Hitze auch des Kopfes be-

---

*) Vgl. »Beiträge zur Seelenkrankheitskunde«, S. 24 ff. 36 ff; und »Das Verhältniß von Seele und Leib«, §. 13.

*) Vgl. Moritz »Magazin zur Erfahrungsseelenkunde«, Band 2. Heft 3, S. 17.

mächtige, und ihn nach und nach betäube, bis er das Bewußtseyn völlig verliere, zu welcher Zeit dann aber auch die Convulsionen eintraten. Aehnlich berichtet Pinel von einem Rasenden, der von Zeit zu Zeit eine unwiederstehliche Blutgier fühlte, anfangs empfinde derselbe eine brennende Hitze im Innern des Unterleibes, dann in der Brust und zuletzt im Gesichte; in diesem Augenblicke würden die Wangen roth, die Augen funkelten ꝛc., und der Paroxysmus der Manie trete hervor.

Man fasse, dem vorher Entwickelten gemäß, bei der Construktion dieser Anfälle die dieselben veranlassenden Affektionen des Magens und des Unterleibes nicht in ihren leiblichen Veränderungen (als aufgeschwollen, zusammengezogen, übermäßig geröthet ꝛc.), sondern als Ueberreizungen der Kräfte des Magens, der Gedärme ꝛc. auf, wie sie denn auch dem unmittelbaren Bewußtseyn als Schmerzempfindungen, als Empfindungen von Hitze *) ꝛc. sich ankündigen. Nach welchen Gesetzen erfolgen nun von diesen Ueberreizungen aus die Krankheitsanfälle? Auch hierüber geben uns die Aussagen der Kranken selber Auskunft: die Hitze verbreitete sich nach und nach auf die übrigen thierischen Thätigkeiten, und zuletzt auch auf die geistigen. Unstreitig nach dem allgemeinen Ausgleichungsgesetze, vermöge dessen alle in unmittelbarer Verbindung stehende Seelenthätigkeiten in jedem Augenblicke die in ihnen beweglich gegebenen Elemente gegen einander auszugleichen bestrebt sind **).

---

*) Empfindungen sind, als des Bewußtseyns theilhaftig, stets Seelen-Thätigkeiten, nicht leibliche. M. vgl. die beiden angeführten Abhandlungen über das Verhältniß von Seele und Leib.

**) Ueber dieses wichtige Gesetz, auf welchem z. B. alle Erwe-

Die Reize, welche die Ueberreizung in den Thätigkeiten des Magens oder der Gedärme veranlaßten, waren auf diese Weise, beweglich gegeben: sie wurden also auf andere Thätigkeiten, und unter anderen auch auf geistige übertragen, deren Ueberreizung und Erhitzung dann eben übermäßige Affekte, Gedankenflucht, verwirrtes Reden, Convulsionen, gewaltthätige Handlungen, und andere der Manie eigenthümliche Erscheinungen hervorbrachte.

Und dies, könnte man einwenden, soll die ganze Erklärung dieses Erfolges sein? Wird nicht in unzähligen Fällen eine von jeden beiden Gattungen thierischer Thätigkeiten überreizt, ohne daß diese Seelenstörungen erscheinen? Und muß also nicht die Erzeugung dieser durch ganz besondere, uns unbekannte Verhältnisse bedingt seyn? — Besondere Verhältnisse unstreitig; aber vielleicht bedarf es nur genauerer Nachforschung, um dieselben aus unbekannten zu bekannten zu machen. Der nach dem angeführten Gesetze erfolgende Proceß der Ausgleichung nämlich hängt, wie die Zergliedernng der Seelenentwicklungen lehrt, vorzüglich von zwei Momenten ab. Einmal muß der auszugleichende Reiz denjenigen Seelenthätigkeiten, gegen welche er ausgeglichen werden soll, in dem Maaße gleichartig seyn, daß er von denselben aufgenommen und zu Einem Seyn mit ihnen verbunden werden kann *). Weckt eine Gehörempfindung (z. B. des Wortes »Spiegel«) eine mit ihr verbundene Gesichtsvorstellung (des durch jenes Wort bezeichneten Gegenstandes): so kann die erstere der letzteren für ihre Erweckung dasjenige Element nicht mittheilen, welches ihr als Gehörempfindung eigenthümlich ist, aus dem einfachen Grunde, weil es nicht

---

ckung zum Bewußtseyn beruht, vgl. man Psychologische Skizzen, S. 362 ff.

*) Vgl. ebendas. S. 366 ff. und 426 ff.

von der Gesichtsvorstellung empfangen und angeeignet werden kann. Ganz das gleiche Verhältniß zeigen uns die alltäglichen Erfahrungen zwischen den thierischen und geistigen Seelenthätigkeiten. Die Reize, welche Hülsenfrüchte und Brod auf die Kräfte des Magens ausüben, werden, wie kräftig sie auch an und für sich seyn mögen, nicht auf die geistigen Thätigkeiten fortgepflanzt; während wir die durch geistige Getränke auf die Magenkräfte ausgeübten Reize allerdings auf dieselben sich fortpflanzen sehen; woher anders, als weil jene Reize den geistigen Thätigkeiten zu ungleichartig sind, um von denselben aufgenommen werden zu können. Daß wir also die Ueberreizungen der thierischen Thätigkeiten in den beiden angeführten Beispielen auf die geistigen, zur Erzeugung der Manie, wirken sehen, in anderen Fällen aber nicht, kann in der mit den geistigen Thätigkeiten mehr oder weniger einstimmigen Beschaffenheit der Reize seinen Grund haben.

Zweitens aber hängt der Erfolg der Ausgleichung von dem Grade der Verknüpfung zwischen den mit einander auszugleichenden Thätigkeiten ab; denn dieselbe erfolgt überhaupt nur gegen die unmittelbar verbundenen Seelenthätigkeiten, und nach Maaßgabe dieser Verbindung stärker oder schwächer *). Zwischen einer ununterbrochen fortgesetzten Geistesarbeit genossen, wirkt ein Glas Wein ganz anders, als bei der Mahlzeit, denn während in dem letzteren Falle die Aufregung vielleicht ganz auf die Verdauungsthätigkeiten sich beschränkt, in den geistigen aber unmerklich ist, tritt sie in dem ersteren Falle sehr merklich in diesen hervor. Unstreitig weil dort den durch den Wein

*) Vgl. »Psychologische Skizzen«, S. 382 f. und 384 ff.

gereizten Verdauungsthätigkeiten zunächst nur andere Verdauungsthätigkeiten, hier die in bedeutendem Raume angeregten geistigen Thätigkeiten zur unmittelbaren Ausgleichung sich darbieten: indem das Zugleich-bewußt-seyn oder das Zugleich-wirksam-seyn eins der bedeutendsten Momente für die Verknüpfung der menschlichen Thätigkeiten ist *). Dieses Verknüpfungsverhältniß nun ist unendlich vieler verschiedener Grade fähig; und man sieht leicht, wie vermöge einer sehr verschiedenen Ausbildung dieses Verknüpfungsverhältnisses, bei gleicher Beschaffenheit der auszugleichenden Reize, eine Erhitzung der geistigen Thätigkeiten in dem einen Falle eintreten, in dem andern nicht eintreten kann **).

Ob nun durch dieses, oder durch jenes Moment, oder ob durch noch andere, deren Entwickelung hier zu vieler Vorbereitungen bedürfen würde, die Entstehung einer Seelenstörung bedingt sey, darüber kann nur eine genaue Vergleichung und Zergliederung der in jedem einzelnen Falle vorliegenden Krankheitssymptome entscheiden. Augenscheinlich aber bietet für diese Entscheidung die hier gegebene Construktion sehr viele Vortheile dar, welche bei der bisherigen fehlen. Indem wir die leiblichen Erfolge durch die Wirksamkeit der denselben zum Grunde liegenden inneren Kräfte, und so ihrer Wahrheit gemäß auffassen, können wir dieselben den seelenartigen Erfolgen zu einer durchaus gleich-

*) Vgl. »psycholoische Skizzen«, S. 385.

**) So lange die Erhitzung in diesen Fällen rein durch die leiblichen Reize bedingt ist, so lange ist die Seele noch nicht krank, sondern ihre Erhitzung nur Symptom; sie wird aber krank, sobald diese Ueberreizungen auch in den seelenartigen Angelegtheiten Schwäche, oder vielleicht gar ähnliche Ueberreizungsverhältnisse begründet haben (vgl. das oben hierüber Erinnerte).

artigen Reihe einordnen. In allen Gliedern derselben finden wir der Entwickelung fähige Kräfte, oder innere Angelegtheiten, welche zur wirklichen Entwickelung, oder zur Wirksamkeit, durch das Hinzukommen gewisser Reize oder Strebungen ausgebildet werden; diese Reize und Strebungen werden, bei unmittelbarer Verknüpfung und sonstigen günstigen Verhältnissen, von den einen dieser Kräfte auf die andern, und so auch von thierischen Kräften auf geistige, und umgekehrt, übertragen, und für die genauere Erkenntniß dieser Verhältnisse erhalten wir durch die in den klareren geistigen Entwickelungen beobachteten Gesetze eine bedeutende Unterstützung *).

Man veranschauliche sich noch ein anderes Beispiel. Es ist bekannt, daß durch die sogenannte Ekelkur (durch einige Tage lang fortgesetzte Erregung von Ekel und von Ansätzen zum Erbrechen) bei den an fixen Ideen Leidenden in manchen Beispielen wirkliche Heilung, in den meisten wenigstens eine Herabstimmung der Seelenstörung für eine längere oder kürzere Zeit bewirkt werden kann. Wie dies? — Auch hiefür findet man die Aufklärung in der psychischen Gesetzgebung, sobald man die leiblichen Affektionen nach der bezeichneten

*) Man darf freilich nicht ohne vorangeschickte Untersuchung annehmen, daß die thierischen Thätigkeiten nach eben den Gesetzen sich entwickeln, welche der geistigen Entwicklung zum Grunde liegen. Fürerst nur hypothetisch darf man diese Gesetze auf die thierische Entwicklungen anwenden; dann aber wird man (wie hier nicht ausführlicher erörtert werden kann) die genaueste Uebereinstimmung der nach diesen hypothetischen Anwendungen berechneten Erfolge mit den wirklich eintretenden finden, und so der mehr als hypothetischen Geltung dieser Gesetze auch für die thierischen Entwickelungen gewiß werden.

innerlichen Anschauungsweise faßt. Das menschliche Bewußtseyn, so wie überhaupt die Wirksamkeit der menschlichen Thätigkeiten, hat einen beschränkten Umfang *): wird dasselbe von einem gewissen Kreise von Thätigkeiten übermächtig eingenommen, so müssen andere weichen. Von der Gültigkeit dieses Satzes auch für das Verhältniß zwischen geistigen und thierischen Thätigkeiten zeugt die Erfahrung jedes Tages; denn wie bei angespannter Geistesarbeit die Thätigkeiten des Verdauungssystemes ꝛc. unterdrückt werden, so sind wir dagegen bei einer starken Aufregung der letzteren (z. B. nach einer reichlichen Mahlzeit) keines angespannten Nachdenkens fähig. Wird also den Thätigkeiten des Magens durch stete Ekelreize eine andauernde übermächtige Wirksamkeit gegeben, welche dieselben bis zum Bewußtseyn oder doch zu einem sehr ausgedehnten Halbbewußtseyn steigert **), so muß hiedurch andauernd die Wirksamkeit der geistigen Thätigkeiten, und also unter Anderem auch der fixen Idee gehemmt werden ***). Eine Hemmung, welche dann, bei ge-

*) Vgl. »Psychologische Skizzen«, S. 118, und vorzüglich »Das Verhältniß von Seele und Leib«, Anmerk. X. am Schlusse.

**) In dem Menschen ist überhaupt keine einzige Thätigkeitsgattung rein ungeistig. Keine sogenannte leibliche Thätigkeit, die nicht unter gewissen Bedingungen (bei sehr starken Reizen ꝛc.) des Bewußtseyns, und also einer seelenartigen Aeußerung, fähig wäre. Der Blutumlauf wird bei Erhitzungen, die Muskelthätigkeiten werden nach einer anhaltenden Anspannung (z. B. bei einer Fußreise), die Verdauungsthätigkeiten bei sehr starken, oder bei krankhaften Reizen ꝛc. dieser seelenartigen Aeußerung fähig. M. vgl. »Das Verhältniß von Seele und Leib«, §. 13.

***) Es ist eine bekannte Erfahrung, daß an einer fixen Idee Leidende, wo dieselbe nicht zu übermächtig ist, nach dem

höriger Stärke und Ausdehnung, auch für die Zukunft fruchtbar werden kann, indem nach einem andern psychologischen Gesetze, wie jede bewußte Wirksamkeit einer Thätigkeit das Vermögen, oder die innere Angelegtheit, für dieselbe stärkt, so durch jedes längere Unbewußtseyn das Vermögen, oder die innere Angelegtheit, für eine Thätigkeit geschwächt wird.

Auch in diesem Falle also ertheilt uns die psychische Auffassungsweise Aufschluß über das in dem Erfolge der Ekelkur eigentlich Geschehende; und hiedurch wird uns dann der Weg zu einer genaueren Erkenntniß nicht nur geöffnet, sondern auch bestimmt nachgewiesen und gebahnt. Zuerst ist wohl augenscheinlich, daß, wo das Vermögen oder die Angelegtheit einer fixen Idee schon eine bedeutende Stärke erlangt hat, ein selbst mehrere Tage lang fortgesetzter Ekel nur eine Palliativkur, keine Radikalkur wird herbeiführen können. Wo also die letztere wirklich eintritt, haben wir uns nach andern begünstigenden Einflüssen umzusehen, oder die Stärke der fixen Idee war nur eine scheinbare, flüchtig und loose angeeignete; und in jedem Falle also wird unter diesen Verhältnissen ein mäßiges Mistrauen, so wie das Hinzunehmen anderer Heilmittel sehr rathsam seyn. Aber bei diesen allgemeinen Resultaten bleibt die psychische Auffassungsweise nicht stehn: sie lehrt uns die verschiedenen Gattungen der, fixe Ideen begründenden übermäßigen Stärke, die verschiedenen Ursachen der Entwickelung derselben, die Kennzeichen jener verschiedenen Gattungen, so wie ihre verschiedenen Grade, und ihrer looseren oder festeren Aneignung kennen; und setzt uns so, nachdem wir auch die Wirksamkeit der übrigen Heilmittel auf die ange-

Essen freier davon, und daß ihnen daher leichter einer schnellen Auffaugung fähige Speisen nachtheilig sind.

gebene Weise konstruirt, zu der Entscheidung in den Stand, unter welchen Umständen jedes derselben, und unter welchen allein, oder in Verbindung mit andern, und zu welcher Zeit und in welchem Maaße anwendbar ist *). Für alles dieses gibt die psychische Konstruktion freilich zunächst nur allgemeine Schemata, welchen dann eine möglichst specielle Zeichenlehre, aus einer ausgedehnten und genauen Beobachtung gewonnen, und für jeden einzelnen Fall eine sorgsame Anwendung derselben ergänzend an die Seite treten muß. Man sieht aber leicht ein, wie selbst die reichsten Erfahrungen für die letztere erst durch jene allgemeinen Schemata ihr Licht und ihre Fruchtbarkeit erhalten können.

Durch die Aufstellung dieser Schemata aus einer streng wissenschaftlich begründeten Theorie der Seelenentwickelungen, und durch die Grundzüge (wenn auch nur die ersten unvollkommensten Anfänge) der erwähnten Zeichenlehre, zu einer vollkommneren Ausbildung der letzteren diejenigen anzuregen, denen die Entwickelung der Seelenkrankheiten in reichen Erfahrungen vorliegt, das war die zweite Hauptabsicht bei der Herausgabe meiner Seelenkrankheitskunde. Obgleich also dieselbe eine reinseelenwissenschaftliche sich nennt, so sind doch auch die über die leiblichen Erscheinungen, Ursachen und Heilmittel der Seelenkrankheiten gesammelten Erfahrungen sorgsam benutzt und verarbeitet worden; nur eben in der Uebersetzung, welche wir eine seelenwissenschaftliche nennen können, weil die innerlich aufgefaßte Entwickelung des leiblichen Seyns den in der Seelen-

*) Vor Allem sind bei der Manie Zeit und Maaß der anzuwendenden Heilmittel mit großer Sorgfalt zu berücksichtigen; daher ich auch in meiner »Seelenkrankheitskunde« bei der Erörterung dieser Krankheitsgattung besonders ausführlich hierüber gehandelt habe; vgl. S. 328 ff.

wissenschaft behandelten Entwickelungen gleichartig, und die für sie angewendeten Entwickelungsgesetze die seelenwissenschaftlichen Entwickelungsgesetze sind.

Wenn ich das dritte Haupterforderniß für die Vervollkommnung der Seelenkrankheitskunde darin setze, daß man bei der Auffassung und Zergliederung der zu verarbeitenden Erfahrungen mit wissenschaftlicher Genauigkeit verfahre; so kann das gewissermaßen naiv erscheinen, denn versteht sich dies nicht von selbst bei jeder Wissenschaft? Und welcher eigenthümlichen Befugniß wegen sollte es für die Seelenkrankheitskunde im höheren Maaße, als anderswo, nöthig seyn?

Allerdings versteht sich dies überall von selbst, oder sollte sich doch von selbst verstehn; und die eigenthümliche Beziehung auf die Seelenkrankheitskunde liegt nicht darin, daß es bei derselben in höherem Maaße geschehen müßte, als bei allen andern Wissenschaften, sondern darin, daß es bei derselben allgemein in weit geringerem Grade wirklich geschieht. Diese Klage gilt leider für die ganze Naturlehre der Seele, die noch kaum derjenigen Stufe der Wissenschaft sich nähern darf, auf welcher die äußere Naturlehre vor Bako stand. Eine, wenn auch nicht in allen Theilen gleich vollständige und oft sehr ungenaue, doch immer schätzbare Sammlung von Erfahrungen ist das einzige, worauf wir als wahrem wissenschaftlichen Besitz fußen können; außerdem, welch' eine Unbestimmtheit in den Erklärungen, welch' ein willkührliches Hin- und Herwürfeln bei den Eintheilungen, welche Unklarheit vor allem über die Grundkräfte der Erscheinungen, und über die Art, wie man diese aus jenen abzuleiten habe! Ist doch, nach so vielen Jahrhunderten, während denen man mit dieser Wissenschaft sich

beschäftigt hat, noch immer zweifelhaft, ob das Vorstellungsvermögen, das Gefühlsvermögen, das Begehrungsvermögen, das Gedächtniß, und wie jene, mit weniger Ausnahme, allgemein angenommenen Grundkräfte weiter heißen, als solche wirklich existiren.

Noch übler beinah steht es mit der Auslegung und Erklärung der psychischen Erscheinungen, selbst derjenigen, welche täglich, ja stündlich, wiederkehren, und von denen man demnach, bei einer so großen Menge von Erfahrungen, um so mehr eine wissenschaftliche Durchbildung der Erkenntniß erwarten sollte. Nur mit zu großem Rechte (um nur Eines anzuführen) klagen Sie, verehrter Herr Professor *), über die Oberflächlichkeit, welche in den meisten Lehrbüchern der Psychologie bei der Lehre vom Bewußtseyn herrsche. Wie aber ist dies anders zu erwarten, da man ja noch nicht einmal der hiebei zu lösenden Aufgabe sich klar bewußt geworden ist, obgleich dieselbe in der That in jedem Augenblicke unseres bewußten Seelenseyns sich uns entgegendrängt? In der äußeren Naturlehre, wie unvollkommen auch noch manche Theile derselben seyn mögen, legt man sich doch wenigstens bei jeder wahrgenommenen Veränderung, nach dem alten guten Grundsatze, daß in der gesammten Natur aus nichts nichts werden könne, die Frage vor, was dabei zu dem früheren Seyn hinzugekommen, oder von demselben getrennt worden sey; und vermag man nicht überall diese Frage genügend zu beantworten, so ist doch eben durch die Erkenntniß dieses Unvermögens das Streben, und somit der Anfang zu einer höheren wissenschaftlichen Erkenntniß bedingt. Aber ist man wohl nur einmal so weit gekommen bei der Lehre vom Bewußtseyn? Hat

*) In dem angeführten Aufsatze, S. 348.

man ernstlich die Frage sich vorgelegt, was hinzukomme, wenn aus einem unbewußten Vermögen eine bewußte Seelenthätigkeit, was entweiche, wenn aus einer bewußten Seelenthätigkeit ein unbewußtes Vermögen wird? Und sehn wir nicht vielmehr in den meisten Lehrbüchern dieses Erfolges gedacht, als wenn dabei gar nichts hinzukäme oder entwiche, und also im Grunde gar nichts geschähe, sondern die Vorstellung, das Gefühl ꝛc. bei der Verwandlung aus unbewußten in bewußte, und umgekehrt, völlig dieselben blieben? *)

Es wäre ein Leichtes, verehrter Herr Professor, diesem Beispiele von der unwissenschaftlichen Behandlung der psychischen Naturlehre viele andere anzufügen. Aber lassen Sie uns lieber zu dem uns zunächst vorliegenden Thema zurückkehren.

Nur eine klare Anschauung dessen, was jedes krankhafte Seelengebilde eigentlich ist, und eine klare Anschauung dessen, was bei jeder, die Krankheit steigernden oder mindernden Entwickelung eigentlich wird, kann unserem Heilverfahren den angemessenen Grad der Sicherheit geben, ohne welchen wir eigentlich nie gewiß seyn können, ob wir nicht durch die angewandten Mittel vielleicht mehr schaden, als helfen. Und in dieser Beziehung scheinen auch Sie, verehrter Herr Professor, in dem bezeichneten Aufsatze die Forderungen nicht streng genug zu stellen. Sie verlangen (S. 383) statt genauer Begriffszergliederungen, (welche Sie trocken schelten) einen freieren psychologi-

---

*) Der Verf. dieses Briefes hat diese wichtigen Fragen zu beantworten gesucht durch seine Abhandlung: »Ueber die Bewußtwerdung der im Unbewußtseyn angelegten Seelenthätigkeiten«, in den psychologischen Skizzen«, S. 337 — 482.

schen Raum für die Untersuchungen; und behaupten, die Gesetze, nach welchen die krankhaften Abweichungen sich entwickeln, seyen »keineswegs so fest und begränzt, daß nicht das Leben auch hier als ein unendliches erscheine, das sich in den mannichfachsten Formen von halber und ganzer, vorschneller und retardirender Entwickelung darstelle.« Aber ohne die genaueste Zergliederung, nicht sowohl der Begriffe (welche die Wissenschaft in diesem, von dem Denken des gewöhnlichen Lebens so entfernt liegenden Gebiete größtentheils nicht aus diesem Denken analysirend entlehnen, sondern selbst von Neuem wird bilden müssen), als der vorliegenden Erfahrungen, ist gewiß kein gründliches Wissen möglich; und dem tiefer in dieselben Eindringenden wird eine solche Zergliederung, wie mühsam und anspannend auch zuweilen, doch gewiß nie trocken erscheinen. Und was endlich die Gesetze dieser Entwickelungen betrifft, so möchten wohl diese, wie alle Naturgesetze, auf das festeste begränzt, und alles scheinbare Schwanken, alle Unbestimmtheit derselben nur in der Mangelhaftigkeit unserer Erkenntniß begründet seyn, welcher jeder wissenschaftliche Forscher nach besten Kräften durch eben jene genauen Zergliederungen entgegenzuarbeiten verpflichtet ist.

Aus einer klaren Anschauung des Seyns und des Geschehens in den Seelenkrankheiten wird sich dann auch die Eintheilung ergeben, welche dieses dunkle Gebiet in ein klares Licht zu stellen geeignet ist. Erlauben Sie mir, verehrter Herr Professor, in dieser Beziehung einige Bemerkungen über die in Ihrem Aufsatze aufgestellten Eintheilungen der Seelenkrankheiten, durch die wir dann leicht zu der Beantwortung der allgemeinen Frage werden hingeführt werden, welches Princip für eine zweckmäßige Eintheilung zum Grunde zu legen sey.

Sie machen in Ihrer Abhandlung zwei einander kreuzende Eintheilungen geltend. »Der große und allgemeine Reflex« (sagen Sie S. 339 zur Erläuterung der ersten), »auf welchem die Grundbedingung der Gesundheit und des Bewußtseyns des Seelenlebens beruht; ist die beständige Trennung und Vereinigung der unmittelbar selbst im Bewußtseyn liegenden Bestandtheile: der große allgemeine Reflex des Kosmischen in dem Ich, und des Ich in dem Kosmischen, und in der zwischen beide eintretenden Denkthätigkeit oder Vorstellung«. Allerdings ein überaus wichtiges Verhältniß. In jedem Augenblicke bedarf die menschliche Seele zu ihrem Fortleben gewisser äußerer Einwirkungen, und vermöge dieser wird alles in ihr entwickelt und gebildet, was überhaupt in ihr entwickelt und gebildet wird. Auch ihre Gesundheit und Krankheit muß sich unstreitig auf gewisse Gestaltungen dieses Verhältnisses zurückführen lassen, und dieses Verhältniß also für eine zweckmäßige Eintheilung der Seelenkrankheiten ein nicht unbedeutendes Gewicht haben. Aber wenn Sie nun die verschiedenen Gattungen derselben dadurch unterscheiden wollen, daß »das Bewußtseyn entweder in dem Objekt, oder in der Vorstellungsthätigkeit, oder in dem Subjekte untergehe« (S. 344): so kann der durch eine tiefer dringende Zergliederung des Seelenseyns über die Natur desselben aufgeklärte Psychologe Ihnen nicht mehr beistimmen. Denn wird wohl jemals in jenem Verhältnisse der Anregung durch die Außenwelt, das Objekt selber uns innerlich, so daß in diesem das Bewußtseyn aufgehn könnte? Oder werden es nicht vielmehr stets nur gewisse Elemente desselben, wie sie bei den sinnlichen Wahrnehmungen und Empfindungen als Reize unsre Sinnenvermögen afficiren? Und ist wohl auf der andern Seite in irgend einem Gliede unsrer Seelenentwickelung das Subjekt rein für sich

gegeben? Oder ist es nicht vielmehr stets mit jenen objektiven Elementen erfüllt und durch dieselben ausgebildet?

So zeigt uns demnach unser gesammtes Seelenseyn, das erkrankte nicht weniger, als das gesunde, nur jene mittlere Bildung der Verbindung des Subjektiven und Objektiven, Innern und Aeußern, welche Sie als »Vorstellungs- oder Denkthätigkeit« bezeichnen, welche aber außerdem noch mehr andre Formen (des Gefühls, des Strebens ꝛc.) annehmen kann. Sie erläutern die aufgestellte Eintheilung in den Worten: »Die Irren unterscheiden sich doch wesentlich, was die Art ihres seelenkranken Zustandes betrifft, dadurch, daß die einen in der Art und Weise ihrer Subjektivität befangen oder vertieft sind. Sie sind z. B. Könige, Prinzen, wohl gar Gott, oder die Trinität der Gottheit selbst. Andere sind befangen in ihren Rechnungen von Glück und Schätzen, die Vorstellungsthätigkeit hat sich des Subjekts bemeistert; es kann von der Idee nicht zu sich selbst kommen; das Subjekt ist in dem kranken Seelenzustande des Gefühls, der Begierde oder der Vorstellung wie verloren. Eine dritte Gattung stellt sich dar in jenen Kranken, die gleichsam das Objekt ihrer Begierde an sich reißen, und in dem Wahne des Objektes verloren sind. Der Kranke zählt z. B. Steine für Münzen, hält die Puppe für das wirkliche Bild seines geliebten Wahns ꝛc.« — Aber betrachten Sie diese krankhaften Bildungen näher: Sie werden in allen jene mittlere Bildungsform finden. Die Vorstellungen, durch welche wir uns selber mit einer fremden Persönlichkeit in der Verbindung denken, sind von den falschen Vorstellungen von Objekten oder von den Vorstellungen des zwischen beiden liegenden nur durch gewisse Verknüpfungsverhältnisse und Beziehungen, auch wohl durch mehr oder weniger vielfache Durchbildung, keinesweges aber durch irgend etwas

verschieden, was einen besondern Karakter des psychischen Krankseyns zu konstituiren geeignet wäre; und auf diese Weise gefaßt, ist also jenes Verhältniß von Subjekt und Objekt durchaus unpassend für die Eintheilung der Seelenkrankheiten.

Ihre zweite Eintheilung schließt sich an die bekannte Dreiheit der Seelenvermögen an: »der Wahnsinn unterscheide sich wesentlich nach seinen abgesonderten Beziehungen auf das Gefühl-, Denk- und Willensvermögen« (S. 356). Auch diese Eintheilung aber möchte sich, bei genauerer Betrachtung, schwerlich als zweckmäßig erweisen. Gesetzt, in der menschlichen Seele existirten wirklich drei solche Vermögen als von einander geschiedene Seyende, etwa so wie in dem menschlichen Körper die Systeme des Magens, der Gedärme, des Blutlaufes, der Haut 2c. neben einander existiren: so würde jene Eintheilung ohne Zweifel eine bequeme Uebersicht, sowohl der krankhaften Erscheinungen, als der auf dieselben anzuwendenden Heilmethoden, gewähren. Aber selbst in diesem Falle würde sie doch nur als eine untergeordnete und dem Einzutheilenden äußerliche Eintheilung gelten können: indem sie ja unstreitig nicht dieses selber, nicht die Eigenthümlichkeit der psychischen Erkrankung trifft. Das System des Magens kann nicht weniger, als das der Gedärme, und eben so auch der Blutlauf, das Hautsystem 2c. entzündet seyn; und wird auch allerdings die Entzündung durch den besondern Karakter dieser Systeme wahrscheinlich manche besondere Modifikationen erfahren: so ist dessenungeachtet der allgemeine Krankheitskarakter in allen diesen Fällen derselbe *), und jene Modifikationen sind nur als ihm untergeord-

---

*) Aus diesem Grunde hat z. B. Reil in seiner Fieberlehre, mit großer Einsicht, die Gattungen der Fieber nach den

nete Verschiedenheiten aufzuführen. Eben so in der Seele. Gefühl-, Denk- und Willensvermögen, wenn sie wirklich als von einander verschiedene Seyende in der Seele neben einander existirten, würden freilich wohl die verschiedenen Gattungen des psychischen Erkrankens durch ihre individuelle Natur modificiren, diese Modifikationen aber doch nur Nebendinge treffen, und daher für die Begründung einer Haupteintheilung der Seelenkrankheiten nicht geeignet seyn.

Dies leuchtet noch mehr ein, wenn man an dem Beispiele der körperlichen Krankheiten sich anschaulich macht, wie ja die in dem einen System entstandene Krankheit, in überwiegend gleichem Karakter, auf die übrigen sich fortpflanzen, die Entzündung des Magens z. B. auch die Gedärme oder das Hautsystem ꝛc. angreifen, und so eine und dieselbe Krankheit alle diese Entzündungen, und in der gleichen Form, in sich vereinigen kann. Müssen wir nicht für eine Haupteintheilung der Seelenkrankheiten eine schärfere Scheidung fordern? Oder wollten wir etwa läugnen, daß auch die Erkrankungen der Seele beinah stets mehr oder weniger auf die angeführte Weise sich ausbreiten?

Ueberdies aber ist jene Dreiheit von Vermögen, inwiefern dieselben drei von einander verschiedene Seyende, (Substanzen) der Seele darstellen sollen, wie Ihnen verehrter Herr Professor, gewiß nicht unbekannt seyn wird, in der neuesten Zeit so vielfach, und mit zum Theil so siegenden Gründen angegriffen worden *), daß sie sich wohl

Symptomen, sofern dieselben Produkte erhöhter oder geschwächter Lebenskräfte sind, und nur die Arten nach den Organen, in welchen diese Statt finden, unterschieden.

*) Am umfaßendsten findet sich die Polemik hiegegen in den Schriften des scharfsinnigen Herbart (m. vgl. vorzüglich

schwerlich noch länger möchte vertheidigen lassen. In attributiver Bedeutung des Wortes »Vermögen« müssen wir freilich ein Vorstellungs-, ein Gefühl- und ein Begehrungsvermögen der menschlichen Seele beilegen: denn Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen sind ja unstreitig in derselben möglich. Eine ganz andere Frage aber ist, ob das diese drei Möglichkeiten in der Seele Bedingende in drei verschiedenen Seyenden gegeben sey, oder nicht vielleicht nur als Attribut an anderen Seyenden: so daß also eines und dasselbe innere Seelenseyn, bei verschiedenen Anregungen, oder unter verschiedenen Umgebungen, als Vorstellung, Gefühl und Bestrebung hervortreten, und somit zugleich Vorstellungs-, Gefühl- und Bestrebungsvermögen seyn könne. Und so zeigt es sich denn bei genauer Betrachtung allerdings.

Stelle ich ein leidenschaftliches Bestreben, etwa zum Behuf seiner sittlichen Beurtheilung, in das Vorstellungsverhältniß, so ist die Seelenthätigkeit, welche das Subjekt der sittlichen Beurtheilung bildet, zugleich Vorstellung (eben als Subjekt eines Urtheils), Gefühl (inwiefern sie gegen ihre Umgebungen als ausgezeichnet starkes 2c. Seelenseyn sich geltend macht) und Begehrung (vermöge ihrer Grundbildung als Leidenschaft).

Und sind nicht, wenn Sie (S. 370) von dem Gefühlsirren sagen, er sey bald der glückliche Besitzer von Indien,

---

»Lehrbuch zur Psychologie,« 1816, und die neuerlich erschienene »Psychologie als Wissenschaft, und gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik, 2 Thle)« Ihm ist Stiedenroth in seiner »Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen« gefolgt. Neuerlich hat sich diese Polemik insbesondere gegen das Gefühlsvermögen gerichtet (m. vgl. die bekannten Streitschriften von Krug und Richter).

bald träume er sich voll Stolz und Eigenliebe zum Könige rc., dieselben Seelenthätigkeiten, welche Sie als Gefühle bezeichnen, zugleich auch Vorstellungen? Einer Seelenbildung dieser Art aber liegen (wie bei genauerer Zergliederung unzweifelbar sich nachweisen läßt) nicht etwa, inwiefern sie Vorstellung, Gefühl und Strebung ist, drei verschiedene innere Angelegtheiten oder Vermögen zum Grunde, sondern aus einer und derselben inneren Angelegtheit, oder aus einem und demselben Vermögen, wird sie zu allen dreien hervorgebildet: die Angelegtheit zu jener leidenschaftlichen Bestrebung z. B. zur Vorstellung, inwiefern sie, bei ihrer Bewußtwerdung, in das Urtheilsverhältniß tritt; zum Gefühle, inwiefern sie die Beschaffenheit ihrer Bildung gegen die neben ihr bewußt gegebenen Thätigkeiten mißt; zur Begehrung endlich, inwiefern sie zur Erfüllung mit denjenigen Lustreizen aufstrebt, welche den Gegenstand dieser Leidenschaft ausmachen. *) So wie in anderen Fällen eines und dasselbe Vermögen zu verschiedenen bewußten Thätigkeiten, z. B. die von Lustempfindung zurückgebliebene Angelegtheit, nach Maaßgabe des ausbildenden Elementes, zur Lusteinbildung oder zur Begehrung ausgebildet werden kann: wo dann also ebenfalls, wenn auch in einem anderen Verhältniße, diese innere Angelegtheit zugleich Gefühl- und Begehrungsvermögen ist. **).

So existiren demnach jene drei Vermögen nicht als reell gesonderte in der menschlichen Seele, und auch

---

*) M. vgl. über dieses Verhältniß »Psychologische Skizzen«, S. 263 — 83, wo man auch die in den vorher genannten Schriften vorgetragenen Ansichten ausführlich beurtheilt findet.

**) Vgl. »Psychologische Skizzen«, S. 394. ff.

diese Verschiedenheit also ist, selbst zu untergeordneten Eintheilungen der Seelenkrankheiten, nur unter besonderen Bestimmungen anwendbar, welche die Irrthümer ausschließen, die aus der Annahme einer solchen reellen Gesondertheit hervorgehen können, und nur zu vielfach hervorgegangen sind. Welches Princip aber eignet sich nun für die Hauptabtheilung der Seelenkrankheiten? Schon aus den bei der vorgehenden Kritik eingestreuten Bemerkungen erhellt dies mit ziemlicher Bestimmtheit. Kein anderes Eintheilungsprincip nämlich kann die Krankheiten der Seele in ein angemessenes Licht stellen, als welches von dem inneren Wesen, von der Grundbildung der Krankheiten selber hergenommen ist. Und so wird denn, wie ich schon am Anfange meines Briefes erwähnte, eine wahrhaft aufklärende und vollständige Eintheilung der Seelenkrankheiten, indem sie erst dann möglich wird, wenn wir die innere Grundbildung derselben, in ihrem ganzen Umfange, klar und bestimmt anzugeben im Stande sind, den Schluß und die Krone des ganzen Werkes bilden.

Meine »Beiträge zur Seelenkrankheitskunde,« verehrter Herr Professor, sollten nur die allgemeinsten Umrisse einer solchen Eintheilung entwerfen, für eine künftige Ausfüllung durch diejenigen, welchen die unmittelbare Erfahrung Gelegenheit zu einer reicheren und genauern Beobachtung der Seelenkranken giebt. Erlauben sie mir einige Worte über die Grundsätze, die mich bei jenem Entwurfe leiteten.

Die Erfahrung jedes Augenblickes, durch eine wissenschaftliche Zergliederung aufgeklärt, zeigt uns jede bewußte Seelenthätigkeit aus zwei Elementen zusammengesetzt: aus einer für sie gegebenen unbewußten Angelegtheit und aus einem zu derselben hinzugekommenen Elemente, durch welches diese unbewußte Angelegtheit zum Bewußtseyn gesteigert

worden ist. Für die Entstehung einer Erinnerung z. B muß die Vorstellung des Zuerinnernden, von ihrem ersten Bewußtseyn her, im unbewußten Seelenseyn reproducirbar sich erhalten haben, und außerdem irgendwoher ein diese Reproduktion verwirklichendes Element gegeben seyn. Um ein Urtheil zu bilden, sind gewisse innere Vermögen für die Erzeugung der Subjektvorstellung und des Prädikatbegriffes (mögen die für den letzteren den Begriff schon fertig in sich enthalten, oder nur die Elemente desselben) erfoderlich; dessenungeachtet aber würde das Urtheil nicht zu Stande kommen, wenn nicht auf diese inneren Vermögen, sey es von außen (wenn das Subjekt des Urtheils eine Wahrnehmung ist), oder von anderen Seelenthätigkeiten aus, Reize oder andere Elemente übertragen würden, wodurch dieselben aus unbewußten Angelegtheiten zu wirklich bewußten Seelenthätigkeiten gesteigert werden *).

Ziehen wir nun zunächst die inneren Angelegtheiten genauer in Bezug auf Seelenkrankheitsbildung in Betracht, so zeigt sich, daß dieselben für die gesunde Seelenentwickelung zu stark und zu schwach seyn können. In dem ersteren Falle werden sie zu anhaltend im Bewußtseyn verharren, andere schwächere Angelegtheiten bewußt zu werden hindern, oder doch dieselben in ihrem Bewußtseyn, und demgemäß auch in ihrer Entwicklung, beschränken. Diese Ausartung trifft ungefähr mit den krankhaften Erscheinungen zusammen, die man unter die Gattungsbegriffe der fixen Idee und des Wahnsinnes geordnet hat **). Das verrückte Urtheilen und Handeln, das Nicht-Bilden mancher der wahnsinnigen Vorstellung fremden Sinnenwahr-

*) Vgl. »Psychologische Skizzen«, S. 350 ff. S. 389 ff.

**) »Beiträge zur Seelenkrankheitskunde«, S. 106 — 183.

nehmungen, während die mit ihr zusammenhängenden Einbildungsvorstellungen nicht selten in der Form von sinnlichen Wahrnehmungen gebildet werden, und welche abnorme Erscheinungen außerdem noch eintreten mögen, sind, wie bei genauerer Zergliederung auf das augenscheinlichste sich nachweisen läßt, *) bloße Symptome oder Folgen jener übermäßigen Stärke der inneren Angelegtheit. Dagegen zu schwach gebildete innere Angelegtheiten bei dem höchsten Grade der Schwäche gar nicht, und bei den höheren sehr unvollkommen zum Bewußtseyn gebildet, und demnach alle an ein klares Bewußtseyn geknüpfte Seelenbildungen unmöglich werden. Dies ist im Allgemeinen der Mangel des Blödsinnes, welcher in seinen höheren Graden nicht einmal der einfachsten unter den klar bewußten Seelenthätigkeiten, der sinnlichen Wahrnehmungen, sondern nur sinnlicher Empfindungen fähig ist; bei geringeren Graden zwar Wahrnehmungen, aber zu flüchtige und zu schwache bildet, als daß sie in gehöriger Vollkommenheit im Unbewußtseyn für die Erinnerung sich erhalten, oder, kräftig und klar zum Bewußtseyn reproducirt, die Begriffsbildung und die höheren intellektuellen Bildungen aus sich entwickeln könnten. **)

Man sieht leicht, daß die zu große Stärke und die

---

*) M. vgl. »Beiträge zur Seelenkrankheitskunde«, S. 41 u. f. 63 u. f., 114 u. f. und bes. 117 u. f.

**) Vgl. ebendas. S. 186 — 238, und bes. S. 190 ff. Die Abhängigkeit dieser intellektuellen Bildungen von der ursprünglichen Kräftigkeit der menschlichen Sinnenthätigkeiten findet man entwickelt in dem Anhange zu meiner »Grundlegung zur Physik der Sitten (Berlin, 1822) S. 298 — 354: »Ueber das Wesen und die Erkenntnißgränzen der Vernunft«.

zu große Schwäche der Angelegtheiten auf entgegengesetzte Weise als krankhaft sich geltend machen. Die zu große Stärke kann nur dann Krankheit seyn, wenn sie bei einzelnen Angelegtheiten, oder in einem eng beschränkten Kreise sich findet, denn nur in diesem Falle ja werden aus derselben merkliche Beschränkungen, und die den Charakter des Unzweckmäßigen an sich tragen, hervorgehen. Eine über alle Angelegtheiten gleichmäßig verbreitete Stärke könnte auf keine Weise zu groß, sondern würde, je größer sie wäre, ein um so größerer Vorzug seyn. Dagegen die höchste Spitze des Krankhaften durch die Uebermacht einer einzigen Vorstellung gebildet werden würde; und je weiter der Umfang des, in Vergleich mit den übrigen, ausgezeichnet Starken ist, um so mehr nähert sich auch die Krankheit der Gesundheit. Eine pedantische Beschränktheit auf ein Wissensgebiet, eine Kunst 2c, selbst wo sie in Unempfänglichkeit für alles übrige Wissen, wie für das gesellige und politische Leben, sich zeigt, die sogenannten Steckenpferde 2c. rechnen wir schon kaum zu den Seelenkrankheiten im engeren Sinne dieses Wortes; und wird durch die überwiegende Macht der einer Wissenschaft oder einer Kunst angehörigen Vorstellungen, Gefühle, Strebungen 2c. nur ein entschiedenes und ausgezeichnetes Wirken für dieselbe, ohne die bezeichnete Unempfänglichkeit, bedingt, so beurtheilen wir dies im Allgemeinen eher als eine schätzenswerthe, und mithin als eine gesunde Seelenbildung.

Dagegen zeigt sich bei den zu schwachen Angelegtheiten ganz das entgegengesetzte Verhältniß. Welche überspannte Forderung, wenn wir für die Seelengesundheit verlangen wollten, daß alle irgend möglichen Vorstellungen, Gefühle, Strebungen 2c. in ungefähr gleicher Stärke, oder auch nur überhaupt, gebildet wären! Ihrer ist ja eine so unendliche Menge, daß bei jedem Menschen

nung auf die inneren Angelegtheiten übertragen werden können; und die Grundbildung dieser letzteren enthält nicht nur nicht die lebendige Reizfülle, welche von den Zuständen der Freude oder der Lustigkeit aus über die Seelenentwickelung zu rascherer Anregung sich verbreitet, sondern nicht einmal den Grad der Reizerfüllung, der in dem gewöhnlichen gleichgültigen Seelenzustande das Hervortreten der mit einer mittelmäßigen Kraft und Lebendigkeit gebildeten gewöhnlichen Vorstellungen möglich macht.

Nach diesem Schema werden in meinen »Beiträgen zur Seelenkrankheitskunde« von den gewöhnlich als Seelenkrankheiten aufgeführten Gattungen nicht nur die allgemeine Grundbildung und die in derselben begründeten Symptome, sondern auch die hauptsächlichsten Arten, so wie diejenigen psychischen Entwickelungen dargestellt und erklärt, durch welche dieselben von dem gesunden Seelenzustande her *erzeugt*, und zu diesem zurückgeführt werden können. Aber vermöge der gewonnenen klaren Einsicht in die innere Grundbildung dieser Seelenkrankheiten wird es dann möglich, die Darstellung noch weiter auszudehnen, und auch die psychischen Misbildungen, welche man gewöhnlich nicht als Seelenkrankheiten nennt: die Unsittlichkeit *), die verkehrte Werthschätzung der Dinge **) und den Hang zum Zorn und zu andern heftigen Gemüthsbewegungen ***) in dieselbe hineinzuziehn. Auch die innere Grundbildung, die Symptome, die Entstehungsweise dieser, in ihrem Unterschiede von einander, und von den eigentlichen Seelenkrankheiten, werden bestimmt und genau entwickelt.

*) »Seelenkrankheitskunde« S. 371 — 451.

**) Ebendaselbst, S. 452 — 482.

***) Ebendaselbst, S. 497 — 511.

Sie werden leicht erkennen, verehrter Herr Professor, wie viel durch ein solches Verfahren für die Lösung aller der hierin einschlagenden schwierigen Aufgaben gewonnen werden muß, welche so viele ausgezeichnete Forscher in Streitigkeiten mit einander verwickelt haben, und noch immer verwickeln. Wie große Schwierigkeiten z. B. hat man bei der strengen Begränzung der Zurechnung im Verhältnisse zu Verrücktheit und Unsittlichkeit gefunden! Aber was ist leichter, als eben diese, bei dem bezeichneten Verfahren, welches eben alle Schwierigkeiten inwieweit dieselben die Psychologen angehn, mit einem Schlage hebt. Der durch die Kenntniß der, jeder einzelnen jener Ausartungen eigenthümlichen, Grundbildung aufgeklärte Psychologe zieht gar keine Gränze für die Zurechnung; sondern die innerlichen Grundbildungen der Verrücktheit und Unsittlichkeit in ihrer Verschiedenheit darlegend, heißt er dem Verrückten seine Verrücktheit, dem Unsittlichen seine Unsittlichkeit, als Prädikat beilegen, oder zurechnen, und in jedem besondern Falle, welche dieser beiden Misbildungen Statt finde, durch eine genaue Zusammenhaltung der verschiedenen, aus den Grundbildungen derselben abgeleiteten Symptome mit den vorliegenden Handlungen und Aeußerungen, beurtheilen. Auf diese Weise über die innere Seelenbeschaffenheit des zu beurtheilenden Unglücklichen aufgeklärt, überläßt der Psychologe dem Politiker die Entscheidung, welche Behandlungsweise desselben die zweckmäßigste sey, oder was mit demselben geschehen solle: indem er ja fertig ist mit seinem Urtheile, sobald er nur klar nachgewiesen hat, was in demselben wirklich geschehen ist oder geschieht. *)

*) Was ich hier über dieses wichtige Thema nur kurz, und deshalb vielleicht nicht ganz verständlich andeuten konnte, findet man ausführlich erörtert »Seelenkrankheitskunde«, S. 406 — 24.

Auch wird bei dieser Methode nicht schwer seyn die zwischen diesen verschiedenen Gattungen der Seelenkrankheiten möglichen Mischungen und Uebergänge nachzuweisen und zu begreifen. Wir werden einsehen, wie in der zu großen Stärke gewisser Angelegtheiten der Grund gegeben seyn könne, warum die anregenden Reize weniger vollkommen angeeignet werden (also fixe Ideen und Melancholie sich zusammen finden) *), oder wie dieselbe, auf die Schwächung der übrigen Angelegtheiten hinarbeitend, für eine spätere Zeit auch ihre eigene Schwächung vermitteln könne, (die fixe Idee in Blödsinn übergehe) **), werden einsehen, wie die Manie, vermöge der von den Ueberreizungen zurückbleibenden Mißstimmung und Schwäche, in ihren Remissionen den Zustand der Melancholie zeigen, und so ebenfalls in Blödsinn enden ***), und wie bei dem Hinzukommen übermäßiger Reize in der Melancholie ausgelassene Lustigkeit hervortreten, oder wohl gar bleibende Manie sich entwickeln könne ꝛc. ****). Und nicht nur im Allgemeinen wird uns das Alles begreiflich, sondern auch eine klare Erkenntniß von den Gesetzen dieser Mischungen und Uebergänge, und von den dieselben bedingenden Mißverhältnissen gewonnen werden.

Woher denn aber, kann man fragen, diese klare Einsicht in die innere Natur der Seelenkrankheiten? Die räthselhaften Erscheinungen derselben haben von jeher aller Bemühungen, ihren innern Grund aufzudecken, gespottet; wie nun, hast du eine Methode erfunden, den Irren in das Herz

*) Vergl. ebendas. S. 353 ff.
**) Vergl. ebendas. S. 213. ff.
***) Vergl. »Seelenkrankheitskunde«, S. 318. ff.
****) Vergl. ebendas. S. 356 ff. u. 359.

zu sehen? Oder wenn dies nicht: sind nicht vielleicht die Behauptungen, welche du über die Grundbildungen, und die Entstehungsart und das Heilverfahren in deinen Beiträgen aufstellst, nichts als unsichere Hypothesen, wie wir deren nur zu viele erhalten haben zur Verwirrung und zur Verderbniß, nicht zur Aufklärung der Wissenschaft und zum Heile der Unglücklichen, welchen sie Hülfe bringen sollten?

Allerdings wäre dies zu befürchten, wenn die aufgestellten Behauptungen bloß auf die an Seelenkranken angestellten Beobachtungen sich stützten; welche freilich des Räthselhaften so viel enthalten, daß aus ihnen allein ihre Entwickelungsgesetze zu erkennen, wohl eine unmögliche Aufgabe sein möchte. Aber man betrachte die übrigen Naturwissenschaften, welche lange Zeit schon einer vollkommneren Ausbildung sich erfreuen; wie sind diesen die Aufklärungen über die in ihrem Gebiete vorkommenden wunderbaren Erscheinungen gelungen? — Hätte man immer nur das Aufsteigen des Wassers in natürlich gebildeten Springbrunnen zum Gegenstande der Beobachtung gemacht: man würde gewiß nie erkannt haben, daß dieses Aufsteigen nach denselben Gesetzen, wie das Herunterfallen eines Steines erfolgt. Aber man gelangte zu dieser Erkenntniß, indem man auf die gewöhnlichen alltäglichen Erscheinungen seine Aufmerksamkeit richtete und die Entwickelungsgesetze dieser mit so großer Genauigkeit und Allgemeinheit auffaßte, daß man dieselben auch für die Erklärung jener räthselhaften Erfahrung mit Sicherheit kombiniren konnte. Ein zwiefaches Heruntergezogenwerden durch die Schwerkraft giebt uns über das Aufsteigen des Luftballs, und in Verbindung mit einigen andern, eben so aus den gewöhnlichen Erfahrungen gezogenen Sätzen, über das Aufsteigen des Wassers in dem Springbrunnen Aufschluß. *)

*) Vergl. »Seelenkrankheitskunde«, S. 29. ff.

Auf gleiche Weise verfahre man demnach bei den Seelenkrankheiten. Eine möglichst reiche Sammlung der an Seelenkranken angestellten Beobachtungen hat allerdings großen Nutzen; hierauf aber alle Bemühungen zu koncentriren, oder auch nur dieselben zur Hauptsache zu machen, möchte bei dem gegenwärtigen unvollkommenen Stande der Wissenschaft schwerlich zweckmäßig seyn. Weiß man doch bei den meisten Seelenkrankheiten noch nicht, was man eigentlich zu beobachten habe, wie dies die völlige Unfruchtbarkeit des bei weitem größern Theiles der Krankheitsberichte nur zu augenscheinlich lehrt. Auf das gesunde Seelenseyn also, und auf die innerhalb seiner vorkommenden geringeren Abweichungen, welche eben vermöge dessen eine unmittelbare, und vermöge ihrer öftern Wiederhohlung eine gehörig gefestigte Erfahrung möglich machen, richte man überwiegend die Aufmerksamkeit: und die Neigung dieser Abweichungen und ihrer Symptome wird uns die Natur der eigentlich krankhaften Abweichungen, die Entwickelungsgesetze des gesunden Seelenseyns, die Entwickelungsgesetze des kranken, offenbaren, von welchem man durchaus irrig angenommen hat, daß es andern Gesetzen, als jenes unterworfen sey.

Zur Erläuterung hiervon ein einfaches Beispiel. Eine genaue Zergliederung des gesunden Seelenseyns zeigt uns, daß keine einmal wirklich gebildete Seelenthätigkeit, bei ihrem Entschwinden aus dem Bewußtseyn völlig vernichtet wird, sondern jede im unbewußten Seelenseyn, mit größerer oder geringerer Kraft, einer künftigen Wiedererweckung fähig sich erhält. Was wir wahrnahmen, dessen können wir uns wiedererinnern vermöge der von der Wahrnehmung zurückgebliebenen innern Angelegtheit; die Lustempfindungen haben ihre Reproduktion in den

Lusterinnerungen und in den Lustbegehrungen. Geschieht nun diese Reproduktion durch eine neu gebildete gleichartige Thätigkeit (z. B. die Reproduktion der von der frühern Wahrnehmung zurückgebliebenen Angelegtheit durch die Wiederhohlung des gleichen sinnlichen Eindrucks), so fließt die neu gebildete Seelenthätigkeit mit der reproducirten oder mit den reproducirten (denn es können ja, und werden wirklich in den meisten Fällen, mehrere solche Angelegtheiten sich angesammelt haben) zu Einem Bewußtseynsakte zusammen: welcher dann natürlich um so stärker seyn muß, je größer die Zahl der in ihm verbundenen gleichartigen Angelegtheiten ist *). Bei einer bedeutendern Ansammlung derselben wird also die Vorstellung eine sehr starke Vorstellung seyn, (daher wir im Allgemeinen jede Sache klarer vorstellen, je öfter wir dieselbe vorgestellt haben, auch klarere und kräftigere Begriffe davon bilden); die Lustempfindung eine sehr starke Lustempfindung, (mit der Gewöhnung an einen Lustgenuß wächst die Herrschaft desselben über unsre Seele); das Begehren ein sehr starkes Begehren (die Leidenschaften wurzeln tiefer, je länger wir sie nähren).

Nun aber läßt sich dieser Ansammlung gleichartiger Angelegtheiten im Allgemeinen gar keine Gränze setzen; wir können also dieselbe bis zu jedem, für die übrigen Seelenentwickelungen nachtheiligen Maaße gesteigert denken; und so erhalten wir denn in der nach dieser Grundbildung übermäßigen Stärke der Vorstellungen (mögen nun dieselben lebendige Einbildungvorstellun-

*) Ueber dieses für das klare Verständniß unserer Seelenentwickelung überaus wichtige Bildungsverhältniß vergl. man »Psychologische Skizzen«, S. 433 ff. und S. 96. f. u. »Seelenkrankheitskunde«, S. 42 ff.

gen, oder abstrakte Begriffe rc. seyn) die Hauptform der fixen Idee und des Wahnsinns; in der nach dieser Grundbildung übermäßigen Stärke der Lustempfindung die Hauptform der übermäßigen Schätzung geringerer Güter (des sinnlichen Genusses, im Vergleich mit der intellektuellen Bildung, des beschränkten eigenen Interesses, im Vergleich mit dem Interesse des Vaterlandes, der Menschheit rc.); in der nach dieser Grundbildung übermäßigen Stärke des Begehrens endlich die Hauptform der Unsittlichkeit, oder des übermäßigen Wollens geringerer Güter *).

Die Hauptformen: denn allerdings giebt es noch außer diesem (durch seine Gleichförmigkeit einfachsten) Anwachsen der Seelenbildungen zu übergroßer Stärke, andere zusammengesetztere Arten dieses Wachsthums, welche hier in ihren Grundbildungen darzustellen, zu viele Vorbereitungen erfordern würde. Auch dürfen wir jene Grundbildungen und Entstehungsweisen, in wie weit wir dieselben nicht unmittelbar in uns selber beobachten können, anfangs nur hypothetisch annehmen. Aber erstens ist ja allerdings eine solche unmittelbare Selbstbeobachtung möglich: nicht nur für die falsche Werthschätzung und das unsittliche Wollen (von welchem wohl, in Bezug auf diese oder jene Gattung von Gütern, kein Mensch ganz frei seyn möchte), sondern auch für den übermäßigen Vorstellungsraum: wie wir ja in zu weit getriebenen Liebhabereien, in dem mit Vernachlässigung gleich wichtiger Gegenstände verfolgten Studium von Lieblingswissenschaften, in Grillen, Vorurtheilen, und andern Auswüchsen des Vorstellens eine bedeutende Menge von Annäherungen zu den eigentlichen Seelenkrank-

*) Ueber das Verhältniß dieser drei Krankheitsbildungen zu einander vgl. m. bes. »Seelenkrankheitskunde«, S. 461 ff.

heiten besitzen. Und zweitens können wir für unsere Hypothesen eine so große Gewißheit, wie überhaupt nur für Hypothesen möglich, erlangen, indem wir das aus ihnen Construirte mit den in der unmittelbaren Erfahrung beobachteten Symptomen der Seelenkrankheiten zusammenhalten: wo wir dann, bei genauer Konstruktion von jenen Voraussetzungen aus, die vollste Uebereinstimmung, und darin die vollste Bestätigung dieser Voraussetzungen finden werden.

Die Psychologie der gesunden Seele also ist es, auf welche wir für die Aufklärung der Psychologie der kranken Seele gewiesen werden. Durch welche Gesetze werden überhaupt der Wechsel des Bewußtseyns, und das Zusammenwirken der bewußten Vorstellungen, Gefühle, Strebungen ꝛc. geregelt? Nach welchen Gesetzen gehn aus diesem Zusammenwirken die äußeren Handlungen, nach welchen aus den innern Angelegtheiten die sämmtlichen Wahrnehmungen, die Urtheile, die Triebe, die Lebensansichten ꝛc. hervor? Nach welchen Gesetzen aus den Wahrnehmungen, Urtheilen, Trieben ꝛc. die innern Angelegtheiten? — Diese und ähnliche Fragen beantworte man mit voller Klarheit, Bestimmtheit und Vollständigkeit: und wo in der Lehre von den Seelenkrankheiten bisher ein undurchdringliches Dunkel lastete, wird ein heller Tag aufgehn.

Diese Tageshelle bin ich in meinen »Beiträgen zur Seelenkrankheitskunde«, wenn auch freilich nicht schon selber heraufzuführen, doch durch eine Dämmerung vorzubereiten, und als ein des angespanntesten Kraftaufwandes würdiges Ziel darzulegen, nach bestem Vermögen bestrebt gewesen. Mögen denn Andere im Einzelnen ausführen, was ich nur in den allgemeinsten Umrissen zu skizziren im Stande war!

Anmerkung.

Ohne hier Herrn Prof. Groehmann für seine Erwiederungen auf den vorstehenden Aufsatz vorgreifen zu wollen, und mit voller Anerkennung so mancher, nicht bloß durch eine neue Terminologie, sondern durch den Inhalt ausgezeichneter, Entwickelungen dieses Aufsatzes und der mit ihm verschwisterten, in ihm mehrmals angeführten Schriften, erlaube ich mir, hier nur zwei Bemerkungen hinzuzufügen, zu denen die Richtung des vorstehenden Aufsatzes gebietend aufruft; Anderes anderen Orten überlaßend. Die erste betrifft die Voraussetzung des Verfassers, daß die irren Zustände, wenn schon nicht alle, doch zum Theil, Seelen-Krankheiten und nicht bloße Symptome seyen. Er hat diese Voraussetzung, wieder die ihm entgegenstehenden Gründe, mit nichts erwiesen; seine sinnreichen psychologischen Erörterungen leiden deshalb an dem Einfluß unbegründeter Meinung; seine Resultate befriedigen nicht; er vermag auf seinem Wege nicht einmal den unterscheidenden Grund von Irrseyn und Unsittlichkeit gnügend darzuthun. Seine Uebersetzungsmethode, (s. oben S. 135), die jedesmal einen unübersetzbaren Rückstand lassen muß, verdeckt die Mängel nur, tilgt aber nicht was untilgbar ist. Die zweite Bemerkung muß sich gegen sein in dem polemischen Theile des vorstehenden Aufsatzes S. 127 ausgesprochenes Urtheil richten, in welchem er seine Gegner auf eine bloße Vermuthung hin der »Absicht einer verdeckten Läugnung alles Seelenseyns« öffentlich verdächtig zu machen kein Bedenken trägt. Ich überlaße dem moralischen Gefühl des Lesers, dies Verfahren zu würdigen; füge indeß gern hinzu, daß man fälschlich annehmen würde, dasselbe sey in der S. 156 zitirten Physik der Sitten wissenschaftlich begründet.

N.

Zur Diagnosis des inneren Körperzustands der Irren

Von

Nasse.

Wenn auch die Voraussetzung, daß die Erkenntniß körperlicher Uebel bei Irren auf denselben Zeichen beruhe, wie bei psychisch Gesunden, dermalen sehr verbreitet seyn sollte so ist doch darum nicht minder gewiß, daß sie unrichtig sey. Man braucht kaum ein paar an irgend einer, zum Gemeingefühl in Beziehung stehenden, Körperkrankheit leidende Irre beobachtet zu haben, um diese Ueberzeugung zu gewinnen. Körperliche Uebel, die sich bei psychisch Gesunden auf die offenbarste Weise darlegen, werden bei Irren nicht selten zu verborgenen oder täuschen wenigstens mit dem Schein von etwas, was sie nicht sind; und je anhaltender, je vollständiger das Irrseyn, desto leichter ist der diagnostische Mißgriff. Fälle, daß selbst aufmerksame Aerzte hier irrten, sind gar nicht selten, und selbst der geübte Beobachter muß die Schwierigkeit eingestehn (m. s. z. B. Greding's Schriften, Bd. 1, S. 24). Der minder aufmerksame greift mannichfaltig fehl, und übersieht ein Uebel wohl so lange, bis die Leichenöffnung, wenn er diese anstellt, ihm den Beweis davon nachliefert. Der Nichtarzt geräth auf die Meinung, die Aerzte wüßten die dem Irrseyn zum Grunde liegenden Körperkrankheiten nur aus den Leichenöffnungen darzuthun, oder er läugnet auch wohl schlechtweg die körperliche Bedingung des Irrseyns aus dem ihm allerdings sehr wichtig scheinenden Grunde, daß er sie an den Kranken, die er untersucht oder auch wohl nur aus Büchern studirt hat, nicht zu erkennen vermochte.

So entsteht denn die Aufgabe, das der Diagnostik der Körperkrankheiten von Irren Eigenthümliche durch sämmtliche Arten dieser Krankheiten hindurch aus der Beobachtung festzustellen. So schwierig die Lösung dieser Aufgabe auch sey, für das therapeutische Geschäft des Arztes ist sie unerläßlich. Erst sie befähigt den Arzt, einen irren Zustand gründlich zu behandeln; sie ist unentbehrlich zur Prognostik; sie gehört zur richtigen pathologischen Würdigung dessen, was die Leichenöffnungen ergeben; sie fordert endlich eine unerläßliche Berücksichtigung bei den Verhandlungen über die Natur der psychischen Krankheiten.

Einen Theil der hier bezeichneten Aufgabe hat vor ein paar Jahren die schöne Preisfrage der medicinischen Fakultät zu Tübingen: Colligantur, quantum fieri potest, observationes, quae varias mentis alienationes cum certis corporis mutationibus, sive seminia morbi, vel in illo sitam causam, sive exallaxes alicubi praesentes spectent, consentire probant, ita ut ex cognita psychica mali forma probabilis argumentatio ad detegendum corporeum morbi fomitem prodeat, zur Untersuchung aufgestellt, und Buzorini's Schrift: »Ueber die körperlichen Bedingungen der verschiedenen Formen von Geisteskrankheiten, Ulm 1824«, welcher die des Preises würdig befundene Beantwortung jener Frage zum Grunde liegt, ist ein durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn schätzbarer Beitrag zur Erforschung des hier bezeichneten Theils unserer Aufgabe. Der Gegenstand in seiner vollen Ausdehnung fordert indeß eine fortschreitende Bearbeitung, zu der Viele mitwirken müssen. Ich theile hier das mir zunächst bemerkenswerth gewordene zur Prüfung mit; mögen die Männer, denen ein für die Lösung dieser Aufgabe reicheres Beobachtungsfeld vorliegt, mögen die Bergmann, Groos, Hayner, Jacobi, Pienitz, dem Bedürfniß eines gründlichen Studiums der Irrseynszustände und so-

nach den lebhaften Wünschen aller dieses Studium pflegenden, ihrerseits Umfassenderes und Eindringenderes liefern!

Es sind besonders drei Quellen, welche die Richtigkeit des Urtheils über den Körperzustand eines Irren trüben können: 1. die bloße psychische Aeußerung eines Körperübels, 2. die Zusammensetzung des dem Irrseyn zum Grunde liegenden Zustandes mit anderen dem psychischen Leiden entfernteren Krankheitszuständen, und 3. die Verstimmung des Irren in Gemeingefühl und Thätigkeit des äußeren und inneren Sinns.

1. Wenn jemand an Doppelsehen, an Farbensehen, am schwarzen Staar leidet, so kann es geschehen, daß dies Uebel sich durch nichts als durch die Unfähigkeit, normal zu sehen, ohne irgend etwas dem Arzte Wahrnehmbares äußere; ja die Sache verhält sich gar nicht selten so. Noch häufiger kommt der Fall vor, daß eine vom Rückenmark aus bedingte Lähmung, sey es der unteren oder sey es der oberen Gliedmaaßen, bloß als ein Aufgehobenseyn der willkührlichen Bewegung, bei voller Integrität des Ansehns, der Wärme, der Ernährung, des Pulses der gelähmten Gliedmaaßen, und ohne allen Schmerz, ohne ein Gefühl von Druck, von Spannung im Rückgrath rc., sich darstellt.

Es ist kein Grund vorhanden zu zweifeln, daß nicht auf wesentlich gleiche Weise, wie hier die Organe des Gesichts und der willkührlichen Bewegung ihren abnormen Zustand bloß in psychischen Störungen darlegen, sich auch die der Bildung von Vorstellungen dienenden in Hinsicht des ihrigen verhalten können, so daß bloß diese Vorstellungsbildung abnorm erscheint, ohne daß irgend eine Störung der zum Leben des Körpers gehörenden Verrichtungen dabei zu-

gegen ist. Die zum Sehen unfähige Netzhaut kann ja noch auf die Bewegung der Iris wirken, und das die Gliedmaaßen lähmende Rückenmark hat auf die Erwärmung und Ernährung derselben noch großen Einfluß.

So wie für ein Organ des äußeren Sinnes oder der willkührlichen Bewegung der Grund jener scheinbar sich bloß auf die psychische Verrichtung beschränkenden Störung zwiefach seyn kann, so gilt dies auch für die gleichartige Erscheinung in Betreff der Organe der höheren psychischen Verrichtungen. Es kann erstens eine Störung der körperlichen Verrichtungen da seyn, aber eine so wenig hervortretende, daß sie dem Beobachtenden nicht da zu seyn scheint; es kann zweitens der abnorme Zustand des Organs in Beziehung auf die dem Körper dienenden Verrichtungen bloßes Vitium, und allein für die psychischen eine Krankheit seyn. Ob es noch einen dritten Fall dadurch gebe, daß ein Organ bloß psychische Verrichtungen, hingegen keine zur Ernährung und Bildung des Körpers habe und es dann bloß in jenen leide, steht wenigstens noch in Zweifel.

Beim angebornen Blödsinn ist der Körper verbildet, aber nicht immer Körperkrankheit vorhanden. Der störende Einfluß der Verbildung zeigt sich in diesem Fall bloß in den Seelenverrichtungen. Diese Unterscheidung liefert zugleich die Antwort auf die von neuern Schriftstellern aufgeworfene Frage, ob der Blödsinn Gesundheit sey oder Krankheit. Als körperliches Vitium, worauf er sich jedoch selten beschränken mag, ist er keine Krankheit; wohl aber durch Störung der psychischen Verrichtungen, in dem Sinne, wie Wahnsinn und Tobsucht, jedesmal eine psychische.

2. So wie Zusammensetzung von Krankheiten ohne Irreseyn die Symptome mannichfaltig zu ändern vermag, so kann es auch die, an der Irreseyn Antheil hat. Der Fall, daß eine innere Entzündung, eine Entartung der Lunge,

des Darms, des Uterus verkannt wird, weil neben dieser einen Krankheit noch eine andere, die Symptome jener verdrängende, zugegen war, kommt bei Behandlung der nicht-psychischen Krankheiten häufig genug vor; warum sollte nun bei Zusammensetzung einer Krankheit, deren Symptome vorzugsweise psychische sind, mit einer sich vorzugsweise durch körperliche Erscheinungen äußernden, nicht Gleiches geschehen können? Es ist bekannt, daß, wenn gegen das Ende der Lungenschwindsucht Manie eintritt, die Symptome der Schwindsucht so lange aufhören, als die Manie dauert, sofort sich aber wieder einstellen, wenn diese aufhört. Ein mehrjähriger Beobachter der Irren, Dr. C. Crowther, ältester Arzt an der Armen-Irrenanstalt zu Wakefield, erzählt in seinen sehr schätzbaren Mittheilungen über die Prognosis des Irrseyns (Edinburgh medical and surgical Journal, Jan. 1826, S. 60 u. 61) aus seiner reichen Erfahrung mehreres für die obige Frage wichtige. Er sah in Fällen von Wahnsinn und Verstandesschwäche, die mehrere Jahre gedauert hatten, die mit diesen Uebeln behafteten in der Regel nach einem Kränkeln von ein paar Tagen sterben, ohne daß irgend ein Zeichen von Körperkrankheit, ausser zuweilen einen oder zwei Tage vor dem Tode ein beschleunigter Puls, vorhergegangen war, während doch die Leichenöffnung die deutlichsten Beweise einer dagewesenen sehr ausgedehnten chronischen Entzündung irgend eines Brust- oder Baucheingeweides, gemeiniglich zugleich mit verdickten und undurchsichtigen Hirnhäuten und Anfüllung der Hirnhöhlen mit Wasser, darlegte. Crowther beobachtete, daß, wo die Entzündung der Theile chronisch ist, bei inveterirtem Irrseyn niemals eines von den Symptomen, welche sonst eine Entzündung zu begleiten pflegen, vorhanden sey. Er sah einen Fall, wo die Lungen ein Geschwür von großer Ausbreitung bildeten, ohne irgend ein Zeichen von Körperkrankheit, außer ein paar Stunden

So sehen wir uns denn für die gewöhnliche Diagnostik von verschiedenen Seiten her bedrängt. Dennoch müssen auch die Erscheinungen an Irren eine bestimmte semiotische Bedeutung haben; es muß auch hier Bezeichnungen des Innern durch das Aeussere geben, die nicht bloß für einen Fall gelten; es kommt nur darauf an, die hier obwaltenden Regeln aufzusuchen. Da uns hiebei besonders die psychischen Erscheinungen wichtig seyn müssen, so wollen wir im Folgenden vorzugsweise diese nach ihrem semiotischen Werthe ins Auge fassen. Wir beginnen dabei mit den allgemeinen Verhältnissen, und gehen von diesen, hier und in der ferneren Fortsetzung dieser Bemerkungen, zum Specielleren über.

1. Schon im Vorigen ist gesagt, daß die Untersuchung eines Irren uns keinesweges jedesmal Zeichen eines körperlichen Leidens darzubieten im Stande sey, eben so wenig, wie es nöthig ist, daß an einem Sehkranken, oder einem der willkührlichen Bewegung Unfähigen, außer dem Gesichtsfehler oder der Lähmung etwas anderes Krankhaftes auffindbar sey. Allerdings hat hier der Nichtunterrichtete nun vollen Anlaß zu schließen, daß eben, wo nur bloßes Irreseyn in die Sinne fällt, auch weiter nichts vorhanden sey; obgleich ihn schon jene analogen Fälle des krankhaften Sehens und der gehemmten Willensausübung leicht aufmerksam machen können, daß ein rascher Schluß hier ein mißliches Ding sey. Und zu diesem Bedenken wird er noch entschiednerern Grund finden, wenn er mit der Entstehungsweise des Falls, dem typischen Verlauf desselben, der Wirkung körperlicher Einflüsse in demselben rc., und endlich mit der psychologischen Unmöglichkeit, ein wahrhaftes Irreseyn aus einer bloßen Seelenaffektion zu erklären, bekannt wird.

Suchen wir nun aber, von welchem körperlichen Leiden das Irreseyn, ohne nähere Bezeichnung seiner Art, seiner Form, ohne Angabe seiner Entstehungsweise, und seiner

etwaigen Begleiter ein Zeichen sey, so gewinnen wir nicht einmal auf eine befriedigende Weise die Antwort, daß in jedem Falle das so allgemein als körperlicher Grund des Irrseyns betrachtete Gehirn wenigstens symptomatisch mitleiden müsse. Und wo wir ein solches Mitleiden des Gehirns anzunehmen genöthigt sind, da läßt uns die aller näheren Bestimmung ermangelnde Kenntniß, daß jemand irre sey, doch immer noch ungewiß, welches denn zu diesem sekundären Körperleiden das primäre, der bestimmende, im Körper liegende Grund des irren Zustandes sey. Alle Behauptungen, ein Leiden des Gehirns, der Nerven, des Blutes, des Herzens des Unterleibes ꝛc. sey in jedem Fall dies Bestimmende, sind in die Luft gebaut, und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß nicht die Seelenverrichtungen von verschiedenen Organen aus in den Zustand versetzt werden können, den wir Irrseyn nennen, wie auf ähnliche Weise der Schmerz von Leiden des Körpers aus allen Theilen des Körpers, (mit, und nach dem, was Versuche an Thieren wahrscheinlich machen, auch ohne Mitwirkung des Gehirns), erzeugt werden kann.

Das scheint aber doch in einem beträchtlichen Grade thatsächlich begründet, daß kein bloß örtliches Leiden irgend eines Organs Irrseyn hervorzubringen im Stande sey, sondern daß zu diesem Erfolg jedesmal eine in allgemeinere Verbreitung übergehende Körperaffektion, die freilich während des Irrseyns sich nicht körperlich zu äußern braucht, da seyn müsse. (M. s. schon Buzorini S. 33). Geschwülste, Ergießungen, Zerstörungen können lange im Gehirn vorhanden seyn, ohne daß Irrseyn entsteht; erst bei einer gewissen Entwickelung des Uebels beginnt die Verwirrung. Andrerseits sehen wir zum Fieber, welches ebenfalls zu seiner Entstehung ein allgemeineres Afficirtseyn des Körpers fordert, besonders leicht Irrseyn hinzutreten. Allerdings kommt es beim Irrwerden auch auf den Grad des Widerstrebens der Seele an,

sondern wir müssen hier auf eine bloß symptomatische, von einem Leiden der Brust oder des Unterleibes aus angeregte Hirnaffektion, oder wenigstens auf eine Zusammensetzung von Gehirn- und Brust- oder Unterleibsleiden erkennen. Die Irreseynserscheinungen bei Krankheiten des Herzens oder der Leber, der Geschlechtstheile, so wie die Leichenbefunde bei den in Gefühlsverstimmungen und Ausschweifungen der Triebe irr gewesenen geben die Belege hiefür.

4. Wo ein Irrer sehr aufgeregt ist, lebhaft spricht, rasch, heftig handelt, wo er lärmt und tobt, da ist dies keineswegs immer ein Zeichen von einem entzündlich gereizten Zustande des Körpers und demnach keine Aufforderung zur jedesmaligen Anwendung von Blutentziehungen, wie häufig diese Ansicht auch sey. Es ist auch hier ein großer Mißgriff, erhöhte Reizbarkeit mit erhöhter Energie zu verwechseln, oder gar Erethismus und Entzündung, und, in Beziehung aufs Gehirn, Hirnwuth und Hirnentzündung, Phrenitis des Hippokrates und Encephalitis für eins zu halten.

Jene wilden Zustände treten, mit und ohne Fieber, nicht selten bei Personen ein, deren Körper vorher eine Zeitlang durch Kummer, Nachtwachen, Säfteverlust ꝛc. geschwächt worden. Es gehen ihnen zwar zuweilen Kopfschmerzen voraus; in anderen Fällen fehlen die aber auch, und wo diese Schmerzen vorhanden sind, da haben sie nicht immer solche Begleiter, die auf einen entzündlichen Zustand hindeuten. Ein frequenter Puls kommt ebenfalls beim nervösen Erethismus vor; auch ist zu unterscheiden, was der Tobsucht vorausgeht und was bloße Folge der heftigen Bewegungen des Tobsüchtigen ist. Hart findet man den Puls bei Tobsüchtigen nur ausnahmsweise; nicht selten ist er ganz ruhig. Schlaflosigkeit und aufgeregtes Wesen findet sich auch im Delirium des Nervenfiebers und im Irrseyn mit Zittern, wo die Abwesenheit eines entzündlichen Zustandes erwiesen ist.

Eben so wenig spricht die Behandlung der lärmenden, aufgeregten irren Zustände durch Blutentziehungen für die entzündliche Natur derselben. Daß Aderlaß in der Tobsucht keineswegs in allen Fällen wohl thue, obschon viele Aerzte hier so gern überall Hirnentzündung sehen, ist das gemeinsame Resultat der Erfahrungen von Ph. Pinel (Traité sur l'aliénation mentale, Ed. 2. S. 319), Hallaran (Practical observations on insanity, Ed. 2, S. 71), Hill (essay on the prevention and cure of insanity, S. 285), Cox (Praktische Bemerkungen über Geisteszerrüttung S. 136), F. Willis (über Geisteszerrüttung, S. 60) u. A., womit auch meine Beobachtungen übereinstimmen. Werden auch die Kranken nach großen Blutentziehungen stille, so sind sie darum noch nicht genesen; und das Verfahren ist, so lange es nicht auf der Erkenntniß einer wirklich vorhandenen Entzündung ruht, bloß ein symptomatisches, ungründliches und leicht Schaden bringendes.

Die Leichenöffnungen liefern zwar zuweilen die Beweise dagewesener Hirnentzündung, jedoch keineswegs immer; Hirnentzündung gehört also der Krankheit nicht wesentlich an. Auch zeigen die Symptome in den Fällen, wo der Leichenbefund auf Hirnentzündung hindeutet, meist einige Zeit vor dem Tode eine auffallende Veränderung: die vorher aufgeregten Kranken werden stiller, stumpfer, die Muskelkräfte sinken schnell ꝛc. (M. s. schon Seb. Pinel in Magendie's Journal de physiologie, Bd. 6, Heft 1, S. 57). Der Erethismus geht hier erst in der letzten Zeit vor dem Tode in Entzündung über, wie ein ähnlicher Uebergang sich zuweilen im Starrkrampf und in der Hundswuth zeigt, bei denen ebenfalls vorher ein aufgeregter Zustand, ein Toben der Muskelthätigkeit, so wie bei der letzteren häufig auch wildes Irrereden, Statt findet.

Daß anderntheils ein niedergeschlagenes, stilles Wesen

bei den Irren keineswegs immer in ermatteten oder gar erschöpften, sondern oft bloß in unterdrückten Körperkräften begründet sey, ist aus Erfahrung gewiß. Wie kein Verhältniß der Kräfte bei Irren so oft vorkommt, als das therapeutisch so wichtige der unterdrückten, so gilt dies ganz besonders für die stilleren Wahnsinnigen, sowohl im acuten als im chronischen Zustande. Die wohlthätigen Wirkungen der Brech- und Abführungsmittel bei so vielen Kranken dieser Art sind ein Beweis hiefür. Auch der gute Erfolg des unter gehörigen Anzeigen bei stillem Wahnsinn angewendeten Aderlasses lehrt dasselbe; selbst Haslam (observations on madness and melancholy, Ed. 2. S. 343), der, wie es scheint, Wahnsinnigen und Tobsüchtigen ohne Unterschied zur Ader ließ, rühmt das Blutlassen nicht minder für die Behandlung von jenen, als für die von diesen.

5. Wo Irre in ihrem Benehmen, in ihren Reden eine dauernde, wenigstens nicht rasch vorübergehende Angst ausdrücken, da ist sehr oft ein Leiden eines wichtigen Lebensorgans vorhanden, wenn auch die anderen Symptome nicht dafür zu stimmen scheinen. Der Kranke hat nirgends Ruhe, er ist schlaflos, seine Gesichtszüge drücken ein tiefes Leiden aus; nicht immer äußert er jedoch einen sich auf Angst beziehenden Wahn. Ich habe Gelegenheit gehabt, mehrere Fälle der Art zu beobachten, wo neben der Angst entweder schon während des Lebens im hektischen Aussehen, im Mangel an Appetit, im Urin, Zeichen zerstörter Organe zugegen waren, oder, wo doch wenigstens der Leichenbefund eine solche Zerstörung darlegte.

Ob Herzübel, die bei nicht-psychisch-Kranken unter allen körperlichen Beschwerden die größte Angst verursachen, es auch bei Irren thun, muß erst die fernere Beobachtung ergeben. Aus dem psychischen Reflex eines Körperleidens im nichtirren Zustande folgt nicht nothwendig der gleiche Grad der Beziehung für psychische Krankheit.

Nach ein paar Fällen, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, möchte ich glauben, daß Unterleibsübel mehr mit Wahn verbundene Furcht, als eigentliche Angst verursachen; ein paar Fälle können indeß keine Regel geben.

6. Aeußerung heftiger Triebe bei Irren weist so oft auf Unterleibsleiden hin, daß man leicht versucht wird, jede Aeußerung der Art auf ein solches Leiden zu beziehen; aber auch hier gilt es zunächst nur, weitere Forschungen anzuregen.

Daß der bei Irren so oft vorkommende Trieb zum Verschlingen vieler Speisen, oder auch unverdaulicher oder ekelhafter Dinge, in einem krankhaften Zustand des Verdauungskanals gegründet sey, zeigen die Arzneien, welche, wo dieses Uebel Heilung zuläßt, sich gegen dasselbe wohlthätig erweisen. (M. s. Percival in der Zeitschrift für psychische Aerzte, 1818, Heft 4, S. 555 u. f.) Die sonst unbegreifliche Erscheinung, daß die Unglücklichen nicht selten ihren eigenen Koth verschlingen, ist einem torpiden, starke Reize fordernden Magen ganz angemessen.

Für ein Leiden der Verdauungswerkzeuge in der Anorexie der Irren sprechen außer dem wohlthätigen Einfluß von Arzneien und den meist vorhandenen begleitenden Symptomen (m. s. Percival a. a. O. S. 563), auch noch die Leichenbefunde. Ich fand in ein paar Fällen, wo hartnäckige Abneigung gegen Speisen bei Irren da gewesen war, in den Leichen Entartungen des Verdauungskanals.

Bei der Trunksucht deuten sowohl mehrere Vorboten, als auch die begleitenden Symptome, so wie die Erscheinungen der Krisis, die sich wohlthätig erzeigenden Mittel und die Nachkrankheiten auf Leberleiden. (Siehe C. v. Brühl-Cramer über diese Krankheit, Berlin 1819, S. 34, S. 39, S. 40 2c.). Leidet das Gehirn auch mit, so spricht doch Mehreres dafür, daß dieß Leiden nur secundär sey.

Bei Satyriasis und Nymphomanie sind die Geschlechtstheile in einem gereizten, wenn auch nicht, wie neuere Schriftsteller behaupten, in einem entzündeten Zustande, welcher letzte den Geschlechtstrieb wohl eher aufheben als anregen würde. Nicht selten findet sich auch Bildungskrankheit der Geschlechtstheile. (M. s. J. C. Stark's Handbuch zur Kenntniß innerer Krankheiten, Bd. 2, S. 137 und v. Siebold Handbuch über die Frauenzimmerkrankheiten, Aufl. 2. Bd. 1, S. 399). In dem Fall von Satyriasis und dem von Nymphomanie, in denen Serres (Recherches sur le cervelet, Paris 1823, S. 8 u. 26) Entartungen des kleinen Gehirns fand, waren doch auch die Geschlechtstheile verändert; und Serres selbst ist der Meinung, daß die Erweiterung der Beckenarterien, die er in dem Fall von Nymphomanie fand, mit der psychischen Alienation in Verbindung gestanden habe.

Aber nicht bloß eine abnorme Steigerung und Entartung des sogenannten animalischen Triebe, sondern auch ein krankhaftes Erwachen von Begehrungen, deren Objekte von anderer Art sind, können für die Erkenntniß des bei diesen psychischen Anomalieen vorhandenen Körperleidens dienlich seyn. Wenigstens haben wir bereits einige Andeutungen für das, was der Gegenstand der ferneren Beobachtung verspricht.

Das Gelüste der Schwangern geht doch zunächst von dem Unterleibe aus. Meist betrifft dieses Gelüste zwar nur Nahrungsmittel; zuweilen geht es aber auf Dinge, womit das körperliche Bedürfniß nichts zu thun hat. Da ferner der Unterleib in der Pubertätsentwickelung am meisten interessirt ist, so schließt sich auch die an die Zeit dieser Entwickelung gebundene krankhafte Sucht, Feuer anzulegen, hier an; und daß die Empfindungen, womit die Anfälle von irrer Zerstörungs- und Mordsucht beginnen, aus dem Unterleibe aufsteigen, ist aus Ph. Pinel (a. a. O. S. 157), Esquirol (a. a. O. S. 375) und Reil (Fieberlehre, Bd. 4,

Aufl. 2, S. 397) bekannt. Und so sehen wir Bulimie Trunksucht, Satyriasis und Nymphomanie mit Stehlsucht, irrer Feuerlust und Zerstörungssucht, die als krankhafte Begehrungen psychisch einander verwandt sind, auch in Beziehung zu dem Körper in eine Reihe zusammentreten.

7. Daß ein Wahn ein bestimmtes körperliches Leiden anzeigen könne, lehrt schon das Sehen von Flammen, das Gefühl des Herabfallens des Herzens, der aufsteigenden Gebärmutter rc., bei gewissen Krankheiten der Augen, des Herzens, des Uterus rc. Die wesentlich gleiche Erscheinung kommt nun auch im Zustand des Irrseyns vor.

Allerdings wäre die Behauptung (bis jetzt noch) unbegründet, daß jeder Wahn einen solchen semiotischen Werth haben müsse; es ist doch möglich, daß es sich auf den Körper beziehende Wahnvorstellungen gebe, die bloß von äußeren Eindrücken bestimmt werden, wie z. B. A. Cooper (Vorlesungen über die Chirurgie, Bd. 1, S. 214) von einer erzählt, wo eine unverheirathete Person nach einer Kopfverletzung den Wahn hatte, sie sey mit fünf Kindern niedergekommen und werde nun nicht Milch genug zum Stillen haben, welchem Wahn, wie es schien, nichts anderes zum Grunde lag, als daß ihre Schwester gerade entbunden und sie zur Pflege derselben hergekommen war. Andere Arten solcher Vorstellungen liefern indeß einen mehr oder weniger bestimmten Beitrag zur Diagnostik des Körperleidens.

Es ist bekanntlich eine bei Irren oft vorkommende Erscheinung, daß sie Wahnstimmen hören. Schon Andere, namentlich Hallaran a. a. O. S. 77, haben anerkannt, daß hier Congestion nach dem Kopf das Ursachliche sey. Die übrigen Symptome, das rothe Gesicht, das Klopfen der Kopfschlagadern, das Vorkommen jenes Wahnhörens bei aufgeregtem Blute, zumal bei Aufregung durch spirituöse Getränke, bei Unterdrückung von Blutflüßen, der gute Er-

folg ableitender Mittel: alles stimmt mit dieser Deutung zusammen.

Eine andere bekannte Wahnvorstellung von Irren ist, daß ihnen nicht erlaubt sey zu essen. Ein paar Beobachtungen, die ich selbst über die körperliche Beziehung dieses Wahns in Fällen zu machen Gelegenheit hatte, wo ich denselben von Krankheit des Magens oder Darmkanals begleitet fand, schließen sich an andere ähnliche, die von Greding (a. a. O. Bd. 2, S. 21, 33 u. 184) und Ballin (Zeitschr. für psych. Aerzte 1819, Heft 3, S. 456) aufgezeichnet sind.

Sehr beachtenswerth für fernere Vergleichungen sind die von Bergmann in seinem lehrreichen Aufsatze über das Verhalten des Darmkanals bei Irren in der Zeitschrift für psych. Aerzte, 1821, Heft 3, S. 117, 129 u. 130 erzählten Fälle, wo Irre sich einbildeten, sie hätten Schlangen, Frösche, oder andere Thiere im Leibe, und sich bei ihnen nach dem Tode Entartungen des Darmkanals fanden.

Den bei Irren nicht selten vorkommenden Wahn, sie würden von entfernten Personen electrisirt oder magnetisirt, und bekämen dadurch Stiche in diese oder jene Stelle des Körpers, habe ich ein paarmal mit Funktionsstörungen der an diesen Stellen gelegenen Organe verbunden gefunden. Der Wahnsinn hatte hier den Schmerz der leidenden Stellen in seine Sprache übersetzt.

Gewiß liegt hier noch manches verborgen. Wenn sich jemand einbildet, er habe Füße von Glas, oder eine Urinblase, deren Entleerung eine ganze Straße unter Wasser setzen würde, sollte ein solcher Wahn nicht durch ein körperliches Leiden der Theile, welche derselbe betrifft, mitbegründet seyn? Wenn wir Gesunden uns einem Wahne in Betreff unseres Körpers Preis geben, so haben wir fast immer in dem Theile, den der Wahn betrifft, ein somatisches Leiden zu erkennen Gelegenheit: das Auge, worin wir

Sand zu fühlen meinten, ist entzündet; das Ohr, vor dem es uns zu brausen schien, leidet an katarrhalischer Affektion seiner eustachischen Röhre; die Hand, in der wir Stiche wie von Nadeln fühlen, hat einen Druck erlitten ꝛc. Traumvorstellungen, die sich auf unsern Körper beziehen, zeigen uns dasselbe Verhältniß (m. s. Beispiele der Art in Günther's interessantem Aufsatze oben S. 21) Nicht minder lassen sich bei den meisten, den Körper betreffenden Wahnvorstellungen der Irren, wo die Fälle von uns genau beobachtet oder von Andern genau beschrieben worden, körperliche Affektionen der bei dem Wahn interessirten Theile nachweisen. Die in einigen Fällen zufällig oder absichtlich bewirkte Beseitigung solcher Wahnvorstellungen zeigt fast jedesmal physische Einwirkungen, durch welche der Theil materiell verändert ward: so bekam v. Swieten's Kranker, (Comment. in Boerh. Aphorism. §. 113), der sich einbildete, er habe Beine von Glas, kurz vor der Beseitigung dieses Wahnes, einen Wurf von Holz an dieselben; in Berlyn's Falle (m. s. Zeitschr. für psych. Aerzte, 1818, Heft 3, S. 377) wurde die Gliedmaaße, in der ein junger Mann keine Adern und deshalb keine Bewegung zu haben wähnte, durch einen Schnitt an der Hand verwundet, so daß Blut floß ꝛc. Am entscheidendsten sind aber die höchst belehrenden Nachweisungen in Bergmann's schon angeführtem Aufsatze, daß bei den Irren, die sich eingebildet hatten, sie hätten Schlangen und andere Thiere im Leibe, durch die Sektion Entartungen des Magens oder Darmkanals gefunden wurden (a. a. O. S. 129 u. 130.)

So wenig ist die Behauptung erwiesen, daß die Theile, die ein solcher Wahn betrifft, jedesmal vollkommen gesund seyen. Es mag Fälle von bloßen Einbildungen geben ohne somatisches Leiden; aber sie sind noch aufzusuchen; solche, wie der oben erzählte von Cooper, wo die Person

die Kinder schon geboren zu haben, also sich nicht körperlich verändert wähnte, geben keinen Beweis. Man hat nun zwar eingeräumt, daß in einem und dem andern Falle somatische Veränderungen zugegen seyen, da hingegen für andere eine rein psychologische Erklärung nöthig sey. Aber diese Unterscheidung ist bloß willkührlich, und jede psychologische Deutung solcher Fälle wankt, so lange sie nicht in der Erkenntniß eines körperlichen Uebels ihre Stütze hat.

---

seits »ist kein Zweifel, daß die menschliche Seele sich ihre schöne und wohlgelegene Wohnung noch bequemer mache« S. 486.

»Wahrscheinlich ist nicht nur die Seele der Parasit des Körpers, sondern mit ihr *der größte Theil* des Nervensystems und vorzüglich des Gehirns.« S. 474. Größe und Blutreichthum deuten dahin, daß »das Gehirn zunächst für die Seele, aber nicht für das vegetative Leben des Organismus vorhanden sey.« S. 475.

Nicht das Gehirn bedingt die geistige Verschiedenheit von Mensch und Thier. »Jeder Unbefangene sieht ein, daß eben in der Gemeinschaft der Gehirne, deren Bau nur solche Unterschiede zeigt; die *gegen die Aehnlichkeit* beim Menschen und bei den *höheren* Thieren geringfügig sind, ganz offenbar Menschheit und Thierheit nahe zusammengränzen; so daß man die Kluft, die sich zwischen beiden findet, an ganz anderen Stellen auf der Leiter der organischen Wesen erwarten sollte«. S. 240. »Der Mensch hat *Hände*; er hat *Sprache*. Er durchlebt eine *lange, hülflose Kindheit*; und nur da, wo diese Kindheit von erwachsenen Menschen gepflegt wird, sieht man ihn beträchtlich über das Thier sich erheben« S. 231. Aufmerksame Beobachtung der Hausthiere begründet die Meinung, »daß nicht bloß die Hunde sprechen würden, wenn sie Sprachwerkzeuge hätten, sondern auch, daß andre Thiere, die schon weit hinter ihnen stehn, noch mehr durch das Unbehülfliche ihrer äußern Organe, als in geistiger Hinsicht beschränkt sind«. S. 242.

»Die Physiologen sind in der Angabe des Sitzes verschiedener Seelenvermögen freigebig gewesen mit Antworten, zu denen in der wahren Psychologie leider! die entsprechenden Fragen nicht angetroffen werden«. S. 119. »Es ist kein Zweifel, daß unter den menschlichen Gehirnen Verschiedenheiten, theils der Bauart, theils der Bestandtheile,

zuweilen wohl etwas incommodirenden physiologischen Zwischenreden ein für allemal überhoben zu werden. Das Ding war so bequem, daß auch Aerzte, denen Theoretisiren über die Seele lockender war als treue Naturbeobachtung, sich dasselbe aneigneten, und selbst Virtuosen dieser Manier sind unter ihnen aufgestanden.

Die Psychologie ward nun die reine. Wem es schien, der Seele hange noch zu viel Leibliches an, der erhob sich zum Geiste; von dem Verhältniß der Seelenacte zu leiblichen Mitwirkungen war nicht mehr die Rede; absolute Freiheit war das Stichwort. Wo bei Betrachtung somatisch und psychisch innig verschlungener Vorgänge die Psychologie mit der Physiologie so treu hätte sollen Hand in Hand gehn, wie Seele und Leib es thun; da schwebte jene frei und leicht in den Lüften, wodurch sie sich freilich am besten vor der Umrennenden hütete. Und so konnte es denn nicht fehlen, daß die beiden in ihrem rechten Verhältniß so innig auf einander hinweisenden sich immer mehr von einander entfernten; es war natürlich, daß die Physiologie, der ihr ursprünglich angehörenden, aber sich ihr immer mehr entziehenden Gefährtin beraubt, die Rücksicht auf diese, die Anfrage bei dieser, immer mehr entbehren zu können meinte, daß sie, was jene allein in rechter Art ihr darbieten konnte, sich nun aus ihrem Material auf eigenem Boden erbaute. Der leiblosen Seele der Einen trat nun eine ganz und gar im Leib aufgehende der Anderen, ja, auf der Höhe des Gegensatzes, der vollen Negation des Leibes eine der Seele gegenüber. Daß nun beide mit einander nichts mehr zu schaffen haben wollten, war so nothwendig, als das Auseinanderfliehen der Elemente eines organischen Ganzen, nachdem das lebendige Band gelöset ist.

Der Verfasser des hier für die Lehre von dem Verhältniß zwischen Seele und Leib zu betrachtenden Werkes fügt

jener Aeußerung über die solchen Anlauf drohende Physiologie sein unverhohlenes Geständniß bei, daß er so lange als möglich dieser Physiologie auszuweichen gesucht; er bedauert selbst, daß er sein Buch nicht habe schließen dürfen, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen. Aber er bezeichnet uns auch (S. 56) diejenige Art von Physiologie, mit der, nach seiner Ueberzeugung, die Psychologie in keine Gemeinschaft treten kann. Und in der That, wo gelehrt wird, daß der Organismus die Quelle sowohl der geistigen als der körperlichen Thätigkeit ist, wo Urtheilen und Wollen dem Empfindungsleben untergeordnet werden, da hat die Psychologie wohl ein Recht auszuweichen. Wir finden ferner in diesem Werke (S. 476) »eine Psychologie ohne Psychologie gefordert, weil keineswegs alle Phänomene des Bewußtseyns nichts als Aeußerungen des gesammten Organismus sind«, und es gibt schwerlich einen gültigen Grund, um diese Forderung nicht anzuerkennen; es wird uns jedoch andernseits eingeräumt, daß der Physiologie für einen beträchtlichen Theil der Seelenerscheinungen eine unerläßliche Berücksichtigung gebühre, daß physiologische Erkenntnisse bei den psychologischen Construktionen zu Hülfe zu nehmen seyen. Wir können endlich die Strafreden gegen »die Anmaaßung der Physiologen, als ob sie die Psychologie ihren höchst schwankenden Meinungen unterordnen könnten, obschon sie immer am Räumlichen kleben und genaues Denken und Uebersinnliches ihnen entgegengesetzte Pole sind« (S. 69), wohl still hingehen lassen; da wir ja diese Meinungen in gerechter Weise unterschieden finden von der Physiologie selbst, an deren Ruhm wir Aerzte alle Theil zu nehmen berechtigt sind, und »die als empirische Gelehrsamkeit auf einer Höhe steht, die Niemand verachten wird und die überdies im Lichte der heutigen Physik wandelt«. (S. 60).

Eine Psychologie, die es mit ihrer Nachbarwissenschaft so hält, spricht schon dadurch aus, daß sie sich vor dieser

nicht zu hüten habe. Und wahrlich mit dem Umrennen durch die Physiologen hat es bei ihr keine Gefahr! Sie steht grundfest auf eigenem Boden; selbstständig das ihr angestammte Gebiet beherrschend, und wiewohl der Physiologie befreundet die Hand bietend, wo das Regiment beiden gemeinschaftlich gehört, doch auch in dem gemeinsamen Geschäft die beiderseitigen Rechte strenge scheidend, sofern »die psychologischen Untersuchungen mit den physiologischen vermengen, nicht bloß ein metaphysischer, sondern ein logischer Fehler ist«. (S. 57)

Was sorgfältig geführte Forschung über das Verhältniß von Seele und Leib an gesicherten Resultaten gewonnen hat, finden wir in dem dieß Verhältniß betrachtenden Abschnitt des Herbart'schen Werkes, dem dritten des zweiten Theils, den Hauptzügen nach dargelegt, wissenschaftlich anerkannt, und geistvoll angewendet. Ausserdem liefert dasselbe für die Erkenntniß jenes den Psychologen und den Physiologen gemeinsam angehenden Gegenstandes auch Eigenthümliches, weiter Bringendes und Anerkennung Forderndes. Was Meinung und Willkühr über jenen Gegenstand behauptet haben, wird, wenn es mehr als Ignoriren verdient, mit Gründen beseitigt, und so den lebensfähigen Keimen wissenschaftlicher Erkenntniß zu ihrem Gedeihen Licht und Luft geschafft.

Folgendes gibt eine Uebersicht der Hauptsätze, welche das wissenschaftlich gewiß höchst beachtenswerthe Buch in seinem zweiten, 1825 erschienenen Theile, welcher in den nachfolgenden Anführungen stets gemeint ist, über das Verhältniß von Seele und Leib aufstellt. Unstreitig vernehmen wir den Verfasser am besten in seinen eigenen Worten.

Die Anerkennung, daß Seele und Leib unabhängig von einander bestehende Wesen und für ihr Zusammenwirken bloß vereint sind, diese von Zeit zu Zeit durch befangene Lehrmeinungen zwar vorübergehend zurückgedrängte, aber

immer wieder in ursprünglicher Lebendigkeit siegend gewordene Anerkennung bildet auch die Basis der hier betrachteten Darstellung. »Der sichtbare und fühlbare, der anatomisch und physiologisch untersuchte Leib«, so heißt es in ihr S. 454, »ist ohne allen Zweifel zunächst nur ein System von Vorstellungen, denn er ist durchaus ein Vorgestelltes. Allein die Erklärung dieses Systems von Vorstellungen findet keinen Ruhepunkt, wenn sie nicht ein entsprechendes System realer Wesen außer der Seele, welche unabhängig von derselben existiren und nur in eine zufällige Verbindung mit ihr gerathen sind, zum Grunde legt.«

Dem Ausspruche der Physiologen entgegen, welche, in der Verwunderung über die Abhängigkeit der Seele vom Körper, besonders in kranken Zuständen, jene mit diesem zusammenschmelzen, bewährt sich S. 472 die Erkenntniß, »daß die Seele nur ein Einwohner des übrigens sich selbst gnügenden Leibes sey«. Obgleich »in jedem der Elemente des organischen Leibes ein Analogon der geistigen Ausbildung ist« S. 57, »obgleich es correspondirende Zustände der Seele und des Leibes gibt S. 68, »obgleich zu den Vorstellungen, als inneren Zuständen der Seele irgend welche innere Zustände des Gehirns gehören und zusammengehörige innere Zustände der zu einem Systeme verbundenen Wesen sich nach einander richten müßen« S. 492, 493, so »geschieht doch« nach S. 68 »nichts Leibliches in der Seele, nichts Reingeistiges, das wir zu unserem Ich nennen könnten, im Leibe«; und »die sind im größten Irthum, die in die Seele etwas fremdartiges kommen lassen« S. 497, indem nach S. 457 die Selbsterhaltungen eines Wesens gänzlich durch das sich selbst erhaltende Wesen selbst bestimmt werden, und nur über die Frage, welche unter unzählig vielen möglichen Selbsterhaltungen jedesmal sich ereignen sollte, entschieden wird durch die dasselbe störenden Wesen«. S. 453 u. 457.

»Die psychischen Erklärungen der physiologischen Erscheinungen »(d. i. die Erklärungen durch die Einwirkung der Seele)« fallen in Eine Klasse mit den Erklärungen durch frembartige Potenzen. Eine Krankheit, welche die Seele, etwa durch Leidenschaften, durch Verdruß und Kummer, verursacht, wird gleichen einer durch Erkältung oder Erstickung herbeigeführten; denn die Verknüpfung zwischen Seele und Leib ist nur um weniges enger (wenn gleich beständiger), als die zwischen dem Leibe und der Luft, die er athmet, oder der freien Wärme, die seine Haut unmittelbar umgibt«. S. 472.

Entschieden verworfen werden die Verbrämungen der Physiologie mit Stückchen der Modephilosophie S. 56, nach denen die geistige Kraft als »die psychische Seite des Lebens« betrachtet, und, »in der schlimmsten Vermengung, die nur irgend sich denken läßt« S. 58, »der Ausdruck Leben für zwei ganz und gar, — nicht entgegengesetzte, — sondern disparate, keiner Vergleichung fähige, Begriffe zugleich angewendet wird«, S. 56, wo »das Gerede vom Leben das todte Meer geworden ist, in welchem der philosophische Untersuchungsgeist ertrunken liegt«. S. 60.

Der physiologische Mechanismus ist bloß ein Begleiter der Abwechselungen der Seelenzustände. S. 488 u. 509. »Organische oder vegetative Lebenskraft ist wohl zu unterscheiden von der Seele«. S. 455. »Es würde bloße Hypothesensucht verrathen, wenn man sich fernerhin in dem unbestimmt schweifenden Gedanken gefallen wollte, daß vielleicht ein großer Theil der Zustände des Bewußtseyns aus der Organisation des Leibes seinen Ursprung nehme«. S. 488.

Beide, Seele und Leib, stehen zu einander in Causalverhältniß, das »nicht im geringsten schwieriger ist, als das zwischen irgend welchen anderen Wesen« S. 457. Den inneren Zuständen der einen gehören innere Zustände des

andern zu, wenn beide Wesen, entweder vollkommen oder unvollkommen, zusammen sind. Dieses aber ergibt sich unmittelbar aus der Grundlehre von den Störungen und Selbsterhaltungen, indem die Störung zwischen je zweien Wesen allemal gegenseitig ist, und sich ihr nothwendig ein Paar zusammengehörige Selbsterhaltungen entgegenstellen müssen, welche letzteren jedoch unter einander gar keine Aehnlichkeit zu haben brauchen, außer der einzigen, daß sie lediglich innere Zustände, jede in dem sich selbst erhaltenden Wesen, seyn müssen«. S. 458. »Die Bedenklichkeiten, um derentwillen Leibnitz, den physischen Einfluß läugnend, seine prästabilirte Harmonie an dessen Stelle setzte, finden hier nicht Statt; das wahre Causalverhältniß bedarf keiner Fenster in den Monaden, durch die eine fremde Kraft, ihrer eignen Substanz entlaufend, hineinsteige«. S. 457.

Obschon nun Seele und Leib unter einander in Causalverhältniß stehen, so beherrscht doch im naturgemäßen Zustande die erste den letzteren. S. 475. »In der kunstvollen Einrichtung des Leibes muß es gegründet seyn, daß diejenigen Theile, welche mit der Seele im nächsten Causalverhältniß stehen, derselben ihre Einflüsse nicht weit gewaltsamer aufdringen, als dies wirklich zu geschehen pflegt«. S. 484. Es wird die Vermuthung aufgestellt, daß die Größe des Gehirns, die Dicke und Ausbreitung seiner über einander geschlagenen Markblätter beim Menschen das Mittel sey, dessen sich jene Kunst bediente, um die Nachklänge empfangener Eindrücke in den Sinnesnerven und erlangter Fertigkeiten in den Bewegungsnerven für die Seele meistens unfühlbar zu machen. S. 484 u. 485.

»Es hat zwar seine Richtigkeit, daß der Seele selbst, als einem einfachen Wesen, gar keine räumlichen Prädikate können beigelegt werden. Aber dasselbe gilt in demselben Grade von allen den einfachen Wesen, welche den

Leib, ja welche jeden beliebigen Klumpen Materie constituiren. — Gerade nun auf die nämliche Weise, wie die, völlig unausgedehnten, völlig unräumlichen Wesen, für welche, wenn man jedes einzeln betrachtet, nicht einmal die Frage: Wo es sey? einen Sinn hat, — gerade wie diese Wesen, aus denen die Materie besteht, zusammengenommen räumliche Ganze, Körper, bilden: nicht anders gebührt auch der Seele, diesem ebenfalls dem Raume völlig fremdartigen Wesen, dennoch, so fern sie mit dem Leibe in einem vesten Causalverhältnisse stehet, eine bestimmte Stelle, mindestens eine bestimmte Gegend in dem Leibe, wo sie sich befindet, und dieses Wo ist für die Seele genau in dem nämlichen Sinne zu nehmen, wie für jedes Element der Materie«. S. 461.

Das Gehirn ist der Wohnort der Seele, S. 461 u. 485; sie ist nicht durch alle Glieder des Leibes verbreitet. S. 461, 472, 476 u. 516. »Die ganze mittlere Gegend des Gehirns, in welcher längst das sensorium commune ist gesucht worden, kann der Seele ihren Aufenthalt darbieten.« Es kann ihr aber »eine (ihr freilich gänzlich unbewußte) Beweglichkeit zugeschrieben werden; indem ihr innerer Zustand nicht von denjenigen Elementen allein abhängt, von welchen sie in jedem Augenblicke zunächst umgeben ist, sondern auf eine sich gleichbleibende Weise von dem ganzen System, dessen einfache Bestandtheile einander ihre inneren Zustände gegenseitig bestimmen« — Es ist also nicht unwahrscheinlich, »daß sie sich in jener Gegend hin und her bewege«. S. 461.

Gehirnleben ist nicht Geistesleben. S. 240. »Zu den Vorstellungen, als inneren Zuständen der Seele, gehören irgend welche innere Zustände des Gehirns«. S. 492. »Nach den Verschiedenheiten des Gehirns können seine, gewiße Geistesthätigkeiten begleitenden Modificationen leichter oder schwerer von Statten gehn«. S. 486. Andern-

seits »ist kein Zweifel, daß die menschliche Seele sich ihre schöne und wohlgelegene Wohnung noch bequemer mache« S. 486.

»Wahrscheinlich ist nicht nur die Seele der Parasit des Körpers, sondern mit ihr *der größte Theil* des Nervensystems und vorzüglich des Gehirns.« S. 474. Größe und Blutreichthum deuten dahin, daß »das Gehirn zunächst für die Seele, aber nicht für das vegetative Leben des Organismus vorhanden sey« S. 475.

Nicht das Gehirn bedingt die geistige Verschiedenheit von Mensch und Thier. »Jeder Unbefangene sieht ein, daß eben in der Gemeinschaft der Gehirne, deren Bau nur solche Unterschiede zeigt; die *gegen die Aehnlichkeit* beim Menschen und bei den *höheren* Thieren geringfügig sind, ganz offenbar Menschheit und Thierheit nahe zusammengränzen; so daß man die Kluft, die sich zwischen beiden findet, an ganz anderen Stellen auf der Leiter der organischen Wesen erwarten sollte«. S. 240. »Der Mensch hat *Hände*; er hat *Sprache*. Er durchlebt eine *lange, hülflose Kindheit*; und nur da, wo diese Kindheit von erwachsenen Menschen gepflegt wird, sieht man ihn beträchtlich über das Thier sich erheben« S. 231. Aufmerksame Beobachtung der Hausthiere begründet die Meinung, »daß nicht bloß die Hunde sprechen würden, wenn sie Sprachwerkzeuge hätten, sondern auch, daß andre Thiere, die schon weit hinter ihnen stehn, noch mehr durch das Unbehülfliche ihrer äußern Organe, als in geistiger Hinsicht beschränkt sind«. S. 242.

»Die Physiologen sind in der Angabe des Sitzes verschiedener Seelenvermögen freigebig gewesen mit Antworten, zu denen in der wahren Psychologie leider! die entsprechenden Fragen nicht angetroffen werden«. S. 119. »Es ist kein Zweifel, daß unter den menschlichen Gehirnen Verschiedenheiten, theils der Bauart, theils der Bestandtheile,

seyn können; und es ist daher Platz genug für die Erfahrungen, nach welchen einigen Menschen gewisse Geistesthätigkeiten leichter gelingen, andern andere. — Beinahe unbegreiflich ist es dagegen, wie man sich hat können verleiten lassen, eigenen Organen die rein geistigen Thätigkeiten zuzuweisen, und gleichsam innere Sinnwerkzeuge nach Analogie der äußern anzunehmen, ja nicht bloß Sinnwerkzeuge, sondern auch Organe für moralische Eigenschaften!« S. 486 u. 487.

»Der Zustand der Gesundheit ist schwerer zu begreifen in dem Verhältniß zwischen Leib und Seele, als der der Krankheit; gerade so wie unter den rein psychologischen Gegenständen keiner eine so weit fortgeschrittene Einsicht erfordert, als die Erklärung der Vernunft und der Sittlichkeit«. S. 479.

»Die höchste Gesundheit des Körpers ist zugleich mit dem freiesten Gebrauch der Geisteskräfte in der Regel verbunden«. S. 484. »Man hat sich gewundert über die große Abhängigkeit des Geistes vom Leibe; man hätte sich wundern sollen über die im gesunden Zustande so große Freiheit des Geistes, über die Einheit in seinem Thun, über die wenigen Spuren von Einmischung einer fremden Gewalt; über die Geduld der Hände und Füße, welche sich nur bewegen, wenn die Seele will, der Augen und Ohren, welche nur Vorstellungen erregen, wenn etwas Aeußeres zu sehen und zu hören ist; über die Leichtigkeit, womit Gedächtniß und Phantasie sich äußern; gleich als ob es dabei nur auf einen psychologischen, und nicht zugleich auf den begleitenden physiologischen Mechanismus ankäme«. S. 487.

»Der physiologische Mechanismus, sofern er die Abwechselungen der Seelenzustände bloß begleitet (und so lange, diesen letzteren gehorsam, das Nervensystem sich übrigens durch Wirkung und Gegenwirkung aller seiner Theile in Ruhe

hält), kann nicht wahrgenommen werden in den Geistesfunctionen, die er begleitet; vielmehr werden sich dieselben aus bloß psychologischen Gründen allein erklären lassen«. — »Es ist dem regelmäßigen Gange der Forschung gemäß, die einmal aufgefundenen Grundsätze der Statik und Mechanik des Geistes so weit als möglich zu verfolgen; und nicht eher, als indem eine bedeutende Differenz zwischen den aus ihnen zu erkennenden Gesetzen und den in der Erfahrung gegebenen Erscheinungen, sich entdeckt, einen fremdartigen Einfluß vorauszusetzen und ihm nachzuspähen«. S. 488.

«Das Gehirn ist frei von unmittelbarer Affektion durch die Außenwelt; es ist weich und nachgiebig gegen die Blutströme, die sich in dasselbe ergießen; es ist nicht zu heftigen Bewegungen, nicht zu unentbehrlichen Lebensfunctionen gebauet. Daher bietet es der denkenden Seele eine ruhige Wohnung dar«. S. 485. »Wie anders mag es um die Seele der Insekten stehn, bei welchen die Ganglien, die im Körper vertheilt vorkommen, das Uebergewicht über dem Gehirne haben! Hier finden wir Kunsttriebe; einen vorgeschriebenen Wechsel der Lebensart; der Gang der Vorstellungen scheint unaufhörlich durch organische Gefühle bestimmt, deren Sitz ohne Zweifel in der Gesammtheit aller Elemente des Nervensystems muß gesucht werden. Und das nämliche ist wahrscheinlich das Loos der allermeisten Thiere, nur die obersten Säugthiere ausgenommen«. — »Gewiß braucht man nicht anzunehmen, daß die Seele, oder was immer im Nervensystem das herrschende seyn mag, in allen Thieren ein gleich parasitisches Daseyn habe, wie im Menschen; im Gegentheil, das monarchische Verhältniß jener Herrschaft senkt sich allem Anschein nach gar sehr ins demokratische hinunter; und die niedrigsten Seelen mögen immerhin auch die niedrigsten Dienste, deren die Vegetation bedarf, mit besorgen helfen« S. 486.

»Obschon wirkliche Schwingungen von Körpern ausser uns nöthig sind, damit wir harmonische Verhältnisse von Tönen mit Lust vernehmen können: so geschieht doch nicht das Mindeste, was mit diesen Schwingungen auch nur die entfernteste Aehnlichkeit hätte, in der Seele selbst«. S. 68. »Wir wissen wenigstens soviel, daß die Seele mit einem Ende der Nerven zusammen ist, als welches die allgemeine Bedingung aller Causalität ausmacht; ferner, daß der Nerv, der sich als ein cohärenter Faden darstellt, eine Kette einfacher Wesen seyn muß, die sich in einem unvollkommnen Zustande befinden; endlich, daß in einer solchen Kette allemal zu erwarten ist, die geringste Veränderung in dem innern Zustande eines Wesens werde auf die Störung und folglich auf die Selbsterhaltungen aller Wesen in der Kette einen Einfluß haben. Dieser Einfluß also kann sich, fortlaufend am Nervenfaden, durch den Raum fortpflanzen (nur nicht durch den leeren Raum), ohne im geringsten von räumlicher Art zu seyn«. S. 458. »Vom Lichte wird der Sehenerv, von Salzen der Geschmacksnerv, u. s. w. in neue innere Zustände versetzt. — Und was folgt aus diesen Affectionen der Sinnesnerven? Das allernatürlichste von der Welt: ein innerer Zustand der Seele, eine Vorstellung. Hier ist gar nichts Heterogenes in der Ursache und dem Bewirkten, denn hier mischt der Raum sich weiter nicht ein, als insofern die räumliche Ausdehnung des Nervenfadens in Betracht kommt, wovon schon vorhin die Rede war«. S. 460.

»In der willkührlichen Bewegung sind Ursache und Bewirktes heterogen, denn das Wollen ist ein innerer Zustand der Seele, die Zuckung der Muskeln eine Raumbestimmung für deren Bestandtheile. In der Mitte dazwischen stehn die Nerven.« S. 458. — »In den Nerven sind Störungen und Selbsterhaltungen jedes Elements; dergleichen muß es zuvör-

derst in den sämmtlichen einfachen Wesen, aus denen der Muskel zusammengesetzt ist, ebenfalls geben; und da mit dem Muskel der Nerv zusammenhängt, so müssen sich die Zustände der Selbsterhaltungen in dem einen nach denen in dem anderen richten. Sagt nun die Erfahrung, daß aus den veränderten inneren Zuständen des Muskels auch veränderte äußere, nämlich eine Annäherung der Theile desselben, entstehen, so sagt sie damit nichts Unerhörtes, Nichts, was nicht schon in den ersten Anfangsgründen der Chemie vorkäme«. S. 459.

»Die absichtlichen Bewegungen der Glieder hängen zunächst ab von der Spannung gewisser Muskeln, diese von dem Gebrauch gewisser Nerven — aber die Seele weiß nichts von Muskeln und von Nerven; sie ist beschäftigt mit dem äusseren Erfolge, den sie beabsichtigt. Umgekehrt vollbringt sie dagegen wirklich das, was sie nicht kennt, nicht denkt, nicht ahndet; sie setzt den ihr unbekannten Mechanismus richtig in Bewegung. — Warum verbindet sich mit dem Wollen nun jedesmal ein solcher Nervenzustand, wie er gerade nöthig ist, wenn die Glieder des Leibes durch den Mechanismus desselben zu der verlangten Bewegung sollen angetrieben werden«? — Was hier die Seele leitet, »ist das bestimmte Gefühl, welches von der Geburt an aus bloß organischen Gründen, gewiße Bewegungen in den Gelenken erregt, in Verbindung mit der Wahrnehmung durch den äusseren Sinn, welche Veränderungen in der Gestalt des Gliedes oder in der Umgebung sich zugetragen haben. Erhebt sich nun ein Begehren der beobachteten Veränderung, so reproducirt sich in dem zuvor mit dieser Beobachtung complicirten Gefühl diejenige Selbsterhaltung der Seele, welcher in Nerven und Muskeln alle die innern und äussern Zustände entsprechen, vermittelst deren die beabsichtigte Veränderung in der Sinnensphäre kann hervorgebracht werden. Das Begehrte erfolgt also wirklich«. S. 232 u. 463 — 465.

chen und zu wirken«. S. 494. »Beim beginnenden Wiedererwachen kommt zuerst die Frage in Betracht, ob allen verschiedenen Parthieen des vorhandenen Vorstellungskreises die gleiche Freiheit, sich ins Bewußtseyn aufzurichten, wird gegeben werden. Die geringsten Ungleichheiten hierin können jetzo bedeutend werden. Nun vermuthen ohnehin die Physiologen, daß nicht das ganze Gehirn und Nervensystem in allen Theilen gleichmäßig seine Zustände beim Einschlafen und Erwachen wechsele«. S. 494 u. 495.

»Die Freiheit kann nicht durch ihre eigne That aufhören, frei zu seyn, wodurch sie sich selbst zerstören würde«. S. 452. »Ob der Lauf der Vorstellungen mehr einem psychologischen, oder einem physiologischen Gesetze folgt: dies scheint die große Frage, wonach entschieden werden muß, wiefern ein beseelter Organismus zum Träger eines vernünftigen Daseyns tauge«. S. 486. »Der richtige Gang des Denkens ist dann wenig räthselhaft, wenn man nur den natürlichen Lauf der Vorstellungen, als Selbsterhaltungen in einem einfachen Wesen, ungestört seinen eigenen Gesetzen folgend sich denkt, die physiologischen Einflüsse aber, wenn sie übermächtig werden, als die Urheber der Anomalien in diesem Laufe ansieht«. S. 518. »Die Naturgesetze der Mechanik des Geistes können nicht erkranken; sie sind stets gesund, und stets dieselben, wenn sie schon bei veränderten Umständen die abweichendsten Resultate von denen ergeben, die man von dem gesellschaftlichen Menschen verlangt«. S. 504.

»Es ist für die ganze Psychologie im hohen Grade nützlich, wenn mit den auffallenden Anomalien in solchen Zuständen, worin offenbar der Leib vorherrscht, die minderen Fehler verglichen werden, die der gesunde, wachende Mensch vielfältig begeht«. S. 502. »Um wie viel muß die Verzögerung, ja die Ausschließung der rechten Gedanken — derjenigen nämlich, die um einer praktischen Rücksicht willen

die rechten genannt werden, — zunehmen, sobald nur noch irgend welche fehlerhafte physiologische Einwirkungen dazu kommen! sobald es dem Organismus an Geschmeidigkeit fehlt, dem nöthigen Wechsel der Vorstellungen gehörig begleitend nachzufolgen; sobald diejenigen Zustände, welche von den herrschenden Vorstellungsmassen herrühren, sich zu sehr bevestigen, um einem entgegengesetzten Antriebe leicht nachzugeben! — Noch andere Beispiele, daß ohne alle widrigen physiologischen Einflüsse, die größten und gesundesten Köpfe der Unbesonnenheit zuweilen zum Raube werden, und daß also da, wo im Wahnsinn dergleichen Erscheinungen carricaturmäßig vergrößert erscheinen, der leibliche Zustand nur vollendet, was der psychologische Mechanismus schon angefangen hatte, — liefert uns die Geschichte der Philosophie, in den Inconsequenzen der Systeme«. S. 505. »Bedenken wir, daß jeden Menschen ohne Ausnahme seine Geistesbewegungen Zeit kosten, so haben wir sogleich, jenseits der gewöhnlichen Mitte, auf der einen Seite das Genie, und zwar das universelle, wenn nicht nähere Bestimmungen hinzukommen, und auf der andern den Blödsinn, indem wir die Zeit sehr verkürzt oder verlängert denken«. S. 521.

»Die losreißende Kraft, welche den Wahnsinnigen von den Erinnerungen an die Vergangenheit trennt und deshalb das neu entstehende Ich solcher Bestimmungen fähig macht, die dem alten gerade widersprechen, diese Kraft ist dieselbe, welche überhaupt so oft die Gedankenfäden des Wahnsinnigen zerschneidet, welche sein Benehmen und Sprechen mehr oder minder desultorisch und inconsequent macht; dieselbe, durch welche es unmöglich wird, daß viele verschiedene Vorstellungsmassen zugleich in seinem Bewußtseyn gegenwärtig seyen, und auf einander einwirken. Es ist die physiologische Hemmung des Vorstellens, welche die Krankheit mit sich bringt. Wenn diese sich mit irgend einer phantasti-

schen Aufregung vereinigt, so haben wir zwei Kräfte, von denen alle Erinnerungen der früheren Ichheit auf die Schwelle des Bewußtseyns können getrieben werden. Die jetzigen Körpergefühle, sammt der eben vorhandenen Phantasie, ergeben um so sicherer ein neues Ich, je vester sie sich unter einander compliciren, das heißt, je ungestörter sie mit einander eine Zeitlang haben im Bewußtseyn verweilen können«. S. 512. — »Verdient irgend eine Art der Geisteszerrüttung den Namen der Seelen-Krankheit; so ist es gewiß der Wahnsinn. Hier wirkt der psychologische Mechanismus, und oft nicht minder lebhaft und zusammenhängend wie beim Gesunden. Aber sein Bau ist verdorben; ein untaugliches Rad ist in die Maschine gekommen; dadurch wird ihr Effect ein Zerrbild von dem, was er seyn sollte«. S. 523.

»Bei der Tobsucht (Manie sans delire) steht das Psychologische und Physiologische noch beinahe getrennt. Sehr richtig ohne Zweifel ist, daß hier die Krankheit nicht in der Seele, sondern im Körper ihren Sitz habe. Denn daß an ein heftiges, beim ersten Anfalle unbekanntes, Körpergefühl sich eine Vorstellungsreihe anknüpfe, die eigentlich damit in gar keiner nothwendigen Verbindung steht, sondern jetzt erst eine Complication mit jenem Gefühle eingeht, das kann man unmöglich Krankheit nennen«. S. 515.

Die Narrheit zeigt uns, »daß die organische Natur auch auf unzweckmäßige Weise noch leben kann. Wir sehen, es ist möglich, daß statt eines psychologischen Mechanismus, welchem das Gehirn diene, eine Gesammt-Mechanik für die Seele und für das Nervensystem eintrete! — Es geht hier in dem ganzen Nervensystem, die Seele mit eingeschloßen, wie in einer allzu zahlreichen deliberirenden Versammlung, wo zwar Jeder für sich allein einen Plan verfolgen würde, wenn er ungestört bliebe, alle zusammen aber nicht einmal einen Plan entwerfen, vielweniger ausführen kön-

nen, weil bald diese bald jene Meinung überwiegt und Alle doch Etwas zu den endlichen Beschlüssen wollen beigetragen haben«. S. 517.

»Im Blödsinn ist der Mensch ein Kind geblieben, — oder, beim später eingetretenen, in die Kindheit zurückgeworfen. — Sehr merkwürdig ist, daß nur der Blödsinn allein unter den Geisteszerrüttungen als angeboren vorkommt. Seine geringeren Grade können kaum anders als dieses Ursprungs seyn. Denn wo er im Laufe des Lebens entsteht, sey es unmittelbar oder als Verschlimmerung des fixen Wahnsinns und der Tobsucht, da muß eine sehr heftige Gewalt so zerstörend auf die früher gewonnene Bildung gewirkt haben, daß schwerlich irgend etwas anderes als unbrauchbare und im Wege liegende Trümmer davon übrig bleiben können«. S. 519 u. 520. »Daß vorzüglich die Urtheilskraft das Fehlende im Blödsinn sey, ist nicht glaublich; dagegen scheint der Gedanke, daß beim angebornen gelinden Blödsinn die Zeit, welche der psychologische Mechanismus verbraucht, durch den physiologischen Einfluß verlängert werde, so einfach und fruchtbar, daß er wohl verdienen möchte, zuerst und vorzugsweise, wenn auch nicht einzig und allein, bei der Untersuchung über den Blödsinn erwogen zu werden«. S. 522.

»Man hat unter mancherley näheren Bestimmungen oftmals, nicht bloß gerathen, sondern versucht, eine Leidenschaft durch die andere zu bezwingen. — Daß auch gute Aerzte zuweilen durch ein künstliches Geschwür, — welches sie wieder heilen können und das in ihrer Gewalt bleibt — dringende Gefahren vorläufig abwenden, ist bekannt. Wer sich aber einbildet, man könne aus entgegengesetzten Leidenschaften die moralische Gesundheit erzeugen, der gleicht den Politikern, welche im Ernste zwei Mächte auf einem Boden begehren. Nicht Ruhe, sondern völlige Zerrüttung ist davon

die nothwendige Folge«. S. 116. »Der Wahnsinn wird geheilt, indem die Körpergefühle weggeräumt, die Vorstellungsmassen in ihren falschen Bewegungen nachdrücklich gehemmt, und durch die Sinne ganze Vorräthe von neuen Wahrnehmungen herbeigeführt werden. — Im Allgemeinen rühmt man die gute Wirkung der Arbeit, und des vesten, obgleich nicht harten Betragens gegen die Wahnsinnigen. Und wer sieht nicht, daß eins und das andere zu den trefflichsten Mitteln gehört, einen fehlerhaften Gang des Vorstellens zu hemmen, gewissen herrschenden und richtigen Vorstellungen das Uebergewicht zu verschaffen, daneben dem Leibe sein Wohlseyn und der Seele ihre Herrschaft über den Leib recht fühlbar zu machen«. S. 524.

So weit diese Entlehnungen. — Sie stellen das Grundverhältniß und die hauptsächlichsten Variationen des Zusammenseyns von Seele und Leib dar; aber die näheren Begründungen und den geistvollen Zusammenhang, der das Ganze verknüpft, muß man in dem Buche selbst suchen.

Hier sind keine auf nichtgleichenden Gleichnissen beruhende Demonstrationen der Identität von Seele und Leib; hier wächst die Seele nicht aus dem Leibe, oder, was wesentlich gleichviel ist, dieser aus jener heraus; hier verfolgt uns nicht das vage Gerede vom Leben, sondern hier leuchtet uns Rettung »aus diesem todten Meere, worin der philosophische Untersuchungsgeist der Physiologie ertrunken ist«. S. oben S. 194.

Mit einem so gründlichen Forscher in den Ergebnissen der Untersuchung zusammenzutreffen, mag mit Recht erfreuen. Ein und der andere Leser dieser Zeitschrift gedenkt vielleicht schon aus ihren früheren Jahrgängen der Aufstellung gleicher Lehren, wie die vorstehende Uebersicht

sie darlegt, über das Verhältniß von Seele und Leib, über das bloße Vereintseyn Beider, über das Verhalten des Leibes zur Seele wie zu einem Aeußeren, über die einander bloß begleitenden Funktionen beider, über die Unabhängigkeit der höheren Verrichtungen der Seele vom Leibe, über das Nichtaufhören der Freiheit durch ihre eigne That, über menschliche Selbstmacht und deren Bedingtheit, über die organische Begründung des Wahnsinns und der übrigen irren Zustände. Man vergl. Zeitschrift für psychische Aerzte, Jahrg. 1818, Heft 1, S. 128, Heft 3, S. 409; 1819, Heft 1, S. 1, Heft 4, S. 509; 1820, Heft 1, S. 6; 1821, Heft 3, S. 1; 1822, Heft 1, S. 15; und Zeitschrift für die Anthropologie, Jahrg. 1824, Heft 1, S. 23, Heft 2, S. 257 ꝛc. Vermögen solche, auch von Aerzten vertheidigte Lehren nun auch nicht das oben S. 191 angedeutete Urtheil unsers Verfassers über die jetzige Lage der Physiologie, der, wie er sagt »jeder einzelne Gelehrte natürlich mehr oder weniger nachgeben wird«, als unbegründet darzustellen, so sind sie doch vielleicht im Stande, es mindestens zu beschränken. — Bedarf es indeß zu dieser Beschränkung noch etwas anderes, als die Namen: Blumenbach und v. Autenrieth zu nennen, die §§. 61 und 217 in der letzten Ausgabe der Physiologie des ersteren, und die Abhandlung Bd. 2, Heft 3, Nr. 2 u. f. der Tübinger Blätter von letzterem?

Daß in der vorigen Zusammenstellung nur die Hauptsätze gegeben werden konnten, wird den für Gegenstände, wie sie hier zur Sprache gekommen, aufmerksamen, aber mit dem Buche noch unbekannten, Leser um so dringender zu diesem einladen. Mehrere der im Vorigen ausgehobenen Sätze sind tiefer begründet in dem ausgeführteren psychologischen Theile des Werkes., dem der Abschnitt »von den äusseren Verhältnissen des Geistes« nach S. 52 nur in der

Absicht, »den heutigen Biologen wenigstens etwas mehr Vorsicht zu empfehlen«, und das zweite Kapitel dieses Abschnittes »von denjenigen Geisteszuständen, worauf der Geist einen bemerkbaren Einfluß hat« nach S. 525 nur als leicht hingeworfener Anhang beigefügt ist. So findet sich dort namentlich die haltlose, halb materialistische, halb spiritualistische, Lehre, daß die psychischen Akte, die der Mensch mit den Thieren gemein hat, Produkte des Leibes seyen, zu welchen materiell entsproßenen aber im Menschen noch ein Anderes, ein Geist, hinzukomme, außer durch das, was ihr sonst aus den Beweisen für das bloße Vereintseyn von Seele und Leib entgegensteht, auch noch durch die gründliche Nachweisung widerlegt, welche jener psychologische Theil im zweiten Abschnitt des zweiten Bandes von der Entwickelung der sogenannten oberen Vermögen, durch welche sich der Mensch über das Thier erhebt, aus den niederen gibt, welcher Entwickelung das Thier, abgesehen von seiner psychischen Natur, schon deshalb entbehren muß, weil sie physiologisch in ihm nicht begünstigt ist.

Gern hätte gewiß mancher mit uns in dem belehrungsvollen Buche über die vom Leib abhängigeren Seelenzustände weiter gelesen. »Es gibt«, so sagt es selbst am Schlusse seines letzten Abschnitts, »noch andere Zustände der Seele, in denen sie dem Leibe auffallend unterworfen ist, wie das Delirium im Fieber, das Nachtwandeln, der sogenannte magnetische Schlaf, (wofür ein besserer Name vorhanden seyn sollte, um die so unsäglich gemißbrauchte Analogie mit dem Magneten einmal wieder in ihre Gränzen zurückführen zu können,) ferner der Schwindel, der Rausch, der Starrkrampf u. s. w. Ueberdies kommen noch die physiologischen Wirkungen der Gefühle und Leidenschaften, wegen der damit verbundenen Rückwirkungen auf die Seele, — es kommt die Abhängigkeit des Temperaments von dem Leibe, und so manches Andre in

Betracht, was hier ganz übergangen ist«. Möchte der geehrte Verfasser uns die Ausbeute seiner Forschungen über diese Gegenstände noch in der Folge zu Theil werden lassen! Ist doch im Besonderen der Lehre von dem Verhältniß zwischen Seele und Leib noch so viel zu forschen übrig; ja fängt nicht diese Lehre, die bisher in den Psychologieen und Physiologieen nur stückweise und nebenbei betrachtet ward, nicht erst jetzt an sich wissenschaftlich zu ordnen?

Daß auch bei einstimmiger Anerkennung dessen, was als die Grundlage dieser Lehre zu betrachten ist, sich doch für die Hinausführung des Werk's noch manches Bedenken finden müsse, ist wohl unvermeidlich. — Und solche Bedenken wird denn auch die in der vorigen Zusammenstellung dargelegte Lehre zu veranlaßen und öffentlich zur Sprache zu bringen nicht verfehlen, schwerlich aber dem in eigner Geistesfreiheit den Forschungsgeist Anderer frei machenden Verfasser unwillkommen. Es sey vergönnt, hier von den im Vorigen aufgeführten Sätzen einige, die vielleicht auch noch eine andere Seite als die dort dargestellte darbieten, in näherer Betrachtung herauszuheben.

Zuerst möge uns hier ein Untersuchungsgegenstand beschäftigen, auf den die hier betrachtete psychologisch-physiologische Darstellung zu wiederholtenmalen zurückkommt, die Frage nach dem Wo des Zusammenseyns von Seele und Leib, über welche Frage man sich, nach S. 406 jener Darstellung, »neuerlich weit hinausgeschwungen hat, jedoch nur auf den Fittigen großer Irrthümer«. Anerkennend, »daß der Seele selbst, als einem einfachen Wesen, gar keine räumlichen Prädikate können beigelegt werden«, und »daß der Raum, den ein einfaches Wesen einnimmt, nur ein mathematischer Punkt seyn kann«, wird zugleich der schon oben angeführte Satz aufgestellt, daß »gerade so, wie die völlig unausgedehnten, völlig unräumlichen Wesen, aus denen die Materie

besteht, zusammengenommen räumliche Ganze, Körper, bilden, nicht anders auch der Seele, diesem ebenfalls dem Raum fremdartigen Wesen dennoch, sofern sie mit dem Leibe in einem vesten Causalverhältniß steht, eine bestimmte Stelle, mindestens eine bestimmte Gegend in dem Leibe, wo sie sich befinde, gebühre, welches Wo für sie genau in dem nämlichen Sinne zu nehmen sey, wie für jedes Element der Materie«.

Das hier Aufgestellte erregt zunächst das Bedenken, worauf denn jenes »Gerade so« und »Nicht anders« sich stütze. S. 458 des hier betrachteten Werkes wird anerkannt, »daß ein paar zusammengehörige Selbsterhaltungen unter einander gar keine Aehnlichkeit zu haben brauchen, ausser der einzigen, daß sie lediglich innere Zustände, jede in dem sich selbst erhaltenden Wesen, seyn müssen«. Allerdings ist die Seele dem Raume ebenfalls fremdartig; aber der Beweis mangelt, daß sie es auf gleiche Weise sey, wie die den Körper bildenden Wesen.

Man vermißt zweitens für die Begründung jener Lehre die Abweisung des möglichen Falles, daß die Seele nicht vielmehr mit der unräumlichen Einheit der den Leib constituirenden Wesen, also durch diese mit dem ganzen Körper, ohne Bedürfniß einer besonderen Stelle, in Beziehung stehe.

Den Beweis, daß die Seele nicht, wie Reil es in seinen Rhapsodieen lehrte, in solcher Art mit dem Leibe verbunden sey, hat die hier betrachtete Schrift überzeugend geführt. S. 472, 476 u. 516. Es ist hier dargelegt, was daraus folgen würde, wenn alle Ereignisse im Bewußtseyn ein Resultat der Gesammtwirkung des Nervensystems wären. Aber die Seele kann mit dem ganzen Leibe eben so unmittelbar wie mit dem Gehirn verbunden seyn, ohne daß der Leib an allen Ereignissen im Bewußtseyn Antheil zu haben braucht. Jeder Theil des Leibes könnte in ihr unmittelbar

Empfindungen erregen, jedem könnte sie unmittelbar gebieten; aber der begleitende Einfluß, den der Leib auf die Wiedererweckung von Vorstellungen und dadurch auf das Bewußtseyn hat, könnte bloß dem Gehirn gebühren. Nun sind aber directe Beweise dafür da, daß die Seele mit jedem Theile des Körpers in unmittelbarer Beziehung stehe (M. s. schon Zeitschr. f. psych. Aerzte, 1818, Heft 1, S. 72 u. f.). Wiefern sie sich diesen Beziehungen hingeben will, ist ihr zwar bis auf einen gewissen Grad überlassen; die Art der Beziehung besteht aber darum nicht minder als eine unmittelbare.

Ist der ganze Leib bei gehöriger Stimmung seiner Lebenskraft in unmittelbarer Beziehung zur Seele, so wird er auch in allen seinen Theilen einen Einfluß auf ihre Stimmungen haben können, der nicht durch die begleitenden Acte des Gehirns beim Vorstellen vermittelt ist. Wer auch durch den Verfasser der hier betrachteten Schrift die volle Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Vermögen der Seele nur Abstractionen sind, wer ferner mit ihm anerkennt, daß Gall's Lehre unpsychologisch ist, der wird sich doch die Frage noch vorlegen können, warum denn nicht die verschiedenen Theile des Leibes durch ihre, unter Umständen ihnen zukommenden mittelbaren oder unmittelbaren, psychischen Beziehungen auf die »Arten und Weisen, wie unsere Vorstellungen sich in Bewußtseyn befinden«, verschiedentlich einwirken können. Es sind doch Thatsachen da, die dafür sprechen. (M. s. Zeits. f. d. Anthrop. f. 1823, Heft 1, S. 99 u. 124). Mögen immerhin die auffallendsten unter diesen Thatsachen aus dem schon von der Gesundheit abgewichenen Zustande hergenommen seyn; es fehlen minder hervortretende doch auch innerhalb der Sphäre der Gesundheit nicht, und jene liegen also mit diesen in einer Reihe.

Freilich dürfte hiernach in der fortgeführten Untersuchung über

die Beziehung von Seele und Leib, sofern diese noch innerhalb den Gränzen der Gesundheit ist, die Verflechtung der Anregungen vom Leibe aus in die Selbstbestimmungen der Seele beträchtlicher und das Prädicat »rein geistig« bedingter zu gebrauchen seyn, als es allgemein der Psychologen und so auch des Verfassers der oben zusammengestellten Sätze Meinung ist. Der von Natur minder begabte Kopf mag die Einmischung einer hemmenden Macht bei seinen geistigen Arbeiten oft genug fühlen; von alten Leuten, die, noch gesund, die frühere Zeit mit der späteren vergleichen, hört man die Klage über diese Hemmung täglich. Gegen die so oft widrige Gewalt des sich dem Auge und Ohr aufdringenden Aeußeren vermag noch willkührliche Bewegung zu helfen; vor den Bestürmungen des Gemeingefühls rettet die aber nicht mehr. Allerdings liegen, wie Hr. H. es S. 68 gegen die Physiologen bemerkt, unsere angenehmen und unangenehmen Gefühle nicht unmittelbar in dem begünstigten oder gehinderten organischen Leben; aber wie viel Antheil hat nicht diese Begünstigung oder Hinderung an der Erregung solcher Gefühle! Nur ein Mehr dieses Antheils, kein völliger Gegensatz, wie S. 497 gelehrt wird, unterscheidet den Traum von manchen körperlich abhängigen Regungen des noch innerhalb der Gesundheit liegenden Wachens. Indeß fordert ja auch schon der oben S. 204 angeführte Satz für den vernünftigen Lauf der Vorstellungen nur ein Uebergewicht des psychologischen Gesetzes über das physiologische.

Wohl fast zu viel gibt der Verfasser zu, wenn er S. 118 u. 525 dem Temperament, »welches auf Affecten und Leidenschaften einen so großen und unläugbaren Einfluß hat, Abhängigkeit von dem Leibe« beilegt. Hat doch selbst der Physiologe keinen Grund in Abrede zu stellen, daß Temperamentsumwandelungen, von denen die Geschichte from-

mer Menschen erzählt, nicht allein von der Seele aus bewirkt seyen. Wenn aber der Verf. S. 118 daran zweifelt, ob »jemals die vergleichende Anatomie dahin kommen werde, uns über den Grund, weshalb das Temperament und der erste natürliche Affect bei Verschiedenen verschieden sey, Aufschluß zu geben«, so mag er vielleicht Recht haben; indeß hat die Physiologie auch noch in anderen als anatomischen Verhältnissen die Lösung jener Aufgabe zu suchen: namentlich in den Reizbarkeitsstimmungen der Muskeln, dem verschiedenen Verhalten der Absonderungsthätigkeit und der verschiedenen Beschaffenheit des Blutes (m. s. schon Zeitschr. f. psych. Aerzte, 1822, Heft 1, S. 92 u. 93)

Die oben S. 195 dargelegte scharfsinnige Ansicht, auf welche Weise die Seele vor dem Ungestüm der Nervenactionen gesichert sey, wird allerdings durch die Größe des Menschengehirns unterstützt. Aber relativ zum Körper haben ja auch einige Thiere ein eben so großes Gehirn als der Mensch; über einander liegende Markblätter finden sich in der Netzhaut der Vögel mit Verstärkung der Sehkraft; und endlich ist ja keineswegs erwiesen, daß das Gehirn allein eine unmittelbare Beziehung zur Seele besitze. Vielleicht findet jenes merkwürdige Faktum passender darin eine psychologische als eine physiologische Verknüpfung, daß beim Menschen, viel mehr als beim Thiere, das von Seiten des Körpers in der Seele Angeregte, sich an Wiedererwecktes anschließt, das dann jenem vom Körper aus Angeregten umbildend und dadurch mäßigend entgegentritt, welchen Vorgang zwar ebenfalls eine Gehirnthätigkeit begleiten mag, deren Größe sich aber keineswegs nach der Dicke und Ausdehnung der über einander liegenden Markblätter zu richten braucht.

In der Ansicht des Verfassers von der Bedeutung des Gehirns scheint ebenfalls das dem Zweifel ausgesetzt, daß, nach ihm, S. 475, »das Gehirn zunächst für die Seele,

ren zu wachen und zu wirken; auch erfolgt der Durchgang durch den Mittelzustand zwischen Wachen und Schlaf hier keineswegs immer rasch.

In Betreff der »Negation der sämmtlichen Thätigkeit des Vorstellens mit allen seinen Modificationen während des nicht bereits zum Traum übergegangenen Schlafes« S. 489 u. 492, möchten denn doch Thatsachen, wie sie schon Carus (Psychologie Bd. 2, S. 184) und diese Zeitschr. für 1825, Heft 3, S. 2 angeführt haben, zum Zweifel berechtigen. Lassen wir immerhin die »Gründe aus falscher Metaphysik, um derentwillen Manche ein fortdauerndes Vorstellen auch im tiefsten Schlafe annehmen«; aber das unmittelbare Ergebniß der Erfahrung hat doch ein unbestreitbares Gewicht. Und dieses Ergebniß kommt denn den metaphysischen Gründen für ein Nichtaufhören der Seelenthätigkeit im Schlafe entgegen.

Die auch in der hier betrachteten Darstellung (S. 514 u. 516) befolgte Unterscheidung der Narrheit als einer besondern Art des Irrseyns hat zwar Autoritäten für sich, ist aber schwerlich in der Natur begründet. Wo, wie es S. 516 jener Darstellung treffend heißt, »keine Reproductionsfolge sich abwickeln kann, keine appercipirende Vorstellungsmasse ihre Wirkung thut, wo kaum noch selten einmal ein Urtheil zu Stande gebracht wird«, da ist Blödsinn, da ist, mit den Worten unsers Verfassers S. 519 zu reden, »ein verkrüppelter psychologischer Mechanismus«. Ist noch so viel Haltung in der Seele, daß ein unregelmäßig abwechselnder Wahn in ihr zu Stande kommt, so bildet das einen Mittelzustand von Blödsinn und Wahnsinn.

Mit der S. 517 des hier betrachteten Werkes in Betreff der Theilnahme des Nervensystems an dem Entstehen der Narrheit aufgestellten Ansicht, welcher zufolge »bei der Narrheit die Sehenerven, den früher erhaltenen Eindrücken

gemäß, Gesichtsvorstellungen, und die Gehörnerven Tonvorstellungen veranlassen, so daß die Seele, nach gewechselten Rollen nur die begleitenden inneren Zustände daran füget, was sonst, in Beziehung auf sie, den sämmtlichen Elementen des Gehirns zukam«, mit dieser Ansicht stimmt weder das bei Irren jener Art keineswegs gewöhnliche Vorkommen von Sinnesstörungen, noch das vorzugsweise Beschäftigtseyn derselben mit Vorstellungen, die mit Sinneswahrnehmungen nur in indirecter Verbindung stehn. Ist jene Ansicht aber nicht begründet, so läßt sich die Narrheit schwerlich auch als ein Argument gegen diejenigen gebrauchen, welche die Seele in dem ganzen Körper zu vertheilen geneigt sind.

Bei dem, was S. 515 der hier betrachteten Schrift von der Entstehung der Mordsucht sagt, bleiben doch noch tieferen Aufschluß verlangende Fragen übrig. »Der Todsüchtige«, so heißt es dort, »hat früherhin von Morden gehört, er hat sich eine directe Ahndung gebildet, wie einem Mörder zu Muthe seyn möge; keine andre Vorstellungsreihe ist mit ähnlicher Affection verbunden, daher tritt diese Ahndung hervor, die noch am ersten mit dem jetzt vorhandenen Körpergefühl eine Aehnlichkeit hat, — und die unglücklichste aller Complexionen ist fertig!« — Daß beim Geschlechtstriebe die Natur offenbar noch auf andere Weise nachhelfe, fügt schon der Verfasser selbst hinzu; wir haben aber allen Grund, zwischen den Begehrungen dort und hier eine Uebereinstimmung der Entstehungsweise anzunehmen. Nicht minder macht das analogische Verhältniß der Thiere, deren Raubsucht unser Verfasser S. 117, unstreitig mit Recht, als etwas durch körperliche Anregungen bedingtes und dann habituell gewordenes betrachtet, ein anderes Verhältniß der Sache wahrscheinlich.

In Betreff des Blödsinns wird es, wie sehr man auch der S. 519 u. f. der hier betrachteten Schrift von der Na-

tur dieses Zustandes gegebenen Entwickelung beizustimmen gedrungen ist, nur schwer, die S. 471 ausgesprochene Ansicht zu theilen, daß es Blödsinnige gebe, »die gänzlich einer Pflanze gleichen würden, wenn man ihrem Munde die nöthige Nahrung so beständig gegenwärtig erhalten könnte, wie die Wurzeln der Pflanze umgeben sind von der nährenden Erde«. Auch der stumpfeste Cretin hohlt Athem und schlingt das ihm in den Mund gesteckte hinab; er würde sterben, wenn er das nicht thäte. Schlingen und Athemhohlen fordern nun aber willkührliche Bewegungen; sie geschehen nicht ohne eine, wenn auch nur wenig bewußte, Seelenwirkung.

Daß der Verfasser die psychologische Betrachtung des Sterbens unterlassen, ist um so mehr zu bedauern, weil seine Lehre von der Negation alles Vorstellens im tiefen Schlafe hier ihm selbst entgegen angewandt werden könnte. Er erklärt sich indeß, wie wir schon oben S. 193 gesehen, für »eine nur zufällige« Verbindung von Seele und Leib, er betrachtet die Seele als Substanz, er stellt S. 55 dem Ausspruche, daß sie ein Product des Leibes, und demnach von diesem abhängig sey, die Schlußworte von Haller's Elementa gegenüber: Mortui hominis cadaver putredini traditur; anima eo abit, quo Deus jusserit.

Einige gerichtsärztliche Erörterungen;

von

Herrn Professor Grohmann
in Hamburg.

Die gerichtsärztliche Litteratur hat in der neuesten Zeit zwei Schriften erhalten, die wahre Bereicherungen für die Wissenschaft, für die philosophische Ausbildung der so schwierigen, mit so vielen Vorurtheilen der alten Welt kämpfenden Kriminal-Jurisprudenz und legalen Medicin sind. Beide Schriften, die ich bei den Namen der verdienstvollen Verfasser und bei der Wichtigkeit der abgehandelten Gegenstände hier kaum zu nennen brauche, haben mit Schonung und Nachsicht auf einige Beiträge, Zweifel und Vorschläge Rücksicht genommen, wodurch ich glaubte, um die Legal-Medicin als wichtigen Theil der für die leidende Menschheit auftretenden Heilkunst mir einiges Verdienst erwerben zu können. Diese Rücksicht, die man mir theils in Einwendungen, theils in freundlichen Berathungen und ermunternden Zustimmungen hat angedeihen lassen, erfordert auch von meiner Seite eine weitere Rücksprache und dankbare Anerkennung. Und so fest ich entschlossen war, einen Gegenstand der Untersuchung, der mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, wo die wissenschaftliche Kunde in so viele Fächer der Erkenntniß eingreift, geübtern und scharfsinnigern Männern, die jetzt auch in jenen Schriften auftraten, zu überlassen: so mag es mir doch erlaubt seyn, noch mit einigen gerichtsärztlichen Erörterungen,

die jene Rücksprache und eine gewisse Zuversichtlichkeit meiner früheren Meinungen betreffen, von dem Schauplatze der gerichtsärztlichen Forschung abzutreten, wo jetzt größere und geübtere Kräfte für die Sache und das Beßte der Menschheit in der Aufklärung der legalen Medicin und Kriminal-Jurisprudenz gewonnen sind, und also schwächere Bemühungen und Kräfte leicht entbehrt werden können.

Meine Meinung, die Todesstrafen seyen große Gebrechen der Menschheit und selbst der Gerechtigkeit, die durch die legale Medicin und die Kriminal-Gesetzgebung geübt werden soll, stützt sich erstlich auf den Satz, der Staat habe kein Recht, sich an den Gütern, die nicht in der Rechtssphäre liegen, zu vergreifen. Ein solches Gut ist, wie das Gewissen und die Religion, so auch das Leben als der sinnliche Ausdruck des intelligibeln, moralischen Seyns. Die Güter der Rechtssphäre sind die äusseren persönlichen Güter, wodurch sich der sociale Verein bildet, nämlich der Rechtsgrund des Besitzes, der Rechte und der äusseren Freiheit und der bürgerlichen Ehre als der äussern Theile der menschlichen Persönlichkeit. Der Staat kann und darf an dem Menschen den Bürger, aber nicht an dem Bürger den Menschen strafen. Der Mensch als solcher in seinen sinnlichen Ansprüchen und Bedürfnissen, in seiner geistigen, moralischen Macht liegt weit über alle Gränzen des Staats hinaus. Den Menschen am Leben strafen, heißt eben so viel, wenn ich es sagen darf, als ihm seine Religion für diese Welt nehmen, das Substrat, wodurch er die ewige Religion erringen kann. Das sinnliche, körperliche Leben, so wenig Werth es auch für sich habe oder so wenig es eins der edelsten Güter der Erde für den Menschen seyn darf, hat doch einen unbedingten Werth an sich, in Rücksicht auf moralische Ausbildung, die kein Mensch zu stören oder zu unterbrechen sich ein Recht anmaaßen darf,

und wenn es Schande ist, durch Selbstmord seinen Posten zu verlassen, so ist es nicht weniger unerlaubt und unrechtmäßig, selbst wenn es der Staat thut, einen Menschen, auch falls er sein Leben durch Mord geschändet hat, aus dem Leben zu vertreiben. Es sieht zu sehr einer Parallele des Verbrechens ähnlich, einen Mord durch gleiche Tödtung, mag sie durch geistliches oder politisches Gepränge, durch alle Formalien einer Kriminaljustiz gesetzlich als Strafe in den Codex aufgenommen worden seyn, zu sühnen und so das Schwert der Gerechtigkeit zu schwingen, wo es der Gerechtigkeit angemessener gewesen wäre, durch Strafen einer von der Vernunft geheiligten Rechtssphäre den Mord oder die begangene Missethat zu vergelten. Diese und andere Gründe, die ich hier nicht weiter aufzuzählen brauche, bestimmen mich selbst zu Gunsten der Gerechtigkeit des Staats zu dem Wunsche, daß die Rasenhügel schwinden und geebnet werden mögen, wo das Hochgericht über seine blutigen Opfer sein blutiges Schwert schwang.

Mögen statt dieser Opferhügel einer blutig strafenden Gerechtigkeit lieber moralische Anstalten sich erheben, wo der gefallene Mensch von seiner Sünde erstehen und sich wieder zur moralischen Kraft ermannen kann. Solche Anstalten sollten freilich die Zucht-, Straf- und Arbeits-Häuser seyn. Aber wie sind sie beschaffen? Das wenigstens wird nicht in ihnen und für sie gethan, was den Menschen aus seiner rohen Naturgewalt zu einen mildern Sinn erheben, das erbitterte versteckte Gemüth besänftigen und wie eine mahnende und leitende Erziehungsanstalt den Verbrecher nicht durch Ruthe und Peitsche, durch grobe thierische Kost, durch Entehrung und Unterjochung, sondern durch freundliches Beispiel, durch Lehre und zutrauensvolle Bemühung zu den Gesetzen und Sitten der Humanität zurückführen könnte. Man will in Arbeits-, Zucht- und Strafhäusern die Beobachtung gemacht ha-

ben, daß von hundert in denselben aufbewahrten Verbrechern nur etwa fünf zu einem sittlichen bürgerlichen Gefühle wieder zurückkehren und daß also alles Gerede von der nothwendigen moralischen Aufgabe der Besserung der Verbrecher nicht viel mehr als eitle Fantasterei sey. So lange aber diese Einwendung nur von solchen herkommt, die sich einer näheren Kenntniß der menschlichen Natur nicht rühmen können und noch weniger befähiget sind, der moralischen Natur gefallener Menschen aufzuhelfen: so lange bleibt immer noch der Versuch ein Wunsch, daß diese Straf- und Heilanstalten der Menschheit so eingerichtet und geordnet seyn möchten, daß in der That eine moralische Besserung durch dieselben möglich sey. Wer und was sind denn die gewöhnlichen Vorsteher solcher Anstalten und noch mehr diejenigen, die unmittelbar den Sträfling zu behandeln, zu bewachen und zu bevormunden haben! Die erstern glauben durch ein beständiges Vorreden von den Wohlthaten des Staats den Züchtling zu bessern, in der Art, daß das Kind die Ruthe küssen soll; die letztern, die gewöhnlich selbst nur das Kummerbrod essen, welches bei allen solchen Stellen jener Anstalten pflegt ausgetheilt zu werden, sind selbst meistens aus der ungebildetsten Klasse des Volks. Und wie kann das Rohe das Rohe bilden, wie die Miene der zuschlagenden Zucht den gefangenen Sünder bessern!

Was den obigen Grund betrifft, warum ich die Todesstrafen selbst nach Rechtsgründen missbillige oder verwerfe, — denn von andern ähnlichen Gründen und Beweisen will ich hier nicht sprechen *), — so berufe ich mich auf das mit mir

---

*) M. s. meine Abhandl. in d. Neuen Archiv d. Kriminalrechts v. Mittermaier u. s. w. Achter Band, drittes Stück 1826. »Giebt es Gründe, welche das Recht, Todesstrafen zu verhängen, zweifelhaft machen?«

übereinstimmende Zeugniß eines der beachtenswerthesten Bücher, die in der neuesten Zeit mit Offenheit und Redlichkeit diesen Gegenstand abgehandelt haben, auf die oben gemeinte Schrift des Herrn Groos: »Untersuchungen über die moralischen und organischen Bedingungen des Irreseyns und der Lasterhaftigkeit; Aerzten und Rechtsphilosophen zur Würdigung vorgelegt von Dr. Fried. Groos, dirigirendem Arzte an der Irrenanstalt zu Heidelberg, 1826« — eine Schrift, die in jeder Hinsicht die Aufmerksamkeit unserer Zeit verdient, um die Schlacken einer alten Kriminal-Justiz und Legal-Medicin zu verdrängen. Ich bin durch die freundliche, oft zu freundliche Behandlung, die der Verf. meinen Beiträgen zur Seelenkunde angedeihen läßt, in ein Verhältniß gesetzt, daß, indem ich diese Schrift gern als Votivtafel der aufgeklärten und sich aufklärenden Gesetzgebung vor allen Tribunälen und Thronen der Justiz sehen möchte, ich nur partheiisch und mehr als partheiisch erscheinen würde. Ein anderer nicht minder scharfsinniger und freimüthiger Entwurf von philosophischen und anderweitigen Gründen wider die Todesstrafen ist das Wort über Todesstrafen von Hrn. Mehring (in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1823, 4tes Heft), ein Wort, was sich so geistreich und siegend ausgesprochen hat. Doch noch andere Gründe bestimmen mich, die Todesstrafen als Gebrechen und gefahrvolle Wagnisse der Menschheit zu verwerfen, selbst wenn ich sie auch nicht als Ueberschreitungen über das Gebiet des Staats, über Natur- und Vernunftrecht, nicht als ähnliche Parallelen, Rache mit Rache oder Blut mit Blut auszusöhnen, betrachten wollte: die Gründe, daß die Todesstrafen und alle darüber ausgefertigte juristische und gerichtsärztliche Erkenntnisse, welche die Imputation verhängen, in der größten Gefahr schweben, Unrecht statt Recht zu üben. Diese Gründe, die ich weitläuftig genug von mehreren Seiten im

dieser Zeitschrift entwickelt habe, sind psychologischen und physiologischen Inhalts. Es sind zwar mehrere Einwendungen wider dieselben erhoben worden, ja selbst mit der Anklage, als werde die menschliche Natur durch solche Argumente herabgewürdigt und wohl gar zu einer gewissen Bestialität erniedrigt. Ich sehe keine Nothwendigkeit, etwas auf diese Einwendungen, die mit Partheilichkeit für eigene, selbst zu exaltirte Meinungen mir entgegengesetzt worden sind, namentlich zu erwiedern, da ich der Person so gern Freund und mit Achtung zugethan bin, sollte auch die fremde Meinung nicht die meinige seyn und der mir hart zugesetzte Tadel mich nicht treffen können, weil ein zu lebhafter Enthusiasmus für die eigene Sache die wahre Ansicht meiner psychologischen und physiologischen Beweise entstellt hat. Es würde auch außer Ort und Gelegenheit seyn, meine Gründe hier weitläuftig wiederholen und vielleicht in ein bequemeres Licht setzen zu wollen. Bessere Gelegenheit finde ich, dieselben in einer allgemeinen Uebersicht gegen eine andere Erklärung entschuldigen und zugleich rechtfertigen zu können, gegen eine Erklärung, die bei aller wissenschaftlichen Würde für eigene Ueberzeugung doch mir nicht übelwollend oder fremd ist.

Der um die Fortschritte und Aufklärung der Rechtswissenschaft so verdienstvolle Mittermaier fürchtet in seiner belehrenden Schrift »de alienationibus mentis, quatenus ad jus criminale spectant; Heidelbergae 1825« zu sehr, daß meine aus jenen physiologischen und psychologischen Gründen hervorgehende Meinung dem Materialismus huldige; zu sehr, daß die Justiz und das Gemeinwohl der Staaten bei der scheinbaren Vermehrung der ursachlichen krankhaften Momente, welche die Imputation verhindern und die ich als gesetzliche Momente der Zurechnungsunfähigkeit in den Strafcodex und in die bessere Kunde der

Legalmedicin aufgenommen zu sehen wünschte, im höchsten Grade geschwächt oder gefährdet werden könnte. Er fürchtet zu sehr den Liberalismus meiner Meinungen, dem die Rechtswissenschaft als Antagonistin entgegenstehe, zu sehr, wenn ich hier dem Ernste einen Scherz entgegensetzen darf, daß die moralischen Krankheitsanlagen keine Krankheiten und diese keine Krankheitsanlagen sind. Fast möchte ich behaupten, daß bei aller jener Furcht und Scheu die Kriminal-Justiz in ihrem so verdienstvollen Anwalde möge Schaden leiden, und daß derselbe es mit meinen philosophischen Behauptungen und Meinungen etwas zu leicht genommen habe, welches ich freilich auf das beste und freundschaftlichste für mich interpretiren kann, aber doch bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und zum Beßten der Justiz selbst nicht so erklären möchte.

Meine Meinung, daß sehr viele und die meisten blutigen Verbrechen durch somatische und psychische Momente der Organisation, durch eine Krankheit oder auch Krankheitsanlage bedingt werden, ist dem Materialismus eben so fremd und von demselben entfernt, als wenn ich sagen wollte, die Seele habe auf dieser Erde einen Satelliten an ihrem Körper, der bisweilen seine Schatten- und Lichtseite auf dieselbe werfe, oder auch, daß die Seele in sich ihre eigene freie oder gebundene Welt von mannichfaltigen Dispositionen und Anlagen habe. In das Seelenreich ist es zwar so schwer einzudringen und die ersten Stamina des geistigen Seyns wahrzunehmen! Aber so weit die Erfahrung reicht und nach dem, was diese darüber aussagt, kann es nicht, wie Hr. Mittermaier meint, der Gerechtigkeit und Güte Gottes unangemessen seyn, wenn derselbe, wie mehrere Blumen und mehrere Arten von Organen und organischen Systemen, auch in dem menschlichen Seelenreiche mehrere, schwächere und kräftigere, sinnlichere und geistigere Seelenpoten-

zen zugelassen hätte. Es kann der Gerechtigkeit und Güte Gottes nicht unangemessen seyn oder scheinen, eine herkulische Stärke von sokratischer Willenskraft und zugleich mit oder neben derselben den Kindeswillen eines ohnmächtigen, schwankenden Rohrs unter den Schattirungen und Illustrationen des Seelenreichs auftreten zu lassen. Ich bitte einen jeden, der ein solches behaupten oder die Seelen- und Justizlehre vor solchen gefährlichen Meinungen und Irthümern schirmen wollte, nur einen Augenblick sich zu bedenken und auf die kleine oder große Welt seines wechselnden Ichs zu achten, wie dieses in dem einen Augenblicke bald so seelenstark, in einem andern so seelenschwach ist, daß der Wille mit dem Nichtwillen und die Freiheit mit der Ohnmacht zu wechseln scheint. Giebst du dieses nicht zu oder behauptest du, die Stärke, der Aufruf deiner Seelenkraft, deines vielleicht jetzt schlummernden oder trägen Willens könne dich bald götterähnlich aus einer solchen Halbheit und Ohnmacht wecken: so unterscheide nur, um über dich ins Klare zu kommen, den Begriff, den du von dem Willen und der Seelenkraft hast, von dem eben sich jetzt bethätigenden oder leidenden Willen. Nimm dir vor, dein Vaterland, wenn es darauf ankommt, dadurch zu retten, daß du deine Hand mit einem Brande verdorrest. Und die Geschichte wird dir sagen, einer konnte und that es. Aber werde ich es können, so fest ich auch dieses Können beschlossen habe? Was helfen dann die metaphysischen Worte von einem in dem Menschen unbedingt herrschenden Willen! Eine jede Kraft, nur die höchste, die göttliche ausgenommen, ist ins unendlich gehender Grade, Leidenheiten und Bethätigungen in und durch sich selbst fähig, ohne daß ich noch auf jenen Satelliten vom Körper sehe, der seine tiefere Schattenseite in und über die Seele abwirft. Die Seelenkraft ist keine materielle, keine organische, aber darum nicht eben auch eine unbedingt freie, die

weiter keiner Steigerung oder Unsterblichkeit bedürftig wäre, nur aus dem einen Reiche des unendlichen Seyns in ein immer freieres und geistigeres Reich überzugehen. Es ist kein wesenloses Ding, was man von der moralischen Willenskraft sagt und rühmt, kein wesenloses Ding, was man von der Höhe und Schärfe der menschlichen Erkenntnißkraft sagt. Aber nicht alle Menschen sind Leibnitze und Heroen der Tugend. Auch das Seelenreich des menschlichen Willens hat unendliche Abstufungen, Grade, Erhebungen und Versunkenheiten. Das Kind will, aber es will als Kind. Wie viele Menschen sind und bleiben Kinder, und in wie vielen ist die Organisation von der Art, daß sie mehr an das Thier als an die hohe und freie Seelenkraft erinnert!

Wollen wir nach dem dialektischen Schlusse des Sollens auf das Können eine unbedingt freie Willenskraft, welcher Schluß aber in sich schon eine große Theilung von Falschheit und Wahrheit oder eine Quadratur des Cirkels enthält, annehmen: so fürchte ich, daß man, um aus dem Irrsale des Unerklärlichen sich zu retten, warum denn Sünde und ein Grundböses in der Welt da sey, zu andern Unerklärlichkeiten und veralteten Lächerlichkeiten, zu einem mystischen Hange der menschlichen Seele zum Bösen, werde seine Zuflucht nehmen müssen, welches doch nicht viel weniger als Blasphemie ist, von welcher keine Theodicee das göttliche Wesen, den heiligen und gütigsten Grund aller Dinge, würde retten können. Dann wird das Schwert der Justiz noch schärfer gewetzt werden und die Tribunäle der Gerechtigkeit werden sich noch unerbittlicher und übermenschlicher erzeigen müssen, sie werden den Verbrecher hängen müssen, weil er einen Hang zum Bösen hatte oder bei aller Krankheit des Körpers und Geistes durch jenen Hang eine unerlösbare Schuld auf sich lud. Wollte ich doch lieber vor einem Inquisitionstribunale poli-

tischer Gewalt, als vor einem solchem finstern scholastischen Gerichte stehn, welches Grillen fängt und um der Grillen willen, statt menschlich zu richten, mystisch und abergläubig hochrichtet.

Wo ist denn aber auch das Grundböse oder ein Hang dazu in dem menschlichen freien Willen? daß ein Mensch aus Wahn- und Irrsinn den andern todtschlägt, aus Leidenschaft und Rache über Kleinigkeiten in des Nachbars Hause Feuer anlegt oder daß eine geschwängerte Jungfrau, mutterlos gleichsam, vor Schaam und Furcht harter Kirchenpöne ihr Kind dem Tode überläßt, ist das dieß Grundböse? Dieß sind eben die Erbärmlichkeiten des armen schwachen Menschen, der sich durch seine Thaten selbst unglücklich macht! Schwachsinniger Mensch, so oft läßt du dich durch die stürmenden Fluthen des Lebens dahinreißen! Ich finde dein Unglück, den Grund deines Falls und deiner Versunkenheit nicht in einer Erbsünde, die den Apfel vom Baume reißt, sondern in dem gebrechlichen Gewebe, das dich umgiebt, in der schwachen Kraft deiner Seele.

Ich halte ein in dieser Ab- und Ausschweifung, die, indem ich sie in ihren äussersten Gränzen zeichne ohne weitere physiologische und psychologische Momente, nur Gelegenheit geben könnte, mich neuen Einwendungen mancherlei Art blos zu stellen. Die oben bezeichnete Schrift, die mit so vieler Mäßigung, mit so geübtem praktischen Sinne Gründe gegen Gründe abwiegt und selbst die Kriminaljustiz den so dringenden Ansprüchen der Menschlichkeit und Milde näher zu bringen bemüht ist, konnte mir zu einer solchen Widerrede nicht Veranlassung geben. Aber die Transcendenz einer neuern mystischen Seelenlehre, welche in den dunkeln Gemächern des Ueberschwenglichen hauet, ist diese nöthigende Veranlassung, einer Seelenlehre, die in ihrer höchsten Spitze den Determinismus des Grundbösen und

einen in der menschlichen freien Seele wurzelnden Hang zum Bösen, einen Determinismus der finstersten Art annimmt und dennoch das Böse durch Hochgericht bannen und sühnen will, als wenn der Wille bei einem bösen Hange frei seyn und ein Böses durch ein anderes, der Teufel gleichsam von dem Teufel, verjagt werden könne.

Was wollen wir darüber streiten, welchen Raum die Seele in ihrem Körper einnehme? Sie bildet wenigstens in diesem Leben eine strenge Einheit mit dem Körper, und so, glaube ich, ist es auch die richtigste Ansicht für die Seelenkunde, das psychische Wesen in dieser Verbindung zu betrachten. Es giebt zwar Seelenkrankheiten, die unmittelbar in dem psychischen Wesen zu wurzeln scheinen. Aber kennen wir das vermittelnde Organ zwischen Seele und Körper oder den eigenthümlichen specifischen Unterschied zwischen Seelen- und Vitalkraft? Es giebt körperliche Krankheiten, die den Wahnsinn und andere Verirrungen der Seele bedingen. Aber kennen wir denn darum das eigenthümliche Merkmal, wie die Seelenkrankheiten aus körperlichen Ursachen entspringen oder warum bei anderen Seelenstörungen das körperliche Princip der Krankheit noch nicht aufgefunden ist? Aus diesem Grunde betrachte ich es für die Kriminaljustiz und die legale Medicin, die über Imputation und Seelenkrankheiten zu entscheiden hat, als das angemessenste, eine solche Scheidung nach dem verursachenden Princip der Krankheit gar nicht vorzunehmen, sondern die Krankheit, die Seelenstörung, an sich zu betrachten, mag sie körperlich oder psychisch bedingt seyn. Eine solche Scheidung mag freilich für die praktische Heilkunst in der Behandlung des Seelenkranken ihren großen und entschiedenen Werth haben, obschon auch hier bei dieser Scheidung nicht eine eingebildete Ursache als Grundprincip der psychischen, wohl gar auch der Körperkrankheiten, angenommen und erdichtet wer-

den darf, z. B. daß alle Krankheiten von der Sünde kommen, weil nach diesem Principe die altjungfräuliche Enthaltsamkeit, also die Tugend, gar keine Krankheiten gebären könnte, welches doch der Erfahrung zuwider ist, da eine zu strenge und langwierige Unterdrückung nothwendiger Naturtriebe zu den größten Körper- und Seelen-Krankheiten Veranlassung geben kann. Eine solche Scheidung des verursachenden krankhaften Princips, ob es im Körper oder in der Seele, primär oder secundär, begründet ist, kann, so scheint es mir, zu manchen unbestimmten und weniger richtigen Beurtheilungen in der legalen Medicin und Bestimmung der Zurechnung und Nichtzurechnung Gelegenheit geben, da ich selbst in jener Mittermaierschen Schrift eine solche Unterscheidung des körperlichen und psychischen Princips der Seelenstörung in Beziehung auf die Imputation festgesetzt sehe. Wenn z. B. nach diesem Principe die Epilepsie, wie es ja freilich natürlich ist, nicht zu den unmittelbaren Seelenstörungen oder veranlassenden Momenten derselben gezählt werden darf: so dürfte es doch auch auf der andern Seite einer gerechten Kriminal-Justiz und Legal-Medicin schon darum nicht angemessen seyn, nach einem solchen Princip der Scheidung die Imputation zu beurtheilen, da ja diese Körperkrankheit an sich schon ein seelenstörendes Princip mit sich führt, noch mehr aber, wenn sie nicht in einem tiefern Organe des Körpers, sondern, näher der Seele und den psychischen Funktionen, in dem Nervensystem oder wohl gar in dem Gehirn begründet ist.

Ich weiß wohl den Grund, warum der philosophische Rechtslehrer eine solche Scheidung der secundär und primär bedingenden Ursachen mit Beziehung auf andere Störungen des Geistes, die nicht die Imputation aufheben sollen, unternommen hat. Sie soll dem Liberalismus der gerichtsärztlichen Ansichten, vielleicht auch namentlich meinen Meinun-

gen wehren, damit nicht alles sogleich Seelenkrankheit genannt und sofort selbst die Möglichkeit aller Strafe oder Zurechnung für die, Gerechtigkeit pflegende, positive Justiz aufgehoben werde. Die Absicht, sage ich, ist gut, und selbst vielleicht jene Scheidung nicht ganz zu misbilligen, nur muß sie sehr motivirt werden und dem gerichtlichen Arzte seine freie Beurtheilung bleiben, ob nicht auch die entferntern und leichtern Momente der körperlichen Krankheit bedingend auf die Seelenstörung oder die Vollstreckung irgend eines Verbrechens eingewirkt haben. Hr. Mittermaier zählt so auch unter die nicht zu beachtenden Momente irgend einer sogenannten Seelenstörung oder eines verübten Verbrechens die Hallucinationen auf, welche nicht selten in der Geschichte der Verbrecher als bedingende oder doch offenbare Anzeigen und Ursachen eines bei der That vielleicht nicht bewußtlosen Zustandes des Verbrechers oder einer Statt gehabten Seelenstörung zur Entfernung der Imputation pflegen angeführt zu werden. Freilich diese Hallucinationen an sich, die vielleicht blos von einem heftigern Zuflusse und Umlaufe des Blutes bedingt werden, zum Symptom einer nicht zuzurechnenden Missethat zu machen, ist frevelhaft und inkonsequent. Aber dennoch finde ich es nicht gerecht, die Linie so scharf zu ziehen; denn giebt es nicht auch Hallucinationen bedeutenderer Art und als Vorzeichen von wirklich bald ausbrechenden Wahnsinns-Hallucinationen der unmittelbar höhern Organe und Seelenfunctionen? Und sollen diese nun gar keine zu beachtende Momente für die Kriminal-Justiz und Legal-Medicin in der Entscheidung über Zurechnung und Nichtzurechnung seyn? Ich hatte in meinen Universitätsjahren einen Freund, der im vollen Wahnsinn im Irrenhause starb; dem Ausbruche des Wahnsinns gingen ein halbes Jahr lang auch solche Hallucinationen vorher, daß der scheinbar Gesunde und doch Kranke bald Stimmen

oder seinen Namen ausrufen hörte u. s. w. Der häufig mit solchen Hallucinationen Geplagte zog auf das Land, und mit einmal fiel er seinen Wirth an, wollte ihn ermorden. Ein halbes Jahr später brach der volle Wahnsinn aus. Wenn nun, frage ich, dieser Hallucinirende den Wirth getödtet und bei einer gesetzlich bestimmten Nichtbeachtung solcher, vielleicht selbst leichter, transitorischer Hallucinationen vor dem Ausbruche des spätern völligen Wahnsinns über den Verbrecher man das Urtheil gesprochen hätte? — Hätte er bluten müssen oder nicht? Hätte er das Hochgericht verdient? Freilich nur Hallucinationen waren es, leichte und nichtzubeachtende Anzeichen! Und doch liegt in diesen oft ein so sicheres Moment der Vorbedeutung und des schon jetzt krankhaft ergriffenen Seelenzustandes. Man zieht sich aber in das Bewußtseyn, wie in einen Schlupfwinkel, zurück und behauptet, daß jener Hallucinirende, wenn er damals den Wirth getödtet hätte, darum verdammungswürdig oder zurechnungsfähig gewesen seyn würde, weil bei ihm das Bewußtseyn nicht gänzlich gestört und irre gewesen sey, und er immer noch die Gabe des Verstandes, zwischen sich und den gehörten Stimmen zu unterscheiden, werde gehabt haben. Aber wahrhaftig hier treibt man die Distinktionen zu weit und das Messer der Scheidung wird stumpf. Denn erstlich giebt es hallucinirende Zustände so lebhafter Art, daß ein solcher unterscheidender Verstand nicht möglich ist, der Kranke fährt auf seinen Gegenstand los; zweitens sind die Hallucinationen, die dem Wahnsinn, oft auch in der Seele des Mörders seiner Missethat vorhergehen, schon der Wahnsinn selbst, und es würde hier wieder eine theils zu schroffe, theils zu stumpfe Distinktion zur Ehrenrettung des Gebiets der Kriminal-Justiz und Legal-Medicin seyn, die Unterscheidung zwischen Krankheitsanlage und Krankheit.

Der philosophische Rechtslehrer, dem es weniger um

die Haltbarkeit unhaltbarer früherer Institutionen, als um die Verbesserung und Reformation der peinlichen Justiz zu thun ist, deutet es mir gewiß nicht übel, wenn ich den in seiner Schrift zur möglichen Beurtheilung der Zurechnung und Nichtzurechnung aufgestellten Unterschied zwischen krankhafter Disposition und wirklicher Krankheit, zum Behuf des gerichtsärztlichen Gebrauchs, sehr in Zweifel ziehe. Aus dieser so scharfen juristischen Trennung muß wenigstens kein Misbrauch und nicht die größte Behelligung für die gerichtsärztliche Beurtheilung des kranken Gemüthszustandes entspringen; und sollte ein solcher Unterschied als gesetzliche Form wohl gar in das Gesetzbuch der Juristen, als geltende Form der Unterscheidung zwischen Zurechnung und Nichtzurechnung, eingeführt werden, so würde man nur von einer früheren falschen Form zu einer neuen falschen Form überspringen und statt einer alten Ungerechtigkeit einen neuen Irthum begehen. Denn was heißt Krankheitsanlage und Krankheit? Ist nicht die Krankheitsanlage oft schlimmer, gefährlicher, ja für das psychische Leben weit einflußreicher als die Krankheit, als die völlig zum Ausbruch gekommene Krankheitsanlage? Ist die Krankheitsanlage, z. B. in Wahnsinn, in Verwirrung des Geistes ausgebrochen: nun so weiß man, daß es Wahnsinn und Irre des Geistes ist, und nun wird es wohl nicht schwer, ein in solchem Wahnsinn geübtes Verbrechen in Bezug auf Zurechnung zu beurtheilen. Die Krankheitsanlage ist oft weit gefährlicher und bethätigender; die Natur liegt noch in der Krisis. Der Anfang des Wahnsinns und des Nichtbewußtseyns kündigt sich oft mit solchen gewaltsamen, ohnmächtig bethätigenden Handlungen an. Das Gefährliche der mörderischen Versuche oder Anfälle verschwindet bei dem Ausbruche der vollen Krankheit. Will und kann man denn in der Heilkunst die Krankheitsanlagen leichter machen als die Krankheit selbst? Der gewöhnliche Praktiker

thut dies wohl, nicht der rationelle Arzt. Ist die Anlage zur Hektik und die Hektik selbst für den Gemüthszustand nicht drückender und beengender, als die geschwindeste gallopirende Schwindsucht? Oder um nicht aus dem Bereiche der Seelenkrankheiten in das körperliche überzuschweifen, ist nicht das seelenzerstörende Princip einer sich ausbildenden Manie, einer Anlage zur Melancholie, eines in einzelnen Paroxysmen oft ausbrechenden nichtbewußtlosen Zustandes selbst bei dem Anschein körperlicher Gesundheit weit mehr der kriminaljuristischen und gerichtsärztlichen Beachtung fähig und bedürftig, als jene offenbaren Zustände des Wahns und Nichtbewußtseyns, wo nichts mehr zu beachten und zu beurtheilen ist, als das absolute Nicht des Nichtbewußtseyns? Was ist denn jener Zustand, wo der Mörder seine Gattin und Kinder mordete, um sie glücklich zu machen, anders, als Disposition oder Anlage zum Wahnsinn! Er mordete im vollem Bewußtseyn. Was ist aber dieses Bewußtseyn? Ist es nicht ein manieartiges?

Hier kommt man aber wieder mit neuen Distinktionen des Bewußtseyns: es heißt, jener Mensch, der seine Gattin und Kinder mordete, hatte doch Verstand, er hatte doch Bewußtseyn. Als wenn hinter dem kranken Verstande und Bewußtseyn noch ein gesundes Bewußtseyn und ein anderer integraler Verstand, wie eins hinter dem andern, so daß nur eins aus dem andern brauchte hervorgehohlt zu werden, liegen könnte, oder als wenn der Arzt in seinem Lungenkranken hinter der kranken Lunge noch eine gesunde, hinter der gestörten Vitalkraft noch eine ungestörte suchen und annehmen wollte. Das Bewußtseyn, dieser wahre Proteus des Seelenlebens, ist bald schwach, bald stark, es webt seine Fäden bald um alle äussern Gegenstände und das Selbst des inneren Lebens verschwindet vor sich selbst, bald weilt es auf den Vorstellungen und der Mensch ist wie in

sich versunken, bald ziehet es sich wie in sich selbst zurück und das Leben denkt sich selbst. Es zieht sich über den Zeitraum des Lebens hin wie eine bald sich erhebende, bald sinkende Kraft, in dem Kindesalter wie Morgendämmerung aus der Nacht, am Abend des Lebens wie Abenddämmerung, die in die Nacht verfließt. Es wechselt an jedem Tage zwischen Seyn und Nichtseyn in den Stunden des Wachens und der großen Nachtseite des Lebens. Das Bewußtseyn kann schwinden, und die geistige Arbeitsamkeit in ihrem Uhrwerk von Handeln und Wirken dauert fort; der Nachtwandler wandelt auf den gefährlichsten Stellen, er verrichtet seine Arbeit wie kaum am Tage; der im tiefsten Schlafe versunkene Mensch weiß sich noch seinen Bedürfnissen gemäß zu legen und mit der Lage zu wechseln. Und man will bei allen diesen Wandelstunden, bei dieser unermessenen Fluth und Ebbe des Bewußtseyns in demselben so haarscharf die Mensur angeben, wo die Imputation anfängt und wo sie aufhört, als wenn der Mensch der Schöpfer und der willkührliche Meister seines Bewußtseyns selbst wäre! Wo ist das Bewußtseyn in der Ohnmacht? Und doch erzeugt es sich selbst wieder. Es ist wie der vitale Strom des Körperlebens, der bald langsamer schlägt, bald lauter, bald hemmend und gehemmt mit größerer und selbstproduzirter Kraft seine Schwingen wieder schwingt und die Differenzpunkte zwischen dem Aeusseren und Inneren wieder in Gleichgewicht und Gegensatz bringt. —

Die philosophirende Rechtslehre sucht also, statt dieses Proteus des Lebens, das fast unter den Händen verschwindet und in welchem sie ihre Imputation und Nichtimputation nicht recht anbringen kann, einen andern Maasstab für das, was Gesundheit und Freiheit des Geistes sey, nahmhaft zu machen. Es soll die libertas judicii et consilii seyn. Aber Entschluß und Urtheil ist ja auch noch

in dem Wahnsinnigen da, wie die Lebenskraft in dem Kranken, wo diese von ihren Regeln abgewichen ist. Das Urtheil hängt von Gründen ab; wenn nun diese aber physisch oder psychisch krankhaft bedingt sind, wie steht es da mit der Freiheit des Urtheils? Der Entschluß oder der Wille wählt unter verschiedenen und entgegengesetzten Dingen; aber wenn nun auch diese Wahl und dieser Wille durch psychisch oder physisch krankhafte Momente bedingt ist, wo bleibt da die Freiheit — wo nun die Kriterien, um Zurechnung und Nichtzurechnung abzumessen? Jener Maniacus oder Manieähnliche, der in Hallucinationen dies oder jenes zu ihm sprechen hörte und endlich vor dem Ausbruche des Wahnsinns mörderisch seinen Wirth anfiel, hatte dieser, frage ich, Freiheit des Willens und Freiheit des Verstandes oder nicht? Ja und nein, wie man will. Aber man sieht daraus, wie man die Sache auf die Spitze stellt, die sich nach allen Seiten drehet, und wie man sich selbst bei solchen festgestellten oder festzustellenden Kriterien in einen Cirkelschluß befängt, der dadurch in seine lockeren geflochtenen Fäden sich auflößt, daß auch die kranke Seele immer noch frei zu denken und frei zu wollen scheinen kann.

So geht es mit solchen apodiktischen Sätzen, die an die Spitze einer so vielseitigen und umfänglichen Wissenschaft, wie die Kriminal-Justiz und noch mehr die Legal-Medicin ist, gestellt werden. Sie passen nicht auf die einzelnen Fälle. Und bedenkt man, auf welche mannichfaltige Weise der menschliche Geist erkranken und im niedern und höhern Grade in dem freien Bewußtseyn gehindert werden kann: so ist es nicht anders möglich, als daß auch die beste und humanste Absicht des Rechtsgelehrten, der solche allgemeine Kriterien aufzustellen unternimmt, fehlschlagen muß, ja daß vielmehr dadurch Ungleichheiten hervorgehen, die eben sollten vermieden werden. Die Kriminal-Justiz braucht nicht

eifersüchtig zu seyn, der Legal-Medicin in ihrem Codex einen solchen ausdrücklich angegebenen Grundsatz vorzuschreiben. Diese als solche wird wohl am beßten nach den tausend und tausend einzelnen Fällen zu beurtheilen wissen, wo Imputation möglich und wo sie es nicht ist. Der Kriminalcodex muß nur die allgemeine Rubrik als Norm aufstellen, daß, wo Seelenstörung, die das freie Bewußtseyn hindert oder bedingt, vorhanden sey, auf Unzurechnungsfähigkeit erkannt werden müsse. Eine ausdrückliche Bezeichnung oder Beispielsanführung von Seelenkrankheiten, welche die Zurechnung ausschliessen, halte ich mit Hrn. Mittermaier für die kriminelle Gesetzgebung nicht angemessen, aber eben so wenig kann ich nun auch diesem verdienstvollen und für das beßte einer mildern und zugleich gerechten Strafbestimmung thätigen Rechtsgelehrte darin beipflichten, daß er dennoch einen allgemeinen Grundsatz, nach welchen die Imputation zu beurtheilen sey, aufstellt, noch mehr aber daß er diesen, wie mir scheint, zu einseitigen und beschränkten Grundsatz, die Libertas judicii et consilii, selbst zum Fundamente einer Eintheilung und namentlichen Angabe der Seelenkrankheiten macht, in denen allein nach ihm die Imputation nicht zuläßig seyn soll.

Je konsequenter und logisch richtiger aus jenem Fundamente der Libertas judicii et consilii geschlossen wird: desto mehr vermindern sich die Seelenstörungen, bei denen etwa auf Nichtzurechnung zu erkennen sey, erweitert sich aber der Kreis der Zurechnung und steigert sich die Krankheit der Seele, welche der Zurechnung unfähig ist, bis zu dem ausgemachten und ganz ausdrücklich sogenannten Wahnsinn oder der Verrücktheit und Manie. Einige wenige Seelenkrankheiten sind also von der Möglichkeit der Zurechnung ausgeschlossen. Aber um wie wenig ist dann nur ein neuer Strafcodex, der ein verbessertes und erleuchtetes Gesetzbuch

der Kriminal=Justiz seyn soll, besser als der alte! Nach diesem alten Normalbuche wurden ja wohl auch Hexen und Zauberer, doch keine Wahnsinnigen, die im Wahnsinn Verbrechen begingen, zum Tode verurtheilt, freilich wohl noch in neuerer Zeit solche, die so gut als wahnsinnig waren und Kinder und Frau in dem Wahne, sie glücklich zu machen, ermordet hatten. Je mehr durch eine solche enge Zusammenziehung der Gränzen und Bestimmungen der Unzurechnungsfähigkeit irgend einer zu freien und neuen Meinung Einhalt gethan werden soll, fällt jene in den entgegengesetzten Fehler einer Normalverfassung, zu strafen, wo nicht den Kunstausdrücken nach der offenbarste Wahnsinn oder rasende Tollheit in dem Verbrecher, der nur in das Irrenhaus, aber nicht vor das Tribunal des Hochgerichts gehört, vorhanden ist. Es werden sonach von allen möglichen Versuchen, die Nichtzurechnung zu erweisen, nach der obigen Schrift des Hrn. Mittermaier, wie er ausdrücklich in einzelnen Rubriken aufzählt, ausgeschlossen werden müssen — solche Fälle, die kaum der Erwähnung werth und bedürftig wären, wenn man nicht die Legal=Medicin oder auch die neueren weitern Untersuchungen über die zu scharfen und grausamen Anordnungen eines frühern Gesetzbuches der größten Gewissenlosigkeit anklagen will, Fälle, die aber zugleich auch wieder beweisen, wie in der Aufzählung derselben die gewissenhafte Rechtswissenschaft theils zu viel theils zu wenig thun kann.

Die Epilepsie und die rabies sind freilich, wie Herr Mittermaier richtig bemerkt, da ihre ursachlichen Momente körperlichen Ursprungs und Wesens sind, nicht zu den Geisteskrankheiten zu zählen. Aber wer hat denn dieses auch gethan! Ein Anderes ist, welchen bedingenden Einfluß diese Körperkrankheiten auf die Bestimmungen des Willens und überhaupt des ganzen psychischen Wesens haben. Will denn Hr. Mittermaier den höchst benachtheiligenden Einfluß

der Epilepsie auf die Geistesfreiheit, auf die Kraft des Willens und Verstandes läugnen? Nun warum also erstlich etwas ausdrücklich bemerken, was sich schon von selbst verstehet; zweitens warum aber nun eben wenigstens scheinbar durch diese Bemerkung ein vielleicht sehr wichtiges Moment der Nichtzurechnung einer weitern und tiefern Beachtung in den gerichtsärztlichen Gutachten entziehen wollen? Auch die Delirien in Fieberkrankheiten sollen keine Krankheit der Seele seyn. Das ergibt sich von selbst. Aber wenn nun der Fieberkranke in einem solchen Delirio oder der von Hundswuth Ergriffene mordet: ist darum die That zurechnungsfähig, weil das Delirium oder die Hundswuth keine Geisteskrankheit war? Wozu also solche Distinktionen, da es hier nur darauf ankommt, zu bestimmen, welchen bedingenden Einfluß die Krankheiten, mögen sie körperlichen oder psychischen Ursprungs seyn, auf die Freiheit des Geistes und auf das vielleicht bei der Uebung irgend einer verbrecherischen That herrschende blinde Bewußtseyn hatten. Gerade aber eben diese Krankheiten, die hier namentlich aufgezählt werden, sind, wie die Erfahrung lehrt, im höchsten Grade, Geist und Willen fesselnd, sie tragen unmittelbar ein geisttödtendes Princip mit sich. Und auch der Erfahrung nach leiden diejenigen Epileptiker, die sich vorzüglich an Geistesgaben auszeichnen, nicht selten, ja meistens an auf einmal einbrechenden Paroxysmen, wo der Wille seiner nicht mächtig ist. Es gibt Krankheiten, die fast noch mehr auf die Verwilderung des Willens und auf eine gewisse Entziehung aller Persönlichkeit einwirken, als unmittelbar auf die Kräfte des Verstandes. Soll denn aber auf alles dieses die Legal-Medicin nicht Rücksicht nehmen, oder ist es darum sogleich von der Hand zu weisen, weil die Zahl der Krankheiten sonst leicht zu sehr könnte vermehrt werden? Wohlgethan wäre es um das Menschengeschlecht und auch um die leich-

tere Handhabung der Gerechtigkeit, wenn wir nur immer die Verbrechen und Frevel aus Geistesabwesenheiten und Körperkrankheiten abzuleiten Kenntniß und auch guten Willen genug hätten!

Freilich wohl ist auch die gewöhnliche Hypochondrie in ihren leichteren Erscheinungen und jene Nervenaffection, wo bald zu unterscheidende Phantome vor der Seele vorüberfliegen, nicht zu den eigenthümlichen Krankheiten des Geistes, noch auch unmittelbar zu denjenigen Momenten zu zählen, welche die Zurechnungsmäßigkeit einer That aufheben. Aber wie ist es mit jener Hypochondrie, die so oft den Selbstmord bedingt, und wie nun mit der Steigerung eben dieses Uebels, wo der Verzweifelnde einen andern mordet? Gibt es denn nicht auch Glaukome und Nervenreitze, die das Bewußtseyn wenigstens momentan in dem Grade aufheben, daß die Seele einer jeden Handlung, die das Schicksal herbeiführt, Preis gegeben ist? Wer hat denn aber die gewöhnliche und oft so gewöhnliche Hypochondrie als hinreichenden Grund irgend einer Nichtzurechnung einer frevelhaften That festgesetzt? Eine wahre Psychologie gewiß nicht. Aber darum ist doch auch jener traurige belastende Gemühtszustand nicht zu verkennen und wohl als ein Grund der Nichtzurechnung zu beherzigen, wo, ohne daß es gerade Melancholie oder mania occulta ist, die Seele ihre Fesseln wegwirft oder in einem blinden Handeln, ihrer selbst nicht bewußt, der blutigen That sich zum Opfer gibt. »Ich habe nicht anders gekonnt,« sagt dann der Mörder, »ich weiß nicht, wie die That über mich gekommen ist«. Ich läugne nicht, daß dieses nicht selten ein gewöhnliches Schiboleth der Entschuldigung in der Aussage der Verbrecher seyn mag. Aber darum bleibt es nicht minder wahr: es gibt solche Zustände der Seele, wo diese einer blinden Willenlosigkeit hingegeben ist, einer Willenlosigkeit, deren Re-

gimen nicht mehr von dem Bewußtseyn des Leidenden und Handelnden abhängt.

Die bösen Gewohnheiten oder Angewöhnungen sollen auch, wie billig, von den Krankheiten der Seele wohl unterschieden werden. Wir geben dieses zu und sind nicht gemeint gewesen, die schlimmern mit eigener Schuld erworbenen oder angewöhnten Sitten zu einem Moment einer Nichtzurechnung zu erheben. Aber bei dieser Unterscheidung muß man wieder unterscheiden und nicht alles unter dieselbe Klasse von Gewohnheit bringen, was nämlich unter diese leichter und schwerer abzufertigenden inneren oder äusseren Verhältnisse, und was zu denjenigen Lebensbedingungen gehört, die unabweichlich und nähere oder entferntere Momente zu Verbrechen sind. Der Kriminalist rechnet ja wohl demjenigen, der an Brandtwein nicht gewöhnt ist, dem aber durch diesen oder jenen Fall berauschendes Getränk beigebracht wird, den Mord, den dieser in dem Rausche begehet, kaum als eine mit dem Tode zu bestrafende Missethat zu. Wie nun, wenn entgegengesetzt durch Gewohnheit des Lebens, d. h. durch unverschuldet verwildertes Leben, in den äußersten Drangsalen der Noth, des Hungers, bei schlechter oder gar keiner Erziehung, bei bösen, verführenden, sich andrängenden Beispielen, der Wildling einen Diebstahl und wieder einen Diebstahl begehet! Er wird in das Arbeitshaus gebracht. Hier gibt es Beispiele genug, welche die Sitten bessern! Die Sitten und Gewohnheiten werden noch schlimmer in der bösen erzählenden Gesellschaft. Der Knabe, der Wildling kommt nun wieder frei, er ist wieder aus dem Hause der Zucht wie in die weite Welt gesetzt. Wenn nun ein solcher immer mehr verlassen und entfrembet in Laster und Laster fällt und endlich in ein Verbrechen, dem der Galgen, gleichsam als der letzte Retter aus der Noth, drohet wie nun ihr Richter, ist dies auch blos

schlimme Gewohnheit, die mit dem Schwerte zu strafen ist?

Oder man soll auch nicht die schlimmeren Gewohnheiten gleichsam der Vernunft zu den Geisteskrankheiten zählen: unter anderen erläuternden Beispielen, wenn einer die Gewohnheit habe, mit sich oder zu andern, die doch nicht da sind, zu sprechen, oder auch die sonderbaren bizarren Erscheinungen und Handlungen derjenigen nicht, die man für wahnsinnig halten könnte und die doch nur Sonderlinge oder Gewohnheitsmenschen sind. Alles dies ist recht gut, und es mag wohl auch nothwendig seyn, als Vorsichtsmaßregel der Unterscheidung ein allgemein bekanntes Kriterium aufzustellen. Aber dennoch bleibt jenes voces emittere, quasi cum aliis sodalibus confabulentur, und jenes andere angewohnte Bizarre ein besonderes, nicht wenig beachtungswerthes Symptom für den Seelenarzt, die herannahende Irre der Seele zu fürchten und jenes Symptom nicht sogleich als eine Gewohnheit abzufertigen. Ueberhaupt erklärt ja das liebe Wort Gewohnheit sehr wenig. Was wir Gewohnheit nennen, hat oft einen tiefen, ja den tiefsten Grund in den innern Bedingungen des Lebens. Und das Leben selbst in seinen ersten Pulsschlägen und Erscheinungen ist ja schon eine Gewohnheit.

Man sollte ferner auch nicht alle gewöhnliche Fehler oder Entfernungen der Vernunft, die durch eine Uebermacht oder den Einfluß der Phantasie und menschliche Gefühlszustände entspringen, wo z. B. der Verliebte seine wohl mit manchen Fehlern und Unförmlichkeiten belastete Geliebte für eine Göttin hält oder wo der Zorn und Haß die Gegenstände anders ansieht als sie sind, mit dem Namen Geisteskrankheiten belegen. Dies ist alles praktisch gut und nothwendig, aber doch auch kaum einer ausdrücklichen Angabe bedürftig. Denn weder das gemeine Leben noch die Wissenschaft belegt diese Erscheinungen und Gemüthszustände

mit den Namen von ausserordentlichen krankhaften Exacerbationen oder Seelenäußerungen. Vielmehr sind sie gar zu gewöhnliche und die natürlichsten Erscheinungen. Aber die Rechtswissenschaft wird doch wohl mit dieser Recension nicht auch diejenigen Erscheinungen, Gemüthszustände und die in denselben vollstreckten Verbrechen als zurechnungsfähig erwiesen haben wollen, wo z. B. der Geliebte seine heiß und innig Geliebte ohne irgend eine weitere Ursache, als ich möchte sagen, aus dem Haß der Liebe, er weiß selber nicht warum, mordet? Gibt es nicht solche sonderbare Fälle für die Beurtheilung der Legal-Medicin? So viel ich mich erinnere, hat der treffliche Horn in Berlin, dessen gerichtsärztliche Gutachten nur mit den wohlbekannten Plattnerschen streiten und diese wohl noch in mancher Rücksicht überwiegen, in einem solchen Falle auf die Unzurechnungsfähigkeit erkannt. Die gewöhnlichen Entzündungen des Hirns sind und können freilich auch nicht Rechtfertigungsgründe der Unzurechnungsmäßigkeit der in solchen leidenschaftlichen Zuständen geübten Verbrechen seyn. Aber ist denn nicht ein anderes Erkenntniß auszusprechen oder wenigstens dasselbe zu motiviren bei denjenigen krankhaften oder organischen Anlagen des Körpers, inwiefern diese selbst eine Hirnwuth bedingen? Gibt es nicht solche krankhafte Bedingungen und gleichsam Konstitutionen der Pulmonargefäße?

Was von den gewöhnlichen Sinnentäuschungen, und vorübergehenden Phantasieen gesagt werden kann als, wie es sich von selbst ergiebt, unzureichenden Momenten irgend einer gerichtsärztlichen Berücksichtigung zur Milderung des Urtheils, ist im allgemeinen wahr. Aber der Gerichtsarzt hüte sich, diesen Symptomen ganz zu mistrauen oder sie immer nur für Folgen leichter Wallungen des Bluts oder unbedeutender Abdominalbeschwerden zu nehmen. Selbst das System des humoralpathologischen Arztes könnte hier leicht irre

schlimme Gewohnheit, die mit dem Schwerte zu strafen ist?

Oder man soll auch nicht die schlimmeren Gewohnheiten gleichsam der Vernunft zu den Geisteskrankheiten zählen: unter anderen erläuternden Beispielen, wenn einer die Gewohnheit habe, mit sich oder zu andern, die doch nicht da sind, zu sprechen, oder auch die sonderbaren bizarren Erscheinungen und Handlungen derjenigen nicht, die man für wahnsinnig halten könnte und die doch nur Sonderlinge oder Gewohnheitsmenschen sind. Alles dies ist recht gut, und es mag wohl auch nothwendig seyn, als Vorsichtsmaßregel der Unterscheidung ein allgemein bekanntes Kriterium aufzustellen. Aber dennoch bleibt jenes voces emittere, quasi cum aliis sodalibus confabulentur, und jenes andere angewohnte Bizarre ein besonderes, nicht wenig beachtungswerthes Symptom für den Seelenarzt, die herannahende Irre der Seele zu fürchten und jenes Symptom nicht sogleich als eine Gewohnheit abzufertigen. Ueberhaupt erklärt ja das liebe Wort Gewohnheit sehr wenig. Was wir Gewohnheit nennen, hat oft einen tiefen, ja den tiefsten Grund in den innern Bedingungen des Lebens. Und das Leben selbst in seinen ersten Pulsschlägen und Erscheinungen ist ja schon eine Gewohnheit.

Man sollte ferner auch nicht alle gewöhnliche Fehler oder Entfernungen der Vernunft, die durch eine Uebermacht oder den Einfluß der Phantasie und menschliche Gefühlszustände entspringen, wo z. B. der Verliebte seine wohl mit manchen Fehlern und Unförmlichkeiten belastete Geliebte für eine Göttin hält oder wo der Zorn und Haß die Gegenstände anders ansieht als sie sind, mit dem Namen Geisteskrankheiten belegen. Dies ist alles praktisch gut und nothwendig, aber doch auch kaum einer ausdrücklichen Angabe bedürftig. Denn weder das gemeine Leben noch die Wissenschaft belegt diese Erscheinungen und Gemüthszustände

mit den Namen von ausserordentlichen krankhaften Exacerbationen oder Seelenäußerungen. Vielmehr sind sie gar zu gewöhnliche und die natürlichsten Erscheinungen. Aber die Rechtswissenschaft wird doch wohl mit dieser Recension nicht auch diejenigen Erscheinungen, Gemüthszustände und die in denselben vollstreckten Verbrechen als zurechnungsfähig erwiesen haben wollen, wo z. B. der Geliebte seine heiß und innig Geliebte ohne irgend eine weitere Ursache, als ich möchte sagen, aus dem Haß der Liebe, er weiß selber nicht warum, mordet? Gibt es nicht solche sonderbare Fälle für die Beurtheilung der Legal-Medicin? So viel ich mich erinnere, hat der treffliche Horn in Berlin, dessen gerichtsärztliche Gutachten nur mit den wohlbekannten Platnerschen streiten und diese wohl noch in mancher Rücksicht überwiegen, in einem solchen Falle auf die Unzurechnungsfähigkeit erkannt. Die gewöhnlichen Entzündungen des Hirns sind und können freilich auch nicht Rechtfertigungsgründe der Unzurechnungsmäßigkeit der in solchen leidenschaftlichen Zuständen geübten Verbrechen seyn. Aber ist denn nicht ein anderes Erkenntniß auszusprechen oder wenigstens dasselbe zu motiviren bei denjenigen krankhaften oder organischen Anlagen des Körpers, inwiefern diese selbst eine Hirnwuth bedingen? Gibt es nicht solche krankhafte Bedingungen und gleichsam Konstitutionen der Pulmonargefäße?

Was von den gewöhnlichen Sinnentäuschungen, und vorübergehenden Phantasieen gesagt werden kann als, wie es sich von selbst ergiebt, unzureichenden Momenten irgend einer gerichtsärztlichen Berücksichtigung zur Milderung des Urtheils, ist im allgemeinen wahr. Aber der Gerichtsarzt hüte sich, diesen Symptomen ganz zu mistrauen oder sie immer nur für Folgen leichter Wallungen des Bluts oder unbedeutender Abdominalbeschwerden zu nehmen. Selbst das System des humoralpathologischen Arztes könnte hier leicht irre

führen. Oft sind diese deceptiones sensuum tiefer begründet, oft sind sie nicht immer von dem Arzte oder dem Kranken so leicht zurückzuweisen. Hr. Mittermaier führt das Beispiel des Mörders Woyzeck an. Allein ist denn aus dem einen Beispiele ein allgemeiner Schluß zu ziehen? Ist aus der Annahme und dem Zeugnisse des einen Arztes, und wenn es auch der geschickteste wäre, auf die unverkennbare Wahrheit einer Sache zu schliessen? Sind denn die Hallucinationen immer nur Folgen von Congestionen des Bluts oder Obstruktionen der Eingeweide! Welcher Arzt möchte dieses behaupten! So wenig also freilich aus Sinnestäuschungen und Phantasmen, welche der Verbrecher angiebt, sogleich auf seine Unschuld zu erkennen ist: so würde es auf der andern Seite auch nur die beschränkte, eigensinnige und erfahrungslose Ansicht eines Arztes verrathen, allen diesen Symptomen die Hinweisung auf die tiefer begründeten Sensorial- und Cerebralleiden abzusprechen. Meine Meinung über Woyzek habe ich abgegeben; ich nehme sie nicht zurück. Es gibt ein hallucinirendes Leiden, welches unmittelbar in den Cerebralorganen seine Ursachen hat und bei Intermissionen doch immer wiedererscheint. Es gibt eine nahe an Manie streifende permanente Constitution des Körpers, wo die Subjecte dieser Constitution nicht unmittelbar irre oder wahnsinnig, aber doch sonderbaren, verstörten, ungewissen, hin und her wankenden und gleichsam scheuen Sinnes sind, und wo diese Constitution ohne offenbaren oder ausdrücklichen Wahnsinn, dennoch den dem Wahnsinnigen eigenen Blick des Auges an sich trägt. Wenn nun ein solcher Mensch einen Mord begehet: ist dann auch nach den oben angegebenen humoralpathologischen Begründungen der Hallucinationen, der Mörder vom Leben zum Tode zu bringen? Ich kenne ein solches hallucinirendes Mädchen; sie sieht Gesichte und Gespenster. Aus dem Spiegel blickt immer der Teufel; ge-

wöhnlich verhängt oder kehrt sie alle Spiegel um, wo sie hinkommt. Sie ist bösen, schlauen Sinnes, mistrauisch und hallucinirend gegen alle; in jedem sieht sie den Teufel. Wenn nun ein solches Mädchen einen Mord begehet, ist es auch zurechnungsfähig? Ist denn hier nicht schon der manie-hafte Zustand, eine ganz andere Art, als die mania occulta ist? Und wie und warum will sich denn nun die Legal-Medicin oder auch der philosophische Rechtslehrer beschweren, daß man ohne Noth die Zahl der Seelenkrankheiten oder die Momente der Nichtzurechnung vermehre?

Auch wider die neue Lehre von Entwickelungskrankheiten und den so oft bei denselben stattfindenden krankhaften instinktartigen Trieben, aus welchen Verbrechen entstehen, wird von der vorsichtigen Kriminallehre manches eingewendet, was freilich ein nothwendiger Damm gegen unzeitige Neuerungen seyn kann, aber nicht gegen Neuerungen, die sich in der Natur der Sache und durch die Erfahrung bestätigen. Der Entwickelungsmoment der Pubertät ist ein großer, ein tief eingreifender, Körper und Seele umstimmender Naturproceß; der Mensch ist in diesen Momenten mehr als je Naturwesen. Er ist der Natur hingegeben, sie handelt in ihm mit ihrem großen, wesentlichen Schöpfungsakte. Der Mensch ist hier mehr Thier als Mensch. Die Naturgeschichte zeigt ja oft dieses mit ihrem Ingrimm von Haß und Liebe, von Zeugen und Zerstören, von Wollust, die sich selbst zerstört und zerschneidet. Die Naturtriebe besonders der zurückbleibenden oder verabscheuenden Art sind hier in der größten Spannung und auf das lebendigste gereizt. Ich bin überzeugt, daß besonders diejenigen Mordthaten, deren Gräuel wir uns kaum zu erklären wissen, wo das Weib seine Kinder zerstückelt, die Frau die Glieder des gemordeten Ehemanns im Feuer bratet — alle diese Scheußlichkeiten des Mords und jener geheimen, gleichsam verbissenen Triebe, entweder der

Entmannung, oder eines geilen in Entflammung gerathenen Saamens, eines furoris seminalis, in jenen gehemmten oder überzeitigten oder auch späterhin in dem männlichen und weiblichen Alter aufhörenden Entwickelungen des so überall hinwuchernden Vegetationsgeschäfts seine möglichen Erklärungen finde. Der Arzt hat Gelegenheit, die Natur in diesem ihrem geheimsten Archive zu erforschen. So tief und niedrig auch hier der Gegenstand der Forschung liegen mag: er ist ehrwürdig, denn er gehört zum großen Tempel der Natur und in diesen tiefen und tiefsten Körpergeheimnissen liegen oft die hellsten Funken für die Erhaltung des oft so unförmlich und grausam sich gestaltenden Seelenreichs. Sollte man aber fürchten, daß der Mensch diesen Körpergeheimnissen, diesen so oft aus dem tiefsten Leben herauswurzelnden, bedingenden Einflüssen und Nothwendigkeiten hingegeben, zu tief auf der Stufenleiter der Schöpfung gestellt werde: so gedenke man, daß die erste Wurzel des menschlichen Lebens doch nur das thierische Seyn ist und daß es oft für die Wissenschaft und Kunst wohlgerathen ist, ihn gleichsam als Kind dieser Erde und nicht als einen der Erde schon entflohenen Engel zu betrachten. Tausend und tausend Stufen liegen gewiß noch zwischen der menschlichen Freiheit und derjenigen, zu der er durch tausend Umbildungen berufen ist. Man denkt sich gewöhnlich den Menschen, daß seine Hand in den Himmel reiche. Und es fragt sich, ob es nicht der höchste Egoismus und Aberwitz ist, sich auf der Stufenleiter der Schöpfung und der Welten so hoch zu stellen, und sich so übermäßig frei zu dünken. Die Arzneiwissenschaft wenigstens und die Psychologie haben den Beruf, den Menschen zu suchen hinter den Winkeln, wo er sich nicht gern suchen und finden läßt. Und entfernt von allem Materialismus, aber auch von jenem entgeistigenden Spiritualismus, der seine Götter nur in Begriffen hat, aber noch entfernter von je-

ner faselnden Empfindelei, die in dem Mysticismus, dem materiellsten und sensuellsten Spiritualismus, Freiheit sprühet und doch der gröbste Determinismus und Fatalismus ist, hält diese und jene den Menschen für ein zur Freiheit berufenes aber auch oft der Naturnothwendigkeit hingegebenes Wesen. Gott wird die Räthsel lösen. Es ist nicht die Schuld der Wissenschaft, den Menschen nicht anders machen zu können, als er ist.

Mag es auch eine Extravaganz seyn, wenn man immer und überall zur Rettung des Brandstifters von Feuertrieben oder wie man sie nennen mag, gesprochen hat. Wie man auch diese Triebe und Aufregungen derselben nennen möge, denn daran liegt wenig: so ist doch nicht zu verkennen, daß in jenen Entwickelungsmomenten des zur Pubertät überschreitenden, des gebärenden und zeugenden und des in der Krisis der waltenden Pubertät liegenden Alters oft eine Macht von Naturnothwendigkeit, von physischer und psychischer Entartung enthalten ist, die unter oder über aller Freiheit des Verstandes und des Willens ist.

Man glaubt, was diese Fälle der möglichen Zurechnung oder Nichtzurechnung betrifft, dadurch Beides scheiden zu können, daß man Zurechnung jedesmal da annimmt, wo der Verbrecher sich den Zweck seines Verbrechens bestimmt oder deutlich gedacht oder wenn er überhaupt bei seinem Verbrechen einen Zweck gehabt hat. Allein diese Unterscheidung scheint mir darum sehr zweideutig und für die zu bestimmende Abmessung nicht zuläßig zu seyn, weil zwar bei den durchaus blinden Trieben, bei der Tollwuth z. B. kein solcher Zweck sichtbar ist, sondern der Seelentrieb ganz in seiner Brutalität handelt, aber doch bei dem Wahnsinn und nervenhaften Krankheiten ein solcher Zweck nicht immer fehlt. Es kommt hier nur darauf an, und das ist eben der Stein des Anstosses, der nicht so leicht von den Ver-

Untersuchungen in Beziehung auf Nichtzurechnung zu ziehen ist. Es kann durchaus nicht geläugnet werden, wenn man nicht das ganze organische Bildungsgeschäft der Natur verkennen und auch der organischen Natur das Gesetz, von dem Niedern zu dem Höhern aufzusteigen und selbst schon durch die Organisation eine Möglichkeit von freieren geistigen Erscheinungen zu der Begründung absprechen will, daß es Retardationen, Hemmungen, Entartungen oder an die Thierklasse näher gränzende menschliche Organisationen gibt, wo es also auch ungerecht ist, den höhern Maaßstab der Intellektualität und der menschlichen Willensfreiheit anzulegen uud alles gleichsam von seiner Stube aus, als wenn man der Gesetzgeber der Natur wäre, nach dem strengen Maaßstabe der einen und einzigen Zurechnung zu richten. Der Richter, der den einseitigen Buchstaben seines Gesetzes, jener alten Formen und Diktate, wo man weniger die Natur kannte und der Strafcoder die ganze menschliche Gesellschaft glaubte unter Riegel und Schloß legen zu können, vor sich hat und nur diese eine Diktatur einer oft von der Philosophie und weiteren Kunde so entfernten positiven Gesetzgebung bekleidet, mag wohl so zu urtheilen befugt seyn; aber nicht die Wissenschaft, deren Gesetzbuch die Natur, die gütige wohlthätige Natur ist. Man legt in den Museen ganze Sammlungen von Schädeln an, von allen Gattungen thierischer und menschlicher Bildung. Man mißt und mißt, redet von dieser oder jener Schädelform des Menschenfressers, des Albinos, des auf der untersten Stufe stehen gebliebenen Menschen. Nur wozu diese Messungen? Um der Curiosität willen, wie fast jene Sammlungen darum auch nur solche Curiosa sind? Was hift denn jenes Messen und Vergleichen, wenn man allenfalls nur von aesthetischen Gesichtslinien u. s. w. spricht, und dies nicht weiter Eingang findet in die pathologische und psychologische Kenntniß der menschlichen verschiedenen

Naturen und Seelenkräfte. Aber auch dies ist nicht genug. Der Schädel ist nur der äußere Bauriß. Verfolget mit aufmerksamem Auge die innere Struktur der verschiedenen Körpersysteme. Senkt doch nur das Gehirn ein wenig abwärts zu dem von Blut strotzenden Arterien- und Venensystem, gebet dem Blute das Uebergewicht über das Gehirn, und ihr habt den von einer tieferen Naturmacht getriebenen Menschen. Setzet das Gehör, nur etwas höher an dem menschlichen Schädel hinauf, wie bei den Thieren, und gebt dem kleinen Gehirn, diesem mehr thierischen Cerebralorgane, das Uebergewicht über das große Gehirn, und ihr werdet eine andere Willens- und Verstandeskraft finden. Ist denn diese Anordnung der Systeme, der Organe, wie sie sich in dem einen und andern Menschen zu einander verhalten, so gleichgültig und die Natur eine so fahrlose Stümperin, daß in ihren Werken alles gleich ist, die Basis möge seyn welche sie wolle, so daß angenommen ist, der Kopf oder Wille müsse sich doch wie ein sich selbst bewegender Automat dahin drehen oder wenden? Es sind Schulbegriffe, wenn man von einer unbedingten Willensfreiheit, von einer imperatorischen Macht des Gemüths spricht. Freilich wohl ist es leicht, nicht zu morden, nicht Brandstifter zu seyn u. s. w. Aber wer so und in diesen Fällen, um die Nothwendigkeit der Zurechnung zu retten, von der unbedingten Macht der Freiheit des Bewußtseyns spricht, der werde sich doch auch nun bewußt, wie und ob er denn wirklich selbst in seinem Seyn und Handeln eine solche absolute Willensfreiheit erweise? Kaum ist der Richter von seinem Richterstuhle, kaum der Freiheitslehrer aus seiner absoluten Lehre daheimgekommen, so sieht man die Leidenschaften, die Antriebe, die unmoralischen Handlungen, denen er sich hingibt, und denen er bewußt und unbewußt unterworfen ist. Und so, sollte man glauben, müßten doch diejenigen Fehler und Verschuldungen,

neren gerichtsärztlichen und kriminalistischen Entscheidung in die neu zu entwerfenden Gesetzbücher aufnehme.

Ich scheide voll Verehrung von dem Verfasser mit einer Bemerkung, die am besten, treuesten und auf das wahrste den ganzen Streit über Zurechnung und Nichtzurechnung schlichten kann; mit einer Bemerkung aus der oben schon angeführten trefflischen Schrift des Herrn Dr. Groos. »Sandkörnchen sind es, womit wir Leben und Tod abzuwägen uns erdreisten!« — und »Zurechnungsfähigkeit — diese Basis der Legal-Medicin und des Kriminalrechts — ist in Bezug auf gesetzliche Todesstrafen, in Bezug auf gesetzliche Marter, als Vergeltung der Missethat, ein unphilosophischer, ein unmenschlicher, ein in Gottes Richteramt frevelnd eingreifender und daher sündlich anmaaßender, ein aus dem wilden Völkerleben und aus der Tiefe der Rachsucht des menschlichen Herzens emporsteigender, in die Theologie, in die Jurisprudenz und in die Legal-Medicin eingeschlichener und da endlich sich auf den Thron erhobener Begriff, der nun wie eine falsche Gottheit sich verehren und wie ein Moloch Menschenopfer zu tausenden sich zuführen läßt«. Und

»Wie kann endlich noch der Regent, wenn er Gott beichtet, den er auf Erden vertreten soll, vor ihm die Weigerung des königlichen Veto verantworten; wie sich vor ihm hinlänglich entschuldigen, die Ausübung des schönsten und göttlichsten aller Menschenrechte, des Begnadigungsrechtes von der Todesstrafe, versäumt zu haben, wodurch er göttlich milde einen zweiten Mord kurz vor der That abgewendet hätte?«

Bemerkungen über die Bedeutung des Körperlichen für die Seelenthätigkeit;

von

Herrn Dr. Bird zu Rees.

»Fehler in den Organen, durch welche die Vorstellungen — nämlich des Gemeingefühls, der Sinnorgane und der Imagination — zu Stande kommen, können auf mancherlei Art Ursachen von Geisteszerrüttungen werden«, sagt Reil, Fieberlehre B. 4. S. 288. Ferner S. 280 u. 281: »Die Seele ist in Hinsicht ihrer gegenwärtigen Wirksamkeit an die Organisation gebunden, nimmt vermittelst derselben die Eindrücke der Sinnenwelt auf, und wirkt zurück auf dieselben. So beginnt die Thätigkeit des übersinnlichen Etwas in uns mit dem ersten Bewußtseyn und strebt ins Unendliche fortzuschreiten, und dadurch den Menschen mit sich selbst einig zu machen *) So gewiß also die Wirkungen der Seele von den Erscheinungen der Organisation, und die übersinnlichen Zustände unseres wahren Ichs von den Veränderungen seines irdischen Begleiters und Bewußtseyns zu unterscheiden sind: so gewiß ist auf der andern Seite

---

*) Quo tempore foetus humanus sui corporis sensationem primo acquirat, non adeo certum est. Videtur autem tum demum oriri, quando infans ex matre exclusus. Leidenfrost de mente humana, p. 17. §. 5.

die Erfahrung, daß beide mit einander in der innigsten Verbindung stehn. Doch ruht auf der Art der Verbindung ein so undurchdringliches Dunkel, daß wir sie nie ergründen, sondern höchstens die Gesetze des gegenseitigen Einflusses näher bestimmen können.«

Zur Erkenntniß dieser Gesetze mitzuwirken, ist der Hauptzweck dieser Abhandlung.

Vielleicht findet man die nachstehend dargelegten Ansichten hie oder da zu materiell. Indeß ist Materialismus mir selbst durchaus fremd. — Materie und Geist stehen sich, so lange sie verbunden sind, so nahe, daß die Erscheinungen des Lebens weder rein dynamisch, noch rein materiell seyn oder erklärt werden können, und so ist denn hier, wie fast immer, virtus in medio. Es wirkt der Geist auf die Materie und diese wieder auf ihn. Eine Einwirkung des Geistes auf die Materie kann diese organisch ändern, wie Facta zu beweisen scheinen. Es entsteht Schwindsucht, wo Leidenschaften heftig und lange toben; wer kann indeß auch nur entfernt factisch beweisen, daß die Einwirkung der Materie auf den Geist diesen in seiner Natur zu ändern vermöge? — Ein anderer, als der hier unmöglich zu gebende factische Beweis, ist aber werthlos und mithin jede Beweisführung von primärer Seelenkrankheit auf dem einzigen und besten Wege, rein unmöglich. Obgleich wir die Seele blos aus ihren Wirkungen kennen, so haben wir doch ganze Bibliotheken von Büchern über die Krankheiten der Seele; haben wir denn an der so großen Masse von Leibesnöthen noch immer nicht genug? — Der Begriff: verrückte Seele —, ist mir so sonderbar, daß ich den Menschen lieber mit O f f r a y d e l a M e t t r i e eine Maschine nennen, als die Möglichkeit eines Erkrankens meines bessern Theils, der mein geistiges Seyn, dem der Gottheit verwandt macht, annehmen möchte.

Um den Beweis zu führen, daß der Wahnsinn bloß eine Körperkrankheit sey, bedarf es nicht erst der Untersuchung von wahnsinnigen Menschen: vielmehr scheint es mir, als müsse die Forschung auf folgendem Wege eingeleitet werden. Man berücksichtige nämlich:

1. die geistige Stimmung der Menschen in den verschiedenen Krankheiten;
2. den Körperbau solcher Menschen, die der Gestalt nach von dem, was wir als körperliche Regelmäßigkeit ansehen, mehr oder minder abweichen, mit Vergleichung der dabei vorkommenden geistigen Zustände;
3. betrachte man den Körperbau der Thiere, vom ersten, dem Affen, an bis zum unvollkommensten; ebenfalls mit Beachtung der Geisteskraft. Endlich
4. erforsche man den Körper wahnsinniger Menschen fernerhin mit größerer Sorgfalt, als wie es bis jetzt geschehen ist.

§. 1. Ueber die geistige Stimmung des Menschen in verschiedenen Krankheiten.

Es ist eine Thatsache, daß der Mensch seinen Karakter in jeder Krankheit mehr oder minder ändert. Einen Fall der Art bei chronischer Vereiterung der Lungen und einen beim Scharlach, erzählte ich in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1821, Heft 4, S. 466 u. 467; von dem Variiren im männlichen und weiblichen Körperbau, über die Zwitterbildung und den Einfluß solcher Zustände auf die Seelenstimmung handelte ich in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1823, Heft 2, S. 357, 358, 359 u. 360. Ueber den Geisteszustand des Hypochondristen und über die Aenderung seines Karakters, wenn er schwindsüchtig wird, sprach ich gleichfalls a. a. O. S. 361 u. f., was ich also hier nicht wiederhohlen darf. Bie dem ersten dort erwähnten Kranken litten die Lungen. Im Schar-

sucht bekam, die dem Leben seine Mißtöne nahm, aber demselben auch ein Ende machte. Die Beschwerden, welche den Ausbildung der Bauchwassersucht vorangehen, verstimmen den Kranken oft ungemein; ist aber die Wassersucht ausgebildet, so wird der Kranke so ruhig, daß er sich in sein Schicksal fügen lernt. Woher alles dies? Woher diese Verschiedenheit der Geistesstimmung bei den verschiedenen Krankheiten? Woher die ähnliche in den gleichen Uebeln? Woher alles das, wenn der Körper den Geist nicht bestimmt in den Aeußerungen? — So viel ich weiß, gibt es nur eine Art von Krankheiten, die Brustzehrungen, wo gegen das Ende der Krankheit der Geist gleichsam von den Fesseln seiner irdischen Hülle befreit wird. Von Kemme, Tralles und Anderen haben wir hierüber die schönsten Bemerkungen, die ich nicht wiederhohlen will. Ich habe eine Schwindsüchtige gekannt, welche völlig überzeugt war von der Nähe ihres Todes, die aber dennoch die Hoffnung zur Genesung recht oft aussprach, da auch sie als Schwindsüchtige dieser Eigenheit darum nicht entgehen konnte, weil einmal der Phthisis die Hoffnung zur Begleiterin gegeben ist. Je mehr die Brustschmerzen nachließen, desto zufriedener ward sie, und an dem Tage, wo sie starb, baute sie Pläne in die Zukunft, als habe sie noch lange zu leben und machte Anordnungen, an die sie seit langer Zeit nicht gedacht hatte. Abends einige Minuten vor sieben Uhr, trank sie ein Glas Wein, und äußerte, eine halbe Stunde schlafen zu wollen. Um halb acht Uhr hatte sie in diesem Schlafe, den Umstehenden unbemerkt, schon der Tod abgerufen.

Reil (a. a. O. B. 4, S. 40) sagt, daß Menschen, deren Sehnerven zerstört sind, nie von sichtbaren Gegenständen träumen. Wahrscheinlich gilt dieß doch wohl nur von solchen Blinden, die nie vorher gesehen haben. Ich kenne einen Blinden, der nie sah, der geistreich ist und der von

sichtbaren Gegenständen mit Verachtung redet, aber entzückt wird, wenn man von Harmonieen spricht. Wie sehr zeugt auch dies für die Dependenz der Seele von dem Leibe!

§. 2. Ueber den verschiedenen Körperbau der Menschen und den dabei bemerklichen Unterschied in der geistigen Stimmung.

Die große Verschiedenheit unter den Menschen in Hinsicht der Gestalt kann niemand läugnen, weil diese Verschiedenheit anatomisch erwiesen ist; eben so ist eine Karakterverschiedenheit der verschiedenen Menschen nicht zu läugnen, da wir hiefür die glaubwürdigsten Nachrichten besitzen. Doch läßt sich darum keineswegs annehmen, daß minder vollkommen geformte Menschen nicht eigentliche Menschen seyen. Uebergänge von dem vollkommnen Zustande zum minder vollkommnen bedingen kaum wesentliche Verschiedenheit, aber nicht Trennung. Wir finden in der Natur allerwärts Stufen, und so auch bei dem Menschen, was zu läugnen eine große Befangenheit bewiese. Schon Sömmerring (Ueber die körp. Versch. des Negers vom Europäer, S. 67) sagt, daß sich vielleicht aus der körperlichen Verschiedenheit einige historische Thatsachen von der Wildheit, Unbändigkeit und minderen Fähigkeit der Neger zur feinern Kultur erläutern möchten.

Es ist unnöthig, daß ich die körperlichen Unterschiede zwischen Neger und Europäer hier aufzähle; ich verweise auf Sömmerring's Schrift und wiederhohle hier bloß, was dort S. 11 geschrieben steht. »Schon der erste Blick verräth auch den Augen des Nichtkenners, daß der Theil des Mohrenschädels, der die gehirnfassende Höhle bildet, im Vergleich mit dem, der dem Gesichte und den äußeren Sinnen bestimmt scheint, kleiner als bei irgend einem Europäer ist.« Wer kann die Wichtigkeit dieses Faktums ver-

kennen? — Am wenigsten von allen Negern sollen die Bewohner der Insel Mallikolo körperlich gut geformt seyn. J. R. Forster (Observations made during a voyage round the world; London 1778; S. 242) beschreibt sie als klein, behende, schwarz und häßlich. Ihre Hirnschädel sind auf eine besondere Art von der Nasenwurzel aufwärts mehr platt und hinterwärts gedrückt; ihr Haar ist wollig, die Backenzähne sind breit und ihre Gliedmaaßen, besonders aber der Bauch, dünn und der ganze Körper, selbst der Rücken, ist haarig. Nun frage ich: wenn sich überhaupt so bedeutende anatomische Unterscheidungen und zwar so handgreiflich nachweisen lassen; wenn sich hiebei wieder eine so auffallende Verschiedenheit im Geistigen ausspricht, wovon anders, als vom Körper, kann diese Verschiedenheit abhängen? — Aendert ja doch schon eine Krankheit den Karakter des auf das beste gebauten Menschen und wie will man die Sache sonst erklären? — Nahrung, Klima u. s. w. wirken nur auf den Körper, aber sie vermögen ihn nicht umzugestalten. Jeder Menschen-Raçe ist eine eigenthümliche Körperform besonders eigen und ward ihr ertheilt in einer Urzeit. So ist der Jude in Europa nach fast zwei Jahrtausenden noch kein Europäer geworden. Die eigene Körperform und der ihr entsprechende Karakter sind ihm so tief eingeprägt, daß vier Generationen das kaum vernichten. Heirathet ein Jude von ächt gehaltener Raçe eine Christin, so zeigen seine Nachkommen noch im vierten, ja selbst im fünften Grade die Präge des Juden nach Körperform und Karakter, wie die Erfahrung bewiesen hat *). Ich kenne Nachkömmlinge von Zigeunern, die ihren Ursprung nicht verläugnen können, und so kann wohl schwerlich Jemanden einfallen, den Australneger mit seiner Affenphysio-

*) Ist nicht für alle Fälle wahr. R.

nomie, seinem mißgebildeten Schädel und Becken, den langen dünnen Gliedmaaßen u. s. w. für durchaus das zu halten, was der Mensch von der kaukasischen Race ist. Welche Umstände diese anatomischen Körperunterschiede auch verursacht haben, genug diese sind einmal da und sie allein sind es ohne Zweifel, die die geistige Verschiedenheit bedingen *). Warum z. B. sieht, riecht u. s. w. ein Neger besser, als der Europäer? — Warum denkt dieser in der Regel besser, als jener? — So materiell die Antwort auch klingen mag, ich behaupte, alles dies ist Ausdruck der Organe. Wollte man hier der Seele scharfes Gesicht, scharfen Geruch ꝛc. als eine ihr zugehörende, independente Kraft zuschreiben, so käme man durch die Falken, Hunde ꝛc. in nicht geringe Bedrängniß. Nun brachte man den Negerkarakter, dessen Grundton sich minder gut, als der des Europäers darstellt, während zugleich das Talent zur höhern Geistes-Bildung bei beiden nicht gleich groß scheint. Alle Europäer, welche mit Negern umgingen, stimmen darin überein, daß der Neger ein sehr zum Zorn und zur Rachsucht geneigter Mensch sey; und selbst europäische Frauen, für deren Herzensgüte ich bürgen kann, pflichten jener Aussage bei **). Möge man nun die verschiedenen Menschen-

*) Nicht auch Erziehung, Beispiel, Drang der Umstände? R.

**) Wie viel fehlt hier noch zu genügenden Beweisen, wie viel steht entgegen! Wer sich näher unterrichten will, sehe des edlen Gregoire Buch ein, das der Verfasser des obigen Aufsatzes zwar weiter unten ebenfalls anführt, dem er aber mit Unrecht Schuld giebt, daß Neger und Mauren darin vermengt würden, zu welcher Beschuldigung jenes Buch auch nicht an einer einzigen Stelle Anlaß gibt. Die Züge von Edelmuth, welche das dritte und vierte Kapitel dieses Buchs aus dem Leben ächter Angehörigen der Negerrace,

Franzosen ein gutmüthigeres Volk, als die Spanier; und Niemand wird abstreiten, daß der Deutsche in der Regel noch bessern Gemüthes ist, als der Franzose. — Und woher denn das? Von der Art zu leben? Vom Klima *)? Wahrscheinlich verlieh die Einmischung des Maurenbluts dem Spanier seinen Karakter und seine Körperform. Es gab eine Zeit in Spanien, wo der, welcher vornehm seyn wollte, nicht ausreichte mit dem Aufzeigen der edlen Ahnen; er mußte beweisen, daß sein Geschlecht rein von Maurenblut geblieben, und gewiß war diese Ahnenprobe wichtig, da sie die celtische Menschenraçe in Spanien erhalten hat, mindestens zum Theil. Ein Philipp II., ein Alba, blieben immer noch passable Menschen gegen viele Herrscher unter den Mauren und Negern. Max. Robespierre hatte nicht das kalte Blut eines Philipp, eines Alba, eine Eigenschaft, welche die afrikanischen Tyrannen sich im höchsten Grade unter allem Gräuel zu bewahren wußten. Hier erscheinen die Tieger in Menschenform; Nero war mindestens früher Mensch gewesen.

Verschuldung ist hier allerdings überall im Spiel; der Mensch soll die Kraft gebrauchen lernen, die ihm in der Vernunft von der Natur gegeben ist. Widerstehe, sagt Leibnitz, nur gleich Anfangs ungeregelten Leidenschaften, und du wirst fähig werden, den Ungestüm auch der rasendsten zu zügeln.

Um sich von der Wichtigkeit des Körperbaues für die Geisteskraft ferner zu überzeugen, werfe man einen Blick auf die Genies, welche uns die Geschichte nennt. Solche Menschen wurden die Wunder ihrer Zeit und das sehr oft ohne besondere Erziehung und Unterricht. Ihr Körper

*) Allerdings wenn das alles ausgemacht wäre, durchs Klima, aber auch durch Geschichte und Religion. R.

war gut und darum konnte ihre Seele in großer Vollkommenheit sich darstellen. So wurde Schiller für die Medizin erzogen und er ward ein großer Dichter. Man denke besonders an solche Menschen, die in den finstern Zeitaltern so stark hervorstrahlten und noch glänzen in der späteren Zeit. Wer hat sie unterrichtet, wer erzogen? Warum sind ihrer so wenige? — Ist aber die Seele aller unbedingt sich gleich, so muß wohl der Körper das Bestimmende seyn; er gibt den Unterschied, und selten wird er vollkommen, wo Vollkommenheit überhaupt selten ist.

Man betrachte endlich nur das Leben des Menschen nach seinen Stufen. Lustig und munter ist der Knabe, ernster der Jüngling, ernster noch der Mann, und ohne Freude im Vergleich zum Jugendalter lebt der Greis. Bei allem dem hat die Karakteristik jeder Altersstufe Aehnliches. Was bedingt diese Aehnlichkeit, wenn es nicht der Körper thut? — Man denke ferner an die erblichen Aehnlichkeiten in Familien. Die gleichen Geistesrichtungen erben in Familien in langen Zeiträumen fort; eben so diesen Richtungen entsprechende Krankheiten, als Schwindsucht, Apoplexie u. s. w.; ja es wiederhohlen sich selbst die Gesichtszüge oft auf eine auffallende Weise, wie das in Familien offenbar wird, welche die Bilder der Voraltern besitzen. Auf ähnliche Weise erbt die Neigung zu Leistenbrüchen in gesunden Familien fort; eben so aber auch der Hang zum feinen und öffentlichen Diebstahl, zum Geiz, zum Wahnsinn, zum Saufen, zur Wollust. Wer den großen Einfluß des Körpers auf die Seele läugnet, muß eine sich forterbende diebische, geizige, verrückte, wollüstige, zänkische, durstige Seele annehmen. Bezieht man das alles auf den Körper, so löset sich die Sache von selbst. Daß so indeß nicht dem Materialismus das Wort geredet werde, hoffe ich weiter unten zeigen zu können.

Selbst das Geschlecht hat Einfluß auf die geistige Stimmung. Wer hier den Körper nicht gelten läßt, der muß an eine anima masculini, foeminini et neutrius generis glauben. Das Alter zeigt dieselbe Erscheinung: Schriftsteller überleben sich; die Seele kann aber nicht veralten, die Schuld kann nur an den verbrauchten Organen liegen. Der berauschte Mensch zeigt Eigenthümlichkeiten, z. B. er lacht, jubelt, oder tobt, schimpft rc., bis der Rausch zu Ende ist, denn so lange ist er in acuter Verrücktheit, gleicht dem Delirirenden. Woher hier die Aenderung der Seelenäußerungen, wenn es der Leib nicht thut? Ein Verrückter, der betrunken ist, wird noch verrückter im Rausche. Ich sah dies in zwei Fällen und glaube in einem dritten bemerkt zu haben, daß der Zustand der Betrunkenheit eines noch Gesunden dem ähnlich ist, den dieser Mensch dann zeigt, wenn er späterhin verrückt wird.

Der größte Virtuose spielt schlecht, wenn sein Instrument verstimmt ist, und Canova könnte aus schlechtem Marmor und mit schlechten Instrumenten kein Meisterwerk liefern. Der Körper ist nur das Instrument, die Seele der Meister, der so viel schönere, reinere Töne hervorbringt, je reiner das Instrument ist, das ihm dient.

§. 3. Kurze Bemerkungen über die Thiere in psychischer und somatischer Hinsicht.

Unter den Thieren steht der Affe dem Menschen am nächsten, und unter den Affen ist wieder der Orang-Utang der vollendeste in psychischer und körperlicher Hinsicht. Ueber die dem Verstand des Menschen ähnliche Klugheit in den Handlungen der Affen besitzen wir höchst interessante Aufzeichnungen, welche mit Recht unser Staunen erregen. Nennt man diese Handlungen Instinkt, so ist das nur ein dunkles Wort. Kann auch hier keine vernünftige Seele thätig

seyn, so bliebe uns nur die Annahme übrig, daß alle jene Aeußerungen der Ausdruck der Organe seyen, das Produkt einer ihnen inwohnenden geistigen Kraft, wobei es höchst interessant ist, daß das vollkommenste Thier auch jene Aeußerungen am vollendesten ausspricht. Wie sich übrigens die Sache recht verhalte, wird man wohl nimmer erfahren; wohl aber, daß wir kein Recht haben, den vollkommenern Thieren alle höhere geistige Kraft abzusprechen. Der Yoko des Pougens zeigte eine Klugheit, die der dumme Kretin nicht zeigen kann, weil er sie nicht hat. Und so muß denn der Kretin eine dumme Seele haben nach der Ansicht derer, welche den Körper für nichts halten und nach cartesianischen Ideen der Materie alle thätige Kraft absprechen und jede Aeußerung dem Einflusse immaterieller Substanzen zuschreiben, wofür denn das Wort: vernünftige Seele, gesetzt wird. Wenn wir das betrachten, was uns Pougens vom Yoko erzählt, wenn wir Campers, Cuviers, Bonnets, des Marets und vieler Anderer Nachrichten über die Affen, besonders in Hinsicht der bei diesen vorhandenen geistigen Fähigkeiten, lesen: so scheint uns Büffons Ansicht, wonach der Orang-Utang so hoch gestellt wird, nicht so auffallend, da die Orang-Utangs und Pongos in aller Hinsicht am menschenähnlichsten und am vollkommensten organisirt und wir demnach genöthigt sind, anzunehmen, daß dies ihre größere psychische Tüchtigkeit bedinge.

Weil das große Hinterhauptsloch beim Neger sehr nach hinten liegt, so trägt derselbe das Gesicht stark aufwärts. Unter den verschiedenen Raçen ist die Stellung dieses Lochs mehr und minder stark rückwärts, daher ein Neger-Schädel, auf einen Tisch gestellt, sich hinterwärts senkt, wogegen die Schädel der Menschen von der vollkommnern Raçe in solcher Lage sogleich nach vorn fallen und

sich auf die Zähne des Oberkiefers stützen, weshalb denn der Europäer den Kopf gerade und das Gesicht abwärts trägt. Selbst unter den europäischen Völkern variirt das Kopfhalten, und es ist bekannt, daß der Ausdruck: er trägt den Kopf, das Gesicht, hoch, soviel heißt, als: er ist stolz und dumm. Die Dummheit ist indeß oft mit Pfiffigkeit gepaart, mit Klugheit für eigenen Vortheil, dem Instinkt des Interesses. Gewiß gibt die Betrachtung der Art, den Kopf zu halten, für die Vergleichung von Menschen und Thieren bemerkenswerthe Resultate, die indeß, als bekannt, hier dürfen übergangen werden. Müssen wir nun zugeben, daß es Menschen gibt, deren Körperbau sie in einzelnen Stücken den Thieren nahe stellt und können wir nicht ganz läugnen, daß solche Menschen im Allgemeinen zur feinern Kultur minder geschickt sind, als andere vollkommen organisirte; müssen wir einräumen, daß die Thiere, welche in der Form dem Menschen zunächst stehn, es auch in psychischer Hinsicht thun; sehen wir endlich in allen Krankheiten, und zumal im Wahnsinn, daß der Zustand des Körpers den des Geistes bedingt: so können wir den bestimmenden Einfluß des Leibes auf die Aeußerungen der Seele nicht läugnen, und wir sind genöthigt, einen gewissen Grad von Materialismus zu begünstigen, der aber eben deshalb, weil er der gesunden Vernunft entspricht, nicht Materialismus ist.

§. 4. Kurze Betrachtung über den Körperzustand wahnsinniger Menschen.

Man hat Fälle aufgezeichnet, welche darthun sollen, daß die Leichen von Wahnsinnigen ohne Fehler gefunden sind. Indeß ist das ein Irthum, denn man untersuchte in der Regel nur den Inhalt der drei Höhlen, und wenn sich da nichts fand, so war der Körper gesund! —

Malacarne war, so viel ich weiß, einer der ersten, welcher die engen verdrehten Schädel der Cretinen als sündigend darstellte. Reil, Greding und Andere betrachteten gleichfalls die Köpfe, und Gall sah, die Sache übertreibend, am Schädel alles und also — nichts. Von Fehlern der organischen Form sprechen recht viele Gelehrte, aber sie bezogen, so viel ich weiß, dergleichen insbesondere nur auf sogenannte somatische Krankheiten und selten auf sogenannte psychische. Von dem Einflusse der Körperform auf den Geist sprachen im Ganzen die Philosophen mehr, als die Aerzte; ich erinnere nur an Herder. Man sehe dessen Ideen, B. 2. S. 133—134. Wie nun, wenn wir Dürers Genauigkeit (in seiner Lehre von den Proportionen) mit dem Seelengefühl der Alten verbänden und die Verschiedenheit menschlicher Hauptformen und Karaktere in ihrem zusammenstimmenden Gebilde studirten? Kurz, wo die Aerzte bei Wahnsinnigen nichts Abweichendes fanden, da dachten sie nicht an die Proportionen, auf welche unser großer Meister bereits im Jahr 1528 aufmerksam machte. Ich habe diesen Gegenstand bereits zweimal besonders angeregt: so zuletzt in dieser Zeitschrift f. 1823, Heft 2. Und so behaupte ich denn: der Körper eines jeden Verrückten ist fehlerhaft, und wenn auch kein Darm, kein Theil des Gehirns u. s. w. krank ist, so liegt der Fehler oft, und vielleicht der wichtigste, darin, daß das relative Maaß der Organe zu einander unrichtig ist.

So scheint es mir ausgemacht, daß der Körper für den Geist so lange durchaus bestimmend bleibt, als beide verbunden sind, oder der Körper nicht in einen Zustand geräth, wo er dem Geiste die Fesseln leichter macht, wo dann aber der Tod folgt. Der Wahnsinn ist gleichsam eine ebrietas chronica, ein chronisches Delirium in Folge eines ver-

stimmten Körpers, dessen Verstimmung wir aber nicht stets entdecken oder heben können.

Wahnsinn ist also nur eine Körperkrankheit und daher der Ausdruck, Seelenkrankheit, durchaus verwerflich. Wir wissen nämlich, daß:

1. die in Krankheiten eintretenden Aenderungen des Körpers auch sogleich auf den Geist einwirken die Seele nie krank ist ohne den Leib, eher noch der Leib ohne die Seele; daher
2. denn auch im Wahnsinn der Leib stets leidend ist. Wo das nicht soll gewesen seyn, sah man nicht genau zu; fand sich aber die kleinste Abweichung, wer vermag zu bestimmen, wie groß ihr Einfluß seyn kann?
3. Es existirt unter den verschiedensten Völkern ein auffallender anatomischer Unterschied der Körperform, verbunden mit besonderer Geistesstimmung. Da es schwer werden möchte, den Grund dieser so verschiedenen Geistesstimmung anzugeben, und man ohnedem zugibt, daß der Körper das Temperament bedingt, so sehe ich nicht ein, weshalb man nicht auch zugeben wollte, daß der Körperbau die Aeußerungen der Seele bedinge, je nachdem er verschieden ist. Endlich sahen wir in kurzer Andeutung:
4. daß die geistigen Fähigkeiten der Thiere gleichfalls sich so ziemlich nach dem mehr oder minder vollkommenen Körperbau modificiren, daher in dieser Hinsicht der Affe dem Menschen so gut am nächsten steht, wie nach der Körperform.

Die in ihren Werken so unergründliche, so reiche und das Mannichfaltige liebende Natur, bildet und ändert ihre Wesen nach den verschiedensten Formen, und diese Formen bedingen den Ausdruck der in ihnen wirkenden geistigen Kraft. Das sagen uns die Körperzustände der verschieden-

sten Völker; wir sehen es an unseren Blödsinnigen und Kretins, deren Seele nur eines guten Körpers bedarf, um so zu wirken, wie sie sollte.

Quälen wir uns nicht mit dem oft besprochenen Lehrsatz von der absoluten Freiheit! — Bei der höchsten Weisheit Gottes ist dessen Vormundschaft uns besser, als eine unbedingte Freiheit; ist diese doch nur ein Unding, das allen Gesetzen, welche die Gottheit der Natur gab, widerstreitet. Kann eine Haushaltung, in der die höchste denkbare Ordnung herrscht, bestehn, wenn ihre Glieder so frei seyn wollen, daß sie alles thun können, was ihnen die Laune des Augenblicks eingibt? Werden nicht höhere Rücksichten solche Launen unterdrücken müssen? Und werden die vernünftigen Glieder eines solchen Vereins nicht gern also handeln? Ganz gewiß; denn solche Beschränkung ist ihnen kein Verlust der Freiheit; sie wissen jene von der Zügellosigkeit zu scheiden. Scheint es doch fast, als habe man in der moralischen Welt zuweilen eine absolute Freiheit des Menschen angenommen, die besser Zügellosigkeit genannt zu werden verdiente. Sind wir doch noch immer so frei, daß wir manches Gesetz, das die Natur uns gab, überschreiten können! Aber die gewisse Strafe wird dem Vernünftigen schon zum Zügel für seine Leidenschaften. Sehen wir so etwas doch jeden Tag, indem z. B. der Ausschweifende seine Freiheit mißbraucht, verfällt er in Sünde, die ihm Unglück und Tod gebiert.

Kennten wir nach genauen Määßen die Körperformationen der verschiedensten Menschenraçen, so könnten wir auf diese Weise eine Stufenfolge bilden von dem unvollkommensten bis zum vollkommensten Menschen. *) Von jeder in der

*) Man vergleiche hier noch Herder in seinen Ideen B. 2. S. 129; ferner in B. 1., was von S. 28 — 29 u. f. gesagt wird.

Körperformation abweichenden Menschenraçe würde man eine genaue Karakteristik besitzen und so erhielten wir die bedeutendste Aufklärung über den Einfluß eines mehr oder minder vollkommen gebauten Organismus auf die Aeußerungen der Seele. Solche genaue Maaßkenntniß müßte man nun auch von solchen Menschen haben, die an den verschiedensten Krankheiten leiden, z. B. vom Cretin, vom rasenden Hottentotten, Papu, Feuerländer und Anderen, falls dort der Wahnsinn zu Hause ist, was ich fast bezweifele, weil Wahnsinn wohl nur ein Uebel ist, das die am vollkommensten organisirten Völker der Erde vor den andern heimsucht.

Bei solcher genauen Körperkenntniß würden wir nun jede Art von Wahnsinn recht bald nicht mehr als eine eigentliche Krankheit ansehn, sondern nur als ein Abweichen des Körpers von der Norm, als ein Zurücksinken desselben auf eine tiefere oder geringere Stufe des körperlichen Seyns. So z. B. wüßten wir, daß, wenn ein Europäer diese oder jene Form des Körpers erhielte, er Melancholicus werden würde; während, wenn der affenartig geformte Mensch einer Südseeinsel auf gleiche Weise wie der Europäer an seiner Körperformation litte, er ein Maniacus würde; muß doch unbedingt ein Europäer stärker organisch verstimmt werden, damit er tobsüchtig werde, wie der Papu. *) — Wäre ein Mensch in den höchsten Grad von Wahnsinn verfallen, so müßte er dem Körper nach zu den Thieren gerechnet werden und zwar zu dem Geschlecht, dessen Neigungen er zeigte, des Fuchses, der Katze. Inzwischen würden solche Vergleiche immer nur unanständig seyn, da es keinen völligen Wahnsinn gibt, und wie längst

*) Für diese Idee spricht die Beobachtung, daß der betrunkene Europäer in der Regel nicht wüthend, der betrunkene Neger hingegen furchtbar wild wird. B.

erwiesen ist, auch der allerwahnsinnigste Mensch seine Momente hat, wo eines seiner Worte oder eine seiner Handlungen es uns deutlich verrathen, daß hier eine vernünftige Seele in den Banden eines Körpers liege, der aufgehört hat, ein für seine Stufe vollkommen menschlicher zu seyn (m. s. diese Zeitschrift, Heft 2 für 1824, S. 421) — Und eben das ist es, was uns zwingt, auch den Rasendsten gut zu behandeln, da die Seele es wohl recht oft schrecklich empfinden mag, wie ihr Körper sie beherrscht. — Eben diese lichten Augenblicke, wo beim Wahnsinn die Organenverstimmung aufhört, öffnen die Aussicht zur Heilung dieser. Je länger diese Momente sind, desto heilbarer ist unter übrigens gleichen Umständen der Wahnsinn, und bis jetzt sind diese lichten Momente nach ihrer Dauer die einzigen Zeichen, wonach der Arzt bei der Prognose jeder Art von Wahnsinn sich richten kann, wie auch die Hypochondrie, je seltener sie eintritt, desto heilbarer ist, da hingegen, je öfter der Anfall kommt, desto minder und so viel sicherer die höheren Grade von Verrücktheit sind, denen dann meistens Phthisis folgt.

Und so möchte es einst richtig werden, statt: »Geschichte eines Wahnsinns, der geheilt ist,« lieber zu sagen: »Geschichte eines Menschen, der von seinem körperlichen Zurücksinken auf eine niedrigere Stufe der Körperformation zur frühern, ihm normalen, also höhern, zurückgeführt ist.«

Leider können wir aber unserm blödsinnigen Europäer keinen Schädel geben, wie ihn der Circassier hat; einen Hottentotten können wir nicht zum Griechen machen, und einen Homer, Plato, Friedrich II. u. s. w. werden wir bei den Hottentotten gewiß so lange vergeblich erwarten, als die Juden einen Messias. Leider ist es eben dieses Abweichen im Körperbau, was den Wahnsinn so unheilbar macht, den ächten nemlich, welcher im Bau des Körpers begründet ist,

oft auf unmerkliche und ohnedem auch oft nicht zu hindernde Weise. Derjenige Wahnsinn, der von uns geheilt wird, gehört zum periodischen und ist oft nur ein Fieberirreseyn, das chronisch geworden, oder ein Zustand, der einer anhaltenden Betrunkenheit sehr ähnlich sieht. Hier ist es denn auch, wo kräftiges Blutlassen helfen kann, was aber beim ächten Wahnsinn — wie ich ihn meine — wie alles Kuriren, vergeblich ist, ja wohl gar schadet, indem starke Aderlässe den Körper völlig alteriren. Gleiches paßt oft auch auf den heilbaren Wahnsinn, indem die kräftige Kur den Grund legen kann zur fortschreitenden Körperverstimmung, die zuletzt den ächten Wahnsinn begründet. So geht dann durch solche gewaltsame Kuren der periodische Wahnsinn in die anhaltende Verrücktheit, wo nur unbedeutende lucida intervalla mehr eintreten, über. Hier gilt Wallenstein's Wort:

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die inn're Welt, sein Microcosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht! —

C. Sprengel sagt in seiner Geschichte der Arzneikunde, B. 5. S. 247 rc.: »So wahr Priestley's Bemerkungen über manche Blößen des Spiritualismus sind, so sehr fehlt es doch auch seiner Vertheidigung des Materialismus an Gründlichkeit. Sein Materialismus hat indeß die Wirkung gehabt, daß die menschliche Vernunft aufmerksam auf ihr Unvermögen zur Beendigung von dergleichen Untersuchungen wurde, und er benutzte denselben glücklich genug, um den Werth des (vernünftigen) praktischen Glaubens daraus herzuleiten.«

Betrachtungen über abnorme psychische Zustände;

von

Herrn Dr. Fr. Bird in Rees.

(Fortsetzung u. Schluß von Zeitschrift 1825, Heft 3, S. 53–80.)

10. Ueber die religiöse Melancholie.

Die nachstehenden Bemerkungen reihen sich an diejenigen, die ich unter der nämlichen Ueberschrift in dieser Zeitschrift 1823, Vierteljahrheft 1, S. 228 bis S. 242 mitgetheilt habe. Ich erzähle hier die Fortsetzung der Krankheitsgeschichte jenes unglücklichen Mannes, welcher leider die Schwärmereien einer pietistischen Theologie mit den einfachen, erhabenen und ewigen Wahrheiten der göttlichen Christusreligion verwechselte und hierdurch bewogen ward, die Gränzen der Natur und der wahren Religion zu überschreiten. Der Unglückliche verfehlte dadurch den Zweck seines Lebens, und die Natur rächte an ihm diese Uebelthat dadurch, daß sie eine Melancholie herbeiführte, welche wahrhaft traurig war. Meine Hoffnung, daß der Kranke vor den Anfällen der Melancholie bewahrt bleiben werde, ist nicht erfüllt worden, und so erlaube ich mir denn, hier die Schicksale dieses Mannes seit December 1822 weiter zu berichten.

Patient starb am zwei und zwanzigsten März 1826, in einem Alter von fast zwei und achtzig Jahren, nach langsamem Dahinscheiben. Seit fünf Monnten hatte er fast ohne Speise und Trank gelebt. Welche Macht die Seele über den Leib habe, erkannte ich hier, und mit Recht war zu bedauern, daß dieselbe eine falsche Richtung genommen hatte, indeß: fata viam invenient.

Seit December 1822 bis October 1825, also beinahe drei Jahre lang, befand sich Patient in Hinsicht seiner geistigen Stimmung offenbar weit besser, als vor jener Zeit, von der ich früher erzählt habe. Er würde gewiß noch weit besser gewesen seyn, wenn er die Pulver aus Kampher und Nitrum fortgebraucht und sein Ohr williger meinen Trostgründen geliehen hätte. Aber er fand in dem Weinen und Trauren offenbar solche Lust, daß er sich nicht freuen mochte, wenn er auch konnte. Er gestand sich selbst sehr oft, daß meine Gründe wider die Ursachen seiner Melancholie sehr gut seyen, allein er war dergestalt in seine Ideen versunken, daß er mir öfter sagte: »Sie meinen es gut mit mir; allein ihre religiösen Ansichten verwirren die meinigen, und ich will nicht, daß sie mir meinen Glauben in meinen alten Tagen erschüttern sollen.«

Er ließ mich indeß in der Regel nach Belieben sprechen, und äußerte dann wohl später zuweilen, wie er in Anfällen der Melancholie aus jenen Reden sich Trost und Beruhigung geholt habe. Die Pollutionen waren seit dem Winter 1822 sehr selten geworden; war aber eine da gewesen, so fühlte er sich doch sehr unglücklich, wenn auch durch meine Gründe auf kurze Zeit beruhigt.

Im Sommer 1825 war er so wohl und munter und so frei von melancholischen Anfällen, daß er gegen mich darüber öfter seine Freude äusserte und selbst durch erkünstelten Unwillen seine Schaam zu bergen suchte, als ich ihn in der Absicht, im vorkommenden Falle meinen Vernunft-Gründen ein größeres Gewicht zu erwerben, jetzt an seine Teufelsanfechtungen erinnerte.

Zu Anfang October 1825 traten indeß wieder mehrere Pollutionen ein. Die seit December 1822 fast verschwundenen Unterleibsbeschwerden stellten sich sogleich nach diesen Pollutionen wieder ein. Im November und December

1825 fanden noch einige Saamenentleerungen statt, und seitdem nicht wieder. Die darauf folgende Geistesverstimmung wich den Vernunftgründen; aber die Unterleibsbeschwerden stiegen zu stets größerer Höhe, und wenn ich dreist behaupten darf, daß sie bei der so festen Konstitution des Patienten gewiß noch zu heben gewesen wären, so trat doch hier der Wille des Kranken entgegen. Dann sagte er: Sterben ist mein Gewinn! — oder: Was heilen! ich bin alt und meine Stunde ist gekommen! — Alles Reden gegen diese Meinungen war weiter nichts, als verberare lapides.

Täuschungen des Geruchs und Geschmacks kommen bei Irren am seltensten vor. »Eine Dame«, erzählt Bayle, »glaubte sich in Gefahr, von Kohlendampf erstickt zu werden; der Geruch dieser Dämpfe verfolgte sie mehrere Stunden lang. Manche Personen empfinden angenehme oder unangenehme Gerüche, ohne daß sonst Jemand diesen Eindruck mit ihnen theilt. Manche Kranke schmecken in den Speisen Schwefel, Pech, Galle; andere empfinden einen angenehmen Geschmack und erhalten solchergestalt oft ganz falsche Vorstellungen. Eine Dame von schwachem Verstande kostete Kieselsteinchen, die ihr so süß vorkamen, daß sie dieselben zuletzt für wirklichen Zucker hielt. Sie that einige davon in ihre Speisen und andere hatte sie beständig im Munde.«

Hieran schließen sich diejenigen Hallucinationen, womit die letzte Krankheit unseres Patienten auftrat. Er versicherte, daß er die unangenehmsten Gefühle im Unterleibe habe, welche, da hier nicht entfernt etwas Krankhaftes zu entdecken war, von ihm einer Schwäche zugeschrieben wurden, und, da sie wohl eine Folge der Pollutionen seyn mußten, gewiß mit Recht; dabei versicherte er, daß er seit Aus-

Ausgang Oktobers und während des Novembers keinen Appetit mehr gehabt und nur gegessen habe, weil er wisse, daß man ohne Essen nicht leben könne. Er sey gewohnt, nur alle drei bis vier Tage Stuhlgang zu haben, und nun sey derselbe oft acht Tage ausgeblieben. Bittere Mittel, Wein, Spirituosa und Purgantien hätten seinen Zustand nicht verbessert und sein Geruch, den er bereits seit zwanzig Jahren verloren, sey jetzt ganz verschwunden. Nur einmal, im Sommer 1825, habe er einen Augenblick gerochen und zwar den lieblichen Duft einer Rose, seitdem aber nichts wieder. Ausser den Verlust des Geruchs, müsse er jetzt ferner noch den des Geschmacks bedauern; er empfinde blos, ob eine Speise gut sey oder nicht. Er konnte Taback gebrauchen, ohne daß sein Geruch und Geschmack dadurch beleidigt wurden, was doch so leicht möglich ist, selbst bei schlechten Sinnen. Er sagte, der Verlust des Geschmacks rühre bei ihm daher, daß alles ihm wie Kochsalz schmecke, und nur starke Dosen Pfeffer könnten diesen Geschmack verdrängen. Auch Zucker, Essig, Wein u. s. w. schmeckten ihm nach Kochsalz, und wenn in irgend eine Speise nur eine Spur von Salz gethan war, so befand er sich völlig außer Stande, etwas davon zu genießen.

Seit Ausgang Oktober bis zum neunten November 1825, wo er meine Hülfe wieder in Anspruch nahm, hatte er so wenig gegessen, daß es das Staunen seiner Angehörigen erregte, wie das meinige. Ein Tasse Thee am Morgen und Mittag, einige Gabeln voll Gemüse und ein Bissen Fleisch, zuweilen einen halben Teller Suppe und einige Gläser Wein, das war alles, was er den Tag über genoß, und diese Quantität war so gering, daß sie ein Kind von zwei Jahren für einen ganzen Tag nicht halb würde befriedigt haben. Sein Aussehen war dabei gut und seine Geisteskräfte zeigten sich ungeschwächt. Sprach er mit mir

von seinen Pollutionen, seinen nur noch seltenen Phantasie-bildern, geilen Gedanken, kurz von seinen »Teufelsanfechtungen«, so erröthete er noch immer, wie ein Jüngling. Seine Zunge war rein, der Puls normal; nirgendwo hatte er Schmerz, und kurz, wenn ich den Salzgeschmack ausnehme und den Mangel an Appetit, so erschien er so gesund, wie je.

Ich überzeugte mich, daß da, wo auch jedes Zeichen eines materiellen Leidens fehlte, die geistige Thätigkeit vorzugsweise krank seyn müsse und erklärte ihm daher, daß er durchaus essen müsse. Hierbei gab ich das schwefelsaure Chinin, so wie das kalt bereitete Chinaextract und Essigäther innerlich. Er war so gütig, auf meinen Rath jetzt gegen Appetit zu essen, aber es war ihm nicht lange möglich; und alle stärkende Mittel blieben dergestalt ohne Wirkung, daß ich gerne davon abstand, als er erklärte, wie er aller der Sachen satt sey.

Weil er indeß, eine kleine sich einfindende Schwäche und dabei sich mehrende Schlaflosigkeit abgerechnet, sich körperlich so wohl zeigte, so konnte ich die Idee, daß er nur dem kranken Willen gehorche, nicht fahren lassen. Da aber Saamenentleerungen selbst in jungen Jahren, sobald sie durch ihre Menge bereits schwächend wirken, zuerst den Magen angreifen und bei unserm Kranken die Pollutionen sich so spät einfanden, so mußte ich mir letztere und die sich immer mehr ausbildende Anorexie hier durchaus in Verbindung denken. Ich entfernte daher soviel lieber die bis jetzt gebrauchten Mittel, nur das Chinin, mit Kampher verbunden, beibehaltend, weil es mir in einem Falle, den ich anderswo erzählen werde, durch dies letztere Mittel gelungen war, die Magenbeschwerden eines Mannes zu heben, die offenbar eine Folge der Geschlechtsausschweifung waren. In der That fing bald nach dem Gebrauch des Kamphers Patient wieder etwas besser zu schlafen an; den Salzgeschmack be-

gann er zu vergessen und er war überhaupt, wo nicht besser, doch auch nicht elender.

Auf den Rath eines andern Arztes wurden ihm jetzt Decocte von China mit Senega verordnet; aber mit so schlechtem Erfolg, daß er, durch den Gebrauch dieser Mittel sich gereizt und aufgeregt fühlend, sie recht bald auf die Seite schob. Seit Ende December 1825 brauchte er keine Medicamente mehr und er nahm statt derselben besonders Cognac und Wein. Wie im December, setzte er auch im Januar und Februar 1826 seine knappe Diät fort, und Aufgangs Februar genoß er bis zum Erstaunen wenig. Er magerte nun aber auch sichtlich ab, fühlte sich höchst matt, konnte durchaus nicht schlafen, hatte zuweilen noch obscöne Phantasiebilder, und nur alle sechs bis acht Tage Stuhlgang, wenn er Sennesblätterpulver genommen. Weiche Eier, Fleischsuppen, Gemüse etc., kurz nichts wurde mehr gegessen; nur etwas Buttermilch, Thee und Wein fristeten ihm noch das Leben. Und noch immer war kein Fieber vorhanden! Der sparsame Urin war hell, Durst fehlte.

Anfangs März 1826 begann aber der Urin roth zu werden, wie Blut; es trat am Abend vermehrte Wärme ein, Patient wurde so matt, daß er das Bett häufiger hüten mußte, und dieses nun fühlbarere Unwohlseyn hatte zur Folge, daß er meine täglichen Besuche wieder begehrte, die daher mit dem fünften März wieder ihren Anfang nahmen. Sterben ist mein Gewinn! — meine Zeit ist dahin! — das waren die ersten Worte, welche er mir mit seiner kräftigen Baßstimme zurief.

Ich fand ihn beträchtlich abgemagert, den Puls klein, schnell und intermittirend, die Nächte völlig ohne Schlaf. Hunger und Durst fehlten durchgehends, und außer etwas Buttermilch genoß er nur etwas Wein und Cognac.

Der sparsame Urin war hochroth und der Stuhlgang seit eilf Tagen verstopft. Er klagte mir, daß er in der Nacht zuweilen noch durch seine obscönen Phantasieen leide, und versicherte, daß er sterben müsse. Weil er gern Oeffnung zu haben wünschte, so beschloß er heute Sennesblätter in Pulver zu nehmen, wogegen ich nichts einwendete. Der Stuhlgang erfolgte noch diesen Tag und war von steinhartem Kothe.

Vom fünften bis zehnten März trat keine Aenderung ein. Patient stand Morgens und Abends noch immer auf, setzte sich in einen Lehnstuhl, rauchte eine Pfeife Taback, und war geistig so wohl und umsichtig, wie er nur je gewesen. Das Essen und Trinken war immer noch so unbeträchtlich wie jemals. Ich versicherte, daß ich seine starre Weigerung des Gebrauchs von Heilmitteln für sündhaft halten müsse, da er nur dann mit Recht sagen dürfe: „Sterben ist mein Gewinn!" wenn er die völlige Gewißheit habe, daß er sterben müsse; und als er nun einwilligte, Medizin in Tropfen zu nehmen, so verordnete ich ihm: Extr. Chinae frig. parat. Drachm. Chinini sulph. gr. VIII. Aether. aceti Drachm. dimid. Syrup. Cort. aurant. Unc. II. M. D. S. Täglich viermal einen Theelöffel voll mit gutem Rheinwein zu nehmen.

Den zehnten, eilften und zwölften März genoß er drei halbe Tassen voll Thee, einen Zwieback, eine halbe Tasse Kaffee und eine Tasse Chokolade, so wie ein Glas Wein. Von den Tropfen mochte eine halbe Unze verzehrt seyn, ohne andere Wirkung als daß die Blähungen in größerer Menge abgingen; weil seit dem fünften kein Stuhlgang da war, so wurden heute Sennesblätter genommen. Der Puls war Morgens und Abends gereizt und intermittirend. Die Phantasiebilder hatten Patienten in den ekelhaftesten Formen während dieser drei Tage sehr belästigt, und weil er von einem kurzen und stoßweise erfolgenden Husten befallen war, so hatte er in zwei Nächten durchaus keinen Schlaf gehabt. Am Abend des zwölften

März nahm er zwei Gran Extr. Hyosc. mit Zucker. Der Husten legte sich und in der folgenden Nacht trat Schlaf ein.

Den dreizehnten März. Patient hustet minder oft, als gestern. Er ist still und so matt, daß ich seine starke Baßstimme heute nicht einmal verstehen konnte; der Puls war schnell, klein und so stark intermittirend, daß von sechs Schlägen der vierte und sechste in der Regel fehlte. Jedes Phantasiebild ist fort. Patient vermochte nicht zu schlucken. Leibschmerz durch verhaltene Winde. Gegessen ist durchaus nichts und Wein sind zwei Eßlöffel voll genommen. Die Tropfen weigerte Patient. Mit leiser Stimme erklärte er mir, daß er jetzt mit Sicherheit fühle, wie bald das Ende seines elenden Lebens da seyn werde und der Anfang des bessern.

Nachts um eilf Uhr. Puls rasch und klein, doch nicht intermittirend. Nach Abgang der Winde hatte der Leibschmerz aufgehört. Husten ganz fort, und Patient so lebhaft und kräftig sprechend, daß man glauben sollte, es liege ein Gesunder im Bett. Gegessen und getrunken ist nichts; aber am Abend hat Patient, auf einem Stuhle sitzend, eine halbe Pfeife Taback geraucht.

Den vierzehnten. Nachdem die letzte Nacht schlaflos zugebracht war, hat Patient den ganzen Morgen geschlafen, und um Mittag vierzehn Löffel warme Buttermilch gegessen und ein halb Glas Wein getrunken. Puls heute regelmäßig, Stimme kräftig, Patient überhaupt munter.

Den funfzehnten. Wenig Schlaf in der letzten Nacht. Puls heute matt, schnell und zuweilen intermittirend. Ob ich gleich dagegen war, so wurden heute doch Sennesblätter genommen. Es erfolgte kein Stuhlgang; er aß drei Löffel voll warme Buttermilch und nahm dann einen Eßlöffel voll Rheinwein, worauf Würgen erfolgte, das auch gestern eingetreten war, nachdem er gegessen hatte. Puls klein, schnell und intermittirend. Patient scheint höchst matt und hat fast

den ganzen Tag geschlummert. Meine Empfehlung einer wollenen und einer wattirten Decke wieß er mit derber und fester Stimme ab: er habe sich nie um Hitze und Kälte viel bekümmert und friere auch noch nicht.

Den sechszehnten. Die Nacht war wieder schlaflos und, wie gewöhnlich, hat Patient dem Vorlesen aus einem Erbauungsbuche ernstlich und unermüdet zugehört. Der Puls wie den Tag zuvor. Steter Schlummer und wenig Sprache. Von den Tropfen ist seit dem zwölften März bis jetzt täglich nur ein Theelöffel voll genommen. Gegessen heute drei Löffel Buttermilch und nichts getrunken. Urin roth und sparsam, wie immer. Die Mattigkeit nahm sehr zu, als gegen vier Uhr Nachmittags von selbst eine Stuhlausleerung eintrat, die sehr consistent, braun gefärbt und höchst übelriechend war.

Den siebzehnten. Schlaflose Nacht und lautes, wildes Sprechen am Morgen, mit schnellem, intermittirendem Pulse, wobei Patient sich kalt anfühlte. Am Abend derselbe Zustand.

Zwischen beiden Fieberanfällen große Hinfälligkeit. Zu Mittag aß Patient einige Löffel voll Biersuppe und am Abend nahm er vier Eßlöffel voll Bier. Um sieben Uhr Abends erfolgte eine reichliche sehr dünne Stuhlausleerung, mit vielem Windabgang. — Abends gegen zehn Uhr äußerte Patient, er sey froh, daß die bösen Phantasieen ausblieben, und fügte mit dem Ausdruck der Freude hinzu, daß er jetzt sein Ende herannahen sehe.

Den achtzehnten. Weil sich am vorigen Abend ein Hüsteln eingefunden, so hat Patient durchaus nichts geschlafen. Heute hat er ein Glas Bier genommen. Sein Puls ist klein, schnell, aussetzend. Die Haut fühlt sich kalt an. Die Schwäche ist groß und das Aussehn fast leichenhaft. Weil Patient meinte, daß die Naphtha in den Tropfen den Hals steche, so wurden die Tropfen ohne diese wiederholt. Stuhlgang hatte er heute nicht. Von den neuen

Tropfen nahm er zwei Theelöffel voll, wonach er etwas Wein trank.

Den neunzehnten. Patient hat in der letzten Nacht viel gehustet und wenig oder nichts geschlafen. Heute genossen zwei Theelöffel voll Tropfen, zwei Eßlöffel voll Wein und eine halbe Tasse Thee, weiter nichts.

Große Schwäche, fast Sprachlosigkeit, Puls matt, dabei doch gleichförmig, ein Fieber fast nicht anzunehmen; Patient schlummerte heute beständig, oder lag vielmehr beständig in einem ohnmächtigen Zustande. Gestern und heute hat er jeden Tag nur einmal Urin gelassen. Der Urin roth und dick, wie früher. Patient klagte über Schmerz in den Gegenden von Blase und Nieren, als er am Abend erwachte. Da er nunmehr seit October fast nichts mehr gegessen und seit Januar fast das Trinken einstellte, so mußte ich fürchten, daß der blutrothe Urin gar zuletzt Blut werde und mictus cruentus unter heftigen Schmerzen sich einstelle. Ich schlug dem Kranken den Gebrauch nährender Klystire, wie schon einmal früher, vor; aber der Vorschlag ward mit einem kräftig gesprochenen: Nein! abgewiesen.

Den zwanzigsten. In der vergangenen Nacht hat Patient zweimal laxirt. Uebler Geruch des Abgangs. Schlaf fehlte.

Heute Morgen wieder einmal Durchfall. Anhaltender Stuhlzwang. Puls gleichförmig, schnell, klein und über hundert in der Minute. Den Abend zuvor hat Patient vier Eßlöffel voll Buttermilch gegessen. Heute nahm er sechszig Tropfen Medizin, zwei Eßlöffel voll Wein und dann fünf Löffel voll Milchsuppe mit Waizenmehl.

Am Mittag zweimal stark laxirt. Große Hinfälligkeit und höchst verfallenes Aussehn.

In der Nacht vom zwanzigsten auf den ein und zwanzigsten Morgens zwischen drei und vier Uhr traten so heftige

Leibschmerzen mit vergeblichem Drang zum Stuhlgang ein, daß Patient mich rufen ließ.

Kurz vor Mitternacht hatte er noch zweimal laxirt in reichlicher Menge. Naphtha und etwas Wein beseitigten alsbald die Winde, und die Leibschmerzen hörten auf. Ein Klystir aus Kamillen und Eydotter entfernte den Stuhlzwang. Es trat jetzt Ruhe ein und Patient versank in einen schlummerähnlichen Zustand. Der Husten ist fort. Auf meine Anfrage sagte mir der Kranke, daß er auch von den Phantasieen frei bleibe. Er war eine halbe Stunde lang so bewußt und munter, daß, als ich seine Hüften, Rückgrath und Beine betasten mußte, die ich natürlich für sehr mager erklärte, er freudig sagte: „Nun so ist es wohl bald mit mir aus, es dauert auch gar zu lange!"

Den ein und zwanzigsten. Der Rest der letzten Nacht und heute Morgen sind schlummernd hingebracht. Wieder eine reichliche dünne Stuhlausleerung. Puls hat hundert Schläge, ist aber gleichförmig und nicht intermittirend. Heftige Proctalgie und daher ein Klystir aus vier Unzen Infusum Valerianae und ein Viertel Gran Extr. opii aquosum mit Gummi arabicum.

Das Klystir blieb bei ihm, der Schmerz hörte auf und es folgte ein fester Schlaf von mehreren Stunden. Er erwachte dann munter, nahm ein halb Glas Wein und sprach laut und kräftig über verschiedene Gegenstände.

Weil er gegen Abend wieder über Schmerzen klagte, so wurde ein zweites Klystir aus einer Unze Infusum Valerianae, einem Sechzehntel Gran Extr. opii und zwei Unzen Infusum Chamomillae gesetzt. Es trat gleich Linderung ein, aber Patient war sehr ungehalten darüber, daß kein Stuhlgang erfolgte. Ein zweites Klystir ward ihm verweigert, worüber er sich beruhigte.

Er durchbrachte die folgende Nacht ziemlich ruhig; er-

wachte am zwei und zwanzigsten sehr munter, trank etwas Wein und gab Antwort mit starker Stimme auf die an ihn gerichteten Fragen. Einige Zeit darauf richtete er sich mit Hülfe des Bettseils auf, um seine Lage zu ändern. Dann trat laut-rasselndes Athmen ein, das Auge erschien gebrochen und drei und zwanzig Minuten vor eilf Uhr war die lange gewünschte Erlösung erfolgt.

Die Leichenöffnung konnte nicht gemacht werden.

Werfen wir einen Blick auf diesen Kranken, sein Leben, seine Ansichten und sein Ende, so drängen sich Gedanken auf, die ich nur zum kleinsten Theile hier aussprechen mag.

Der Mann hatte bis zum vierzigsten Jahr im Cölibat gelebt, d. h. in keinem solchen, wo Indulgenzen gelten, sondern in einem wirklichen; und der Widerspruch dieser Unnatürlichkeit mit dem Eisenkörper des Mannes war wohl gewiß die einzige Ursache seiner Melancholie, jener Anfechtungen des Teufels! Wie leicht konnte, wo ein so mächtiger Trieb zum physischen Genuß vorhanden war, der doch bis zum vierzigsten Jahre durchaus unbefriedigt blieb und selbst nun ohne Freude befriedigt ward, die Phantasie sich hier mit den schmutzigsten Bildern bleibend erfüllen? Natürlich ist, daß der Mann bei seiner geistigen Bildung mit der Zeit sehr gut einsehen lernte, wie er durch sein thörigtes Benehmen die Selbstschuld trage, den Zweck des Lebens verfehlt zu haben. Nur mit Jammer sah er so manches Bild der häuslichen Glückseligkeit in seiner Umgebung. So suchte er denn Trost für seinen Kummer, indem er sich zur Religion wandte, wo er aber bald dahin kam, daß er in allen Freuden etwas Sündhaftes fand, und nun glaubte, er werde für selbstgewählte Leiden in einem andern Daseyn entschädigt werden.

Indeß war auch sein kräftiger Wille nicht fähig, die mächtigen irdischen Gefühle, welche sein Leib erweckte, zu bezwingen, und eben darum kam er mit sich in Widerspruch. Er glaubte, daß Gott sein Gebet nicht erhöre, ihn verlassen habe und er deshalb an seiner einstigen Seeligkeit zweifeln müsse. Als Protestant kannte er über diesen Punkt die vernünftigen Ansichten der meisten Personen, mit denen er Umgang hatte, und da er nun nie jemand fand, der seine überspannten Ideen für richtig hielt, so bearbeitete er dieselben immer für sich und versank immer tiefer in ein Meer von Widersprüchen und theologischen Abgeschmacktheiten, die er Religion nannte. So ward seine religiöse Melancholie gebildet, an welcher die Religion hier, wie immer, unschuldig war, und die nur der falsch geleitete Geschlechtstrieb erweckt und unterhalten hatte.

Zu verwundern ist es, daß dieser stete leidenschaftliche Zustand den Körper des Mannes nicht früher aufrieb, denn wie die Leidenschaften das menschliche Gemüth vernichten, so zerstören sie auch den Leib. Dies letztere war hier nun aber nicht, oder doch erst so spät, der Fall, was beweißt, daß Patient eine Constitution hatte, bei der er unter günstigen Umständen ein sehr hohes Alter hätte erreichen können.

Zum Bewundern groß war ferner die Todesverachtung, welche der Mann so beharrlich darlegte. Wir sehen in ihm eine Gleichgültigkeit, die zu groß war, um natürlich zu seyn; doch war sie consequent als Folge eines regelwidrigen Lebens.

Es gibt Kranke, die in geraumer Zeit gleichfalls nichts essen; sie trinken aber doch und nehmen Medicamente zu sich. Aber auch das that der unsrige nicht, und der seiner durchaus selbstbewußte und, und abgerechnet seinen fixen Wahn, sonst durchaus geistig kräftige Mann verweigerte

hartnäckig Speise und Trank, weil, wie er sagte, kein Hunger und Durst bei ihm da seyen. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß dieses Gefühl anfangs meist in der Idee gelegen hat und erst in der Folge zur Realität ward; mindestens ist dies mit Grunde zu vermuthen, weil Patient durchaus abgeneigt war, sich einer regelmäßigen Behandlung zu unterwerfen und mit eiserner Festigkeit den letzten Augenblick seines Lebens herbeiwünschte.

Das willkührliche Abweichen von dem Pfade, den die Natur dem Menschen zur Lebensbahn gezeigt hat, gleichviel ob wir nach rechts abweichen oder links, wird immer zur Sünde, und eben diese Sünde ist es, welche durchaus und immer schon in diesem Leben jene strafende Macht, die ernste Nemesis, aufruft.

---

11. Beobachtungen über den psychischen Zustand in verschiedenen Krankheiten.

»Unstreitig«, sagt Dr. Francke (m. s. diese Zeitschrift f. 1824, Heft 2, S. 257) »ist die Frage, ob die nächste Ursache der psychischen Krankheitszustände vom Körper oder von der Seele ausgehe, von der größten Wichtigkeit, denn strenge genommen, ist sie die Basis, auf der alle übrigen Untersuchungen über das psychische Erkranken ruhen und weiter fortgebildet werden müssen. Noch ist der Streit nicht beigelegt, ja, er scheint sogar eben jetzt heftiger als je geführt zu werden»; was — füge ich hinzu — eine eben so wichtige, wie erfreuliche Erscheinung ist, und um derentwillen schon wir den ersten Kampfplatz über diese Sache, die vorliegende Zeitschrift, besonders werth halten müssen. Ich habe mich ebenfalls an mehreren Stellen dieser Zeitschrift über die Frage, ob das Irreseyn in einer Krankheit der

Seele begründet sey oder in einer des Leibes, zu Gunsten der letztern Ansicht ausgesprochen. In Beziehung auf jene Ansicht erzähle ich hier einen merkwürdigen Krankheitsfall, den ich die Gelegenheit hatte zu beobachten.

Heinrich H., ein Bauer von achtzig Jahren, fuhr gesund, munter und lebenskräftig, wie immer, am vierzehnten Oktober 1825 auf einem Holzwagen nach R. Auf dem Markt ward das Pferd wild und der H. stürzte von dem Wagen herab, so daß er mit dem Kopf zuerst den Boden traf. Die Stelle des Bodens war nicht genau anzugeben, und wahrscheinlich berührte der Kopf nicht das Steinpflaster, sondern eine von den Kieselsteinen leere Stelle, deren es hier sehr viele gibt.

Man brachte den Gefallenen, den man für todt hielt, in das nächste Haus, wo er auf dem Boden der Stube gebettet ward. Die sogleich angestellte Untersuchung des ganzen Körpers und insbesondere des Kopfes zeigte auch nicht die mindeste äussere Verletzung; doch ward gegen Abend auf dem Stirnknochen und hinter dem linken Ohre die Haut roth, dann blau und späterhin schwarz, aber auch bald, in sechs Tagen, wieder normalen Ansehens.

Der Körper des H. zeigte einen kräftigen, athletisch gebauten Mann, an dem achtzig Jahre vorbeigegangen waren, ohne die diesem Alter sonst gewöhnliche Hinfälligkeit zu hinterlassen. Er fühlte sich kalt an, wie eine Leiche, und war ganz bewegungslos; die Augen waren verschlossen; wenn man jedoch ein Augenglied aufhob, so sah man die anfangs große Pupille sich gleich verengern; der Mund war fest zugebissen, wie in der Mundsperre. Der Puls war klein, schnell und beim dritten Schlag aussetzend. Der Athem war leise, kaum vernehmbar und Patient stellte insofern mehr ein Bild des Todes als des Lebens dar.

Es wurden sogleich zehn Unzen Blut abgelassen, Ge-

In die Stube zurückgekehrt, nahm er seinen gewohnten Platz am Tische ein und aß eine tüchtige Portion Suppe mit anscheinend gutem Appetit. Gleich nachdem er gegessen, warf er forschende Blicke auf die Seinigen und nannte den Namen seines Sohns; dann sprang er hastig auf und wollte aus dem Hause. Als man dies verhinderte, rief er mit Macht: Nach Haus, nach Haus! Gegen vier Uhr Mittags entschlüpfte er unbemerkt und ging auf den Acker, wo er den erstaunten Knechten und Mägden in dem ihm gewöhnlichen barschen Tone vorwarf, daß sie faul seyen und rascher die Arbeit fördern müßten; dann ging er ruhig nach Hause und betrug sich hier wieder so fremd, daß er nur mit Mühe daselbst zurückgehalten werden konnte.

Am neunzehnten. Im Ganzen wie den Tag zuvor. Verordnet ward ein Aufguß aus Digitalis und Arnica mit Sp. Mindereri.

Den zwanzigsten. Eben so, nur daß seine Hautwärme etwas die natürliche übersteigt. Er ißt bei Tische alles, was ihm schmeckt, woran ihn die Seinigen nicht hindern können. Auf Augenblicke kennt er diese und das, was ihn umgiebt; aber dann scheint er wieder ein Fremdling, so wie er auch nur dann Worte ausstößt, wenn man, ihn vom Fortgehn abhaltend, seinen Zorn erregt. Er verweigert den Gebrauch jeder Medizin, indem er dieselbe mit Ungestüm von sich stößt. Tritt seinem Willen kein Hinderniß entgegen, so ist er ruhig. Als man es versuchte, ihm Liq. ammonii caust. unter die Nase zu bringen, stieß er diesen von sich. Die Pulver aus Kalomel, so wie das Infusum hat er theils nicht genommen, theils verschüttet, oder, was man ihm beibrachte, wieder ausgespuckt.

Vom ein und zwanzigsten bis zum fünf und zwanzigsten October war er sehr still und lag dabei fast immer zu Bett. Fieber ist nicht da und er scheint sich nur schwach zu fühlen.

Augen und Mund hält er meist zu, kennt selten die Umgebung, und wird nur grob und wild, wenn er Medizin nehmen soll, die daher ein für allemal bei Seite gestellt worden ist.

Am sechs und zwanzigsten October stand er auf, kleidete sich an, zeigte keine Schwäche und war ruhig, wenn man ihn schalten ließ. Er wandelte fleißig herum, und rief oft: Nach Hause!

Von hier bis zum acht und zwanzigsten November trat in seinem Zustande wenig Aenderung ein, und er benahm sich, seltene Augenblicke abgerechnet, beständig als ein Fremdling in seinem eignen Hause und unter den Seinigen. Schwach mußte er sich fühlen, weil er oft und gerne im Bette lag. Fragte ihn Jemand, wo es ihm fehle, so zeigte er zuweilen auf den Kopf, aber nicht selten sagte er: »Nein, ich verkaufe den Waizen nicht, denn die Preise sind zu schlecht!«

Eine kluge Antwort erfolgte nur einigemal, als man ihn nach Korn fragte und nach andern Gegenständen seiner Ackerwirthschaft. Er schlief in der Regel gut, doch in der Nacht vom acht und zwanzigsten zum neun und zwanzigsten besonders gut. Als er dann Morgens erwachte, begrüßte er, wie in gesunden Tagen, die Seinigen und zum Staunen Aller war der Schleier plötzlich gehoben, der bis dahin seine Seele bedeckt hatte und ihre Aeußerungen als wahnsinnige erscheinen ließ. — Er ist seitdem geistig gesund geblieben und auch wieder körperlich so wohl, wie nur je. Er verrichtet die rauhesten Arbeiten und Niemand, der das Alter des Mannes nicht sicher weiß, wird glauben, daß solche Kraft noch nach einer Lebensdauer von ein und achtzig Jahren möglich sey. Im December 1825 und im Januar und Februar 1826 hat er viele Blutschwären gehabt, wonach sein Wohlbefinden beträchtlich zunahm.

---

brauch des Egerwassers und der äußere des Lauchstädter Bades gänzlich wieder hob, so daß sich die Kranke bis zu ihrem ein und zwanzigsten Jahre einer guten Gesundheit zu erfreuen hatte. Von einer Reise aus der Nieder-Lausitz, woselbst sie sich ein Jahr bei ihren Verwandten aufgehalten hatte, zurückgekehrt, erkrankte sie wiederum. Die Krankheit äußerte sich anscheinend wie ein verlarvtes Wechselfieber, welches sich jedoch mehr zu einem nervösen Zustand neigen zu wollen schien, indem eine bedeutende Schwäche und Reizbarkeit des Nervensystems vorwaltend war. Zugleich zeigten sich alle Verrichtungen des Körpers gestört, die Kranke hatte keine Eßlust, wenig Schlaf, die Catamenien blieben aus, der Stuhlgang war verstopft; überhaupt zeigte sich eine ungemeine Trägheit des ganzen Darmkanals. Außerdem klagte die Kranke noch über beständige Kopfschmerzen und Kälte der Extremitäten; das Gesicht war dabei sehr blaß, die Haut trocken, die Zunge aber rein und natürlich roth, der Puls klein, krampfhaft zusammengezogen, weniger accelerirt, aequal; der Urin sah hell, fast weiß aus. Die erste Indication war daher wohl, die Thätigkeit des Darmkanals herzustellen und der Nervenschwäche zu begegnen. Zu dem Ende wurden der Kranken die zweckmäßigen Mittel verordnet; allein die Reizbarkeit und Nervenschwäche nahmen demungeachtet immer mehr zu. Es wurde daher mehr zu krampfstillenden und nervenberuhigenden Mitteln Zuflucht genommen; aber auch diese verschafften nur Palliativ-Hülfe. Die Appetitlosigkeit und der Mangel an Schlaf nahmen immer mehr zu. Die Kranke genoß oft in zwei Tagen nur einen halben Zwieback mit etwas Wein, ohne jedoch abzumagern; der Stuhl war hartnäckig verstopft, es erfolgte oft nur alle sechs bis acht Tage Oeffnung, die durch innere Mittel gar nicht, durch wiederholte Lavements nur selten hervorgebracht werden konnte, wovon jedoch die Kranke keine Beschwerden hatte. Die Katamenien waren nun

gänzlich ausgeblieben und die Nervenschwäche und Reizbarkeit hatte einen sehr hohen Grad erreicht; die Kranke bekam oft heftigen krampfhaften Schauder, wobei die Athemzüge sehr kurz waren. Dieser Nervenschauder trat bei ihr gewöhnlich gegen Abend ein und oft so heftig, daß das ganze Bett erschüttert wurde, dabei klagte sie sehr über starke Beängstigung, Kopfweh und äußere Kälte. In diesem Zustand hatte sie bereits fast ein ganzes Jahr auf einer Stelle gelegen. Die einzigen Mittel, welche ihr noch einige Linderung verschafften, waren ein leichter Baldrianaufguß mit Liq. Corn. C. succ. und Liq. anod., welche sie den Tag über nahm, und Morgens und Abends Moschus. Außer diesen hatten während der ganzen Krankheit auch die anscheinend zweckmäßigsten Mittel durchaus keine Wirkung geäußert. Eines Tages, als ich die Kranke besuchte, erzählte sie mir, daß ihr den Nachmittag vorher auf einmal außerordentlich wohl geworden sey; sie sey von allen krampfhaften Empfindungen gänzlich frey und wie der Erde entrückt gewesen. Ihre Mutter aber sagte mir, sie habe sich plötzlich mit dem Ausruf: ach wie wohl ist mir! im Bette aufgerichtet, worüber sie alle um so mehr erschrocken wären, da sie seit so langer Zeit sich kaum habe bewegen können. Ich selbst fand sie sehr aufgeregt in krampfhaftem Schauder, welcher nach der Aussage der Mutter auch dann jedesmal entstand, wenn die Kranke von Stahl oder Eisen etwas angriff; es erstreckte sich dieß sogar auf die Berührung der Stricknadeln. Aus dem allem schloß ich, daß ein magnetischer Zustand eingetreten sey, und die Kranke nun demgemäß behandelt werden müsse. Ich sah sie daher an demselben Tage Abends wieder, wo ich sie ebenfalls wieder in einem so heftigen krampfhaften Schauder fand, daß ich fürchtete, es würden Convulsionen entstehen. Dabei war die Respiration sehr kurz, der Puls sehr krampfhaft zusammengezogen, Gesicht und Hände eiskalt. Ich fing demnach sogleich

die magnetische Behandlung an, wobei ich mich der vagirenden Palmar-Manipulationen mit Contact nach einigen vorhergegangenen präparirenden Strichen bediente, und hatte die Freude zu sehen, daß die Kranke schon nach den ersten Strichen völlig ruhig ward, und immer langsamer, und was sie früher nicht gekonnt hatte, tief zu athmen anfing. Dergleichen tiefe Athemzüge kamen dann während der Manipulation alle fünf bis sechs Minuten; die vorher da gewesenen heftigen Kopfschmerzen ließen ebenfalls nach, und ich verließ die Kranke ruhig schlafend. Den folgenden Tag fand ich sie um vieles heiterer und wohler. Sie hatte, wie sie selbst sagte, einige Stunden erquickend geschlafen, aber der krampfhafte Schauder war mehrmals wieder eingetreten. Um mich selbst zu überzeugen, ob derselbe auch jedesmal nach der Berührung des Eisens entstehe, gab ich der Kranken einen Schlüssel in die Hand, worauf der Schauder augenblicklich so heftig ward, daß sich das Bett mitbewegte. Nach einigen präparirenden Strichen wurde sie jedoch sogleich wieder ruhig, und als ich sie fragte, wie ihr bei diesem Schauder zu Muthe sey, sagte sie, daß sie allemal heftige Angst dabei habe. Ich fing nun denselben Abend die magnetische Behandlung auf die Art an, daß ich sie wieder einen Schlüssel in die Hand nehmen ließ, worauf dann sogleich wieder der Nervenschauder erfolgte, der aber auch eben so schnell durch einige Striche wieder beseitigt wurde. Sie sagte mir dabei, es schmecke ihr jedesmal wie Eisen, sobald sie Eisen angreife. Die tiefen Athemzüge kamen in denselben Zwischenräumen, wie bei den vorigen beiden Manipulationen, und ich richtete mich nun mit der Zeit des Magnetisirens darnach. Sechs bis sieben derselben waren gewöhnlich hinreichend, um die Manipulationen beendigen zu können. Nach den ersten vier, fünf Strichen wurden gewöhnlich die eiskalten Hände der Kranken, von den Fingerspitzen aus, warm, und so verbreitete sich diese Wärme

nach und nach über den ganzen Körper. Ich beschloß nun gewöhnlich die Manipulationen mit dem Auflegen der flachen Hand auf die Stirne, um die Kopfschmerzen, worüber die Kranke gewöhnlich noch klagte, zu beseitigen. Auf diese Art setzte ich nun täglich Abends um sieben Uhr diese Behandlung fort. Je mehr ich zu derselben disponirt war, desto wohlthätiger wirkte ich auf die Kranke; die tiefen Athemzüge traten dann schneller ein, die Wärme verbreitete sich schneller und sie schlief alsdann gewöhnlich nach Beendigung der Manipulation ein. Ich selbst wußte jedesmal vorher, ob ich wohlthätig auf die Kranke wirken würde, indem ich dann immer eine Turgescenz des Blutes in meinem ganzen Körper, vorzüglich aber in den Händen, bemerkte. Mit jedem Tage dieser Behandlung fühlte sich nun die Kranke wohler. Schlaf und Eßlust stellten sich wieder ein, die Sedes erfolgten regelmäßig; eben so traten auch nach vierzehntägiger Behandlung die Katamenien wieder ein. Aber die Antipathie gegen das Eisen war noch in einem solchen Grade vorhanden, daß, als ich einmal beim Ablegen des Metalls, welches stets vor der Behandlung geschah, ein ganz kleines Schlüsselchen das ich in meiner Westentasche zu führen pflegte, abzulegen vergessen hatte, sie heftigen Nervenschauder bekam, und mir sagte, ich müsse Eisen bei mir haben, denn es sey ihr gerade, als wenn sie dasselbe angreife, auch habe sie den Eisengeschmack. Ich durchsuchte daher meine Taschen und fand in der That das erwähnte Schlüsselchen. Dieß that ich späterhin mehrmals versuchsweise, und nahm jedesmal dieselbe Wirkung wahr. Andere Metalle hatten keinen Einfluß: so konnte die Kranke z. B. eine Scheere mit einem silbernen Griff ohne das geringste unangenehme Gefühl lange in der Hand halten.

Nach vierwöchentlicher magnetischer Behandlung verließ die Kranke das Bett, welches sie ein ganzes Jahr hindurch

gehütet hatte. Alle Verrichtungen des Körpers gingen wieder normal von Statten; vorzüglich erfreute sie sich eines gesunden, sehr erquickenden Schlafs. Allein die Nervenreizbarkeit war noch sehr groß, die Kranke fuhr bei jedem Worte, welches, außer von mir, gesprochen wurde, heftig zusammen, auch bekam sie, wenn ich nicht pünktlich zur gewöhnlichen Zeit der Behandlung bei ihr war, allemal die größte Angst und heftigen Schauder. Ich setzte demnach die Behandlung ununterbrochen fort; als aber sechs Wochen verstrichen waren, wurde ich genöthigt, eine Reise zu machen, von welcher ich unter vierzehn Tagen nicht zurückkehren konnte. Ich hinterließ daher der Kranken ein Substitut, welches in einer Kupferplatte von der Größe eines Handtellers bestand, die ich erst mehrere Tage auf der Brust getragen, durch Abspiriren und Reiben zwischen den Händen warm gemacht hatte, und die ich sie zur Stunde der magnetischen Behandlung auf die Magengegend legen ließ. Nach meiner Rückkehr fand ich sie sehr wohl, sie sagte mir, daß die Platte in den ersten Tagen ziemlich dieselbe beruhigende Wirkung, wie die Manipulationen hervorgebracht habe, dann aber sey diese Wirkung immer schwächer geworden, und habe sich zuletzt ganz verloren. Die Furcht vor der Berührung des Eisens aber war immer noch vorhanden, und noch längere Zeit nachher öffnete die Kranke keine Thüre, woran eiserne Beschläge waren, mit den bloßen Händen. Nach und nach hat sich dies verloren, und sie ist bis in ihr sechs und zwanzigstes Jahr fortwährend wohl gewesen.

Nach dieser Zeit war sie von hier abwesend in einem Verhältniß, wo Gemüthsbewegung und öftere Aergerniß ihr ein Gallenfieber zugezogen hatten, von dem sie jedoch bald wieder hergestellt worden, und von dieser Zeit an bis in ihr neun und zwanzigstes Jahr gesund geblieben war. Im Winter dieses Jahres hatte sie durch anhaltendes

nach und nach über den ganzen Körper. Ich beschloß nun gewöhnlich die Manipulationen mit dem Auflegen der flachen Hand auf die Stirne, um die Kopfschmerzen, worüber die Kranke gewöhnlich noch klagte, zu beseitigen. Auf diese Art setzte ich nun täglich Abends um sieben Uhr diese Behandlung fort. Je mehr ich zu derselben disponirt war, desto wohlthätiger wirkte ich auf die Kranke; die tiefen Athemzüge traten dann schneller ein, die Wärme verbreitete sich schneller und sie schlief alsdann gewöhnlich nach Beendigung der Manipulation ein. Ich selbst wußte jedesmal vorher, ob ich wohlthätig auf die Kranke wirken würde, indem ich dann immer eine Turgescenz des Blutes in meinem ganzen Körper, vorzüglich aber in den Händen, bemerkte. Mit jedem Tage dieser Behandlung fühlte sich nun die Kranke wohler. Schlaf und Eßlust stellten sich wieder ein, die Sedes erfolgten regelmäßig; eben so traten auch nach vierzehntägiger Behandlung die Katamenien wieder ein. Aber die Antipathie gegen das Eisen war noch in einem solchen Grade vorhanden, daß, als ich einmal beim Ablegen des Metalls, welches stets vor der Behandlung geschah, ein ganz kleines Schlüsselchen das ich in meiner Westentasche zu führen pflegte, abzulegen vergessen hatte, sie heftigen Nervenschauder bekam, und mir sagte, ich müsse Eisen bei mir haben, denn es sey ihr gerade, als wenn sie dasselbe angreife, auch habe sie den Eisengeschmack. Ich durchsuchte daher meine Taschen und fand in der That das erwähnte Schlüsselchen. Dieß that ich späterhin mehrmals versuchsweise, und nahm jedesmal dieselbe Wirkung wahr. Andere Metalle hatten keinen Einfluß: so konnte die Kranke z. B. eine Scheere mit einem silbernen Griff ohne das geringste unangenehme Gefühl lange in der Hand halten.

Nach vierwöchentlicher magnetischer Behandlung verließ die Kranke das Bett, welches sie ein ganzes Jahr hindurch

der Schmerz am Herzen hatten fast ganz nachgelassen; im Uebrigen aber blieb der Zustand ganz derselbe, und nach Verlauf von sechs Wochen stellten sich das Brennen und der Schmerz an derselben Stelle wieder ein, weswegen, da die Blutigel der Kranken so viel Linderung verschafft hatten, wieder zu der Anwendung derselben geschritten wurde. Als aber dieselben Beschwerden nach Verlauf einiger Wochen in eben dem Grade wiederkehrten, und ich zu befürchten Ursache hatte, daß das Leiden sehr langwierig werden und die Kränke sich leicht an diese Art von Ableitung gewöhnen möchte, so rieth ich ihr, Sinapismen, Vesikatorien, reizende Fußbäder, warme Umschläge ꝛc., abwechselnd anzuwenden; auch ließ ich sie ein Vesicator. perpet. in der Gegend des Herzens tragen. Nur im Fall, daß diese Ableitungsmittel, keine Erleichterung mehr verschafften, sollte sie ihre Zuflucht zum Anlegen der Blutigel nehmen. Innerlich wurden die beruhigenden und kühlenden Mittel forgebraucht.

Auf diese Art verlebte sie den Herbst und Winter, war nicht bettlägrig, jedoch immer sehr leidend; im Frühjahr aber wurden mit eintretender Wärme das Herzleiden, so wie auch die andern Beschwerden heftiger; das Brennen und der Schmerz am Herzen waren mit vieler Angst und krampfhaftem Schauder verbunden. Die durch die Blutigel hervorgebrachte Linderung dauerte nun kaum mehr drei Wochen. Die Kranke klagte jetzt fortwährend über unerträgliches Kopfweh, gänzlichen Mangel an Schlaf und Appetit, und über hartnäckige Obstructionen. Diese Beschwerden, verbunden mit biliösem Ansehn der Kranken, veranlaßten mich, überzeugt, daß es auf das Herzleiden keine nachtheilige Wirkung haben könne, ihr den Gebrauch des künstlichen Marienbader Kreuzbrunnens zu verordnen. Obschon die dabei nöthige Leibesbewegung ihr sehr beschwerlich ward, so leistete dies Wasser ihr doch insofern Dienste, als die Verstopfung,

die Kopfschmerzen und der Mangel an Eßlust wenigstens während des Gebrauchs desselben vermindert wurden. Allein das Brennen, der Schmerz am Herzen und die Beängstigungen kehrten demohngeachtet längstens alle vierzehn Tage wieder, wo dann durch das Anlegen der Blutigel wieder Linderung verschafft werden mußte. Dabei erreichte die Nervenreizbarkeit einen immer höhern Grad; die geringste Gemüthsbewegung vermehrte den Andrang des Bluts nach dem Herzen und verursachte stets dieselben Beschwerden.

In diesem Zustande brachte die Kranke den Sommer hin. Im Herbst reisete sie zu einer Freundin unweit Leipzig, woselbst sie sich bis nach Michaelis aufhielt. Während dieser Zeit hatte sie ebenfalls heftigen Schmerz und Brennen am Herzen gehabt, und sich auch deshalb schon Blutigel angelegt; demohngeachtet aber war sie genöthigt, die Hülfe des in diesem Orte befindlichen Arztes in Anspruch zu nehmen. Dieser hatte ihr kalte Umschläge auf die Gegend des Herzens, und zum innern Gebrauch Blausäure verordnet. Auch ich hatte früher, um die Reizbarkeit des Herzens herabzustimmen, die Blausäure schon einigemal täglich zu einem Tropfen mit destillirtem Wasser angewandt, mußte aber dieselbe sogleich wieder aussetzen, da die Kranke sehr heftige Beängstigung davon bekam. Dies war denn auch jetzt der Fall gewesen. Sie fühlte sich so krank, daß sie plötzlich wieder nach Leipzig geschafft werden mußte, und von diesem Augenblick an konnte sie das Bett nicht mehr verlassen. Es hatten nicht allein der Schmerz, das Brennen und die Beängstigung sehr zugenommen, sondern es traten nun auch zu der Zeit, wo die durch die Blutigel hervorgebrachte Linderung aufhörte, heftigere krampfhafte Zufälle, namentlich Starrkrampf, ein. Die Kranke konnte jetzt nicht mehr vierzehn Tage hinbringen, ohne daß Blutigel angelegt werden mußten. Dabei klagte sie fortwährend über gänzliche

Schlaflosigkeit, öftern krampfhaften Schauder und gänzliche Appetitlosigkeit; das einzige, was sie genoß, war kühlendes Getränk aus Zuckerwasser oder verdünnter Mandelmilch bestehend. Die Leibesverstopfung war so hartnäckig, daß weder durch Lavements noch durch andere Mittel Oeffnung hervorgebracht werden konnte. Es erfolgte dieselbe nur alle acht bis zehn Tage, ohne ihr jedoch Beschwerde zu verursachen. Ihr Ansehn war dabei sehr blaß und krampfig, die Haut trocken, der Puls matt, wenig accelerirt, aber sehr krampfhaft zusammengezogen, die Zunge rein, natürlich roth, die Extremitäten eiskalt; das durch die Blutigel herausgezogene Blut war ganz schwarz, alles Serums verlustig. Die Medikamente, welche der Kranken noch einige Linderung verschafften, bestanden, außer Mohnmilch, abwechselnd aus leichtem Baldrianaufguß mit Liq. anod., Castoreum oder Moschus. Der Starrkrampf kam jetzt öfter, und entstand allemal, wenn entweder die Menstruation eintrat, welches jetzt alle vierzehn Tage geschah, oder auch wenn die Zeit herannahte, wo das Blut sich wieder angesammelt zu haben schien. Daher wurden die Zwischenräume, wo diese Beschwerden erträglich waren, immer kürzer, so daß nun die Blutigel stets in größerer Anzahl, und alle fünf bis sechs Tage angelegt werden mußten; oft erfolgte auch dennoch keine Erleichterung. Sie mußte öfter Senfteige auf die Waden und Umschläge um die Füße legen.

Sie hatte nun beinahe vier Monate auf einer Stelle gelegen, ohne etwas anders als das oben Genannte zu sich genommen zu haben; dessen ohngeachtet war sie zu meiner großen Verwunderung nichts weniger als abgemagert. Sie bekam nun oft herrschenden Appetit zu säuerlichem Getränke, und da ich ohnedieß jetzt den Gebrauch der Mineral-Säure angezeigt fand, so ließ ich die Mohnmilch wegsetzen, und verordnete das Elix. acid. Hall. mit Aq. Cerasor. und Syrup. Rub. Id., zum Ge-

tränke aber Zuckerwasser mit Citrone; nebenbei wurden die krampfstillenden Mittel früh und Abends fortgegeben, und, um die heftigen Kopfschmerzen, worüber die Kranke beständig klagte, zu lindern, von Zeit zu Zeit Senfteige oder Meerrettig auf die Handwurzeln gelegt.

Zu Ende Decembers verschlimmerten sich die Zufälle immer mehr, der Starrkrampf trat öfter ein und dauerte oft mehrere Stunden; es mußten, um der Kranken wegen des heftigen Brennens und Schmerzens am Herzen nur einige Linderung zu verschaffen, oft mehrere Tage hinter einander Blutigel angelegt werden. Je öfter dieß aber geschehen mußte, desto geringer und von desto kürzerer Dauer war die Wirkung derselben. Da nun alle äußern Ableitungsmittel, Schröpfköpfe ausgenommen, die der Kranken nicht gesetzt werden konnten, erschöpft waren, so sah ich mich genöthigt, wie die Kranke von Neuem über das heftigste Brennen, große Schmerzen und Angst klagte, ihr eine Ader öffnen zu lassen. Es wurden ohngefähr sechs Unzen Blut weggenommen; dasselbe war von so venöser Beschaffenheit, wie das durch die Blutigel herausgezogene, nur aus Cruor bestehend und daher so dick, daß es nur tropfenweise aus der Ader hervortrat. Zwar verschaffte dieß der Kranken einige Linderung, aber es war diese von eben so kurzer Dauer als nach der Anwendung der Blutigel, und es mußte daher auch späterhin wieder zu dem Anlegen dieser die Zuflucht genommen werden.

Am zweiten Februar war die Kranke so leidend, daß sie, weil sie nicht mehr lange zu leben glaubte, das Abendmahl zu genießen verlangte. Am dritten Februar zu Nacht klagte sie plötzlich über einen heftigen Schmerz im Unterleibe, welcher aber nach Verlauf von zehn Minuten wieder nachließ, und worauf sie sagte, daß sie nun auf einmal von allen Schmerzen und von jedem krankhaften Gefühle

völlig frei und der Ueberzeugung sey, sie werde in dieser Nacht noch für immer ihrer Leiden durch den Tod entledigt werden. Hierbei hatte das Sehvermögen gänzlich aufgehört. In diesem Zustande hatte sie, wie mir erzählt wurde, von halb ein Uhr bis nach drei gelegen; wo sie die Augen wieder geöffnet, und ein ihr gereichtes Moschuspulver genommen hatte. Sie sehnte sich so sehr nach ihrer Auflösung, daß, wenn man ihr es ausreden wollte, sie sehr böse wurde. Ich selbst glaubte, daß sie kaum noch einige Tage leben könnte, so entkräftet war sie.

Als ich sie den folgenden Tag sah, bat sie mich dringend, ihr nur einige Ruhe zu verschaffen, weswegen ich ihr ein Sechstel Gran Extr. Thebaic. verordnete, worauf sie zwar einige Ruhe, aber durchaus keinen Schlaf erlangte. Vom neunzehnten März an hatte sie den Starrkrampf täglich und einmal sechs Stunden anhaltend; gewöhnlich trat derselbe Abends gegen sechs Uhr ein. Den drei und zwanzigsten März wurde ich Abend während eines solchen Anfalls zu ihr gerufen. Ich fand sie einer Sterbenden gleich, mit ganz blassem Gesicht, festgeschlossenem Mund und Augen, blauen Lippen, marmorkalten Extremitäten, kalter Nase, und ganz ausgestreckt daliegend. Der Puls war kaum fühlbar, die Respiration sehr kurz und röchelnd. Die Eltern hatten der Kranken schon Umschläge um die Füße und Senfpflaster um die Waden gelegt. Aber eingeben hatten sie ihr nichts können. Ich ließ wieder ein Moschuspulver, wovon die Kranke um drei Uhr eins genommen hatte, einrühren, und wollte versuchen, es ihr einzuflößen. Allein es war unmöglich. Sie konnte durchaus nicht schlucken; es lief alles wieder zum Munde heraus. Ich machte nun den Versuch, durch magnetische Einwirkung den Krampf des Kehlkopfs und des Schlundes zu heben, rieb zu dem Ende meine Hände an einander, abspirirte die linke und legte sie auf

den Kehlkopf. Kaum war dies einige Minuten lang geschehen, als das Röcheln aufhörte, die Kranke den Mund öffnete und das Moschuspulver ganz rein und leicht hinunterschluckte.

Obschon ich früher geglaubt hatte, daß der Kranken noch durch animalischen Magnetismus Hülfe zu schaffen sey, so überraschte mich diese auffallende Erscheinung doch sehr und brachte die Ueberzeugung in mir hervor, daß die Kranke noch dadurch zu retten sey. Den bekümmerten Eltern sagte ich zuvörderst, daß sie nun nicht sterben werde, daß ich im Gegentheil gegründete Hoffnung habe sie herzustellen. Ich unternahm demnach diese Behandlung sogleich und fing dieselbe mit fixen Manipulationen, nämlich die abspirirte Hand auf die Gegend des Herzens legend, an. Dies hatte ich noch nicht fünf Minuten gethan, als die Kranke ganz tief athmete, sich anfing zu bewegen, nach zehn Minuten die Augen wieder öffnete und mir sagte, daß ihr sehr wohl sey. Nach einer Viertelstunde schlief sie ein, und ich verließ sie nach einiger Zeit mit der ihren Angehörigen gegebenen Verordnung, ihr durchaus keine Medikamente mehr zu reichen.

Als ich sie am darauf folgenden Tage sah, erfuhr ich von ihren Eltern, daß sie bis Abends acht Uhr fortgeschlafen, dann aber heiter erwacht sey und geäußert habe, daß sie sich sehr wohl fühle. In der Nacht hatte sie mehrere Stunden sanft und ruhig geschlafen. Ihr Ansehen war heiter, der Puls ganz verändert, zwar matt, aber fast gar nicht krampfig, das Brennen, die Angst und der Schmerz am Herzen waren sehr vermindert, die Respiration viel freier, der Starrkrampf zwar wieder eingetreten, aber in einem sehr gelinden Grade und nur auf kurze Zeit. Ich nahm um sechs Uhr dieselbe Manipulation wieder vor, worauf die Kranke sogleich ruhig ward, wieder ganz tief respirirte, welches während der Manipulation alle vier bis fünf Minnten geschah. Nach einer Viertelstunde schlief sie wie-

völlig frei und der Ueberzeugung sey, sie werde in dieser Nacht noch für immer ihrer Leiden durch den Tod entledigt werden. Hierbei hatte das Sehvermögen gänzlich aufgehört. In diesem Zustande hatte sie, wie mir erzählt wurde, von halb ein Uhr bis nach drei gelegen; wo sie die Augen wieder geöffnet, und ein ihr gereichtes Moschuspulver genommen hatte. Sie sehnte sich so sehr nach ihrer Auflösung, daß, wenn man ihr es ausreden wollte, sie sehr böse wurde. Ich selbst glaubte, daß sie kaum noch einige Tage leben könnte, so entkräftet war sie.

Als ich sie den folgenden Tag sah, bat sie mich dringend, ihr nur einige Ruhe zu verschaffen, weswegen ich ihr ein Sechstel Gran Extr. Thebaic. verordnete, worauf sie zwar einige Ruhe, aber durchaus keinen Schlaf erlangte. Vom neunzehnten März an hatte sie den Starrkrampf täglich und einmal sechs Stunden anhaltend; gewöhnlich trat derselbe Abends gegen sechs Uhr ein. Den drei und zwanzigsten März wurde ich Abend während eines solchen Anfalls zu ihr gerufen. Ich fand sie einer Sterbenden gleich, mit ganz blassem Gesicht, festgeschlossenem Mund und Augen, blauen Lippen, marmorkalten Extremitäten, kalter Nase, und ganz ausgestreckt daliegend. Der Puls war kaum fühlbar, die Respiration sehr kurz und röchelnd. Die Eltern hatten der Kranken schon Umschläge um die Füße und Senfpflaster um die Waden gelegt. Aber eingeben hatten sie ihr nichts können. Ich ließ wieder ein Moschuspulver, wovon die Kranke um drei Uhr eins genommen hatte, einrühren, und wollte versuchen, es ihr einzuflößen. Allein es war unmöglich. Sie konnte durchaus nicht schlucken; es lief alles wieder zum Munde heraus. Ich machte nun den Versuch, durch magnetische Einwirkung den Krampf des Kehlkopfs und des Schlundes zu heben, rieb zu dem Ende meine Hände an einander, adspirirte die linke und legte sie auf

den Kehlkopf. Kaum war dies einige Minuten lang geschehen, als das Röcheln aufhörte, die Kranke den Mund öffnete und das Moschuspulver ganz rein und leicht hinunterschluckte.

Obschon ich früher geglaubt hatte, daß der Kranken noch durch animalischen Magnetismus Hülfe zu schaffen sey, so überraschte mich diese auffallende Erscheinung doch sehr und brachte die Ueberzeugung in mir hervor, daß die Kranke noch dadurch zu retten sey. Den bekümmerten Eltern sagte ich zuvörderst, daß sie nun nicht sterben werde, daß ich im Gegentheil gegründete Hoffnung habe sie herzustellen. Ich unternahm demnach diese Behandlung sogleich und fing dieselbe mit fixen Manipulationen, nämlich die abspirirte Hand auf die Gegend des Herzens legend, an. Dies hatte ich noch nicht fünf Minuten gethan, als die Kranke ganz tief athmete, sich anfing zu bewegen, nach zehn Minuten die Augen wieder öffnete und mir sagte, daß ihr sehr wohl sey. Nach einer Viertelstunde schlief sie ein, und ich verließ sie nach einiger Zeit mit der ihren Angehörigen gegebenen Verordnung, ihr durchaus keine Medikamente mehr zu reichen.

Als ich sie am darauf folgenden Tage sah, erfuhr ich von ihren Eltern, daß sie bis Abends acht Uhr fortgeschlafen, dann aber heiter erwacht sey und geäußert habe, daß sie sich sehr wohl fühle. In der Nacht hatte sie mehrere Stunden sanft und ruhig geschlafen. Ihr Ansehen war heiter, der Puls ganz verändert, zwar matt, aber fast gar nicht krampfig, das Brennen, die Angst und der Schmerz am Herzen waren sehr vermindert, die Respiration viel freier, der Starrkrampf zwar wieder eingetreten, aber in einem sehr gelinden Grade und nur auf kurze Zeit. Ich nahm um sechs Uhr dieselbe Manipulation wieder vor, worauf die Kranke sogleich ruhig ward, wieder ganz tief respirirte, welches während der Manipulation alle vier bis fünf Minnten geschah. Nach einer Viertelstunde schlief sie wie-

der ein, wo ich sie dann verließ. Den folgenden Tag erzählte sie selbst mir, daß sie eine sehr ruhige Nacht gehabt habe, und daß das Brennen und der Schmerz am Herzen wieder vermindert seyen. Sie hatte Oeffnung gehabt, welches seit sechs Tagen nicht der Fall gewesen war; auch stellte sich Eßlust ein. Sie hatte Abends etwas Suppe und früh eine Tasse leichten Thee mit einem Zwieback genommen.

So schritt unter dieser Behandlung die Besserung mit jedem Tage auffallend vorwärts. Vom dritten Tage der Behandlung an, bekam die Kranke täglich zweimal Oeffnung. Der Schlaf wurde immer ruhiger; die Eßlust nahm mit jedem Tage zu. Auch bekam die Kranke großen Appetit zu Wein, wovon sie früher keinen Kaffeelöffel voll nehmen durfte, ohne daß heftiges Brennen und Schmerz am Herzen entstand. Theils wegen Mangel an Zeit, theils weil ich fühlte, daß diese Behandlung mich sehr angriff, wünschte ich meinen Amanuensis mit der Kranken in Rapport zu setzen, und ließ denselben daher am neun und zwanzigsten März dieselbe Manipulation vornehmen. Aber kaum hatte derselbe seine Hand aufgelegt, als die Kranke heftig anfing zu zittern und so krampfhaften Schauder bekam, daß ich fürchtete, es würden Convulsionen entstehen. Ich unternahm daher gleich selbst wieder die Behandlung, worauf die Kranke bald wieder ruhig ward. Am andern Tage erzählte sie mir, daß sie bei weitem nicht so ruhig, als die frühern Nächte geschlafen habe. Vor der Behandlung waren gewöhnlich die Hände marmorkalt, wurden aber jedesmal, nachdem meine Hände einige Minuten aufgelegen hatten, von den Fingerspitzen an warm, welche Wärme sich dann über den ganzen Körper verbreitete und in gelinde Transpiration überging.

Nach Verlauf von zehn Tagen seit dem Anfange der magnetischen Behandlung hatten das Brennen, der Schmerz

am Herzen und die Beängstigung fast gänzlich nachgelassen, und am dritten April stand die Kranke zum erstenmale wieder auf. Am vierten April machte ich einen zweiten Versuch, meinem Amanuensis die Behandlung zu übertragen; allein nachdem derselbe die Hand kaum aufgelegt hatte, entstand ebenfalls wieder sehr heftiger Schauder und Angst, verbunden mit kalten Extremitäten, sehr kurzer Respiration und krampfhaftem Puls. Mein Amanuensis litt damals an einem chronischen Catarrh mit Heiserkeit. War es Zufall, oder war dieser krankhafte Zustand wirklich auf die Kranke übergegangen, kurz, die Mutter der Kranken erzählte mir Tages darauf, daß diese eine sehr unruhige Nacht gehabt, sehr gehustet und kein lautes Wort habe sprechen können. Nachdem ich die Behandlung am Abend selbst wieder vorgenommen hatte, fühlte sich die Kranke wieder wohl.

Am zehnten April stellten sich Katamenien, welche während der ganzen Krankheit nur mit heftigen Kopf- und Leibschmerzen und krampfhaftem Zustand alle vierzehn Tage bis drei Wochen eingetreten waren, in der vierten Woche mit etwas Zahnschmerz ein. Um schneller zum Ziele zu gelangen, nahm ich am sechzehnten April die vagirende Palmar-Manipulation mit Contact nach vorhergegangenen präparirenden Strichen vor, worauf die Kranke sehr schnell ein-, und so zwölf Stunden ohne aufzuwachen fortschlief. Am siebzehnten schlief sie schon beim vierten Striche ein; am zwei und zwanzigsten wurde sie bald nach der Behandlung durch ankommenden Besuch gestört, sie konnte daher die ganze Nacht nicht schlafen und klagte am drei und zwanzigsten über Uebelbefinden und Kopfschmerzen, weswegen sie auch, da der Schmerz mehr am Hinterhaupte war, bei Beendigung der Manipulation mich bat, ihr meine Hand in den Nacken zu legen, worauf der Kopfschmerz sogleich nachließ, sie alsbald ein-, und eine Stunde fortschlief.

Schon bei den fixen Manipulationen hatte ich mich jedesmal beim Weggehen von der Kranken angegriffen gefühlt, denn sie schien mir in der That vampyrartig den ihr mangelnden Stoff aus meinem Körper zu saugen. So bemühte sie sich z. B. bei den fixen Manipulationen ihre Fingerspitzen auf meine Hand zu setzen, wo ich das Saugen und das dadurch hervorgebrachte Warmwerden derselben jedesmal deutlich fühlte. Weit mehr wurden aber meine Kräfte seit den angefangenen vagirenden Manipulationen in Anspruch genommen; namentlich wirkte es auf die Thätigkeit meiner Verdauungswerkzeuge sehr nachtheilig, und ich fühlte mich mit jedem Tage dieser Behandlung unwohler, träger und mißmuthiger. Am vier und zwanzigsten wurde ich durch dieses Uebelbefinden abgehalten, zur gewöhnlichen Stunde zu der Kranken zu gehen, und kam, anstatt um sechs Uhr, erst um sechs und ein halb Uhr zu ihr, wo ich erfuhr, daß sie schon Krämpfe und Beängstigungen gehabt habe. Ich wollte nun, weniger um meines Uebelbefindens willen, als um nicht nachtheilig auf die Kranke zu wirken, sie durch ihren Bruder, den ich mit ihr in Rapport gesetzt hatte, behandeln lassen; aber kaum hatte er sich ihr genaht, als sie wieder heftiges Zittern und Angst bekam, und seine Hand von sich schob. Ich fing daher, theils weil ich fürchtete, daß sie bei vagirenden Palmar-Manipulation leicht hellsehend werden würde, welches ich aus den früher angeführten Gründen nicht wünschte, auch die Besserung, welche doch sehr schnelle Fortschritte machte, dadurch unterbrochen werden konnte, theils aber auch, weil ich nicht im Stande zu seyn glaubte, diese Manipulation ferner fortzusetzen, die fixe Manipulation, nämlich das Auflegen der Hand auf die Gegend des Herzens, wieder an, worauf die Kranke zwar ruhig ward, aber nicht, wie bei den vagirenden Manipulationen, einschlief.

Am fünf und zwanzigsten hatte sie nur bis um zwölf

Uhr geschlafen, klagte wieder über Schmerz und Brennen am Herzen, hatte keinen Appetit zum Essen, auch keine Oeffnung gehabt. Bei der heutigen Behandlung wurde sie zwar müde, war aber erst nach meinem Weggange eingeschlafen.

Am sechs und zwanzigsten hatte sie wieder eine ruhige Nacht gehabt, der Schmerz am Herzen und die übrigen Beschwerden waren wieder vergangen. Beim Auflegen meiner Hand sagte sie mir, daß sie eine sehr durchdringende Wärme fühle, und daß sie heute recht bald einschlafen werde; auch wurden ihre Hände sehr schnell warm. Ich fragte sie nun, ob sie mir vielleicht sagen könne, wie lange ich sie noch auf diese Art behandeln müsse. Hierauf antwortete sie mir, sie glaube, noch vierzehn Tage. Nun fragte ich, ob sie denn die Kopfschmerzen und das Brennen am Herzen ganz zu verlieren hoffe. Darauf sagte sie, das Brennen am Herzen werde sie nur dann wieder bekommen, wenn sie sich sehr ängstige; dann erzählte sie mir, sie habe vor einigen Tagen geträumt, ich sey krank, und habe Jemand anders zu ihr geschickt, worüber sie sich so geängstigt habe, daß ihr, als sie darüber erwacht, sehr unwohl geworden; zugleich sagte sie, es könne sie niemand anders herstellen als ich. Ich wiederlegte ihr dies, worauf sie fast unwillig ward und erwiederte, daß wisse sie ganz gewiß.

Ich setzte nun die magnetische Behandlung bis zum neunten Mai fort, hatte mir aber, da ich fühlte, daß meine Verdauung immer mehr gestört wurde, und der daraus entstandene Mißmuth in wahre Hypochondrie überging, ein Substitut, nämlich ein siderisches Baquet in Form eines cylindrischen Fäßchens drei Viertel Elle hoch aus dicken Faßdauben mit zwei Conductoren verfertigen lassen, welches ich nach Kieser (S. dessen Archiv f. d. thier. Magnetism. Bd. 3. St. 2. S. 44) mit Eisenschlacken, Hammerschlag

und Wasser gefüllt hatte. Dasselbe ließ ich die Kranke am zehnten Mai, ohne die Stangen magnetisirt zu haben, auf die Art anwenden, daß sie eine Stange auf die Gegend der Herzgrube sezte und so lange rieb, bis sie einschlief, die Schnur aber um den Kopf band. Dies war denn noch keine halbe Stunde geschehen, als die Kranke einschlief.

Am eilften fand ich sie wohl; sie hatte die ganze Nacht ruhig geschlafen, so auch die darauf folgende Nacht, am dritten Tage hatte sie aber wenig geschlafen, klagte über Mangel an Appetit und hatte Kopfschmerzen. Ich magnetisirte daher die Stange des Baquets; und als sich die Kranke derselben nur bedient hatte, fühlte sie sich von diesem Augenblicke an wieder wohl, schlief, sobald sie sich an das Baquet gesetzt hatte, ein, und auch die ganze Nacht ruhig fort. Am andern Tage sagte sie mir, daß während sie am Baquet sitze, sie allemal einen starken Eisengeschmack habe, eben so, wie sie ihn in ihrer Krankheit vor eilf Jahren, wenn sie Eisen angegriffen, oder wenn ich ihr den Schlüssel in die Hand gegeben, gehabt hätte. Derselbe Fall ereignete sich auch, als ich einmal in ihrem Beiseyn die Stangen magnetisirte. Wenn sie sich später als zur gewohnten Stunde an das Baquet setzte, so bekam sie jedesmal große Mattigkeit und krampfhaften Schauder. Eben so klagte sie über Mattigkeit, Mangel an Schlaf und Appetit, wenn ich unterlassen hatte, die Stangen von Neuem zu magnetisiren, welches alle vierzehn Tage geschehen mußte, wenn diese Beschwerden nicht eintreten sollten. Ich ließ nun, um diese Erscheinung genau zu prüfen, mehreremale einen, auch zwei Tage über diese Zeit vorübergehen, und magnetisirte dann in ihrer Abwesenheit die Stangen. Aber jedesmal fühlte sie die erneuerte Kraft derselben genau, sobald sie sich nur an das Baquet setzte. Sie schlief dann allemal gleich ein. Sie selbst sagte mir, abgerechnet davon,

daß sie es an der schnell eingetretenen Müdigkeit bemerke wenn ich da gewesen und die Stangen magnetisirt hätte, fühle sie es auch gleich an den Stangen selbst, sobald sie dieselben nur angreife, indem sich diese alsdann gleichsam weicher anfühlten. So wurde die Anwendung des Baquets unter immer mehr zunehmendem Wohlbefinden und schneller Zunahme der Kräfte bis zum achtzehnten Juni, wo ich dasselbe einer andern Kranken zu geben genöthigt war, fortgesetzt.

Acht Tage hindurch befand sich die Kranke, nachdem sie den Gebrauch des Baquets ausgesetzt hatte, vollkommen wohl; dann aber bekam sie eines Tages zur Zeit des Schlafengehens plötzlich Schwindel, sagte, sie könne nicht sehen und es sey ihr wie ein Flor vor den Augen, sie müsse sich anhalten, um nicht zu fallen. Am sieben und zwanzigsten Juni wurde ich deswegen früh zu ihr gerufen. Sie war Abends zuvor, wo sie ein paar Stunden hinter einander gesessen hatte, beim Aufstehen vom Stuhle, plötzlich von einem solchen Schwindel und solcher Mattigkeit befallen worden, daß ihr die Füße wie gelähmt waren, und sie in das Bett getragen werden mußte, wo ich sie bei meiner Ankunft noch fand. Sie erzählte mir, daß sie den Abend zuvor heftige Angst und eine ordentliche Sehnsucht nach dem Baquet gehabt habe, und wenn sie noch im Besitz desselben gewesen wäre, so würde sie sich augenblicklich daran gesetzt haben, denn sie sey überzeugt, daß es ihr gleich wieder wohl werden würde, wenn ich es ihr wieder gäbe. Da ich mir nun während dieser Zeit ein größeres Baquet, fünf Viertel Elle hoch und fast drei Viertel Elle im Durchmesser, eben so wie das erste construirt, hatte verfertigen lassen, so gab ich ihr dies, ließ es aber, um zu sehen, ob es auch trocken wirke, ohne Wasser und ohne es zu magnetisiren. Allein es that durchaus keine Wirkung; im Gegentheil war das Be-

finden der Kranken während der beiden Tage, wo sie dasselbe auf diese Art gebraucht hatte, schlimmer. Ich goß nun die gehörige Menge Wasser hinzu, berührte die Stangen aber noch nicht, wonach die Kranke, als sie sich dessen nun bedient hatte, zwar bald eingeschlafen war, auch die Nacht über sehr ruhig geschlafen hatte, aber die Mattigkeit und der Mangel an Eßlust vor wie nach dauerten. Nun magnetisirte ich die Stangen, wie bei dem vorigen, bis sie warm wurden, worauf die Kranke, als sie sich daran gesetzt, sich gleich wie neu belebt fühlte. Die Eßlust kehrte vermehrt zurück, und sie fühlte sich von diesem Tage an auffallend kräftig, so daß sie nun täglich ausgehen und ihre gewohnten Beschäftigungen wieder vornehmen konnte. Ueberhaupt wirkte das große Baquet viel stärker als das kleine.

Die Kranke sehnte sich jetzt so sehr nach frischer Luft, daß sie sogar wünschte, auch im Freien schlafen zu können. Doch durfte sie nie die Zeit, wo sie sich an das Baquet zu setzen pflegte, übergehen, ohne in eine Art von Apathie zu verfallen, und krampfhaften Schauder zu bekommen. Sie selbst sagte, sie käme sich dann vor, wie eine abgelaufene Uhr. So wurde nun ununterbrochen die Anwendung des größern Baquets fortgesetzt; als aber längere Zeit vergangen war, und ich die Kranke nach und nach von dem Gebrauch desselben abzubringn wünschte, bediente ich mich eines andern Substituts, welches in einer convex geschliffenen Glasplatte, von der Größe eines Handtellers, bestand, die ich abspirirte und so lange zwischen den Händen rieb, bis dieselbe warm geworden war. Diese gab ich nun der Kranken zu der gewöhnlichen Stunde zum Auflegen auf die Herzgrube. Die dadurch hervorgebrachte Wirkung war dieselbe, wie bei der Anwendung des Baquets; aber die Dauer derselben beschränkte sich nur auf vier Tage, wo ich denn dieselbe Procedur wieder damit vornehmen mußte. Die Kranke

schickte mir dann die Platte jedesmal in Seide gewickelt zu. Unterließ ich dieselbe längstens den fünften Tag zu magnetisiren, so entstand sogleich Schlaflosigkeit, Mattigkeit und Mangel an Eßlust. Ich selbst machte die Bemerkung, daß, wenn die Platte durch das Reiben und Abspiriren schnell warm wurde, dieselbe allemal sehr kräftig wirkte, welches die Kranke mir jedesmal bestätigte. Mehreremale machte ich, um die Kranke zu prüfen, ob sie sich hinsichtlich der Wirkung nicht täusche, den Versuch, ihr dieselbe unmagnetisirt, nur anders eingepackt, zurückzusenden; aber die Wahrheit zeigte sich schon am deutlichsten dadurch, daß die Kranke so lange über fortdauerndes Uebelbefinden klagte, bis ich die Platte wirklich magnetisirt hatte, wo denn auch gewöhnlich mit dem ersten Auflegen derselben das Wohlbefinden wiederhergestellt war. Um nun zu wissen, ob Kupfer mehr geeignet sey die magnetische Kraft aufzunehmen, als Glas, und vielleicht daher stärker wirke, gab ich ihr eine Kupferplatte von derselben Größe und auf dieselbe Art magnetisirt, und siehe da! ich hatte mich nicht getäuscht. Die Kupferplatte wirkte allerdings stärker, die Kranke ward viel schneller müde, und schlief auch viel ruhiger und fester während der Nacht; auch dauerte die Wirkung derselben zwei Tage länger fort, als bei ersterer, daher auch nur alle sechs Tage von Neuem magnetisirt werden durfte. Mit diesen beiden Platten, die ich der Kranken nochmals kräftig magnetisirt hatte, versehen, reisete sie nun, da ihr Befinden jetzt vollkommen gut war, zu einer Verwandten in der Nähe von Leipzig, von wo aus sie mir die Platten abwechselnd zur Erneuerung der magnetischen Kraft zuschickte. Bei einer solchen Gelegenheit schrieb sie mir, daß sie (es war am dreißigsten Juli) sehr krank gewesen sey. Sie habe nämlich kurz vor dem Auflegen der Kupferplatte ihr Abendessen genommen, welches aus Braten und Bohnensalat bestanden, und, weil sie immer viel Nei-

gung Saures zu genießen hatte, etwas von dem auf dem Sallat befindlichen Essig getrunken; nachdem sie nun die Kupferplatte abgelegt, sey ihr sehr Uebel geworden; sie habe heftiges Erbrechen und Leibschmerzen bekommen, dabei starken Kupfergeschmack gehabt, so daß sie geglaubt, sie sey vergiftet. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich einige Tage später, als sie abermals, wie gewöhnlich vor dem Auflegen der Platte, ihr Abendessen zu sich genommen hatte, wobei ebenfalls Sallat gewesen war. Ich verbot ihr demnach, während des Gebrauchs der Kupferplatte, den Genuß von sauren Speisen und Getränken und rieth ihr, wenn sie Saures genießen wolle, die Glasplatte zu nehmen, wobei sie es denn auch, ohne die geringste Empfindung zu haben, genießen konnte. Jedoch zog sie die Kupferplatte vor, indem dieselbe stärker wirkte und sie sich, wenn sie saure Speisen und Getränke vermied, im Ganzen wohler dabei fühlte. Sie setzte daher bei ihrer Rückkehr nach Leipzig den Gebrauch derselben den Sommer über fort.

Das Herzleiden, namentlich das Brennen und die Beängstigung, welche sich während des Gebrauchs der Glasplatte doch bisweilen in einem gelinden Grade gezeigt hatten, waren nun gänzlich beseitigt. Ende Novembers aber wurde ihr Bruder, den sie vorzüglich liebte, am Nervenfieber gefährlich krank. Hiebei ängstigte sie sich dermaaßen ab, daß sie ebenfalls wieder bettlägrig wurde. Sie klagte über Schmerzen in den Lungen und bedeutende Schwäche, bekam wieder Verstopfung, Mangel an Eßlust und weniger Schlaf, zugleich mehrmals täglich Nasenbluten. Eines Nachmittags, als ihr Bruder tödlich krank war, wovon man ihr aber nichts gesagt hatte, verfiel sie plötzlich wieder in Starrkrampf, welcher durch Moschus und Baldrianaufguß, den man ihr einflößte, wieder beseitigt ward. Abends wurde ich aber zu ihr gerufen, denn sie hatte einen zweiten Anfall

bekommen, welcher viel heftiger als der erste war, so daß, wenn ich nicht ihren Puls noch gefühlt hätte, ich sie für todt hätte halten können, denn die Extremitäten waren eiskalt, das Gesicht todtenblaß und ebenfalls kalt, die Lippen blau, der Athem kaum bemerkbar. Ihr jetzt etwas einzuflößen war unmöglich, denn der Mund war fest verschlossen. Ich ließ mir daher, in der Hoffnung, sie ins Leben zu bringen, ohne sie manipuliren zu dürfen, die Platte, welche ich schon Vormittags magnetisirt hatte, von der Mutter geben, und abspirirte und magnetisirte dieselbe recht kräftig. Kaum war ich damit zu Ende, als die Kranke anfing sich heftig zu bewegen, sie griff nach dem Kopfkissen und wollte sich aufrichten; alles dieß jedoch, ohne die Augen zu öffnen. Ich gab ihr nun die Platte, welche sehr warm war, aus meiner Hand, und sagte ihr, daß sie dieselbe auflegen möchte, was sie fast unwillkührlich that; nachdem sie dieselbe ohngefähr fünf Minuten aufliegen hatte, öffnete sie die Augen und sagte, daß ihr nun wieder wohl sey. Bemerkenswerth ist es, daß die Kranke ihrer Mutter Nachmittags schon gesagt hatte, sie werde diesen Abend sehr krank werden.

Den andern Tag früh fand ich sie zwar matt; aber sie hatte eine sehr gute Nacht gehabt. Abends um dieselbe Zeit hatte sie wieder einen Anfall von Starrkrampf bekommen, der jedoch nicht anhaltend und heftig gewesen, und nach dem Auflegen der Platte bald wieder vergangen war. Aber sie klagte noch über Schmerzen in den Lungen, hatte auch noch bisweilen Nasenbluten, welches jedoch nur als Folge ihrer während der Krankheit ihres Bruders erlittenen heftigen Geistes- und Körper-Anstrengung entstanden war. Ich ließ sie daher die Kupferplatte, anstatt auf die Herzgrube, auf die Brust legen, worauf die Zufälle nachließen und ihre Gesundheit, mit der zunehmenden Besserung ihres Bruders fast gleichen Schritt haltend,

wieder hergestellt wurde. Demohngeachtet aber konnte sie ohne das Auflegen der Platte durchaus nicht ausdauern, wenn nicht die schon oft erwähnten Zufälle eintreten sollten.

Hiebei muß ich noch eines Umstandes Erwähnung thun, der insofern interessant ist, als dadurch die Empfänglichkeit der Platte für die Aufnahme der magnetischen Kraft auf einige Zeit aufgehoben und dieselbe unbrauchbar gemacht wurde. Die Kranke hatte nämlich die Platte auf das Bett gelegt, von welchem sie herabgerutscht und unglücklicherweise in das Nachtgeschirr gefallen war. Man hatte dieselbe zwar sogleich mehrmals abgewaschen, allein die Kranke fühlte sich gleich nach dem Auflegen derselben schon unwohl und konnte nicht einschlafen. Dieses Uebelbefinden und die Schlaflosigkeit dauerten einige Tage fort, und verloren sich nur mit der durch öfter wiederholtes Magnetisiren wiederkehrenden Receptivität der Platte für die magnetische Kraft.

Die Kranke hatte die Platte nun wieder eine geraume Zeit hindurch angewendet, dabei aber bisweilen auch wieder säuerliche Speisen und Getränke, wozu sie immer vorwaltenden Appetit hatte, und klagte daher auch wieder über öfteres Uebelseyn, Leibschmerz ꝛc. Da ich nun bei der widernatürlichen Thätigkeit der einsaugenden Gefäße der Kranken und aus dem schon Vorhergegangenen, Ursache hatte zu glauben, daß es wieder eine Wirkung des Kupfers sey, um so mehr, da sie die Platte jetzt länger als gewöhnlich hatte aufliegen lassen, so gab ich ihr wieder die Glasplatte, um diese an der Stelle der Kupferplatte anzuwenden, worauf dann diese Beschwerden sogleich wieder nachließen, und die Kranke Saures genießen konnte, so viel sie wollte, ohne das Geringste zu empfinden. Sie bediente sich nun der Glasplatte unter fortwährendem Wohlbefinden und ohne daß sich etwas von den früher erwähnten Beschwerden zeigte; aber die Wirkung derselben dauerte stets nur vier Tage,

Ich ließ sie ihr jetzt nur eine Stunde lang auf die Herzgrube legen, worauf sie dann gleich einschlief; und nach Verlauf dieser Stunde wurde sie gewöhnlich von ihrer Mutter zu dem Wegl̈egen der Platte veranlaßt, was sie stets im Schlafe that, und wonach sie dann die Nacht ruhig fortschlief.

Sie hatte dieselbe nun bis zum zwanzigsten Juni 1824 angewendet; da ich aber die Wirkung des Baquets nochmals zu prüfen, zugleich auch mich des alle vier Tage zu wiederhohlenden Magnetisirens der Platte zu überheben wünschte, so ließ ich sie wieder das kleine Baquet gebrauchen, welches schon bei der frühern Anwendung bei weitem kräftigere und wohlthätigere Wirkung hervorgebracht hatte als die Platten, indem es nicht allein die magnetische Kraft sehr verstärkte, sondern auch dieselbe länger beibehielt, wobei ich auch die Stangen nur alle vierzehn Tage zu magnetisiren brauchte. Hauptsächlich aber äußerte sich die wohlthätige Wirkung des Baquets durch Hervorbringung erhöhter Lebensthätigkeit, auffallende Zunahme der Kräfte, sehr guten Schlaf und vermehrte Eßlust. Als die Kranke sich ohngefähr zwölf Tage des Baquets wieder bedient hatte, machte ich den Versuch, die Stangen getrennt von dem Baquet zu magnetisiren. Ich ließ mir diese zu dem Ende in ein seidenes Tuch gewickelt zuschicken, und magnetisirte sie kräftig, bis sie warm wurden. Aber die Wirkung war ganz entgegen gesetzt; denn die Kranke hatte beim Empfange ordentlichen Abscheu geäußert, dieselben anzugreifen, und anstatt daß sie, wenn die Stangen am Baquet magnetisirt waren, gleich einschlief, sobald sie sich an dasselbe setzte, und die ganze Nacht ununterbrochen fortschlief, hatte sie nun in zwei Nächten kein Auge zugethan; ich fand sie daher, als ich sie am dritten Tage sah, wieder in einem sehr traurigen Zustande. Sie klagte über Brennen in der Gegend des Herzens, über Appetitlosigkeit, erstaunliche Schwäche

und Beängstigung; der Puls war wieder krampfhaft zusammengezogen und sehr accelerirt, die Respiration kurz und schwer, das Ansehn sehr blaß und leidend; auch hatte sie wieder heftigen Schauder gehabt, und weinte fortwährend. Ich magnetisirte daher sogleich wieder die Stangen am Baquet, nachdem ich der Füllung desselben etwas Wasser, da das vorige eingetrocknet zu seyn schien, zugegossen hatte. Als ich die Kranke den darauf folgenden Tag besuchte, erzählte sie mir, daß sie gleich, nachdem sie sich an das Baquet gesetzt, eingeschlafen sey, und die ganze Nacht, ohne aufzuwachen, fortgeschlafen habe. Das Brennen am Herzen, so wie alle oben erwähnten Zufälle, waren verschwunden. Sie war heiter, ihr Aussehen freundlich und munter, der Puls frei und ganz normal; sie selbst sagte, daß sie wieder wie neugeboren sey. Mehrmals nach diesem Vorfalle habe ich das Baquet ein, zwei, auch drei Tage später magnetisirt, und jedesmal entstanden jene Zufälle, welche mit jedem Tage Verzögerung an Heftigkeit zunahmen.

Bisher hatte die Kranke die siebente Stunde zur Anwendung des Baquets beibehalten; ich rieth ihr nun, damit, weil sie allemal von dem Augenblicke an, wo sie sich an dasselbe setzte, einschlief, sie nicht zu viel vom Tage verlieren möchte, sich täglich eine Viertelstunde später daran zu setzen, welches sie denn auch ohne Nachtheil konnte und wodurch sie nach und nach in den Stand gesetzt wurde, dasselbe gegen zehn Uhr im Bette liegend anzuwenden. Früher, als sie sich noch um fünf Uhr daran setzte, konnte sie kaum fünf Minuten über diese Zeit warten, ohne Schauder und Angst zu bekommen. Sie blieb nun gewöhnlich eine halbe Stunde daran, und nach Verlauf derselben ward an die Thür ihres Schlafgemachs gepocht, wo sie sich, ohne zu erwachen und ohne die Augen öffnen zu können, wenn sie es auch wollte, die Schnur abband, die Stange des Baquets losließ und

dann ununterbrochen fortschlief. Sie bediente sich sonst jeder Stange sieben Tage; neulich aber hatte sie, weil etwas Brennen in der Brust entstanden war, beide Stangen auf einmal genommen, eine nämlich auf die Gegend des Herzens, die andere auf die Herzgrube selbst, worauf sie viel müder geworden war und das Brennen wieder verloren hatte.

Sobald die Stangen von Neuem magnetisirt sind, transpirirt die Kranke die ersten Nächte hindurch am ganzen Körper; auch muß sie dann, während sie am Baquet sitzt, wie bei den Manipulationen mehrer tiefe und lange Athemzüge thun, was ihr, wie sie sagt, sehr wohlthut. Beim Magnetisiren der Stangen bemerke ich jedesmal, daß es im Anfange sehr schwer und langsam geht und ich davon eine sehr schmerzhafte Empfindung in der Hand bekomme, indem sie sich rauh und feucht anfühlen; aber sobald sie anfangen warm zu werden, kann ich sie sehr schnell magnetisiren, den sie werden dann mit jedem Augenblick glatter, und nachdem ich beide, eine um die andere, ungefähr im Ganzen vier bis fünf Minuten lang magnetisirt habe, sind sie so heiß, daß ich den Handrücken nicht daran leiden kann.

Die Kranke war nun fast zwei Jahre hindurch, theils direct, theils durch das Baquet und die Platten, und zwar im letzten halben Jahre unter so vollkommenem Wohlbefinden magnetisch behandelt worden, daß ich mit Zuversicht glaubte, sie würde sich von dem Baquet nach und nach trennen können, daher ich ihr denn auch rieth, täglich einige Minuten weniger an demselben zu bleiben. Leider aber hatte sie das nicht befolgt, sondern bat mich vielmehr, eben weil sie sich so wohl fühlte, ihr das Baquet noch einige Zeit zu lassen, welches ich ihr nicht verweigern konnte und dasselbe daher von Neuem magnetisirte. So waren denn mehrere Wochen vergangen, als ich gerade zu der

Zeit, wo die Stangen abermals magnetisirt werden sollten, selbst sehr gefährlich krank wurde und diese Behandlung unterlassen mußte.

Nach einigen Tagen erfuhr ich durch meinen Amanuensis, daß die Kranke sehr leidend sey, über große Mattigkeit, Mangel an Schlaf und Eßlust, kurz über dieselben Beschwerden klage, welche früher, wenn ich das Baquet nicht zu der gewöhnlichen Zeit, d. h. alle vierzehn Tage magnetisirt hatte, entstanden waren. Sie ließ mich daher bitten, ihr nur wenigstens die Glasplatte zu magnetisiren, welches ich denn auch that, und wodurch sie sich drei Tage hindurch wieder wohl fühlte. Da ich nun aber während dieser Zeit immer kränker geworden war, und demnach die Platte nicht wieder magnetisiren konnte, so traten bei ihr auch wieder dieselben Beschwerden ein, die, je länger meine Krankheit dauerte, immer heftiger wurden, in einen krampfhaften Zustand übergingen und endlich wieder in Starkrampf ausarteten. So hatte sie nun fast wieder zwei Monate gelegen, als mir mein Amanuensis eines Tages referirte, daß sie hellsehend geworden sey, und während der Krise unter andern auch gesagt habe, ich würde bald wieder genesen, sie selbst aber könne nur dann schnell gesund werden, wenn ich ihr die Platte wieder zuschicke. Da dieß aber bei meinem Befinden unmöglich war, auch außer mir niemand diese Behandlung übernehmen konnte, so ging der Zustand des Hellsehens wieder vorüber, und das Befinden der Kranken wurde mit jedem Tage trauriger. Sie litt nämlich, außer an dem jetzt sehr häufig eintretenden Starrkrampfe, an erstaunlichen Beängstigungen, und war in einem so hohen Grade aufgeregt, daß ihren Eltern und in ruhigern Zwischenräumen ihr selbst vor dem Verlust ihres Verstandes bange war. Dieser aufgeregte Zustand ging dann gewöhnlich in die größte Erschöpfung über. Dabei hatte sie, wie vor eilf

Jahren, eine außerordentliche Antipathie vor Stahl und Eisen; sie konnte durchaus nichts von Eisen angreifen, ohne Krämpfe und Nervenschauder zu bekommen, selbst nicht einmal eine mit silbernen Griffen versehene Scheere. Einen kleinen Magnet aber, den ich ihr versuchsweise auf der Brust zu tragen hatte anrathen lassen, konnte sie erdulden. Eines Tages hatte sie gegen ihren Bruder geäußert, daß dieß wohl kein ächter Magnet sey, weswegen derselbe, um sie von der Wahrheit zu überzeugen, den Magnet mit der Spitze einer Stricknadel berührte was kaum geschehen war, als sie über einen heftigen stechenden Schmerz durch die Brust bis zwischen die Schultern klagte und starke Beängstigung bekam. Dieser Versuch war öfterer wiederholt worden und jedesmal waren dieselben Zufälle darnach entstanden. Ihr Zustand wurde nun mit jedem Tage kläglicher; sie konnte außer einem Sechstel Gran Opium, den sie Abends bekam, wodurch sie auf kurze Zeit beruhigt wurde, und der Tinct. Valeran. aeth. deren sie sich den Tag über einige Mal bediente, durchaus nichts nehmen. Sie wurde fortwährend von sehr heftiger Angst umhergetrieben, worauf sie dann allemal ganz erschöpft niedersank.

Nach der Relation meines Amanuensis konnte sie kaum noch einige Tage leben; sie selbst war der Ueberzeugung, daß sie bald sterben würde, so fest, daß sie, um sich auf den Tod vorzubereiten, das Abendmahl verlangte. Tages darauf als sie dasselbe genommen hatte, war ein sehr heftiger Anfall von Starrkrampf eingetreten; als dieser aber nachgelassen, hatte sie sich auf einmal im Bette aufgerichtet, und mit ganz verklärtem Gesichte gesagt, sie werde nun nicht sterben, sie könne nun auch wieder ihre Pulver und Tropfen (die sie in der letzten Zeit nicht mehr genommen hatte) gebrauchen, aber die Platte könne ihr, wenn sie dieselbe auch wieder bekäme, nun nichts mehr nutzen. In der That war ihr Be-

finden, die außerordentliche Schwäche abgerechnet, von diesem Tage an auffallend besser geworden. Sie hatte wieder Eßlust, Schlaf rc. bekommen. Es wurde ihr daher, um die Nerventhätigkeit zu unterstützen, ein Aufguß von China und Baldrian verordnet. Als sie diesen aber ungefähr zehn Tage gebraucht hatte, bekam sie ein Tertianfieber, durch welches, nachdem dasselbe mit Hülfe zweckdienlicher Mittel beseitigt worden, das Gleichgewicht zwischen Nerven- und Blutgefäßsystem völlig bei ihr hergestellt zu seyn scheint, indem sie seit dieser Zeit von allen ihren Leiden gänzlich befreit geblieben ist.

Ein Fall von versuchtem Selbstmord;

beobachtet

von

Herrn Dr. König in Bonn.

Am zwei und zwanzigsten August d. J., Morgens um fünf Uhr, wurde ich aus dem medicinischen Klinikum mit großer Eile zu einem Manne gerufen, der sich vor dem Stadtthore erhängt und den man so eben abgenommen hatte. Das Erhängen war mittelst eines seidenen Schnupftuches geschehen. Neben dem Erhängten hatte man einige zerrissene Papiere und einen Regenschirm auf der Erde liegend gefunden. Wie lange der Mann gehangen, war unbekannt; nur so viel erfuhr man bald nachher, daß er Bedienter einer englischen Herrschaft sey, daß er den Nachmittag vorher, scheinbar heftig bewegt, auf einem öffentlichen Platze hin und her

gegangen sey, und daß er desselben Morgens bald nach vier Uhr den Gasthof, wo er logirte, während eines heftigen anhaltenden Regens verlassen und beim Herausgehen der Magd gesagt habe, er gehe, um Pferde für seine Herrschaft zu bestellen.

Ich fand ihn in einem engen, mit Menschen gefüllten Zimmer am Boden liegen mit ganz durchnäßten Kleidern, rothblauem, aufgetriebenem Gesicht, starren, hervorgetriebenen Augen, sehr kurzer, langsamer, stoßweise erfolgender Respiration, mit Schaum vor dem Munde, kaum zu fühlendem Pulse, kalten, blassen Händen, und einer sugillirten blauen Stelle an der rechten Seite des Halses, die sich nahe vom Dornfortsatz des dritten Halswirbels bis über den Kehlkopf in die Gegend zwischen dem Schild- und Ringknorpel erstreckte. Die Pupille war für Lichtreiz empfänglich.

Da das Haus, wo der Mann lag, nahe am Klinikum war, so ließ ich ihn sogleich, nachdem er, in Ermangelung anderer Fortschaffungsapparate, mit dem Rücken auf eine ausgehobene Thür gelegt worden, dorthin bringen, wobei ein Mann nebenher gehen und ihm den Kopf in die Höhe halten, ein anderer ihn gegen den anhaltenden starken Regen durch einen Schirm schützen mußte. Dort wurde er dann sogleich von allen durchnäßten Kleidern befreit und in ein Bett gelegt, Koth und Harn waren, wie die Kleider zeigten, abgegangen, Saamenerguß und Spuren von Erection aber nicht zu bemerken. Uebrigens verhielt sich an ihm Alles noch wie angegeben; keine Spur von Aufmerksamkeit auf das, was um ihn vorging, war an ihm zu entdecken; das linke Bein war in fast steter Bewegung zwischen Streckung und Beugung, auch der linke Arm wurde häufig von der Stelle bewegt; beide Gliedmaaßen der rechten Seite lagen hingegen ganz ruhig. Ungefähr jede Minute stellten sich die furchtbarsten trismischen und tetanischen Krämpfe ein, wodurch der Kör-

indem er sich mit seinem Schnupftuche unter der Bettdecke, die er über sich zog, den Hals einschnürte.

Den sechs und zwanzigsten. Er ist sehr traurig, weint viel, spricht von Sterben, klagt über Schmerz in der Brust und im Unterleibe. Sein Athemholen ist beschleunigt und erschwert. Aderlaß von zwölf Unzen; das Blut zeigt eine starke Entzündungshaut.

Den sieben und zwanzigsten. Er ist bald aufgeweckt und lustig, bald traurig, hierin wahrhaft einem Narren ähnlich, spricht aber nicht mehr irre, auch sein Benehmen zeigt kein Irreseyn mehr an; er freut sich seiner Rettung, äussert aber nichts von dem vorhergegangenen Selbstmordversuche, und scheint auch durchaus nichts davon zu wissen. Man sagte ihm, er habe einen Anfall vom Schlagfluß gehabt.

Den acht und zwanzigsten. Einige Beklemmung auf der Brust, besonders beim tiefen Einathmen, Husten zuweilen mit eiterartigem Auswurf. Er bekam Schröpfköpfe auf die Brust und innerlich Salmiak und Brechweinstein in einem Althäadecoct. Von Zeit zu Zeit hat er einen klopfenden Schmerz auf der linken Seite des Kopfes. Von Hämorrhoiden ist keine Spur vorhanden.

Seine Geschichte, wie er sie jetzt erzählte, ist kurz folgende:

Er heißt W. W., ist unweit Amsterdam geboren, hat vier Schwestern und einen Bruder, die nebst seiner Mutter noch leben. Sein Vater starb am gelben Fieber in Westindien. In seiner Familie ist kein Fall von Selbstmord bekannt; eben so wenig sind in ihr erbliche Krankheiten. In seinem sechsten Lebensjahre erlitt er einen Fall auf den Kopf, das linke Auge litt dabei am meisten. (Die Regenbogenhaut dieses Auges ist dadurch vom oberen innern Theil des Ciliarbandes so getrennt, daß sich dadurch eine zweite Pupille gebildet hat, deren durch die Regenbogenhaut gebildeter Theil völlig reizbar ist. Gewöhnlich ist diese zweite

Pupille durch das obere Augenlied so bedeckt, daß man sie, wenn man letzteres nicht in die Höhe hebt, nicht sieht. Auch wenn beide Pupillen auf diesem Auge unbedeckt sind, sieht der Kranke doch nur einfach.) — Vor ein und zwanzig Jahren wurde er in Spanien durch eine Kartätschenkugel am linken Oberarm schwer verwundet, wovon die beträchtliche Narbe noch sichtbar ist. Bald nachher überstand er, ohne Folgen, die Masern. Vor zwölf Jahren litt er in Petersburg an einem großen Absceß in der linken Seite, welcher aufbrach. Vor zwei Jahren hatte er einen Tripper, der sehr bald geheilt wurde. Seit zwei Jahren war er dreimal in England; so oft er dahin kam, empfand er bei trübem Wetter drückende Schmerzen im Vorderkopf; auf dem Continent will er diese Schmerzen nie empfunden haben und sie sollen auch jedesmal verschwunden seyn, wenn er wieder das feste Land betrat. Im August dieses Jahrs nahm ihn eine englische Familie als Courier von London aus mit auf eine Reise in die Schweiz und nach Italien. Vor dieser Abreise aus England hatte er wieder seine gewöhnlichen drückenden starken Kopfschmerzen, die er auf dem Continent von selbst wieder zu verlieren hoffte; sie blieben aber diesmal, wenn auch minder heftig. Seine Worte waren: es sey ihm schon seit der Abreise aus England so enge und angst gewesen, daß er fest geglaubt habe, es stehe ihm eine schwere Krankheit, vielleicht ein Schlagfluß, bevor. Er reiste bis Köln ohne alle weitere Zufälle. Dort war er mit seiner Herrschaft eine Nacht. Mittags fuhr er mit ihr aus Köln; was von da an mit und um ihm vorgegangen, wußte er nicht anzugeben.

Er ist ein Mann von untersetzter Statur, hat schwarze Haare, einen schwarzen, starken Bart, braune Augen, ist sehr lebhaft, dienstfertig, spricht mehrere lebende Sprachen und weiß sich gut zu benehmen.

indem er sich mit seinem Schnupftuche unter der Bettdecke, die er über sich zog, den Hals einschnürte.

Den sechs und zwanzigsten. Er ist sehr traurig, weint viel, spricht von Sterben, klagt über Schmerz in der Brust und im Unterleibe. Sein Athemholen ist beschleunigt und erschwert. Aderlaß von zwölf Unzen; das Blut zeigt eine starke Entzündungshaut.

Den sieben und zwanzigsten. Er ist bald aufgeweckt und lustig, bald traurig, hierin wahrhaft einem Narren ähnlich, spricht aber nicht mehr irre, auch sein Benehmen zeigt kein Irreseyn mehr an; er freut sich seiner Rettung, äussert aber nichts von dem vorhergegangenen Selbstmordversuche, und scheint auch durchaus nichts davon zu wissen. Man sagte ihm, er habe einen Anfall vom Schlagfluß gehabt.

Den acht und zwanzigsten. Einige Beklemmung auf der Brust, besonders beim tiefen Einathmen, Husten zuweilen mit eiterartigem Auswurf. Er bekam Schröpfköpfe auf die Brust und innerlich Salmiak und Brechweinstein in einem Althäadecoct. Von Zeit zu Zeit hat er einen klopfenden Schmerz auf der linken Seite des Kopfes. Von Hämorrhoiden ist keine Spur vorhanden.

Seine Geschichte, wie er sie jetzt erzählte, ist kurz folgende:

Er heißt W. W., ist unweit Amsterdam geboren, hat vier Schwestern und einen Bruder, die nebst seiner Mutter noch leben. Sein Vater starb am gelben Fieber in Westindien. In seiner Familie ist kein Fall von Selbstmord bekannt; eben so wenig sind in ihr erbliche Krankheiten. In seinem sechsten Lebensjahre erlitt er einen Fall auf den Kopf, das linke Auge litt dabei am meisten. (Die Regenbogenhaut dieses Auges ist dadurch vom oberen innern Theil des Ciliarbandes so getrennt, daß sich dadurch eine zweite Pupille gebildet hat, deren durch die Regenbogenhaut gebildeter Theil völlig reizbar ist. Gewöhnlich ist diese zweite

Pupille durch das obere Augenlied so bedeckt, daß man sie, wenn man letzteres nicht in die Höhe hebt, nicht sieht. Auch wenn beide Pupillen auf diesem Auge unbedeckt sind, sieht der Kranke doch nur einfach.) — Vor ein und zwanzig Jahren wurde er in Spanien durch eine Kartätschenkugel am linken Oberarm schwer verwundet, wovon die beträchtliche Narbe noch sichtbar ist. Bald nachher überstand er, ohne Folgen, die Masern. Vor zwölf Jahren litt er in Petersburg an einem großen Absceß in der linken Seite, welcher aufbrach. Vor zwei Jahren hatte er einen Tripper, der sehr bald geheilt wurde. Seit zwei Jahren war er dreimal in England; so oft er dahin kam, empfand er bei trübem Wetter drückende Schmerzen im Vorderkopf; auf dem Continent will er diese Schmerzen nie empfunden haben und sie sollen auch jedesmal verschwunden seyn, wenn er wieder das feste Land betrat. Im August dieses Jahrs nahm ihn eine englische Familie als Courier von London aus mit auf eine Reise in die Schweiz und nach Italien. Vor dieser Abreise aus England hatte er wieder seine gewöhnlichen drückenden starken Kopfschmerzen, die er auf dem Continent von selbst wieder zu verlieren hoffte; sie blieben aber diesmal, wenn auch minder heftig. Seine Worte waren: es sey ihm schon seit der Abreise aus England so enge und angst gewesen, daß er fest geglaubt habe, es stehe ihm eine schwere Krankheit, vielleicht ein Schlagfluß, bevor. Er reiste bis Köln ohne alle weitere Zufälle. Dort war er mit seiner Herrschaft eine Nacht. Mittags fuhr er mit ihr aus Köln; was von da an mit und um ihm vorgegangen, wußte er nicht anzugeben.

Er ist ein Mann von untersetzter Statur, hat schwarze Haare, einen schwarzen, starken Bart, braune Augen, ist sehr lebhaft, dienstfertig, spricht mehrere lebende Sprachen und weiß sich gut zu benehmen.

Auch jetzt, nachdem sein Bewußtseyn zurückgekehrt war, klagte er noch oft über klopfende Kopfschmerzen in der linken vordern Seite des Kopfes. Er ward nun auf die oben angegebene Weise fortbehandelt bis zum sechsten September, wo er völlig genesen entlassen werden konnte. Es wurde dafür gesorgt, daß er sogleich von Bonn abreisete, und er also vorher mit Niemand von dem, was ihn betroffen, sprechen konnte. Er reisete ab in dem Glauben, er sey hier von einem Schlagfluß gerettet worden.

Der hier erzählte Fall liefert ein neues Beispiel für die Behauptung, daß der Selbstmord oft seinen Ursprung im Wahnsinne habe. Denn alles spricht dafür, daß der Mann, den dieser Fall betrifft, schon vor dem ersten Selbstmordversuch irre gewesen sey. Unstreitig würde Platner die Art dieses Irreseyns amentia occulta genannt haben.

Zweitens zeigt dieser Fall, daß jene von Platner so benannte amentia occulta, wenn sie in einem Selbstmordversuch zur vollen Aeußerung kommt, noch nach dem mißlungenen Versuch eine Zeitlang dauern könne, also die Vollführung der Gewaltthat in dieser Art des Wahnsinns nicht immer, wie man wohl behauptet hat, das Irreseyn zu beendigen braucht.

Drittens sehen wir auch in diesem Fall den Wahnsinn mit Körper-Krankheit verbunden, wenn auch das ursachliche Verhältniß beider hier zweifelhaft blieb.

A. Desmoulins über die Menschenracen im nordöstlichen Europa, im nördlichen und östlichen Asien und im südlichen Afrika;

im Auszug
von
Herrn Dr. v. Heinsberg in Bonn.

Der Hauptzweck dieser Schrift *) ist, zu beweisen, daß die verschiedenen Racen der Menschen von verschiedenen Arten, nicht aber etwa von einem einzelnen Stamme abgeleitet werden müßen; daß es also überhaupt mehrere Arten (species) von Menschen gebe, und daß diese nie durch äußere Einflüsse, wohl aber durch Vermischung mit andern Arten geändert werden können.

Diesen Satz sucht der Verfasser zu beweisen durch die Betrachtung einzelner Racen und ihrer großen und beständigen Verschiedenheiten sowohl, als durch die Geschichte der Völkerzüge, aus denen sich, nach ihm, diese Verschiedenheiten nicht erklären lassen, und durch welche man den Einfluß eines fremden Klimas, veränderter Nahrung und der Vermischung mit andern Völkern würdigen lernt.

Beschreibung der mongolischen Menschen-Art.

Vom westlichen Meeresufer Europa's und den Inseln folgen sich, gegen Osten hin, diese Völkerstämme:

1) Die Celten. 2) die Germanen. 3) Jenseits der Germanen, die Slaven. 4) Im Norden und

*) Der Titel des Originals ist: Histoire naturelle des races humaines du Nord-Est, de l'Asie boréale et orientale et de l'Afrique australe, par A. Desmoulins; à Paris 1826.

Nordösten der slavischen Race, getrennt von den übrigen europäischen Völkern, die finnische, welche im Osten und Nord-Westen an Völker der mongolischen Art stößt. 5) Im Südwesten der Slaven, die kaukasische Raçe. 6) Im Süd-Osten von der kaukasischen Race, der sarmato-medische Stamm der indo-germanischen Race, der sich das kaspische Meer entlang bis zu den Gebirgen von Kandahar erstreckt, und durch seine Kolonien bis jenseits des Ganges verbreitet ist. 7) Oestlich von der slavischen, finnischen, kaukasischen und sarmato-medischen, die türkische Race, die im Osten an die mongolische Art gränzt.

Zu der mongolischen Art gehören, mit Ausnahme der Ainos, alle Völker, die in Asien östlich von dem Gebirge Belur und dem Ganges, und in Amerika an der nordöstlichen Küste von 50° N. Br. bis zum Kotzebue's-Sunde, und von da bis Grönland und Labrador wohnen.

Bei diesen Völkern ist der Kopf sphärisch, etwas rautenförmig zusammengedrückt, das Gesicht breit wie eine Scheibe und fast rund, wegen des breiten Kinn's und des seitlichen Vorstehens der Wangen; die Schläfen biegen sich auf der Höhe der Augen einwärts, und verändern dadurch den Umriß des Gesichts.

Von oben herab gesehn erscheint der Schädel viereckig abgeplattet, wie eine von vier Seiten zusammengedrückte Halbkugel. Von der Seite her gesehn, nimmt das Gesicht von vorn nach hinten weniger Raum ein, als bei irgend einer Race; die Bogen der Augenbraunen stehen fast gar nicht vor; der Nasenrand des Kieferbeines steigt fast gerade herauf zu der Stirne, ohne an dem untern Ende der Nasenbeine vorzuspringen, wodurch der Zwischenraum zwischen diesem Rande und dem Temporalrand des Wangenbeins etwa um ein Drittel geringer ist, als beim Europäer, und die eminentia malaris nur sehr wenig hinter dem obern Alveo-

larrand zurückliegt. Da ferner der processus zygomaticus des Wangenbeins länger nach hinten gedehnt ist, so nimmt das ganze Wangenbein im mongolischen Gesichte wenigstens einen um ein Viertel größern Raum ein. Die Symphysis des Unterkiefers ist schief von hinten und oben nach vorn und unten gerichtet; wodurch das Kinn hervortritt. Von vorn gesehen, stellt der Schädel gleichsam eine Raute dar, deren größte Breite unter die Augen fällt; die Schläfen gehn von dem process. zygomat. des Wangenbeins einwärts, welches so breit nach aussen hervorsteht, daß es zur Hälfte von vorne gesehen werden kann. Die Symphysis des Unterkiefers ist sehr breit.

Am Lebenden ist die Nase platt, doch höchstens zwei Drittel so breit, wie beim Buschmann; die dicken Lippen stehn nicht hervor, wie beim Neger, und liegen gleichsam in einer Vertiefung, die sich von der Nase zum Kinn erstreckt. Der Kopf ist verhältnißmäßig zu groß; die Haare sind straff schwarz, und unter allen Menschen hier am längsten; der Bart besteht aus wenigen, einzelnen, aber langen Büscheln auf der Ober- und Unter-Lippe; die Schneidezähne stehen immer vertikal; die Nase ist klein, die Nasenlöcher sind rund und wegen der nach vorn verdickten Scheidewand nicht ganz parallel; die Ohren groß und abstehend; die Hände und Füße verhältnißmäßig klein; die Haut ist von fettigem Ansehn, gelblich, und die Kälte bräunt sie mehr als die Hitze.

Die mongolische Art zerfällt in drei Racen: die indosinische, die mongolische und die hyperboräische.

I. Die Indo-sinische Race hat drei Typen:

1) Die Birmanen und Siamesen, die größten der Art, 5 Fuß, 2 bis 5 Zoll groß; der Kopf mehr in senkrechter Richtung gedehnt; die Stirne endet beinahe so spitz,

wie das Kinn; die Nase ist gerade, oben ziemlich schmal, stumpf und rund an der Spitze; die Augen mandelförmig, lebhaft; die Iris schwarz, die Conjunctiva gelb; das Vorstehen der Wange läßt sie hohl und den Mund groß erscheinen; die Lippen sind groß und blaß; die Brüste der Frauen hängen schon im siebzehnten bis achtzehnten Jahr, auch wenn diese nicht gesäugt haben, bis auf den Nabel herab. Die Siamesen sind geneigt fett zu werden. Bei den Birmannen steht die Beugung des Ellenbogens nach aussen, weil sie sich von Kindheit an üben, die Arme zu verdrehen.

2) Die Völker von Laos, von Tsiampa und besonders die von Cochinchina und Tunkin sind weniger dunkel von Farbe als die Siamesen, Peguaner und Birmannen. Die Tunkinesen sind olivenfarb, etwas ins Bräunliche spielend. Wer unter ihnen sich vor der offenen Luft hütet, bleibt weiß, doch nicht ohne ein fettiges Ansehen. Sie haben eine weniger stumpfe Nase; ihr Haar ist fast so stark wie Pferdehaar. Einige unter ihnen sind rothhaarig, andre blond, Farben, die sonst bei keinem mongolischen Stamme vorkommen und auch bei diesem für häßlich gehalten werden. Wahrscheinlich ist diese Unbeständigkeit Folge der Vermischung mit den U-sunen, dem südlichsten Volk der türkischen Race. Die Kopfhaare fangen schon einen Zoll über den Brauen an. Es giebt unter ihnen Albinos.

3) Die Chinesen, Koreaner und Japanesen haben einen größern Kopf; dabei am äußern Winkel der kleinen Augen starke Hautrunzeln; die Augenlieder dick, fast ohne Wimpern; die Brauen sehr fein, schwarz und hochgewölbt; die Nasenwurzel tief eingedrückt, die Nase rund, eingedrückt, mit weiten Flügeln, aber nicht flach, wie die Kalmucken; der Bart noch schwächer, als bei den Siamesen; der übrige Körper glatt; wenig Kopfhaar, das höher über den Augen anfängt; sie scheeren es bis auf einen Büschel auf dem

Scheitel ab; die Taille fein; der Fuß klein von Natur, nicht durch die Schuhe.

Sie sind sehr fruchtbar, woher die große Volksmenge, leben meistens von Fischen, sind im Trunk mäßig, aber desto gefräßiger. Ihre Wohnungen liegen am Meer oder in der Nähe der Flüsse; einige Städte sind auf Flößen erbaut, am Ausfluß der Ströme oder in Häfen; nach Umständen ziehn die Bewohner diese Flöße aufs Land, oder verändern deren Lage. Sie übertreffen durch feste Gesundheit die Landbewohner.

Der moralische Charakter der mongolischen Art zeichnet sich aus durch Genauigkeit in Allem, Unwandelbarkeit des Bestehenden, und eigenthümliche, mit einsylbigen Wörtern überladene Sprachen. Daher ihre Ordnungsliebe, ihre Reinlichkeit, ihre Pünktlichkeit im Anstand, ihre Decenz, ihre Ceremonien und Rituale; daher die Eintracht der Familien, die gegenseitige Liebe der Aeltern und Kinder, die so groß ist, daß die Gesetze die Aussetzung der Neugebornen erlauben durften. Ihr Patriotismus schließt jeden Fremden von den Rechten der Menschheit aus. Aus derselben Quelle kommt ihre sklavische Unterwürfigkeit, ihre kriechende Höflichkeit, die Hingebung, die ihren Muth ausmacht; auch ertragen sie überall die völligste Despotie. Die Religion des Budha, zu der sich diese Völker sämmtlich bekennen, ist nur eine Ceremonie, und scheint aus ihrer Art, nicht aus der indischen, hervorgegangen zu seyn; denn die ganze Art hat sie angenommen und ist ihr fast dreitausend Jahr lang ohne Spaltung treu geblieben, während aller Invasionen und Eroberungen, da hingegen die Indier gleichgültig gegen diese Religion sind: auch passen »die Goldfarbe, die kupferrothen Nägel, und die Rosenlippen« des Budha eher für einen Mongolen als für einen Indier. Nach den Sagen der Birmanen und Siamesen ist diese Lehre von Laos ausgegangen,

von wo auch die älteste indo-sinische Litteratur kam, und viele Denkmäler in diesem Lande geben für die Sagen Zeugniß.

Die Sprachen dieser Völker haben, außer einer großen Menge einsylbiger Wörter, viele Inversionen; die Stellung und die Betonung der Wörter bestimmt großentheils ihre Bedeutung. Auf der Gränze zweier Völker sind die Sprachen oft am verschiedensten. Im Neu-Chinesischen fehlt das B, D R und Z; es hat zweihundert und vierzehn ursprüngliche (radikale) und vierzigtausend abgeleitete Charaktere statt des Alphabets. Nur die Japanesen haben mehrsylbige, wohlklingende Wörter. Die Sprachen sind noch genau so, wie sie vor undenklichen Zeiten waren.

Ihre Bilder, besonders die der Götter, zeigen möglichst breite Gesichter und Ohren, möglichst schiefe Augen und breitgedrückte Nasen *).

Die Gleichförmigkeit der Sprachen hängt von der Gleichförmigkeit des Sprachorgans im Gehirn ab. Eben so sind der Charakter, die Stätigkeit der Sitten und die Ideale der Künstler in der Organisation der verschiedenen Völker begründet.

II. Die mongolische Race.

Der Körper zwei bis drei Zoll kleiner als bei I; die Brust breit; die Schultern vorstehend; die Glieder stark und gedrungen; die Beine kurz und auswärts gebogen; der Kopf noch weit größer, als bei den Indo-Sinesen, und zwischen den Schultern steckend; das Gesicht breiter, platter; die Augen weit kleiner, mit kürzerer, grader Spalte; die Haut dunkler gelbbraun; die stärker gewölbten Wangen in die Queere gerunzelt; die Schläfe noch mehr eingedrückt; schwar-

*) So wendeten die Mexikaner bei ihren Göttern auch nur ihre Nationalzüge an, und bewiesen dadurch genugsam, daß diese Götter (die Tolteken, Azteken und Muykas) keine mongolischen Eroberer waren.

zes, straffes, längeres und dichteres Kopfhaar, indeß der Bart noch glatter ist, als bei den Chinesen; die Iris braun; sie werden alt, und verlieren weder Haare noch Zähne; mager sind sie, aber muskulös, da die benachbarten Türken bei ähnlicher Lebensweise gern fett werden.

Seit undenklichen Zeiten haben die Mongolen das Pferd, so wie das Kameel und einige andere Wiederkäuer gezähmt, und leben als Hirten zwischen dem stillen Ocean und den Gebirgen von Belur, zwischen dem Himmelaya und Altaï und Stanovoï, wo bald die eine, bald die andere Horde die Herrschaft an sich reißt. Ueber diesen Landstrich hinaus machten sie nur Ausfälle, oder die erobernde Armee verschmolz bald mit den Ueberwundenen. So eroberten sie einmal und die Man-Tschu zweimal China, die Mongolen des Timur Hindostan u. s. w.

Die Race der Mongolen zerfällt in zwei Urstämme, die Tungusen im Osten und die eigentlichen Mongolen im Westen.

1) Die Tungusen. Die Man-Tschu und die Tungusen gehören zu demselben Stamme, der westlich von den Bergen Siolka begränzt, auf dem linken Ufer der Lena bis zum Eismeer mit den Jakuten durch einander lebt; längs dem Amur geht er bis zum Zusammenfluß mit dem Ussuri, jenseits dessen die Aïnos des festen Landes ihn vom Meere scheiden; erst mehr im Norden, gegen die Uda hin, erstreckt er sich bis zur Küste, und hat sie vom Meer von Ochotsk bis zum Busen von Penjina inne, durch die Jokuten und Jukagiren vom Eismeer getrennt.

Die östlichsten Man-Tschu wohnen auf dem schmalen Küstenstriche zwischen dem Meer und den hohen Gebirgen, von Korea bis zum Grunde des Busens von Ochotsk: sie treiben Jagd und Fischerei, und leben fast nur von frischen, gesalzenen oder gebratenen Fischen; Pferde haben sie nicht; der Racen-Typus blieb aber bei ihnen derselbe, wie bei den

Kalmucken, die nicht von Fischen leben, und ihre Beine sind eben so gekrümmt, wie bei diesem Volk, welches so zu sagen auf dem Pferde lebt.

Die Koriaken, die Kamschadalen, die Tschutkis in Asien und Amerika, Rennthier-Hirten, die zum Theil von Milch, zum Theil von Fleisch, zum Theil auch blos von Fischen leben, gehören zu diesem Stamm; weder die verschiedene Nahrung, noch die Kälte der Polarländer hat ihren Typus verwischt, und sie etwa so dickköpfig, klein und nervös, wie die Lappen und Samojeden, gemacht.

Gegen den 50° N. Br. hört die mongolische Race in Amerika auf, und es folgen die Kalifornier, mit niedriger, platter Stirne, kleiner, wenig vorstehender Nase, breitgedehnten Nasenlöchern, großen, stieren, wagrecht geschlitzten Augen, ein so ungelehriges Volk, daß sie weder Kleider noch Zelte noch Heerden haben, da hingegen die Bewohner der Aleutischen Inseln, vor der Eroberung durch die Russen, Handel trieben, zu gerben, zu zimmern verstanden, und ihre Geschirre und Werkzeuge mit Zeichnungen und erhabner Arbeit zierten, und die Tschutkis noch heut zu Tage in Amerika mehr als vierhundert Stunden weit nach Asien hinüber, bis zum Ausflusse des Kolyma handeln. Durch diese Stämme wird die Folge der Völker hyperboräischer Race in einer Länge von sechshundert Stunden in Asien wie in Amerika unterbrochen.

2) Die eigentlichen Mongolen. Sie umfassen die Kalmucken und Eleuthen, und das eigentliche Volk der Mongolen. Eine Linie, von Koko-Noor nach Norden gezogen, trennt die Eleuthen, die westlich von ihr nach dem Gebirge Belur hin wohnen, von den Mongolen, die östlich von der Linie, um den Altaï, in der Wiege der mongolischen Völker, ihren Sitz haben.

1. Die verschiedenen Stämme der Mongolen sind:

a) Die Scharra-Mongolen, im Norden der großen Mauer, zwischen der Wüste Kobi und den Man-Tschu. b) Die Khalka, welche den Raum zwischen den Bergen Tangut und Altaï inne haben bis zum Noe und Amur, im Norden von Kobi; ein Theil, der um den Baïkal-See wohnt, ist den Russen unterworfen. c) Die Mongolen des nördlichen Tibet und des Tangut, die sich bis zum chinesischen Turkestan und zum Flusse Khotan erstrecken.

Die Masse des mongolichen Volks verließ unter Gengis-Kan ihr Vaterland nicht, und die Residenz blieb zu Kara-Korum im Gebiethe der Khalka, Gengis-Kan's Vaterlande.

2. Der Stamm der Kalmucken und Eleuthen besteht aus diesen einzelnen Stämmen:

a) Den Koskoten, die noch im Lande Kokonor wohnen; b) den Dsüngaren, welche die eigentliche Songarey bewohnen; zu ihnen gehören die Derbeten; c) die Buriaten; d) die eigentlichen Kalmucken, oder Torgauten.

Diese Stämme, durch die verbündeten Mongolen des Gengis verdrängt, trieben die Türken aus der Songarey und dem chinesischen Türkestan; wobei sich die Torgauten bis an den Don verbreiteten. Nach Sagen haben die Eleuten lange vor Gengis einen Zug nach Westen unternommen.

Die östlichsten Türken, die Nogais und Kumucken haben sich seit der ersten Unterjochung durch die Mongolen, unter Hiung-Nu, so mit denselben vermischt, daß sie nur durch ihre Sprache, einen Rest von Disposition zum Fettwerden, und einige Spuren eines lichten Barts auf der Wange, ihre türkische Abkunft verrathen. Dieses Volk ist so an's Fasten gewöhnt, daß ein Mann auf seinen Streifzügen von dreißig Pfund Kümmel-Mehl einen Monat lebt; auch kann er für zwei, drei, fünf Tage auf einmal essen. (La Motraye.) Eine weniger alte und innige Mi-

schung der türkischen und mongolischen Race, wobei diese die Oberhand behält, zeigen die Kirgiesen. Sie haben noch die Größe, die Wohlbeleibtheit und den starken Bart ihrer Race; aber die Haare und Augen sind meistens schwarz, obwohl im zwölften Jahrhundert (nach Ma-tuan-lin) ihre Haare roth und ihre Augen grünlich waren. Am andern Ende der mongolischen Race zeigen die Yakuten dasselbe Phänomen, türkische Horden, die durch Gengis Siege im zwölften Jahrhundert in Masse verdrängt wurden. Sie kamen, ihren Sagen zufolge aus bessern Ländern verjagt, zuerst vom Westen des Baïkal, wohnten eine Zeitlang zwischen Irkutsk und der Lena, in den Buratski-Steppen, zogen, dort von den Buriaten gestört, vor dreihundert Jahren weiter und hielten erst am Einfluß des Olekma, weil weiterhin sie auf die Tungusen gestoßen wären. Ganz umgeben von mongolischen Stämmen behielten sie von den türkischen Charakteren nur einen, die Größe der Statur, und auch diese nur südlich vom Gebirge Wiskhogonski, wo die Yakuten fünf Fuß zehn Zoll bis sechs Fuß vier Zoll groß, wohlgebaut, stark und thätig sind; im Norden des Gebirgs aber ist dasselbe Volk sehr klein, träge und schwach, ein Unterschied, der sich vielleicht eben so sehr von ihrer Stellung an der Gränze der Samojeden, als von der verschiednen Nahrungsweise ableiten läßt. Demnach bleibt die Größe der Statur zuletzt von allen türkischen Charakteren; die Farbe des Haars und der Augen, so wie die Form des Gesichts sind weit weniger beständig; eben so bestimmt die mongolische Race bei ihrer Vermischung mit der slavischen (wenn z. B. die Russen von Nertschinsk Buriatinnen heirathen) sogleich die Züge und die Farbe des Haar's.

Die Buriaten, wohl der nördlichste, uncivilisirteste Stamm der mongolischen Race, retteten sich vor Gengis in die Berge nördlich vom Baïkal, und nach Westen hin in

den Kreis von Krasnoiarsk, wodurch sie zum Theil sogar dem Budhismus entgingen und daher leichter zur christlichen Religion zu bekehren waren. Sie haben am wenigsten Bart unter den Mongolen, wiegen sehr wenig, sind schwach, furchtsam, einfältig, schmutzig; ihre Sprache, voll Gutturalkonsonanten, ist die rauheste. Die Kalmucken sind die bärtigsten und stärksten unter allen.

Die eigentlichen Mongolen halten das Mittel, und sind, wegen der Nähe von China, dem sie seit der Zerstörung des Reichs von Hiung-Nü unterworfen sind, die civilisirtesten dieser Völker.

Die Man-Tschu, die schwächsten der Art, vier Fuß zehn Zoll groß, schmächtig, mit schwacher, hoher Stimme, kleinen, wagrecht geschlitzten Augen, breitem Mund, eingedrückter Nase, kurzem, fast haarlosem Kinn, bis unter die Lenden herabhängendem Kopfhaar und olivenfarbener, mit Oel und Rauch gefirnißter Haut, leben von Fischen, und spannen Hunde an Schlitten, die den kamschadalischen ähnlich sehn.

III. Die hyperboräische Race.

Höchstens fünf Fuß hoch, zuweilen unter vier Fuß sieben Zoll; der Kopf, unmäßig groß, steckt zwischen den Schultern; der Leib gedrungen, aber mager; die Beine kurz, doch weniger gekrümmt, als bei den Mongolen; die Füße noch kleiner, doch gut gebaut; das Gesicht in senkrechter Richtung verkürzt, aber breit, wegen der Ausdehnung der Wangen; der Mund unmäßig groß; die Wangen hängend; das Kinn lang und spitz, die Lippen breit und aufgeworfen; die Nasenlöcher breit und offenstehend, doch plattgedrückt; die Kopfhaare steif, schwarz, mittelmäßig lang; die Iris schwarz; die Haut mehr oder weniger röthlichbraun; die Brüste der Weiber birnförmig, gleichsam gestielt, und durch's Säugen so lang werdend, daß man sie über die Schul-

tern werfen kann; die Warze lang, runzlich und schwarz; der Körper völlig haarlos, da hingegen die zwischen ihnen wohnenden finnischen Völker sehr behaart sind; vorzüglich das Hinterhaupt groß; die Knochen der Hirnschaale ausgezeichnet leicht; die Nasenbeine lang und schmal.

Diese Völker sind leicht und stark, von unabhängigem, lebhaftem Geiste, von nervösem Temperament; Jäger, Fischer oder Nomaden nach der Natur der Landstriche, haben sie zum Ziehen, wie zum Jagen und Fischen den Hund abgerichtet. Ranziges Fett und faule Fische lieben sie besonders. Nach ihren Jagden auf dem Eise drängen sie das Blut durch heiße Bäder wieder nach der Haut; diese gewaltsame Revulsion, die weniger nährenden als reizenden, fast ätzenden Nahrungsmittel, der Misbrauch berauschender Getränke und des Schnupftabacks, zu dem sie Kalk hinzumischen, überreizt sie so sehr, daß ein gewöhnlicher Tanz ihnen Zuckungen im Gesichte zuzieht. Ihre Stimme ist fein und hoch. Schmutzig sind sie über allen Begriff. Sie leben in Polygamie und hängen sehr an ihrem Vaterlande. Von Gott haben sie keine Idee, auch nicht von Unsterblichkeit, wiewohl in früherer Zeit ein einzelner Weise unter ihnen gelehrt hat, die Seelen der Abgeschiedenen wanderten in den Mond. Doch haben sie Götzenbilder, die sie nicht nur bitten, sondern auch peitschen oder belohnen; dabei glauben sie, ihnen selbst wohne die Kraft bei, Stürme und Krankheiten durch Beschwörungen zu verhindern oder zu erregen, die Zukunft vorauszusagen u. s. w. Dieser Aberglaube ist ein Hauptzug ihres Karakters.

Zu dieser Race gehören die Lappländer, die, nach ihrer Sprache zu urtheilen *), mit Finnen vermischt sind;

*) Aehnlichkeit der Sprache allein beweist nämlich im allgemeinen nur für politische, nicht immer für physische Verwandtschaft.

die Samojeden, deren gröster Theil von den Rennthieren Kleidung und Nahrung bekommt; die Yutagiren, welche an die mongolischen Völker, die Tüngusen, Kamschadalen, Tschutkis u. s. w. stoßen. Ins Innere von Sibirien erstrecken sich die Kamachen, Koibalen, Abatoren, Karabussen und endlich die Soioten, das südlichste dieser Völker, welches auf chinesischem Gebiete gegen den See Kossogol hin wohnt, nur einen kleinen Theil im Gouvernement von Irkutsk ausgenommen.

Sie sind nebst den Eskimos von Grönland die größten der Race. So sehr entartet sind sie, daß sie bei der Hungersnoth ihre Kinder, Weiber und Aeltern freßen; Ackerbau treiben sie nicht; die allerwenigsten Horden haben Heerden, sondern leben von der Jagd, von wilden Wurzeln und Früchten.

Jenseits der Tschutkis in Amerika findet sich die hyperboräische Race wieder: gegen den Ausfluß des Mackenzie an der nördlichen Küste, wo sie sich zweifelsohne bis zu den Eskimos am Ausfluß des Kupfer-Flusses und von da bis Grönland und Hudsonsbay erstreckt. Alle diese Völker nennt man Eskimo's.

Kapitän Roß fand an der Baffingsbay ein solches Volk, das weder Kähne hatte, noch etwas davon ahnte, daß außer seinem Wohnsitz etwas anders auf der Welt sey, als Eis. Die Schiffe, glaubte es, kämen aus dem Mond oder der Sonne. Keine Tradition von Einwanderung aus andern Ländern. Es scheint ein Urstamm der Eskimo's zu seyn; wenigstens ist es gewiß nicht eingewandert, denn wie sollte sich das Andenken der Vorfahren und die unschätzbare Kunst, Kähne zu bauen und zu führen, bei ihm verloren haben, zumal da andre Eskimo's Kähne kennen und zum Theil aus Knochen verfertigen!

Die Eskimo's in Amerika haben kein Holz zur Feurung;

und wenn sie zu den hier und da angelegten Wintermagazinen reisen müssen, übernachten sie oft auf dem bloßen Eis der zugefrorenen Seen, unter einem einfachen Zelte. Ihre Nahrung besteht aus trocknen und aus faulen Fischen; von Gewächsen gibts nur eine kleine Haide, Moos und Flechten in ihrem Land. Kann man sich an eine solche Lebensweise gewöhnen, und warum sterben diese Eskimo's in unsern Ländern so bald?

Beschreibung der kurilischen Menschen-Art.

Die Kurilen oder Ainos, gut gebildet, von ziemlich angenehmen Zügen, mit platter niedrer Stirn, die sich viereckig, nicht rautenförmig erhebt, mit vorstehenden Brauen, gerader Nase, die mäßig schmal, gerade von der Stirn herabsteigend, wie in der semitischen Race, aber kürzer und dicker ist; mit großem Kopf, der in den starken untersetzten Schultern steckt, starken Gliedern und Füßen, dunkelbrauner, fast schwarzer Haut, von der Farbe, wie lebendige Krebse obschon die Kinder weiß geboren werden; mit struppigem, schwarzem, nicht übermäßig langem Kopfhaar; mit so dichtem Bart und so dichten Brauen, daß dieselben das ganze Gesicht bedecken; mit fast ganz behaartem Körper; fünf Fuß zwei bis vier Zoll groß; hängenden Brüsten bei den Weibern, die schwer gebären sollen. Sie tatowieren sich die Hände.

Der Hauptzug des Karakters ist Güte, Decenz, ohne Ceremonien; nichts von der Betrügerei und Habsucht der Mongolen und der Insulaner des stillen Oceans; sie sind friedlich, verständig; auf ihre Weiber gegen Fremde wachsam; reinlich; wissen für ihre Schiffe Segel zu weben, haben aber weder Ackerbau, noch Viehzucht; gehen nackten Fußes auf dem Schnee.

Die ältesten Chroniken von China (deren erste 2300 J.

v. Chr. geschrieben seyn soll) erwähnen dieses »haarigen Volkes« schon; es ist also gewiß nicht später eingewandert.

Sie bewohnen die Inseln zwischen Japan und Kamschatka; so wie auf dem Kontinente die südlichste Spitze dieser Halbinsel und einen kleinen Küstenstrich um den Ausfluß des Amur. Die Japanesen, die Man-Tschu und die Russen bedrängen sie seit langer Zeit.

Beschreibung der austro-afrikanischen Menschenart.

In Afrika, südlich vom Wendekreis des Steinbocks, wohnt eine Menschenart, die sich durch schiefe Augen, rauchbraune Haut, kleine Hände und Füße, kurzes, wolliges, in einzelnen Büscheln stehendes und wenig dichtes Haupthaar auszeichnet.

I. Die hottentottische Race.

Der Kopf des Hottentotten ist sehr in die Länge gezogen, die Schläfen treten nicht gegen einander, sondern sind grad und senkrecht, die Stirne gut gewölbt und vertikal; das Schädelgewölbe verläuft wagrecht von der Stirne zum Scheitel und ragt nicht kuppelförmig hervor, wie bei dem Mongolen; das Hinterhaupt verläuft in horizontaler Richtung rückwärts, und ragt um den vierten bis dritten Theil der großen Axe des Kopfs hinter dem Hinterhauptsloche hervor, wodurch dieser mehr im Gleichgewicht steht, als bei irgend einer andern Race, und die Muskeln des Hinterkopfs vortheilhafter wirken können. Der Umriß des Gesichts ist über dem Gehörgange viereckig und bildet unter ihm eine sehr lange Ellipse, so daß das Gesicht fast dreieckig erscheint. Die Ohren stehen weit ab; die Augen zeichnen sich durch die Runde des innern Augenwinkels und eine längere Spalte aus; der Zwischenraum der Augen ist um $1/4$ breiter, als

bei den Mongolen, die Nase an der Wurzel ganz platt, und noch einmal so breit, als bei jenen, die Nasenlöcher entsprechen der ganzen Breite des Mundes, das Kinn steht fast gar nicht vor, und das ganze Profil ist concav. Das kleine Gehirn und die hintern Lappen des großen sind sehr entwickelt, da hingegen die vollkommensten Affen grade die hintern Lappen klein haben; zugleich sind die vorderen Lappen fast eben so entwickelt wie bei den Europäern; nur die Gehirntheile unter dem Wirbel sind niedergedrückt und beengt. Die Nasenbeine sind bei ihnen völlig getrennt, die Schneidezähne vertikal, die obern fast von gleicher Größe, da hingegen bei den Buschmännern die mittleren doppelt so breit sind, als die äussern, Hände und Füße größer als bei den Europäern. Sie sind fünf Fuß und vier bis sieben Zoll hoch, stark, wohlgebaut, werden aber schon vom dreißigsten Jahr an alt. Die Iris kastanien, die Konturen des Körpers verwischt.

In der Jugend sind die Mädchen schön, bald aber wird ihre Brust, mit großem vorstehendem Hof und langer Warze, so wie der Bauch, hängend, und die Schenkel entwickeln sich übermäßig.

Der Hottentotte ist gutmüthig, ruhig, ehrlich und anhänglich; aber furchtsam und besonders gefräßig.

Es waren wirkliche Nomaden; die Buschmänner erstreckten sich, wie es scheint, nicht über den Orange-Fluß. Die Race scheint jetzt auszugehn. Mit den Weißen zeugen sie sechs Fuß große, wohlgebaute Mestizen, eine neue constante Race.

II. Die Race der Husuanas oder Buschmänner.

Die Stirne nicht so viereckig, wie bei den Hottentotten; die Schläfen biegen sich etwas einwärts; die Stirne gewölbt; die Augenliedspalte enger, wie bei jenen, und nur durch

die Rundung des innern Winkels von der der Mongolen verschieden; die platte Nase, die weiten Nasenlöcher, die abstehenden Ohren haben sie mit den Hottentotten gemein; der Mund ist eben so breit, aber die Winkel sind aufwärts gezogen, weil der Abstand des Ohrs vom Kinn sehr gering ist; das Profil nicht so concav; der Mund steht weit hervor, wegen der Schiefheit der obern Schneidezähne, und der großen, aufgeworfenen Lippen; die beiden Nasenbeine sind, wie beim Makako und Schimpansee, zu einer dreieckigen Schuppe verschmolzen, die weit schmaler ist, als ein einzelnes Nasenbein des Europäers; die rauhe Linie fehlt dem Schenkelbein, es ist auf seiner hintern Fläche gerundet; die fossa olecrani durchbrochen; der untre hintre Winkel des Schulterblatts ist spitzer und der Spinalrand länger als bei andern Racen; der Fuß ist bei keinen andern Menschen so klein, wegen Kürze der Zehen und des Metatarsus; der Tarsus ist verhältnißmäßig länger, wodurch das schnelle Laufen erleichtert wird; Hände und Arme sind gleichfalls sehr kurz und wohlgebaut, da hingegen die vollkommnern Affen sehr lange Hände haben; die fossa olecrani ist unter den Affen allein bei dem Pongo durchbrochen; die Dicke der Nasen-Scheidewand, wodurch die Nasenlöcher nach aussen stehn, haben die Buschmänner mit den Affen, aber auch mit den Mongolen gemein; der queere Durchmesser der Nasenlöcher ist der längere. Diese Völker sind vier Fuß sechs Zoll engl. groß; der Bauch steht vor; die Hinterbacken sehr fett, dabei ragen sie sechs Zoll hervor, so daß die Mütter ihre Kinder darauf tragen; die äußern Schaamlippen sehr klein; die Nymphen bis fünf und sechs Zoll lang, wie Hahnenkämme anzusehn, innen glatt; die Brüste mit schwarzem Hof und kurzer Warze. Sie haben wenig Haar; keinen Bart; die Nase ist fast ganz verstrichen; die Nasenlöcher stehn nur fünf bis sechs Zoll vor; ein dicker Fettklumpen vertritt die Stelle

des knöchernen Kinn's, und steht weiter hervor, als der Mund; die Hautfarbe blasser, als beim Hottentotten.

Die Buschmänner sind lebhaft, munter, geistreich, thätig, schnell; sie leben von den Wurzeln der Iris und einiger Gräser, von Ameisenlarven und Heuschrecken; sie fangen Wild in bedeckten Gruben. Aecker bauen sie nicht. Ihr einziges Hausthier ist eine Art dicker Hunde. Fehlen jene Nahrungsmittel, so leben sie vom Raube, und greifen andre Horden mit vieler Klugheit an, wobei sie sich durch die Stellung ihrer Feuer Zeichen geben; sie sind die besten Bogenschützen; ihre Pfeile sind vergiftet; sie finden ferne Quellen, indem sie den aufsteigenden Dunst sehn; sie gehn, bis auf eine kleine Schürze nackt, durch den Sand ihrer Wüste und den Schnee ihrer Berge; ihre Hütten, fast wie die der Hottentotten gebaut, sind drei Fuß hoch und breit, halbkuglich, mit Gras bedeckt. Auf Reisen schlafen sie oft unter freiem Himmel, oder spannen nur eine Thierhaut gegen den Wind auf. In den Familieen und den Horden leben sie friedlich und sind gegen einander voll Wohlwollen. Ihre Miene zeigt Stolz und Geist. Sie verstehn die Hottentotten, und schnalzen mit der Zunge wie diese und einige kaukasische Völker.

Uebersicht der Racen von Asien und Europa im Westen der mongolischen Art, und ihrer Züge.

I. Die Celten mit schwarzem oder braunem, dichtem Haar und Bart, eben so gefärbter Iris, fahler Hautfarbe, fast ohne Roth auf den Wangen mit schwachvertiefter Nasenwurzel, mehr rundem als ovalem Gesicht, sehr behaartem, für den Wechsel der Witterung wenig empfindlichem Körper, bewohnten das Land westlich vom Rhein und den

Alpen bis zum Ocean und Mittelmeer, Brittannien, Gallien, Italien und einen Theil von Spanien. Ursprünglich waren sie Menschenfresser und opferten Menschen, waren abergläubisch, unbeständig, kriegerisch; Uebermaaß von Population zwang sie zum Auswandern. Zur Zeit des älteren Tarquins drangen sie in zwei Zügen über die italischen Alpen (unter Bellowesus) in das Thal des Po, wo sie sich mit den Etruskern und Tyrrhenern vermischten, so wie (unter Sigowesus) über den Rhein, wo sie Baiern, Oestreich und einen Theil vom westlichen Illyrien besetzten. Aus diesen Galliern an der Donau, die sich mit den Germanen vermischt hatten, bestanden die Völker des Brennus, von hoher Statur, mit langem, blondem Haar. Andere von diesen Völkern hatten schon Thessalien und Dorien eingenommen. Die Völker des Brennus zogen von Rom nach Illyrien, plünderten Delphi und setzten sich in Byzanz fest, bis Nikomedes sie nach Bythinien versetzte, wo Ce. Manlius noch bei ihnen die Züge der germanischen Race fand. Kolonieen der (semitischen) Phönizier, der (semitisch-atlantischen) Karthaginenser und der (pelasgischen) Römer drangen allmählig in Iberien, Gallien und Britannien ein. Germanische Stämme hatten sich im nördlichen Gallien festgesetzt, und durch Vermischung mit den Einwohnern die Belgier und Kambrier hervorgebracht. Die Celten wichen vor den Siegern zurück und hielten sich unvermischt auf den Punkten, wo sie nicht weiter fliehen, sich hingegen vermöge ihrer Stellung behaupten konnten, wie in der niederen Bretagne, in Anvergne, in Biscayen, im Land der Gallen, in Irland und einem Theile von Schottland. In den übrigen Ländern vermischten sie sich mit andern Völkern.

II. Die Germanen von höherer Statur, als die Celten, mit blondem oder flachsweißem Haar, wenig behaartem Körper, blauen Augen, ovalem Gesicht und edelem

Ansehn, wohnten nordöstlich vom Rhein, von den Alpen und der Donau, ferner, von Skandinavien herab, zu beiden Seiten des kaspischen Meers bis zum Indus, westlich vom Dnieper, von Ackerbau und Jagd, und von diesem Fluß bis zum Indus fast blos als Nomaden lebend.

Diese Race hat drei Stämme: 1) die Germanen und Gotho-Skandinavier, 2) die Slaven, 3) die Sarmato-Meder. Leztre, Nomaden von jeher, beherrschten funfzehn hundert Jahre vor Ninus in Asien, bis zu dem Mittel-Meer und dem Isthmus von Suez, die semitische und arabische Race, durch Ninus zurückgedrängt, zogen sie das kaspische Meer entlang in die Steppen zwischen diesem, der Wolga und dem Dnieper; es sind die Scythen des Alterthums. Die Germanen waren nie Nomaden, sondern bauten, das eine Jahr hier, das andre dort den Boden; ihr Land, mit Wald bedeckt, veranlaßte häufig Gränzstreitigkeiten, und nährte den kriegerischen Geist des Volkes; dazu kam ihre Fruchtbarkeit, und so entstanden bei ihnen viele Züge. Der erste, der weiter als Gallien ging, kam von Nord-Westen zwischen der Weser und Elbe her, den Rhein herauf bis zu dessen Krümmung bei Basel, wo er sich dann trennte: die Cimbern zogen durch Tyrol, die Teutonen durch Piemont auf Italien los; leztere vernichtete schon Marius in dem südlichen Frankreich. Ein Jahrhundert später drangen sie wieder mit den Helvetiern auf Gallien ein, einerseits über den Rhein, andererseits die Rhone entlang und wurden von J. Caesar zurückgetrieben. Nun nie wieder jenseits der Weser zurückgedrängt, und kaum von den Legionen des röm. Reiches im Zaum gehalten, zwangen sie den Hadrian bald die Eroberungen Trajans an der unteren Donau zu räumen.

Während den Bewegungen, die durch die römischen Eroberungen in Böhmen und im Süden der Elbe entstanden, kamen die Gothen, mit weislichem Haar aus Skandinavien

und verbreiteten sich längs dem baltischen Meer. Vom Ausfluß der Weichsel bis zum Gestade des schwarzen Meers und zum Tanais, durch die überwundenen Slaven und die Finnen hin durch, schienen sie ihre Richtung nach dem kaspischen Meer und dem Kaukasus zu nehmen. Etwas früher, als dieser Zug der Gothen, kamen andre Indo-Germanen von dem kaspischen Meer und dem Kaukasus, und trafen, da sie nach Westen zogen, auf jene; aber eben durch dieses Zusammentreffen oder durch die Macht der Batarnen (die zwischen der Weichsel, der Dnieper und in Pregel wohnten), gehemmt, wandten sich diese asiatischen Nomaden um das schwarze Meer herum und sammelten sich in Ungarn, der Wallachei und dem alten Scythien. Zu gleicher Zeit drängten die (sarmatischen) Yazigen die eingebornen Geten und Dacier in die Gebirge. Nirgends widerstand die slavische Race. Unterdeß diese Sarmaten sich festsetzten, und die Gothen über Asien einzubrechen drohten, drängten die westlichen Germanen immerfort nach Gallien und Brittannien. Die Gotho-Skandinavier wollten eben über den Tanaïs setzen, als die Hunnen, ein mongolisches Volk, das Reich der Alanen umstürzend und finnische Völker vom untern Obi und Irtisch her mit sich fortwälzend, dieselben überwältigten, einen Theil mit sich fortrissen, und die andern nach der Donau hin warfen. Diese Gothen zogen, zwischen dem schwarzen Meer und den Quellen der Weichsel vereinigt, gegen die Donau; Griechenland und Thrazien, dann Gallien und Italien wurden von ihnen erobert, als die Hunnen auf der Spur der Gothen, und zugleich an den Tyroler Alpen und am Rhein erschienen. Finnische Völker, die Ugren, hatten sich am unteren Theil der Wolga und des Don niedergelassen, und in Transsylvanien die Szetheli. Endlich durch die Zeit, die Kriege und die Zerstreuung, verschwinden die Hunnen ganz, die Alanen aber, kaukasische Nomaden, die mit nach Gallien und Italien geschleppt worden waren, mischten sich mit den Celten.

Nun erhoben sich die Slaven von dem Ilmen- und Ladoga-See bis zu den Karpathen, und überschwemmten Griechenland und die Küsten des schwarzen und des kaspischen Meers; die Masse der Nation setzte sich in den Ländern zwischen der Wolga und der Elbe fest, indeß die deutschen Völker von dieser an bis zur Seine und zum Ocean wohnten. Die Züge der Deutschen nach Gallien und Brittannien hörten erst im zehnten Jahrhundert auf; aber die der Normannen (d. h. der eigentlichen Skandinavier) dauerten fort, längs dem baltischen Meere nach Rußland, und längs dem atlantischen und mittelländischen Meere nach dem westlichen und südlichen Europa. Das erste einbrechende Volk von türkischer Race, die Awaren, sammelte sich bald in Pannonien, und wurde von Karl dem Großen vertilgt.

III. Nur einige Horden Kaukasier, die Jazigen, folgten den Indo-germanen nach Westen; aber die Masse des Volks war bis zur Zerstörung des hunnischen Reichs in seinen Gebirgen eingeschlossen geblieben; dann aber dehnte es sich nach der Wolga und dem Don aus; die Bulgaren kamen endlich gegen Ende des sechsten Jahrhunderts bis zum Dnieper. Die Khasaren zogen bald darauf längs dem kaspischen Meer bis zur Mündung der Wolga und verdrängten die Bulgaren nach dem Ural, der Kama und der Donau. Zugleich drängten sich die Ugren, welche die Hunnen zurückgelassen hatten, zwischen den Don und den obern Dnieper.

Also sind nur zwei auswärtige Racen in Europa eingedrungen, Mongolen (die Hunnen) und Türken (die Avaren); die Masse der Türken kam aber nur bis zum Tanaïs und Bosphorus, und nach dem Sturz ihres Reiches stellten Kaukasier die Scheidung jener beiden Arten von den europäischen her.

IV. Die Araber, ein semitisches Volk, stürzten, um

die Welt zu ihrem Glauben zu bekehren, über Asien und Afrika her. Sie trieben die Türken, nach dem Sturz der Sassaniden, über den Oxus, aus den Ländern, woraus diese im sechsten Jahrhundert die indo-germanischen und semitischen Völker verdrängt hatten. Die Türken zogen um das kaspische Meer, im Osten durch die Mongolen beschränkt, und drängten die dortigen Völker auf das Reich der Khasaren; einige von diesen Völkern drangen durch das Reich und trieben die Ugren erst in das Land zwischen dem Dnieper und der Donau, dann in das jetzige Ungern, wo demnach eine finnisch-mongolische Race zwischen germanischen, slavischen, türkischen und pelasgischen Völkern eingeschlossen wurde. Den Türken zogen indeß aus dem Osten immer mehr Horden nach; die Komanen eroberten im funfzehnten Jahrhundert das Reich der Khazaren und Hungaren. Die Slaven aber hielten sich, durch eine letzte Invasion von Skandinaviern (den Waregen) neu belebt, im Norden der Steppen des Don und Dnieper aufrecht. Sie gewannen allmählig Land über die finnische Race, die zugleich im Süden durch die Türken und die mit ihnen fortgerissenen Horden bedrängt wurde.

V. Im eilften und zwölften Jahrhundert folgte ein Stillstand. In Europa gewannen die Germanen längs dem baltischen Meere bis zum Pregel über die slavische Race das früher verlorene Land wieder. Im Orient stellten sich die Heere der Eroberer zwischen den Pelasgiern, Kaukasiern und Semiten fest, vom Oxus bis zum afrikanischen Isthmus. Nun drängte Gengis-Kan die Türken in Masse nach Westen, indem er zugleich China überschwemmte. Die Yakuten, vom Hauptstamm abgeschnitten, blieben mitten zwischen Mongolen. Die Türken flohen westwärts, und drängten einander fort bis in Ungern und Pensylvanien. Ihnen folgten die Mongolen mit ihren Bundesgenossen. So wurden die Türken um die ganze Songarey westlich gedrängt und mischten sich

mit den Mongolen. Eben so vermischten sie sich mit den slavischen, finnischen, germanischen, kaukasischen und pelasgischen Völkern, unter denen sie sich festsetzten. Dadurch entstanden die orientalischen Kosacken von Yaik bis zum Don, die kleinen Tartaren vom Budgiak, aus Bessarabien und der Krimm, die Nogais u. s. w., aber in den Kalmucken der Wolga zeigen uns die Mongolen, die Türken in den Baschkiren des Ural ihren Urtypus, indem beide unvermischt blieben. In der Krimm behaupten noch heut zu Tage die Abkömmlinge der Gothen ihre blauen Augen, ihre rothen Wangen, ihr blondes Haar und ihre weiße, reine Haut.

So wurde keine Race, nur einzelne Stämme wurden vernichtet; die Celten änderten sich durch Vermischungen am meisten. Die Steppen zwischen der Wolga und dem Dniester wurden abwechselnd von den nomadischen Eroberern, die vom kaspischen Meer kamen, besetzt.

VI. Während dieser Bewegungen der gotho-skandinavischen Race westlich auf Brittannien und östlich auf Rußland, der Slaven auf die Pelasger und Finnen, der Kaukasier auf die Slaven, der Türken auf die Kaukasier, Slaven und Finnen, der Araber und endlich der Mongolen auf die Türken, ließ sich die finnische Race (bis auf zwei von den Hunnen mit Gewalt losgerissene Stämme, die Ugren und die Szeklen) im Norden durch die samojedische, im Süden durch alle übrigen Racen Land abgewinnen. Im zwölften Jahrhundert drangen die Mongolen bis in die Mitte von Europa.

Schluß.

Die Verschiedenheit der Völker ist so groß, daß man mehrere Menschen-Arten (Species) anzunehmen gezwungen ist: die Verschiedenheit des Klima's, des Landes und aller

übrigen äußern Verhältnisse, die auf die auswandernden Abkömmlinge eines Stammes hätten wirken können, erklärt die Unterschiede der Menschen nicht.

Nicht einmal die Farbe hängt von dem Einfluß der Wärme ab; sie thut es nur bei einigen Racen: der celtischen z. B., nicht aber bei der indo-germanischen; so sind die Engländer und Holländer am Kap weißer und röther von Farbe, als in ihrem Vaterland. Auf dieselbe Weise behalten die Thiere in den verschiedensten Klimaten ihre Farbe: der Tiger z. B. vom Obi bis zur Linie, der Jaguar vom 30° S. bis zum 40° N. Br. Indeß bringt das wärmere Klima nicht immer die dunklere Farbe hervor, wo es die Farbe ändert; die Kurilen sind von der Farbe der lebendigen Krebse, und auf Borneo und Makassar wohnen die weißesten unter den Malayen. Je mehr die Eingebornen auf den Sandwichs-Inseln, welche dunkelbraun geboren werden, vor der Einwirkung der Sonne und der freien Luft geschützt sind, desto schwärzer bleiben sie; setzen sie sich der Luft aus, so werden sie orangefarben. Seltsamerweise haben die Affen auf Borneo die schwärzeste Haut, indeß sie auf Guinea und Mosambik lichteres Haar haben. *)

Aber weit beständiger als die Farbe, und von allen äußern Einflüssen unabhängig, sind die Beschaffenheit der Haare, die Bildung der weichen Theile und der Knochen. Nie hat ein Europäer durch den Einfluß irgend eines Klimas wolliges Haar bekommen. Die Mongolen am Pol haben dasselbe Haar, dieselbe Schädelbildung, wie die Mongolen unter der Linie. Die Tschutki's wohnen zwischen den

*) Die Farbe der Haut hängt nicht von dem Rete Malpighi, (das ich nie habe finden können), sondern von der Bearbeitung des Bluts in der Lederhaut und zweifelsohne von einer verschiedenen chemischen Beschaffenheit desselben ab. D.

Hyperboräern, ohne ihre unterscheidenden Charaktere zu verlieren. Ein indo-germanischer Stamm wohnt seit achthundert Jahren in Island, ein andrer (die Rohilla's) seit sechshundert südlich vom Ganges, ohne daß einer von beiden auch nur die eigenthümliche Farbe des Haars und der Augen, geschweige die charakterische Bildung der Theile, eingebüßt hätte. Bei den Buschmännern sind die Nasenbeine zu einer Schuppe verschmolzen, und die fossa olecrani ist durchbrochen, ohne Verschiedenheit in der Muskulatur.

Uebergänge einer Race in die andre finden sich so wenig, daß die Unterschiede der einzelnen Arten auf der Gränze manchmal am stärksten sind: so sind die Kurilen die behaartesten und die Man-Tschu, ihre Nachbarn, die glattesten Menschen; aber das Klima ist stufenweise verschieden.

Ein Mittel gibt es, die Arten zu verändern: die Vermischung mit andern Arten *).

Zwei verschiedene Arten bringen durch ihre Vermischung eine neue hervor, wobei die eine Race die Oberhand über die andre hat; diese neue Race ist entweder beständig, wie wenn sich Neger und Europäer vermischen, oder es werden nun bei ihr die Farbe der Haare, der Iris, der Bildung u. s. w. in jedem Individuum verschieden, wie bei den Völkern Europas und den Tunkinesen. Dasselbe findet bei den Thieren statt; aus der Vermischung des Bison und des europäischen Zugochsen gingen constante Mestizen hervor. Von den Hunden, Füchsen, Wölfen u. s. w. gilt dasselbe.

Die Geschichte zeigt uns, wie die Nogais, Kirgisen, und Yakuten durch Vermischung der Türken und Mongolen entstanden sind, aber auch wie sich beide Nationen, unvermischt aus ihrem Lande versetzt, erhalten haben.

Eins ist zu bemerken übrig, daß desto geringere Zeichen die Arten unterscheiden, je vollkommner die Gattung ist: man vergleiche die Fische in diesem Betracht mit den Affen und Fledermäusen.

---

*) Nicht alle Individuen, die mit einander fruchtbare Junge zeugen, sondern alle, die einen, durch äußerliche Verhältnisse unveränderlichen Typus mit einander gemein haben, gehören zu einer Art; Varietäten erstrecken sich nur auf Farbe und Größe. D.

Nach Seite 360 einzuheften.

Racen.

o=germanische Race: blondes oder flachsfar=
en rothes Haar; Iris blau, Statur groß, Kör=
ıd mittelmäßig behaart. In Skandinavien
lichen Ufer des kaspischen Meers bis zum In=
ı (autochtones).
nische Race: rothes Haar; Iris blaßblau,
kreis deutlich noch blässer; mittlere Statur;
Beine lang und schmächtig. Eingeboren auf
en des Ural, westlich bis zum baltischen und

7 Inseln zwischen Japan und Kamtschatka und
am Ausfluß des Amur einheimisch.

frika vom Senegal, Niger, und Bahr=el=
jenseits des südlichen Wendekreises ein. Von
8 ern durch eine hohe mit dem indischen Meer
skette getrennt.

9 nten Neger von Mosambick, und die Kaf=
h auf den östlichen Küsten von Afrika bis
anguebar.

in Afrika, jenseits des südlichen Wendekrei=
stküste.
ntottische Race: fünf Fuß zwei bis fünf
he, verwischte Formen; Gesicht dreieckig;
Schneidezähne vertikal; Schläfe viereckig;
wie beim Europäer, getrennt; Hände und
äßig. Eingeboren südlich vom Orangeflusse.
1 na's Race (Buschmänner): unter fünf Fuß
er nie über vier Fuß sechs Zoll, zuweilen
der, wie der ganze Körper stark und wohl=
nd Füße verhältnißmäßig so klein, wie bei
die Nasenbeine zu einem nicht ausgebilde=
olzen; die großen Schaamlippen verstrichen,

Hyperboräern, ohne ihre unterscheidenden Charaktere zu verlieren. Ein indo-germanischer Stamm wohnt seit achthundert Jahren in Island, ein andrer (die Rohilla's) seit sechshundert südlich vom Ganges, ohne daß einer von beiden auch nur die eigenthümliche Farbe des Haars und der Augen, geschweige die charakterische Bildung der Theile, eingebüßt hätte. Bei den Buschmännern sind die Nasenbeine zu einer Schuppe verschmolzen, und die fossa olecrani ist durchbrochen, ohne Verschiedenheit in der Muskulatur.

Uebergänge einer Race in die andre finden sich so wenig, daß die Unterschiede der einzelnen Arten auf der Gränze manchmal am stärksten sind: so sind die Kurilen die behaartesten und die Man-Tschu, ihre Nachbarn, die glattesten Menschen; aber das Klima ist stufenweise verschieden.

Ein Mittel gibt es, die Arten zu verändern: die Vermischung mit andern Arten *).

Zwei verschiedene Arten bringen durch ihre Vermischung eine neue hervor, wobei die eine Race die Oberhand über die andre hat; diese neue Race ist entweder beständig, wie wenn sich Neger und Europäer vermischen, oder es werden nun bei ihr die Farbe der Haare, der Iris, der Bildung u. s. w. in jedem Individuum verschieden, wie bei den Völkern Europas und den Tunkinesen. Dasselbe findet bei den Thieren statt; aus der Vermischung des Bison und des europäischen Zugochsen gingen constante Mestizen hervor. Von den Hunden, Füchsen, Wölfen u. s. w. gilt dasselbe.

Die Geschichte zeigt uns, wie die Nogais, Kirgisen, und Yakuten durch Vermischung der Türken und Mongolen entstanden sind, aber auch wie sich beide Nationen, unvermischt aus ihrem Lande versetzt, erhalten haben.

Eins ist zu bemerken übrig, daß desto geringere Zeichen die Arten unterscheiden, je vollkommner die Gattung ist: man vergleiche die Fische in diesem Betracht mit den Affen und Fledermäusen.

---

*) Nicht alle Individuen, die mit einander fruchtbare Junge zeugen, sondern alle, die einen, durch äußerliche Verhältnisse unveränderlichen Typus mit einander gemein haben, gehören zu einer Art; Varietäten erstrecken sich nur auf Farbe und Größe. D.

Nach Seite 360 einzuheften.

Racen.

o-germanische Race: blondes oder flachsfar-
en rothes Haar; Iris blau, Statur groß, Kör-
d mittelmäßig behaart. In Skandinavien
lichen Ufer des kaspischen Meers bis zum In-
i (autochtones).
nische Race: rothes Haar; Iris blaßblau,
kreis deutlich noch blässer; mittlere Statur;
Beine lang und schmächtig. Eingeboren auf
en des Ural, westlich bis zum baltischen und

7
nseln zwischen Japan und Kamtschatka und
am Ausfluß des Amur einheimisch.

frika vom Senegal, Niger, und Bahr-el-
jenseits des südlichen Wendekreises ein. Von
8
hern durch eine hohe mit dem indischen Meer
skette getrennt.

nten Neger von Mosambick, und die Kaf-
9
h auf den östlichen Küsten von Afrika bis
nguebar.

in Afrika, jenseits des südlichen Wendekrei-
stküste.
ntottische Race: fünf Fuß zwei bis fünf
he, verwischte Formen; Gesicht dreieckig;
Schneidezähne vertikal; Schläfe viereckig;
wie beim Europäer, getrennt; Hände und
äßig. Eingeboren südlich vom Orangeflusse.
1 na's Race (Buschmänner): unter fünf Fuß
er nie über vier Fuß sechs Zoll, zuweilen
der, wie der ganze Körper stark und wohl-
nd Füße verhältnißmäßig so klein, wie bei
die Nasenbeine zu einem nicht ausgebilde-
olzen; die großen Schaamlippen verstrichen,

1. Karolinische Race: schön; schlanker und größer als gewöhnlich der Europäer; sanft; mit glücklicher Fassungsgabe.

2. Dayaks und Beadju's auf Borneo und mehrere Hatafora's der Molucken, die weissesten unter den Malayen.

3. Javaner, Sumattier, Timorier und Malayen des übrigen Archipels und der Nikobaren: Lippen gewöhnlich dick; Nase platt; Wangen vorspringend; kleiner als die Europäer von mittlerer Statur; treulos und wild.

4. Eigentliche Polynesier: groß im allgemeinen, wie die karolinische Race; Gesichtsform der Javaner, Sumatrier u. s. w. Die Neuseeländer bilden vielleicht eine eigne Race.

5. Ovas auf Mahagaskar, bewahnen den Landstrich der zwischen dem östlichen Küstenlande und den Bergen liegt; fünf Fuß und sechs bis sieben Zoll groß; blaß olivenfarben große viereckige Orbita; Kinn sehr lang in die Queere oval; Nase fast europäisch.

Bewohnen die kleinen Inseln um Neuguinea, Maigiu und Neuguinea selbst.

Bevölkerten oder bevölkern noch den Norden der Inseln des westlichen Oceans, einige kleine Archipele Polynesiens, einen großen Theil des indischen Archipels, und einige Gegenden Indo-Chinas und der nahen Inseln.

1. Moys oder Moyes auf den Bergen von Cochinchina, Samang, Dayak u. s. w. auf den Bergen von Malacca; die Bewohner des Innern von Formosa, des Archipelagus von Audamann, und, nach der japanischen Geschichte, ehedem den südlichen Theil von Niphon.

Namenregister.

Sachregister.

